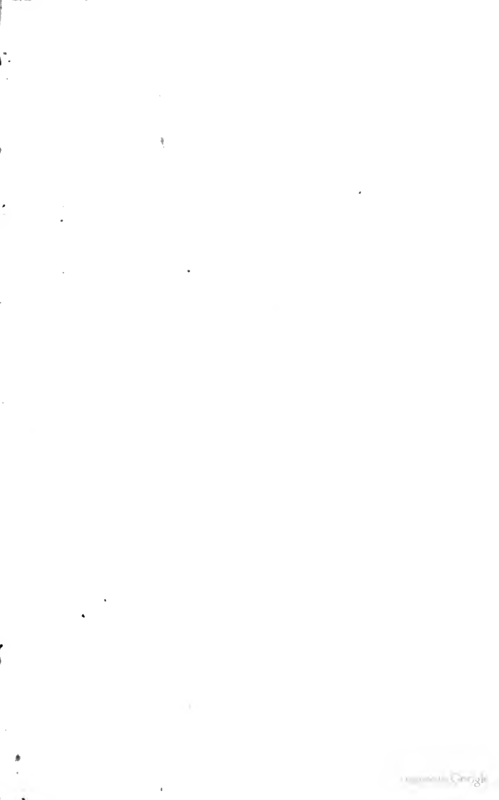




Geschichte

der

Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band: Die Romantik.

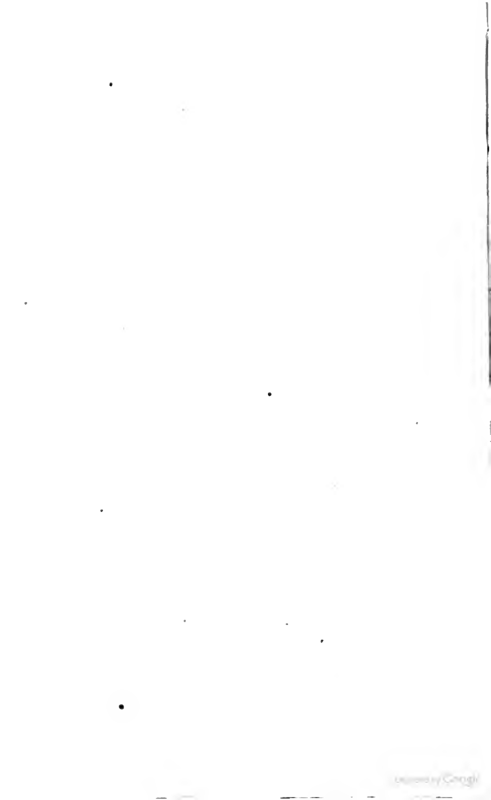
1797 – 1813.

Leipzig.
Friedr. With. Grunow
1866.

Geschichte

der deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.



Geschichte

der

Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band: Die Romantik.

1797—1813.



Leipzig.
Friedr. Wilh. Grunow.
1866.

Vorrede.

Das Buch war vor drei Monaten fast fertig gedruckt; ich hielt es zurück, weil man in den Tagen, wo das ganze Schicksal Deutschlands auf dem Spiele stand, Niemand zumuthen konnte, sich um Literatur zu kümmern. Wer mein Werk aufmerksam gelesen hat, kennt den rothen Faden, der es durchzieht: an der Kleinstaaterei sind die kühnsten und stolzesten Schwingen unseres Geistes verkümmert. Den Tag gesehen zu haben, wo Deutschland, durch einen gewaltigen Arm geleitet, endlich diese lähmenden Fesseln abstreift, gehört wohl zu den größten Freuden des Lebens.

Ich habe die merkwürdige Zeit der Romantik sehr ausführlich behandelt, weil in ihr alles bereits im Keim und in der Gährung sich zeigt, was sich später so reich entwickelt hat. Es war das Jugendleben der Wissenschaft: die Reife derselben gehört nicht mehr in die Geschichte des geistigen Lebens, sondern in die Geschichte der Wissenschaft. Der folgende Band, der hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen und bis auf heute führen wird, soll nicht stärker werden als der gegenwärtige: die in den früheren Ausgaben enthaltene ausführliche Polemik gegen verkehrte Richtungen ist heute antiquirt.

Berlin, 7. September 1866.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.

Zweites Buch.

*) S. 202 Z. 7 v. U. lies dir st. der. — S. 234 Z. 19 v. O. lies Haiser st. Hascher. Ebenso S. 254. — S. 239 Z. 18 v. O. lies Badaud st. Badeur

*) S. 401. Z. 1 v. O. lies dialektlos st. tactlos.

Erstes Buch.

Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Namen Romantik eine bestimmte Schule; in der That ist es ein allgemeiner Umschwung im geistigen Leben Deutschlands zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Um denselben an die vorhergehende Entwicklung anzuknüpfen, muß untersucht werden, welche ungelöste Aufgaben diese dem neuen Geschlecht hinterließ. Einen zweckmäßigen Faden bildet der Satz des Widerspruchs.

Der Satz des Widerspruchs: „es ist unmöglich, daß was ist zugleich nicht sei", und umgekehrt, ist das constituirende Princip des reinen Verstandes. Von der Annahme ausgehend, Verstandesgesetz sei auch Weltgesetz, unternahm die Wolf'sche Philosophie, durch diesen Satz nicht blos Vorurtheil und Aberglauben der gemeinen Vorstellung zu beseitigen, sondern aus ihm das Universum im Begriff zu construiren, sinnliche und übersinnliche Welt, Causalität und Freiheit, Natur und Gott.

Die französische Aufklärung sah die wirkliche Natur überall unterdrückt; sie ging vom Haß aus; ihr Wahlspruch war: Ecrasez l'Infame! Die deutsche Aufklärung, wie es der Ehrbarkeit des kleindeutschen Bürgerthums entsprach, ging vorsichtiger zu Werk. Zwar verhehlte sie sich nicht ihren Gegensatz gegen das historische dogmatische Christenthum, sie wollte ebensowenig von einer übernatürlichen Wunderwirkung als von der ursprünglichen Verderbniß der Natur wissen, der Verstand sollte im Himmel gelten wie auf Erden. Aber sie wollte die gute Natur durch angemessene Erziehung entwickeln, die Vorurtheile durch Belehrung beseitigen, und so mit Ordnung die Menschheit Schritt vor Schritt verbessern, bis endlich Verstandesgesetz auch für das blödeste Auge Weltgesetz sei. Das durch Luther bereits gereinigte Christenthum wollte

sie nicht aufgeben, sie wollte es nur dem Fortschritt der Menschheit anpassen und durch den Satz des Widerspruchs alle dem engen Horizont unangemessenen Elemente ausscheiden.

Ueber den Pietismus, welcher die altchristliche Lehre von der Verderbniß der menschlichen Natur und von der Wirkung der Gnade wieder herstellen wollte, gewann die Aufklärung den Sieg, weil sie ihm an Bildung und folglich an Macht überlegen war. Aber sie hatte den Sieg dadurch erkauft, daß sie eine Menge von unabweisbaren Bedürfnissen der Seele und eine Menge von wissenschaftlichen Thatsachen völlig ignorirte. Nun traten an Stelle der alten Pietisten kräftige Männer, die, an Bildung den Aufklärern bei weitem überlegen, diese Bedürfnisse des Gemüths, diese Thatsachen der Wissenschaft gegen den Satz des Widerspruchs geltend machten: Lavater, Jakobi, Hamann, Möser; der Dichter des Werther, der Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente. Diesen Männern gegenüber fruchtete die alte Schablone nicht mehr: die Identität der empirischen und der intelligiblen Welt zu finden, mußte man etwas tiefer graben.

Dazu kam der überraschende Ausgang der französischen Revolution. Bis dahin hatte in den Idealen unter den Gebildeten allgemeine Uebereinstimmung geherrscht, nun begann Zweifel und Rathlosigkeit, man wußte nicht mehr, woran man glauben sollte. Der Satz von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur schien durch das Hervortreten der entfesselten Bestie widerlegt zu sein; die Idee der Volkssouverainetät führte zur Massenherrschaft, d. h. zum Despotismus frecher Demagogen; die Idee der Gleichheit zum Sansculottismus, d. h. zur Unterwerfung der Gebildeten unter den Pöbel, die Idee der Freiheit zur Permanenz der Guillotine, die Idee des Weltbürgerthums zum Krieg aller gegen alle. In dem Kampf gegen die Anomalien der Gesellschaft zeigten alle diese Ideen nur eine zerstörende Kraft, bis zuletzt nichts übrig zu bleiben schien als eine chaotisch durcheinanderwogende Masse, die, in die Hand eines gewaltigen Mannes gegeben, das Werk der Zerstörung über ganz Europa verbreiten sollte. In diesen Widersprüchen sich durch den Satz des Widerspruchs zu orientiren, wurde der deutschen Bildung schwer. Alle jene Ideen, welche, aus dem Satz des Widerspruchs hergeleitet, als Verstandesgesetz auch Weltgesetz werden sollten —: die Probe stimmte nicht; hatte etwa der Verstand selbst sich übereilt?

In diese Periode des inneren Schwankens fällt die große Wirkung der kant'schen Philosophie. Die „Kritik der reinen Vernunft" zeigte die Unmöglichkeit, den Satz des Widerspruchs auf die übersinnliche Welt anzuwenden. Mit dem Satz des Widerspruchs beweist man mit gleichem Recht die Endlichkeit und Unendlichkeit der Welt, das Sein und das Nichtsein eines



schlechthin nothwendigen Wesens, Freiheit und Causalität. Das Gesetz des Verstandes ist nicht Weltgesetz. Es ist nur Gesetz für die in die Verstandesformen Raum und Zeit eingeschlossene Erscheinung, es gewinnt seinen Inhalt nur durch die Erfahrung; was dahinter liegt, das Reich der Dinge an sich, das Reich der Zwecke, das Reich der Freiheit, dahin findet der Verstand keinen Weg; er ist ebensowenig im Stande sie zu erweisen als sie zu leugnen, denn er hat keinen Maßstab für sie.

Die Identität der intelligiblen und sinnlichen Welt findet innerhalb der Erscheinung nur einen festen Punkt, den Pflichtbegriff des denkenden Wesens. Du sollst, schlechthin, ohne alles Interesse: in diesem Bewußtsein, zu sollen, liegt deine einzige Würde, der Werth deines Lebens, der Werth der Welt überhaupt. So gewiß das Gesetz unumstößlich und allgemein giltig ist, so gewiß wird es nie erfüllt; der Weltplan liegt darin, daß das Gesetz unumstößlich sei, daß es nie erfüllt werde. Der wahre Inhalt des Lebens ist die Tugend, der Kampf des Guten gegen das Böse, gegen das Böse von Außen, gegen das radicale Böse im Innern. Die Vorsehung will nicht Eintracht, denn das wäre Tod, sie will Zwietracht. Das hebt freilich die Zurechnung nicht auf. Es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt. So gewiß das empirische Ich gleich allen andern Erscheinungen in jedem Augenblick der Zeit dem Mechanismus der Causalität folgt, so gewiß weiß es, daß es als intelligibles Ich die Schuld mit Freiheit auf sich genommen hat. Das Gewisseste, was es auf der Welt giebt, ist zugleich das Unbegreiflichste.

Identität der intelligiblen und der empirischen Welt, im Gebiet des praktischen Lebens nur in der Form des Sollens denkbar, findet seinen Ausdruck nur in der Idee, und die Idee zeigt sich im Reich der Erscheinung nur im Bilde. Im handelnden Leben folgt der Mensch als Naturwesen nur dem Interesse oder dem Trieb; Wohlgefallen ohne Interesse und durch keinen Trieb entstellt bringt die Natur nur in der Form des Schönen und des Erhabenen hervor. Indem das Genie das Schöne und Erhabene schafft und dieses interesselose Wohlgefallen hervorruft, zeigt sich, wenn auch nur in einer flüchtigen Erscheinung, die Identität des Empirischen und Intelligiblen. Wo das Interesse aufhört, beginnt das Ideal, denn theoretisch betrachtet, der größte Aberglaube, praktisch, der größte Frevel ist, die Identität in der endlichen Existenz zu suchen, das Trachten nach Glück, nach Uebereinstimmung des Seins und des Sollens mit den Begierden.

Kant hat zwei Generationen beherrscht und beherrscht sie noch, aber keineswegs so, daß alle seine Sätze in der Form eines Glaubensbekenntnisses Gemeingut der Nation geworden wären. Von seinem Geist berührt haben

Denker, Dichter, praktische Männer, indem sie den Inhalt seiner Lehre modificirten, oft scheinbar in's Gegentheil verkehrten, den Umschwung des öffentlichen Geistes herbeigeführt. Am unmittelbarsten wirkte seine Moral: die alte schlaffe Glückseligkeitslehre zerbrach kläglich unter dem Fuß des fremden Eroberers; die Männer, welche die Erhebung leiteten, sind zum großen Theil aus Kant's Schule hervorgegangen. Angehaucht von dem Geist der Kritik der reinen Vernunft, erhob sich ferner eine kritische Schule auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, welche die alte todte Buchgelehrsamkeit durch die Construction der geschulten Phantasie, durch intellectuelle Anschauung widerlegte.

Unternehmender und weniger gewissenhaft in seinem Denken als Kant, griff Fichte begierig nach dem Punkt der Einheit, den Kant im Ich gefunden, und construirte aus ihm heraus das Reich der Zwecke, das Reich der Dinge an sich: er construirte es, so weit es den denkenden Menschen interessiren könne; was sich nicht auf das Gebot der Pflicht bezieht, es läutert und mit Stoff erfüllt, sei ebenso gleichgiltig als unmöglich zu erkennen. Der Widerspruch wurde dadurch getilgt, daß die eine Seite der Welt in's Nichts fiel. Diese Beschränkung ließen seine Nachfolger fallen, sie construirten alles und jedes, und die Phänomenologie nahm Ober- und Unterwelt in das Reich der Erscheinungen auf. Das Sein ist die Identität des Seins und des Nichtseins, die Identität ist die Einheit der Identität und des Widerspruchs, die Erscheinung ist das Ding an sich, und das Wirkliche ist die Vernunft.

Eine andere Seite des Systems faßte Schiller auf. Die intelligible Welt verwirklicht sich innerhalb der Erscheinung nur durch die Kunst. Das Werk der Kunst zeigt dem empirischen Menschen ebensowohl seine Einheit mit dem Ideal als seinen Abstand von demselben. In der Wirklichkeit sind die Götter Griechenlands, die intellectuelle Anschauung der Identität von Natur und Freiheit, für uns verloren, aber ohne daß wir dadurch ärmer wären, denn wir haben den doppelten Genuß des Bildes und der Sehnsucht nach dem Urbild. Unsere Poesie ist sentimental und muß es sein, d. h. sie weiß, daß das Ideal nicht von dieser Welt ist: aber so wenig die Tugend darunter einbüßt, daß sie weiß, Moralgesetz wird in der Erscheinung nie Weltgesetz, so wenig wird die Würde der Kunst dadurch beeinträchtigt, daß sie nur ein Spiel ist. Im Gegentheil: je mehr sie sich vom Leben isolirt, je freier sie sich in ihren Idealen bewegt, desto wohlthätiger wird sie für den Menschen sein.

In diesem Glaubensbekenntniß der classischen Periode lag zweierlei. Einmal: die Kunst vermag die Identität der sinnlichen und intelligiblen Welt im Bilde herzustellen. Dem Zeitalter ist diese Identität, die in der Wirklichkeit ihm fehlt, im Bilde verständlich und erscheint ihm begehrenswerth; das Bild wirkt also, indem es die Sehnsucht läutert, bildend und einigend auf die

Menschheit, und trägt durch den Schein des Himmels dazu bei, die Identität auch auf Erden näher und näher zu bringen. „Was ist heilig? das ist's, was viele Seelen zusammenbindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Dies war das bleibende Moment; dazu trat ein zufälliges, welches der Zeit angehörte. Schiller kannte als Heimath des Mädchens aus der Fremde, das dem entzweiten Zeitalter Frieden verkünden sollte, nur die Antike. Er kannte ferner als bildungsfähig und bildungsbedürftig nur das Geschlecht, aus dem er aufgewachsen war: das norddeutsche, protestantisch rationalistische Bürgerthum.

Hier legten nun die Jüngeren Widerspruch ein. Groß in seinem Streben, war Schiller eingeschränkt in seinem Wissen: seine Götter Griechenlands waren ebenso überholt als durch sie Ramler's Mythologie überholt war. Hellas wies nach dem Orient, nach Indien: warum sollte man das Naive, das Ideale, das Poetische gerade nur in Griechenland suchen? warum den Drang der intellectuellen Anschauung auf eine freilich schöne Zeit einschränken, die aber den Makel des Endlichen an sich trug? Die rechte Bildung konnte erst dann gedeihen, wenn ihr Pantheon alle Götter in sich schloß.

Ferner, warum sollte man ausschließlich auf das zunächst stehende Volk Rücksicht nehmen? warum nur auf den deutschen Rationalisten und nicht auch auf den romanischen Katholiken? warum nur auf den Arbeitenden und nicht auch auf den Genießenden? auf den Bürger und nicht auch auf den Adel? warum nur auf den Mann und nicht auch auf das Weib? — Der Leser des vorigen Bandes weiß, daß diese Fragen von Fr. Schlegel bereits aufgeworfen waren. In der That konnte man sie um so weniger umgehen, da von Jahr zu Jahr die Bildung wuchs und bei der Fülle der neuen Erscheinungen immer deutlicher die Einseitigkeit der früheren intellectuellen Anschauung hervortrat.

Aber diese Abweichung mußte weiter führen. Für Griechenland und den deutschen Protestantismus fand sich wohl der gemeinsame Augenpunkt; aber nun auf der einen Seite ein Chaos der Ideale, auf der andern ein Chaos der Sehnsucht: in diesem Wirbel ließ sich Helle und Einheit des Bildes nicht mehr wahren. Man denke sich dies Problem in den Händen strebsamer und hochgebildeter junger Männer, die, von der Fülle neuer intellectueller Anschauungen überwältigt, ohne eigentlich schöpferische Kraft, dennoch den Beruf zu haben glauben, in der einzigen Sphäre thätig zu sein, in welcher die intelligible Welt mit der empirischen sich vermischt, in der Sphäre der Kunst, und man wird den folgenden Einfall begreiflich finden.

Das Wissen und das Leben sind beides die Wirklichkeit eines innern Widerspruchs; gehört der innere Widerspruch nicht zum Begriff des Ideals? Im Reich der Kräfte wird die Freiheit dadurch erworben, daß das Gesetz des reinen Willens das Gesetz der empirischen Natur verleugnet: sollte im Spiel der Kunst die Freiheit nicht dadurch entstehen, daß die Begeisterung gleichmäßig das eine Gesetz wie das andere von sich wirft? Wenn es im handelnden Leben ein Frevel genannt wird, nach Glück zu streben, das der Tod wäre, ist es nicht ebenso vermessen von der Kunst, Lösung zu suchen, wo nur das Räthsel erfreut? Ernst und im Ganzen trübselig ist dieses Leben, wo ein Zweck den andern ablöst und bedingt; wahrhaft kommt der Geist zu sich erst, wenn er diese Fesseln abwirft, und im freien Scherz der Bedingungen spottet, die im Leben ihn banden. Das Leben ist nicht zufällig sondern seiner Natur nach arm und nüchtern; die Menge nicht zufällig sondern ihrer Natur nach gemein und poesielos. Die Kunst soll nicht darauf ausgehn, das Leben zu bilden und zu bekehren, sondern vom Leben zu befreien. Die Kunst ist ewig nur für künstlerische Gemüther; sie reicht nur dem Geweihten den Trank der Begeisterung, in der ihm das finstere Ungethüm der Welt als Maskenscherz erscheint, und diese Trunkenheit ist das Reich der Freiheit.

1.

Ludwig Tieck.

„Wer ist dort der alte Mann? in einer Ecke festgebunden, daß er sich nicht rührt und regt. Der wunderliche Alte folgt stets seiner närrischen Laune, sie haben ihn gefesselt, daß er den armen Menschen nicht irre . . . Fällt in die Augen das Abendroth hinein: nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen! denkt der Mensch, und fürchtet sich schon. . . . Der Alte schüttelt sich vor Freude; er breitet den weiten Mantel aus, und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen . . . Das Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen, er reckt die Hände gierig aus . . . Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft; der Mensch schämt sich . . . Der Alte fängt an zu zittern, der Mantel umgekehrt ihm um die Schultern gehängt, Arm und Beine festgebunden, sitzt er wieder grämlich da . . .“ — Phantasus, der tolle Alte, kann ebenso die blutigsten Fratzen aus seinem Mantel auskramen als das possenhafte Puppenspiel. Das Bild faßt die beiden Seiten in Tieck's Gemüth und Poesie zusammen.

Ludwig Tieck wurde 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Der Vater, ein wohlhabender Seilermeister, hatte für seinen Stand eine ungewöhn-

liche Bildung. Tieck machte den Gymnasialcursus unter Gedike durch; in den oberen Classen war er nicht wohl angeschrieben, weil er die Lehrer durch Paradoxien ärgerte: bald vertheidigte er die Klöster, bald ließ er atheistische Neigungen blicken. Er las viel und gern; den tiefsten Eindruck machten Don Quixote (noch in Bertuch's Uebersetzung, die alles Romantische wegließ), Hamlet, die Holberg'schen Komödien; später Götz, die Räuber und der Geisterseher. Auch ging er viel in's Theater. Reichardt, in dessen Haus er eingeführt war, warb ihn für eine Liebhabergesellschaft, die einmal sogar die Ehre hatte vor der Lichtenau zu spielen; durch ihn wurde er mit Moritz bekannt, dessen Begeisterung für Goethe sich ihm mittheilte. Für Musik hatte er kein Talent, so wenig als für die Mathematik und das Zeichnen; dagegen legte er sich früh auf neuere Sprachen. Der rationalistische Religionsunterricht ging spurlos an ihm vorüber. Der Vertraute seiner poetischen Einfälle war sein gleichalteriger Mitschüler Wackenroder, Sohn eines Geheimraths.

April 1791 verließ Reichardt Berlin. Tieck's jüngerer Bruder Friedrich wurde zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben. Um dieselbe Zeit trat ihm ein jüngerer Lehrer nahe: Bernhardi, vier Jahre älter als er, in Halle unter Wolff gebildet, ein eifriger Anhänger Goethe's. „Spott und treffender Witz standen ihm zu Gebot und machten ihn zu einem ebenso gefürchteten Gegner als beliebten Unterhalter. Mit Leichtigkeit wußte er sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zurecht zu finden, und durch geschickte Anwendung zu verdecken, was ihm an gelehrten Kenntnissen abging. Er liebte Ironie und Mystification, und konnte mit Nachdruck und Anstrengung arbeiten, um hinterher eben das zu verspotten, woran er seine ganze Kraft gesetzt, und nicht minder diejenigen, welche daran geglaubt hatten. Gewandt und überlegt wußte er sich in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen; stets blieb er Herr der Form und wußte für sich zu gewinnen und zu blenden." So erzählte Tieck später, der damals ganz von ihm beherrscht wurde.

Neigung und Talent zogen Tieck zum Theater, aber der Vater drohte ihm mit seinem Fluch, und er mußte sich entschließen, April 1792 zur Universität zu gehn. Er ging nach Halle, wo Reichardt bereits angesiedelt war, und wo v. Burgsdorf, sein alter Schulfreund, mit Wiesel ein wildes Studentenleben führte. Wackenroder blieb nach dem Verlangen des Vaters, der seinem Wunsch, sich ganz der Musik zu widmen, streng entgegentrat, noch in Berlin, doch schrieb er fast wöchentlich an Tieck die ausführlichsten Briefe; man entnimmt aus ihnen, wie ihre literarischen Ansichten noch sehr naturalistischer Art waren; nicht blos für die Räuber, Ossian und Mathisson glühte ihr Gemüth, sondern auch für „Elise von Valberg" und

für die schlechten Romane und Gespenstergeschichten, die Tieck später verspottete. In Wackenroder's Briefen spricht sich ein treues, warmes Gemüth, ein nicht übermäßig entwickelter Verstand aus. Dem Genius des Freundes ordnet er sich ganz und willig unter, seine dämonische Art, seine wilden Phantasiebilder bekämpft er mit liebender Wärme. Tieck scheint ihn mitunter absichtlich geängstigt zu haben: „Ich weiß," schreibt ihm Wackenroder 15. Juni 1792, „daß du dich als einen der Welt schon Abgestorbenen betrachtest, der in einem gleichgiltigen Mittelzustand lebt, alles um sich her wie durch das Gitterfenster eines düstern Gewölbes ansieht ... Wann wirst du von dieser unseligen Krankheit genesen!"

Sept. 1792 wanderte Tieck zu Fuß durch Thüringen nach Göttingen; A. W. Schlegel war schon fort. Er lebte in einem angenehmen Kreise von Edelleuten, in den ihn Burgsdorf eingeführt, und beschäftigte sich auf der Bibliothek mit dem Englischen und Spanischen. Ueber die politischen Ansichten der Freunde giebt ein Brief Wackenroder's, Jan. 1793, Aufschluß. „Ich stimme von ganzem Herzen in deinen Enthusiasmus für die Franzosen ein; wer mit Lächeln von ihren Thaten spricht, dem möcht' ich gleich eine Ohrfeige geben. Doch würde ich auch als Franzose nicht das Gewehr in die Hand nehmen, weil ich zu wenig körperlichen Muth besitze. Auch bin ich einmal so eingerichtet, daß die idealische Kunstschönheit der Lieblingsgegenstand meines Geistes ist; ich kann mich unmöglich von lebhaftem Interesse hingerissen fühlen, wenn ich in den Zeitungen lese, daß die Preußen jetzt diesen, die Franzosen jetzt jenen Ort eingenommen haben; alles ist mir zu fern, zu wenig sichtbar, geht mir zu langsam, stimmt nicht mit dem idealischen Gang meiner Phantasie, macht mich unruhig, befriedigt mich nicht ... Die Hinrichtung des Königs hat ganz Berlin von der Sache der Franzosen zurückgeschreckt, aber mich gerade nicht. Ich denke wie sonst."

19. März 1793 kam Tieck nach Berlin, um den Freund, der nun endlich vom Vater losgesprochen war, nach Erlangen abzuholen. Von dort aus besuchten sie Nürnberg, und vertieften sich in die ältere deutsche Art und Kunst. Burgsdorf machte Aug. 1793 mit ihnen eine Rheinfahrt, die dadurch abgekürzt wurde, daß er die gemeinsame Reisekasse verspielte. Oct. 1793 waren sie alle drei in Göttingen. Wackenroder's Leichtgläubigkeit veranlaßte die beiden lustigen Gesellen zu wiederholten Mystificationen. „Das Wunder schien die Welt zu sein, in der er eigentlich lebte, während das Alltägliche für ihn zum Wunder wurde."

Oct. 1794 kehrten sie in die Vaterstadt zurück, gereift und voll von Eindrücken, die dem herrschenden berliner Ton widersprachen. Bernhardi übernahm die Führung; die Kreise der Herz und Veit waren ihnen schon aus

Reichardt's Zeiten geöffnet, mit dem Schauspieler Fleck, dem Musiker Zelter, dem Bildhauer Schadow machten sie Bekanntschaft. Mit seiner geliebten Schwester Sophie, einer wohlgebildeten und geistig ziemlich entwickelten Dame, miethete Tieck Oct. 1795 gemeinschaftlich eine Wohnung; sie war zwei Jahre jünger als ihr Bruder; Bernhardi schenkte ihr seine Neigung.

Im redseligen Alter hat Tieck viel von den Erlebnissen und poetischen Absichten seiner Jugend erzählt. Was wir von seinen ältesten Versuchen übrig haben, macht diese Berichte fast ganz entbehrlich. Seine Dichtung zu begreifen, muß man nicht von künstlerischen Principien ausgehen, die er sich erst später aneignete, sondern von der Natur seines Talents.

Er war noch nicht 20 J. alt, als er Jan. 1793 ein kleines Trauerspiel schrieb, „der Abschied". Eine noch nicht lange verheirathete Frau erhält den Besuch eines ehematigen Geliebten; ihr Mann erkennt ihn an einem Bilde, das sie, man weiß nicht warum, für das ihres Bruders ausgegeben hat; er wird eifersüchtig und bringt ihn um, sie macht ihm heftige Vorwürfe, er tödtet sie gleichfalls, und sitzt nun verzweifelnd an den Leichen. Um Leidenschaft handelt es sich nicht; man kann kaum von einem Mißverständniß reden; alle drei handeln wie im Traum; daß ein besonders vom Schicksal gekennzeichnetes Messer das Mordwerkzeng ist, will nicht viel bedeuten. Von dem Esprit, der Tieck's spätere Werke zum Theil auszeichnet, ist keine Spur: Sprache, Charakteristik, aber auch das Geschick in der Durchführung des Themas, das Tieck später einer falschen Doctrin opferte, erinnern auffallend an Kotzebue. Aber ein Moment ist darin, das sich bei Kotzebue nicht findet, das in der gesammten deutschen Literatur mit einer gewissen Energie hier zum erstenmal hervortritt. Und dies Moment ist das bezeichnende für die neue Romantik.

Bei Kotzebue ist die Verschwommenheit der Charaktere, ihr Mangel an jedem sittlichen Halt, diese Molluskenbildung ohne allen Knochenbau, die dem leeren Zufall die Entscheidung in die Hand giebt, eine Folge innerer Hohlheit, oberflächlicher Gesinnung, liederlicher Arbeit; der Dichter hat gar kein Arg an der Jämmerlichkeit seiner Geschöpfe, es ist ihm, als müßten sie so sein. Wenn Goethe verwandte Charaktere darstellt, ist es mit einer sittlichen Empfindung begleitet: die Schwäche der Weißlingen, der Clavigo u. s. w. hat ihre Dialektik; Gefühl, Urtheil und Schicksal spinnen sich in nothwendiger Folge bei ihnen heraus, und sie haben die Kraft, sich selbst zu richten. Dieses sittliche Urtheil tritt bei Tieck fast ganz zurück, statt dessen erfaßt die Seele ein unnennbares Grauen über ihre Unfreiheit. Das Entsetzen vor der dämonischen Macht, die, selbst ohne Inhalt, den blinden Willen fortreißt, wird mit einer Gewalt dargestellt, der man nicht leicht widersteht. Der Schatten, den die Unthat, bevor sie erscheint, vor sich wirft, das Grauen vor dem Geschehenen, und die end-

lich in weiche Stimmung aushauchende Verzweiflung: das alles spricht, drängt sich auf, bleibt unvergessen.

Der Fehler ist, daß es für sich etwas sein will. Von großen Dichtern wird das Grauen, die Gespenster, der Wahnsinn, das Traumleben überhaupt nur als sinnliche Wirkung sittlicher Gewalten in die Kunst eingeführt. Die freie Seele ist im Ringen mit den Mächten der Geisterwelt, Kraft stößt gegen Kraft, es ist ein ebenbürtiger Kampf zwischen den furchtbaren Menschen und den Gespenstern, der die Nerven stählt, indem er auf sie einschlägt. In Tieck's Wunderwelt giebt es keine freie Seele: widerstandlos, nur geängstigt und gequält, zucken die Nerven unter dem blinden Spiel der Naturgewalten; vergebens müht sich das Bewußtsein aufzuwachen, der Alp zerquetscht nicht blos die Brust, er macht den Geist wahnsinnig. Daß das Leben ein Traum sei, hat man oft muthwillig ausgesprochen; was für ein Grauen darin liegt, hat Tieck gezeigt.

Bei Klinger läßt der Teufel, um zu zeigen, wie schwach der gute Wille sei, einen edlen Menschen im Traum eine Reihe unerhörter Verbrechen begehen, und sucht ihm beim Erwachen einzureden, das sei die menschliche Natur. Aber Giaffar antwortet mit Recht: der Traum beweist nichts, denn im Traum ist der Wille nicht frei, im Leben ist er frei. Diese entscheidende Antwort findet Tieck niemals, denn die Freiheit des Willens ist ihm verschlossen. Es ist hier nicht von der metaphysischen Freiheit die Rede, sondern von der künstlerischen, die darin besteht, daß die Person einen eignen Kern hat, aus dem nach einem bestimmten Gesetz ihr Denken und Empfinden folgt. Tieck's Figuren sind ohne Kern; sie bestehn nur aus Nerven und Muskeln, die bei jeder galvanischen Berührung zucken, nach einem Gesetz, das mit ihrem eigentlichen Sein nichts zu schaffen hat. Sie sind nicht des Lebens, nicht des Todes Art.

Von früher Jugend liebte Tieck den Shakespeare, und seine Hingabe war wohl die unbedingteste, da sie durch classische Erinnerungen nicht gestört wurde. Am wenigsten waren für ihn die Stücke mit stark ausgeprägter sittlicher Tendenz, am wohlsten wurde ihm bei den phantastischen, welche die Einbildungskraft völlig in Freiheit zu setzen und jedes Gesetzes zu spotten schienen. Den „Sturm" bearbeitete er schon im 20. J.; er wird fast ganz in eine Oper verwandelt. Dazu schrieb er eine Vorrede „über das Wunderbare bei Shakespeare"; er bemüht sich, ihm die Mache abzusehn. Für einen Jüngling sieht er fein genug; er findet als Hauptsache, daß Shakespeare das Wunderbare glaublich macht, indem er das Gesetz des Traums belauscht und die Seelenbewegung desselben nachbildet. Das Gesetz der Traumbewegung ist die Association der Bilder, theils durch Verwandtschaft, theils durch den Contrast. „Es ist eine sonderbare Erscheinung in der menschlichen Seele, daß sie oft das

Fürchterliche und Lächerliche so nahe bei einander findet, daß eben das, was jetzt Lachen erregt, bei gespannter Phantasie in Schauder versetzen kann." „Im Traum verfährt die Phantasie oft ebenso: das Lächerliche präparirt das Gräßliche. Wir würden oft das Furchtbare bezweifeln, aber durch die komischen individuellen Züge, die aus der gewöhnlichen Welt hergenommen sind, werden wir gezwungen es zu glauben. Unsre Urtheilskraft wird so verwirrt, daß wir die Kennzeichen vergessen, nach denen wir sonst das Wahre beurtheilen; wir finden nichts, worauf wir unser Auge fixiren könnten; die Seele wird in eine Art von Schwindel versetzt . . Ein seltsamer Traum illudirt uns um so leichter, wenn wir Personen darin erscheinen sehn, die wir recht genau kennen." — Die Einmischung des Alltäglichen, des Gemeinen in's Unerhörte macht die Einbildungskraft zutraulich; die Anlehnung an den Aberglauben des Volks, der bis zu einem gewissen Grade in jeder Seele nachklingt, schafft den freien Schöpfungen des gebildeten Künstlers Zutritt. Beides befreit zugleich die Einbildungskraft, indem es den Stoff in die Ferne rückt. Daraus geht eine ironische Anschauung des Lebens hervor, die zwei Seiten hat: die eine, daß auch dem Erhabnen ein Moment des Endlichen anhaftet, das der Seele Freiheit giebt; die andere, daß auch im Albernen der Naturdämon steckt, der die Seele gefangen nimmt. Aber bei Tieck hatte diese Ironie auf das Werden seiner Eingebungen keinen Einfluß, sie kam blos als Sprühregen, die Hitze des ursprünglichen ganz im Stoff befangenen Schaffens nachträglich durch ein widerliches Frösteln abzulösen. Schon in der Jugend spottete er der Gespenster, aber seine Gespenstergeschichten haben einen ebenso trübseligen, ungebildeten Ernst, sie sind ebenso stofflich als die der Modelieferanten.

Die größte derselben, „Abdallah", hatte er schon im 18. J. begonnen; 4 J. arbeitete er daran, Oct. 1795 wurde sie fertig. Das Thema ist die Verführung eines reinen Jünglings zum Vatermord. Die Mittel der Verführung sind weder sehr gewählt noch sehr durchgreifend, und die Seele des guten Jünglings ist so wenig gezeichnet, daß auch die liederlichste Rechnung kaum widerlegt werden kann. Die Greuel häufen sich so, das Costüm verräth eine so niedrige Stufe der Bildung, Licht und Schatten sind so wenig geschieden, daß nicht einmal ein sinnlicher Eindruck hervorgeht. Auszunehmen sind die Schlußseiten: über diese verbreitet sich ein so gräßlicher Leichengeruch, der Schauder des Wahnsinns windet sich in so krampfhaften Bewegungen, daß die späteren „Teufels-Elixire" ein wahres Kinderspiel dagegen sind. Von dem großen Stil des Schrecklichen freilich, der in Franz Moor's Traum dem Dichter vorschwebte, ist keine Spur.

Abdallah behandelt einen Vatermord, das Ritterschauspiel „Karl von Berneck" — ungefähr gleichzeitig mit jenem angefangen und vollendet — einen

Muttermord. Das Stück ist mehrfach umgearbeitet, das Costüm gab ein Schloß in Franken, das auf der Reise 1793 dem Dichter wegen seines düstern Aussehens auffiel. Gleich Orest hat Karl den Mord seines Vaters, die Schande seiner Mutter zu rächen; er tödtet die Mutter mit ihrem Buhlen, und wird von ihrem Geist verfolgt und zum Wahnsinn getrieben. — Wer an einem schlagenden Bild lernen will, was classisch sei und was romantisch, stelle die Choephoren neben Karl von Berneck, ganz abgesehen von dem Werthunterschied. Bei Aeschylus kämpfen zwei große sittliche Mächte gegen einander, die dunkeln Götter und die lichten. Mit freier Wahl entscheidet sich Orest für die einen, und noch im Augenblick, wo die andern ihn fassen und seine Seele verwirren, bekennt er, recht gewählt zu haben. Bei Tieck ist von einer Wahl oder einem Entschluß keine Rede. Dunkle Mächte gähren im Blut durch einander, wer Meister wird, hängt vom Zufall ab, vielleicht von dem Wärmegrad des Zimmers. Die alte Familienschuld, der verbrecherische Ahnherr, der als eisgraues Gespenst umgeht, das Schicksalsschwert — 20. J. vor dem „24. Februar" und der „Ahnfrau!" — sind nur Costüm; eine viel stärkere Wirkung hat das Gewitter, das die Nerven der unglückseligen Bernecks, die von dem Fluch verfolgt sind, nie zu wissen was sie wollen, erst in Aufregung setzt und sie zur That verleitet, dann sie in Angst jagt und sie straft. Das Blut ist bei diesen armen Hypochondern die Hauptsache. Gleich zu Anfang erzählt der alte Berneck: „Jedem von unserm Stamm ist ein alter Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. Ihn erkenn' ich in jedem Ungewitter wieder ... Die Trübseligkeit geht mir nach wie mein Schatten, und erbt vom Vater auf den Sohn." — Ebenso der Sohn; nachdem er im Rausch und Schwindel, halb ohne es zu wissen und zu wollen, die Mutter getödtet: „Was ich that und litt, liegt wie ein albernes Mährchen da ... Ich bin doch wohl ohne Schuld. Sollte es nicht sein können? Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andere Träume, die wir Thaten nennen, und von denen er nichts weiß. — Wenn nur kein Gewitter heraufzieht!" — Diesem armen Geschöpf gegenüber wäre freilich eine Klytämnestra nicht am Platz; was hier ihre Stelle vertritt, ist ein gemeines Gespenst, ein Kind des kranken Bluts, und Karl ringt nicht nach Freiheit, nur nach voller Nacht: — „Tauche mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse!" — Diese Unfreiheit wirkt nach dem Gesetz der Ideen- und Bilder-Association auch auf ruhigere Naturen. Als Karl einmal wieder im Rasen ist, ruft ihm sein Bruder zu: „Ich bin allein, und ich fühle wie mich dein Wahnsinn mit ergreifen könnte. Um Gottes Barmherzigkeit, halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander

ausgerannt haben." — Nachdem alles umgebracht, sammelt der Geist des Ahnherrn die Trümmer des zerbrochenen Schicksalsschwerts, und geht damit nach Hause.

33 J. später versuchte Tieck seine damaligen Stimmungen einem jüngeren Geschlecht deutlich zu machen. „Leben, Liebe, Schönheit, Glauben, Ordnung und Heiterkeit erschienen als nichtige, trügerische Gespenster, die sich vor die Wahrheit gleißend und mit nüchterner Heuchelei hinstellten; und diese sogenannte Wahrheit zeigte sich als ungeheurer, leerer Abgrund, wenn sich jene Scheingestalten von ihm wegzogen. In dieser Stimmung beherrschten Schiller's Räuber mein Gemüth so ausschließlich, daß mir die vorigen Lieblinge als schwach erschienen, ja wie in Täuschung befangen, weil sie das Leben, das nicht sein konnte, verherrlichten." „Die Mehrzahl der Menschen empfängt alles vom Hörensagen. Da dergleichen Gemüther niemals verlangen, daß Gedanke, Wissenschaft, Kunst und sogenannte Bildung ein Erlebtes, Errungenes sein soll, so lächeln viele von ihnen vornehm auf jene ernsteren Naturen herab, denen das Leben ein Kampf wird, weil sie alles, was sich ihnen als echt und groß ankündigt, in ihrem Innern wahrhaft erfahren wollen. Durch wie viele Bestrebungen mußte ich mich kämpfend winden, weil Freunde und Lehrer so weit von mir getrennt waren, daß sie nicht einmal die Möglichkeit meiner Zweifel begriffen, die Einwendungen und Fragen, die aus meinem Innern hervorwuchsen, mit den trivialsten Antworten abwiesen." — Hier ist nur eines vergessen. Tieck hat niemals den Kampf ernst genommen; er hat mit Zweifeln nur getändelt, gleichviel ob er sie zu komischen Masken oder zum wilden, finstern Fieberspuk verwerthet.

„Mein Zweifel verschmähte es, den Glauben wieder aufzusuchen, der sich mir völlig entfernt und verdunkelt hatte, aber ich meinte den leeren Enthusiasmus oder die sophistisirende Leidenschaftlichkeit so vieler Gemüther zu verstehn, die auf die rasche Erhitzung ihres Gemüths eitel, für die kräftigen und erleuchteten galten. Zog mich ihre höhere Genialität an, so stieß mich wieder die Sicherheit ab, der es sogar gelang, die Pedanterie und das Phantastische zu vereinigen . . . Das Geniale schien immerdar sich mit Schein und Trug, das Wahre und Gute mit dem Engherzigen verbinden zu müssen. So blieb mir nichts als eine gewisse trübe und nüchterne Resignation übrig."

Ein Ausfluß dieser Stimmung ist der Roman „William Lovell", der nach manchen Unterbrechungen 1795 fertig wurde. Tieck will das Geschlecht der Werther, der Karl Moor, der Allwill seciren; er will „in die Tiefe des menschlichen Gemüths hinabsteigen, und die Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge enthüllen, welche Gestalt sie auch annehmen." Es ist wieder das Schema des



Abdallah: ein Menschenfeind verführt den Idealisten zu jeder Art der Schlechtigkeit; nur daß diesmal in dem Charakter selbst der Keim aufgesucht wird, der sich der Verführung bietet. Lovell spricht sich über Grundsätze ganz so aus wie Allwill; aber diese Stellen sind nur entlehnt, und drücken das Eigne des Charakters nicht aus: bezeichnender ist das Folgende.

„Wie kommt es, daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? — Im vollen Gefühl meines Glücks, meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahnung. — Ehedem glaubt' ich, dies beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, aber es ist nicht das, auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte." „Wenn wir unsrer Phantasie erlauben, zu weit auszuschweifen, wenn wir alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegen — gerathen wir endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle, daß die Seele ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schealen Trübheit, unsere schönsten Hoffnungen und Wünsche stehn da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach der Höhe, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsers Wesens lähmt. Man hüte sich vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen als Fremdlinge wieder herab, die doch die Schwingkraft verloren haben, sich über die Wolken hinaus zu heben." Diese Empfindung kennt weder Allwill, noch Karl Moor, noch Werther; 6 J. später hat sie eine stärkere Dichterkraft im René dargestellt. — Das Ende dieser Stimmung ist ein „humoristischer Rausch, in welchem mir die Freuden und Leiden dieses Lebens weder wünschenswürdig noch verabscheuungswerth erscheinen; es ist alles um mich her ein weiter, mühsam erfundener Scherz, der, wenn man ihn genau beobachtet und anatomirt, nüchtern erscheint: aber wenn man sich auf dieser Maskerade der guten Laune gutwillig hingiebt, so verfliegt der Spleen, und wir fühlen, daß wir auch im Lachen weise sein können . . Das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum! Laßt das bunte Gewühl nicht ermüden, damit uns nicht die Nüchternheit entgegenkommt, die hinter den Freuden lauert!"

Sind nun diese Ansichten das, was nach des Dichters Meinung die folgende Handlungsweise Lovells motiviren soll? — Es wäre das keine Kleinigkeit, denn es giebt im menschlichen Leben keine Cloake, durch welche er seinen Helden nicht führte, um ihn immer schmutziger wieder an's Licht zu bringen. Mord jeder Art, Nothzucht, falsches Spiel, Diebstahl, Raub, Fälschung — man erstaunt über die Erfindungskraft, die immer noch durch neuen Greuel

überrascht; dabei ist er die erbärmlichste Memme, die keinen andern Gedanken hat, als unter dem schmählichsten Fußtritt sein elendes Wurmleben noch fortzuspinnen. Es giebt keine Worte für seine Verworfenheit. — Trotz der Redseligkeit, mit welcher Lovell sich über sein Seelenleben ausspricht, trotz der psychologischen Kleinkrämerei, die zufälligsten Momente als die eigentlich bewegenden Federn der menschlichen Natur darzustellen, gelingt es dem Dichter nicht, den Glauben an die Continuität der Seele zu erwecken. Wie bei einem Rückenmarkskranken gehn die Gliedmaßen stets in andrer Richtung als der Wille, und jeder Unbefangene wird sich sagen: ein Mensch, der so endet, ist von vorherein eine Molluske ohne den Knochenbau des Willens und des Gewissens, d. h. als zurechnungsfähiges Wesen betrachtet ein Lump.

Gleichwohl scheint das die Absicht des Dichters nicht ganz zu sein. Erwägt man den Zauber, den er seinem Helden über die Umgebenden leiht; die Lieder von tief schmerzlicher Sehnsucht, in denen er seine Seele sich ausgeben läßt; das Mitleid, das noch in die schmutzigste Cloake, in die er fällt, hineinscheint; erwägt man ferner die ewige Wiederholung, in welcher dieser Charakter, wenn auch mannigfach verkleidet, in sämmtlichen Werken Tieck's wieder auftaucht: so wird man sich der bösen Bemerkung nicht erwehren können, daß Tieck ihn aus seiner eignen Seele geschöpft hat.

Man mißverstehe das nicht. Nie giebt ein Dichter in einer Dichtung sich ganz wieder. In jedem Menschen steckt ein Doppelwesen, ein Faust und Mephistopheles, das, künstlerisch auseinandergelegt, die seinen Fäden zerreißt, die in der Wirklichkeit die widerstrebenden Elemente verbinden. Goethe war nicht ganz Werther, Jacobi nicht ganz Woldemar: aber so weit sie beides waren, so weit ist Tieck Lovell. Goethe hat sich nicht erschossen, Tieck hat kein Verbrechen verübt, sie befreiten sich gewissermaßen durch die Kunst von dem Dämon, den sie mit Schreck in ihrer Seele gewahrten.

„Das Leben ist schaal und nichtig, ein ewig gebärendes, ewig verschlingendes Ungeheuer!" sagt Werther. „Das Leben ist leer und ohne Inhalt!" geht als Refrain durch den Lovell und sämmtliche Werke Tieck's. Aber die Motive sind sehr verschieden. Dort geht ein übervolles, gutes, ehrliches Herz, dem die entsprechende Willenskraft fehlt, zu gewinnen oder sich zu mäßigen, an seiner eignen Schwäche und der Gleichgiltigkeit des Gesetzes zu Grunde; hier breitet sich von einem hohlen und leeren Herzen, das mit der eiskalten Flamme phantastischer Reflexion allen Inhalt des Lebens aushöhlt, ein graues Spinnennetz ekelhaft und unheimlich über die schöne grüne Erde

Der Intrigant des Romans, der alte Andrea — mit Tieck verwandt wie Mephistopheles mit Goethe — urtheilt über den Helden: „Er findet sich und alles, was er denkt, viel zu wichtig, als daß es nicht sehr leicht sein sollte,

auch seine innersten Gedanken von ihrem Throne zu stoßen." — Und zum Schluß: „Du hast dir seit lange eine unbeschreibliche Mühe gegeben, dich zu ändern, und du bildest dir auch ein, gewaltsame Revolutionen in deinem Innern erlitten zu haben, und doch ist das alles nur Einbildung. Du bist immer noch derselbe Mensch, der du warst; du hast gar nicht die Fähigkeit, dich zu verändern, sondern du hast aus Trägheit, Eitelkeit und Nachahmungssucht manches gethan und gesagt, was dir nicht aus dem Herzen kam."

„Oft wird mir Angst," sagt einmal Tieck in seinem eigenen Namen, „wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände hineinzudenken, so daß mir oft auf Augenblicke und Stunden mein Selbst verdämmert; aber erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machen." Diesen Charakter projicirt er im Lovell in das Netz des transcendentalen Idealismus, wie Jacobi es zurechtgemacht: „Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meines Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders als die meinigen organisirt wären: aber mein Verstand, dessen erstes Princip der Gedanke von Ordnung, Ursache und Wirkung ist, findet alles im Zusammenhang, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann. Wie mit einem Zauberstab schlägt der Mensch in die Wüste hinein, und plötzlich springen die feindseligen Elemente zusammen, alles fließt zu einem hellen Bild in einander, er geht hindurch, und sein Blick, der nicht zurück kann, nimmt nicht wahr, wie sich hinter ihm alles von Neuem trennt und auseinanderfliegt. — So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür; jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur." — „Jeder Mensch hat seine eigne Philosophie, und die langsamere oder schnellere Circulation des Bluts macht im Grunde die Verschiedenheit in den Gesinnungen der Menschen aus." — Dieses Mißverständniß des transcendentalen Idealismus würde Nicolai höchlich gebilligt haben, der auch der Meinung war, unter dem Ich verstehe der transcendentale Idealismus Hans oder Kunz, das durch die Circulation des Bluts bestimmte Individuum.

Ein anderer Idealist des Romans, Balder, sieht gleichfalls in der ganzen Welt „ein fades, nichtswürdiges Marionettenspiel". „Wir bewundern

die Seele und den erhabenen Geist unserer Empfindungen und wollen durchaus nicht hinter den Vorhang sehn, wo uns ein flüchtiger Blick das verächtliche Spiel der Drähte zeigen würde, welche die hölzernen Figuren in Bewegung setzen." Er selbst wird von Andrea's Draht in's Irrenhaus geleitet; dort glaubt er das höchste Ziel der Menschheit erreicht zu haben: „Jeder Denker, der über jene großen Gegenstände forschen will, die ihm am wichtigsten sind, über Unsterblichkeit, Gott und Ewigkeit, über Geister und den Stoff, fühlt sich wie mit eisernen Banden von seinem Ziel zurückgerissen. Wenn die Vernunft all ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt, und im Begriff ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen. Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde — aber wenige haben den raschen frechen Schritt vorwärts gethan, mit einem lauten Klang zerspringen die Ketten hinter ihnen, das Geisterreich thut sich ihnen auf, ihr Sinn faßt das Ungedachte — und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei." — „Es war," bemerkt Andrea, „eine schöne Anlage zur Verrücktheit in ihm, um die es sehr schade gewesen wäre, wenn sie sich nicht entwickelt hätte."

Und wer ist nun dieser Andrea, der von einer Einsiedelei aus, wo er einen geheimen Orden leitet, in bittrer Menschenverachtung allerlei zwecklose Unthaten verübt? Er selbst erklärt sich in seinem Testament für den größten aller Narren, und mit Recht; aber für Tieck ist er doch etwas mehr: er ist der Einzige, der die Welt völlig kennt, wie sie ist.

Denn was außer ihm und den perversen Idealisten im Roman vorkommt, sind entweder gutmüthige Schwächlinge oder die ganz nüchterne, spießbürgerlich beschränkte Tugend, nach der Schablone gearbeitet, und völlig unfähig, das Geheul jener Verworfenen zu überschreien: „wer sich selbst kennt, wird die Menschen für Ungeheuer halten! Das Leben und alles darin ist verächtlich, und selbst, daß man die Verächtlichkeit bemerkt!" — 40 J. später zeichnete Tieck in „Emmeline" den weiblichen Lovell; das „junge Deutschland" nahm es als Satire auf, und doch war „Eigensinn und Laune" nur die Wiederholung einer Weltansicht, aus der sich Tieck nie befreit hat.

2 J. nach dem Lovell schrieb Tieck eine Erzählung, die nicht so bekannt geworden ist, wie sie verdient, weil sie in den „Phantasus" nicht aufgenommen wurde. — Ludwig Wandel — d. h. Ludwig Tieck — sitzt im Walde, einen Brief in der Hand, welcher ihm die tödtliche Erkrankung seines nächsten Freundes meldet. „Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieses Briefs in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor seinen Augen dalag." „Unter unsern Füßen rauscht das Leben wie eine flüssige Quelle hinweg, und

löscht nicht unsern Durst, unsere heiße Sehnsucht." „Er verlor sich immer mehr in Gedanken ... unwillkürlich kamen ihm alle Erinnerungen aus seinen frühesten Kinderjahren zurück ... Er hatte vergessen, daß sein Freund krank sei; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten. Aus dem tiefen Abgrund der Vergangenheit wurden alle die Gestalten herangetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her ... Wie räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden, so unstät, so flatternd zog alles vor seiner Seele vorüber."

„Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Kindheit ein, das bis dahin nie wieder in seine Seele gekommen war: eine furchtbare weibliche Gestalt, die vor ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich nach ihm umzusehn, der er wider Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach sich zog. Ein leiser Schauer schlich über ihn ... — Bin ich bezaubert? — Wahrlich, wenn ich mich nicht aus mir selbst herausreiße, so erwarte ich hier jenes Zauberbild."

Alsbald „entstand ein klingendes Sumsen in dem hohen Grase, und die Halme neigten sich gegen einander, als wenn sie ein Gespräch führten" ... Ein Zauberschloß steht vor ihm, „in einer weichen röthlichen Luft. Da flogen fremde, niegesehene Vögel umher, und scherzten mit ihren rothen und grünen Flügeln gegen einander, Flammen schossen durch das grüne Gras hin" u. s. w. — Ludwig tritt in einen Kreis erhabener Weibergestalten: „größer als die gewöhnlichen Menschen, hatten sie in ihrer überirdischen Schönheit zugleich etwas Furchtbares, das jedes Herz zurückschreckte." Eine von ihnen ist die alte Gestalt; sie geben sich ihm als die Feen zu erkennen. — Alle seine Sorgen, alle seine Erinnerungen sind abgeschüttelt. Des vorigen Lebens kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dies jetzige goldene Dasein geworden, nach dem alle meine Ahndungen so brünstig strebten; aber immer blieb das Bild fremde stehen, wie in Nebel eingehüllt."

Es wird gegessen, getrunken, gespielt, getanzt. Endlich schickt man ihn schlafen. „Wie wunderlich," sagte er zu sich selber, „daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmal ein, und hätte einen Traum im Traume, bis es so in die Unendlichkeit fortginge, und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte." — „Im Traum dünkte ihm, als sei der Garten verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; statt der Gesänge durchschnitten Jammertöne die Luft.

Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen, und schalt auf sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalten im Traum barock und wild zu vermischen."

Nun folgen mehrere glückliche Tage; nur zuweilen war es, „als wenn ein Hahnenschrei in der Nähe erschallte; dann erzitterte der Palast und die Feen wurden bleich; dann kam wohl ein Gedanke an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs." — Einmal in dieser Stimmung begegnet er einer fremden Gestalt; es ist sein Freund: „Heute siehst du mich zum erstenmal, wie ich bin. Du hast Recht, hier zu bleiben, es giebt keine Freundschaft, keine Liebe; hier nicht, wo alle Täuschung fällt." Ludwig weint: „O komm zu unsrer lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft giebt." „Was hilft es?" antwortete der Fremde. „Du wirst doch sogleich wieder zurück wollen, die Erde ist dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind dir zu klein, die Gesänge zu unterdrückt, die Farben können sich aus dem Schatten nicht so schnell hervorarbeiten, die Blumen verwelken schnell, die Vögel singen bescheiden: hier aber geht alles in's Große."

Dennoch ist die Macht des Feenreichs gebrochen; Ludwig erwacht, auf der Landstraße, wo er eingeschlafen war, gerüttelt von seinem Freund, der seine Gesundheit wiedererlangt hat. — „Es wäre wunderlich genug, sagte Ludwig, wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe. — Sie sind gewiß, antwortete jener, aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche in's Herz, die wir selber nicht kennen, jene übertriebene Forderungen, jene übermenschliche Lüsternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermüthigen Rausch die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten. — Ludwig antwortete mit einem Händedruck."

Es ist dieselbe Empfindung, die Lovell aussprach, die Tieck nie loswerden konnte, die aber ebensowenig Macht gewann, auf sein innerstes Gefühl und sein künstlerisches Schaffen bildend einzuwirken. Im Feenreich sehnte er sich nach der Wahrheit des Lebens, im Land der Wirklichkeit fand er nur Fastnachtspossen: eines folgte auf das andere, ohne innern Zusammenhang. Das Schwanken zwischen dieser Doppelstimmung war der Boden seiner Mährchenwelt.

Es ist die eigentliche Pforte des Wahnsinns, wenn der feste Boden unsers Bewußtseins, das im Willen sich darstellende Ich, unter uns zu wanken und in alle Winde zu zerfließen scheint. Einen Blick in diesen grauenvollen Abgrund eröffnet Tieck im „blonden Eckbert". Der Stoff, der im Abdallah, Berneck,

Lovell sich an die krankhafte Traumblüthe der Phantasie zu heften schien, ist völlig abgestreift: das Grauen, der Schwindel erscheint als solcher, gegenstandlos und um so furchtbarer. Tieck taufte es „Mährchen", obgleich das Phantasiestück das Gegentheil des echten Mährchens ist, ohne Zeichnung, ohne Figuren, ohne Ereignisse; eine Virtuosenleistung ersten Ranges, denn die Empfindung spielt ohne allen Halt mit sich selbst. Es ist der Alpdruck, dem sogar die Seele fehlt, auf der er lastet. Oft lacht man beim Erwachen darüber, wie im Traum die Bilder willkürlich in einander übergingen: hier spricht sich das Entsetzen darüber aus, daß die Empfindung in dem angstvollen Umhertappen nach etwas Festem nur die leere Luft greift. In einer entsetzlichen Einsamkeit zwischen verkleideten Gespenstern bringt ein gleichgiltiger Mensch, der weder Glück nach Unglück verdient hat, zwischen eingebildeten Unthaten sein Leben zu, bis er im Wahnsinn endet. Man lasse sich durch das Lied des Vogels von der Waldeinsamkeit nicht täuschen. Die Oede erscheint nicht in dem poetischen Licht, in dem ein volles und sattes Herz sie wohl erblicken kann, sie ist der Tummelplatz für Larven, die das Nichts gebiert. Dieselben Larven, ohne Physiognomie und um so gräßlicher, bilden später das Schicksal der launenhaften Emmeline: diese muß man in's Auge fassen, um den blonden Eckbert zu verstehn.

In allen spätern Mährchen Tieck's bleibt die Stimmung sich gleich. Der Naturdämon packt mit kalter Faust die schwache Seele, die sich seinem Griff nicht entziehn kann, der Wahnsinn lauert grinsend im ruhigsten Auge; so im „Runenberg", im „Liebeszauber", im „Tannhäuser". In dem letztern ist es schon grausig genug, daß der Kuß des dem Venusberg Verfallenen den Geküßten willenlos nach sich zieht; aber daß der Venusberg selbst ein Traum, ein Wahnsinn, und dieser Traum, dieser Wahnsinn doch mächtiger wirkt als die Mächte des Lebens, das steigert das Gefühl des Schwindels in's Unerträgliche. Es geht ein unheimliches Frösteln durch alle diese Begebenheiten. Meisterhaft ist die Dramatisirung des Mährchens vom Blaubart. Auch hier ist alles anderweitige Interesse beseitigt: Agnes ist ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Schlag, der verdrießliche Blaubart selbst hat nichts Dämonisches; es ist nur die Angst, die aus der Blutkammer aufgestiegen, durch die wilde Erzählung von den drei blutigen Fingern bis zum Wahnsinn angestachelt, wie ein gräßlicher Traum die ganze Seele befängt, und nur den einzigen Gedanken übrig läßt: wenn ich doch erst erwacht wäre! In den „sieben Weibern des Blaubart" ist diese Erzählung weiter ausgeführt, das wahre Normalbild einer hitzigen Fieberphantasie.

Hart neben jene Bilder des Grauens tritt eine Production, deren Zusammenhang mit jenen man auf den ersten Augenblick schwer begreift. Tieck's

eigne Erläuterungen sind mit Vorsicht aufzunehmen, der geistvolle Mann führte zu jeder Zeit ein energisches Phantasieleben, und Leben und Erinnerung ging bei ihm stets zwischen Wahrheit und Dichtung. Sein ganz realistisches, ja naturalistisches Talent war das Ursprüngliche, erst später lernte er von seinen schulmäßig gebildeten Freunden, es zu Principien und Kunstformen heraufzuschrauben. Bei aller Auflehnung gegen das Berlinerthum bleibt er doch ein echt berliner Kind: die Virtuosität, für die unerhörtesten Dinge lichterloh zu entbrennen und einen Augenblick später durch den Sprühregen der Ironie diesen Brand zu löschen, ist die Erbkrankheit dieser Residenz. Zudem war nicht alles so schroff gesondert, wie in der berliner Monatschrift: in Rambach's „Archiv der Zeit" fanden sich Ramler, Klopstock, Feßler, Zschokke, Bernhardi, Tieck friedlich zusammen, und der alte Nicolai, der seit seiner mit Hühnerblut geladenen Pistole immer eine entschiedene Neigung für's Fratzenhafte gehabt, fand an dem jungen Poeten, der ihm empfohlen war, ein sehr schätzbares Talent: er nahm seine Spukgeschichten in Verlag, oder gab sie seinem Sohn, der auch einen Laden hatte, und übertrug ihm 1795 die Redaction der von Musäus begründeten „Straußfedern", einer Sammlung von Erzählungen, meist nach dem Englischen und Französischen. Tieck fand es bequemer, eigne Waare zu liefern: eine Reihe rasch hingeworfener Skizzen, in denen die Verkehrtheiten verspottet wurden, die ihn schon früher geärgert: seichte Menschenliebe, starkgeistige Hohlheit, läppische Erziehung u. s. w. Nicolai, dem Tieck nie widersprach, konnte annehmen, der bescheidene junge Mann arbeite in seinem Sinn, und einzelne Excentricitäten würden sich mit der Zeit abschleifen. Daß man diese Erzählungen bisher so wenig beachtet hat, ist um so merkwürdiger, da sie in dem nämlichen Ton sind, den Tieck 30 J. später wieder anschlug und bis an sein Lebensende beibehielt.

„Ich habe," schreibt Tieck 16 J. später an Solger, „die Erfahrung schon öfters gemacht, daß sich die Menschen aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entwerfen, weil sie das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorfühlen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, so daß ich weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie gläubig in diesen Formen habe untergehen können. Und so entstanden aus der reinsten Lust, ohne Feindschaft gegen irgendwen, einige phantastische Geburten, und ich war völlig unbesorgt, wie die Spiele einer heitern Laune auf schwerfällige oder muthwillige Gemüther wirken würden, denn es kam mir nur darauf an, meinem Trieb zu gehorchen... Man will

nicht einsehn, daß es einen Witz geben könne, der in sich selber spiele und sich damit beruhige, daß es möglich, ja nothwendig sei, die ganze Zeit und alles, was darin geschieht, für ein scherzhaftes Spiel anzusehn, und daß der rechte Spaß eben der sei, an gar keinen Ernst zu glauben, und so die ganze Welt gleichsam mit einer neuen Sonne zu beleuchten."

Die Erklärung trifft das Wesen der Sache nicht; Tieck's Scherze sind gar nicht so harmlos. Die komischen Chargen sind das Beste. So „Ulrich der Empfindsame": „er sollte zur Handlung angeführt werden, weil es endlich Zeit war, daß er sich zu irgend einer Lebensweise bestimmte; allein er hatte sich so an eine poetische Existenz gewöhnt, daß ihm dies prosaische Leben durchaus nicht behagen wollte; er behauptete, daß es unendlich leichter sei, dreimal an einem Tage edelmüthig zu handeln, als nur eine Stunde die Buchhaltung zu studiren; er bejammerte die goldnen Kinderjahre, die ihm so plötzlich unter den Händen weggekommen waren, und recitirte, wenn er allein war, lange Stellen aus Tragödien, um sich zu ennuyiren und so mittelbar zu trösten. Denn die Leute, die die Langeweile für eine ebenso unnütze Gabe des Himmels halten als Fliegen und Mücken, haben nicht bedacht, daß in ihr nicht nur aller Trost im Leiden, sondern auch das stärkste Motiv aller menschlichen Thätigkeit liegt. Wenn die Menschen lange genug ihr Unglück empfunden haben, so fängt es an ihnen langweilig vorzukommen, sie greifen zu Zerstreuungen, die Zerstreuungen werden ennuyant, und sie fangen an zu arbeiten, bis ihnen die Arbeit Langeweile macht und sie eine Weile müßig gehn; da nun der Müßiggang gerade der einförmigste Zustand von der Welt ist, so fangen sie wieder an thätig zu werden, und so geht es immer im Cirkel herum. Die alte Mythe von der Io und ihrer Bremse habe ich immer für eine Allegorie auf die Menschen gehalten, die unaufhörlich von der Langeweile verfolgt werden. Es ist die Frage, ob diesen unglücklichen Menschen selbst das Sterben als eine Abwechselung vorkommt; für sie ist doch die Zeit gewiß nicht ein bloßer Verstandesbegriff." — Ebenso drastisch ist „Fermer der Geniale" — Lovell als Hanswurst und rein verlogner Renommist; Siedemann der Pädagog, der überall Liebhabertheater errichtet; der steifleinene Besenberg, der philanthropische Anton u. s. w.: allen diesen Chargen fehlt zwar der Humor, sie sind etwas in der Art von Labruyère, aber es sind wirkliche Typen der damaligen Gesellschaft und schon als solche von Werth. In ähnlicher Weise charakterisirte Bernhardi z. B. den „Mann, der mit seinem Verstande auf's Reine gekommen war" und ähnliche „Biedermänner". In der „gelehrten Gesellschaft", „den Schildbürgern" u. s. w. wird die Ironie mehr in's Große getrieben; mit besonderer Vorliebe behandelt Tieck den Gegenstand, den er am genausten kennt, die literarische Narrheit:

den Siegwartroman, die Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichte, die gezierte Geselligkeit.

Es handelt sich aber nicht blos um Verspottung einzelner Narrheiten. Betrachtet man längere Erzählungen, wie „Schicksal" (1795) aufmerksamer, so gilt der Hohn dem menschlichen Leben und allen sittlichen Mächten überhaupt; es ist, als ob sie Lovell in der Zeit geschrieben hätte, wo er von den Illusionen zurückgekommen und ein Cyniker geworden war; wo ihm hinter jeder Maske eine Eulalia Mainau steckte; sie sind um so ruchloser, je leichter sie hingeworfen scheinen. Es paßt nicht, wenn „Peter Leberecht" (1795) sagt: „Wir sind jetzt alle so ungemein moralisch geworden, daß wir in allen Kleinigkeiten außer uns etwas Moralisches suchen; ja wir geberden uns ganz wunderbar, wenn man einen lustigen Schwank erzählt, der keine moralische Tendenz hat." Denn diese Schwänke sind gar nicht lustig, es spricht sich in ihnen eine recht trübe, menschenfeindliche Stimmung, eine bittre Verachtung des Lebens aus. Was ist doch überhaupt mit der Abneigung gegen die Moralisten für ein Unfug getrieben worden! Recht haben die Spötter gegen diejenigen Pharisäer, die um jede Lumperei die Moral bemühen, zu der einfachsten Sache Tugend, Pflicht und Entschluß in Bewegung setzen; Recht gegen die engherzigen Philister, die den Maßstab kleinbürgerlichen Lebens an große Weltverhältnisse legen. Aber das kleinbürgerliche Leben will allerdings mit diesem Maßstab gemessen sein, und wenn Tieck in dieser wie in den spätern Novellen mit unheimlicher Vorliebe die verlogensten, hohlsten Geschöpfe mit Liebenswürdigkeit bekleidet und das Mitleid für sie in Anspruch nimmt, so hört der Spaß ganz ernsthaft auf. Das Gewissen ist, auch künstlerisch betrachtet, ein integrirender Theil der Person, und durch Ausscheidung desselben erfolgt, was in Goethe's Mährchen mit dem vierten König geschieht, als ihm die Irrlichter die goldne Ader aussaugen: er fällt in einen Klumpen zusammen.

Im Sommer 1796 machte Tieck mit W a c k e n r o d e r eine Reise nach Dresden, wo sie sich auf der Galerie einem begeisterten Madonnencultus ergaben. Wackenroder, der es nicht verwinden konnte, daß sein Vater ihm die ausübende Kunst versagt, schilderte seinen Seelenzustand in dem „Knaben Berglinger"; seine Begeisterung für die alte Kunst legte er, in alten Chroniken belesen, in der Form von Aufzeichnungen aus verschiedenen Zeiten, namentlich dem 16. J. nieder. Juli 1796 kamen sie nach Halle zu R e i c h a r d t, mit dessen Schwägerin A m a l i a A l b e r t i sich Tieck verlobte. R e i c h a r d t, 45 J. alt, war gleichfalls sehr für die Mutter Gottes eingenommen; ein gutes Stück seines „Deutschland" war von Balde's Marienliedern nach Herder's Uebersetzung angefüllt; er nahm die eine Abhandlung Wackenroder's, „Ehrengedächtniß A. Dürers" in dies Journal auf, und erfand für die ganze Sammlung

den Titel: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Damit sollte die artistische Neigung zum Katholicismus gerechtfertigt werden, die sich namentlich in dem „Brief eines jungen Malers aus Rom" aussprach. Neben manchem Schwülstigen und Fratzenhaften ist vieles in diesen Herzensergießungen vortrefflich; A. Dürer wird in seiner seelenvollen Art besser gewürdigt, als je zuvor; das Eigne in seinen Bildern, das Natürliche jedes Zugs, hauptsächlich aber seine reine Wahrheitsliebe wird der modernen gelehrten oder bestellten Kunst als Muster vorgehalten. Auch über Rafael und Leonardo finden sich treffende Bemerkungen. — Wenn Heinse alle Kunst aus der sinnlichen Kraft herleitete („Hildegard" erschien in derselben Zeit), verfällt Wackenroder in die entgegengesetzte Einseitigkeit, die Andacht des Gemüths als die einzige Quelle alles Schaffens zu feiern. „Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebet. Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens. Die Kunst ist über dem Menschen." Aber er geht nicht auf allgemeine Ideale aus: jeder Mensch, jede Zeit, jedes Volk hat seine eigne Poesie; Dürer hat nichts dabei verloren, daß er Italien nicht sah. — Der Begriff der Schönheit, allgemein gefaßt, ist leer. „Erfindet erst neue Worte für jedes einzelne Kunstgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunst! In jedem spielt eine andere Farbe, und für jedes sind andere Nerven in dem Gebäude des Menschen geschaffen. Aber ihr spinnt aus diesem Wort, durch Künste des Verstandes, ein strenges System, und wollt alle Menschen zwingen, nach euren Vorschriften und Regeln zu fühlen. Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt."

Diese Empfehlung individueller Kunstformen richtete sich theilweise gegen die „weimarischen Kunstfreunde" (Goethe und Meyer), die in den „Propyläen" immer einseitiger die classische Richtung vertraten, immer einseitiger die reine Form vor dem Gehalt begünstigten.

Mit liberalem Urtheil ging A. W. Schlegel (L. Z., Febr. 1797) auf die „Herzensergießungen" ein. „Mit Recht wählte der Verfasser, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Costüm. In den Sinn eines Kunstwerks einzudringen, ist nicht anders möglich, als wenn man sich mit stiller Sammlung der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geistlichen Einsiedlers, dem die Kunst als eine Sache himmlischen Ursprungs gleich nach der Religion theuer ist, war der angemessenste, der sich finden ließ, um eine solche Stimmung vorzubereiten. Selbst ein Anstrich von Schwärmerei kann nicht verwerflich scheinen, als Gegengewicht gegen die überhandnehmende Kälte. Wer wird es dem schlichten aber herzlichen Religiosen verargen, wenn er das Göttliche, das allein im

Menschen zu finden ist, aus ihm herausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung gern mit höhern unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechselt? Wir verstehn ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden übersetzen. . . So verschieden die freien Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunstgenuß besteht, von jener Andacht zu sein scheinen, welche eine zerknirschende Selbstverleugnung fordert, so ist doch unleugbar, daß die neuere Kunst bei ihrer Wiederherstellung mit ihr in einem sehr engen Bunde stand. Es ist, als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers anregen müßte. An einem Gottesdienst, der zum Untergang der alten Kunst nur allzuviel beigetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Ausschmückungen einer auf das Unsinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menschen in seinem unendlichen Abstand von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Wesen gebaut wird, eingerissen hätte. Wenn wir, um uns in die Welt des Künstlers zu versetzen, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerk gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen nähern Antheil nehmen, die sonst unserer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort glauben zu nehmen."

In demselben Sinn rühmt er, hart daneben, die von Herder übersetzten Marienlieder des Jesuiten Balde: „sie sind von einer wunderbaren Süßigkeit: bald begrüßen sie, wie innige Seufzer, die schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf dem Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schüchterne Huldigungen niedergelegt. Für die Poesie ist alles Schöne wahr. Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind, wie sollten wir nicht gern einem Dichter, der auf Erden keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen?"

Im 2. Bd. des P. Lebrecht (1796) hatte Tieck auf die Volksbücher hingewiesen, die trotz ihrer Roheit mehr Poesie enthielten als die Moderomane neuerer Zeit, und eine Sammlung von „Volksmährchen" angekündigt, die 1797 in 3 Bd. bei Nicolai erschien. Auch hier war er Fortsetzer von Musäus. Man findet darin den umgearbeiteten „Berneck" und das Drama vom „Blaubart". In späteren Jahren, als auch Goethe daran dachte, den zweiten Theil des Faust auf das Theater zu bringen, versicherte Tieck, er habe

ein Bühnenstück schreiben wollen; war es ihm wirklich Ernst, so zeigt das eine seltsame Verkennung der dramatischen Kunst. Die meisterhafte Scene, von der schon die Rede war, ist in eine Wolke gleichgiltiger Intriguen verhüllt, und Blaubart selbst wie in einem Puppenspiel behandelt. Tieck hat Shakespeare wiederholt gelesen und über ihn nachgedacht, aber in seiner Freiheit vom Gesetz der Einheiten hat er ihn völlig mißverstanden. Die Einheit der Stimmung, den großen Zug der Handlung bewahrt Shakespeare stets, während im Blaubart alles atomistisch zerbröckelt, so daß im vollsten Sinne des Worts eine Scene von der andern nichts weiß; der Zuschauer müßte sich für jede erst frisch stimmen, und der Erfolg lohnt die Mühe nicht. — Ferner enthielten die „Volksmährchen" den „blonden Eckbert", die „Haimonskinder" in 20 altfränkischen Bildern und die „schöne Magelone", das zweite im nachgeahmten, nur wenig veredelten Ton des alten Volksbuchs, das dritte mit völliger Nichtachtung des Ueberlieferten ganz in Sonnenschein und Lyrik getaucht. Ueberhaupt darf man in den damaligen Dichtern nichts von dem Gefühl für das eigentliche Mährchen suchen, das erst durch Grimm wieder erweckt ist.

„Daß nicht selbst in verstand- und zwecklose Erzählungen der Art Verstand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? Die Blume der Arabeske steht da; laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten! Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als das Feenmährchen. Nur sei man selbst ein von der Fee Begabter, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Caprieen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwartetste Wendung." — So Herder; auch Wieland machte in der Vorrede zu „Dschinnistan" auf die Vorzüge der Mährchen als Rohstoff für freie Bearbeitungen aufmerksam, weil mit dem gegebenen Stoff und der durch den Volksglauben prägnirten Wunderwelt die Phantasie freier schalten könne; in der ursprünglichen Form seien sie für den Gebildeten nicht genießbar. Man hat später die Art, wie Wieland und Musäus die Volksmährchen behandelten, sehr von oben herab angesehen, während man Tieck's Bearbeitungen zu rühmen pflegt. Ungläubig und reflectirt waren alle drei; ja vielleicht, so seltsam es klingt, war Wieland noch der naivste. A. W. Schlegel hat 1815 in der Recension der „altdeutschen Wälder" rücksichtslos die ganze Verachtung ausgesprochen, welche der Anwalt der absoluten Kunst vor diesen Geburten des Instincts empfinden mußte; und wenn Tieck als geborener Naturalist in seiner Geringschätzung nicht so weit ging, so zeigt doch seine Bearbeitung, wie wenig er sich aus der Ueberlieferung machte. Er steht seinen Stoffen ebenso ironisch gegenüber wie

seine Vorgänger, wenn er sich auch von ihnen durch die Feinheit und Sauberkeit seiner Arbeit und die Anmuth und Noblesse seines Stils unterscheidet. Der Reiz des echten Mährchens liegt in der Unbefangenheit, mit welcher Naturgesetz und Sittengesetz völlig ignorirt werden: diese Unbefangenheit lag Tieck fern, seine Richtachtung jener Gesetze ist durch schwarze Magie, durch den Glauben an eine umgekehrte Weltordnung vermittelt.

Am anmuthigsten ist er, wenn er das Mährchen geradezu zum Gegenstand nimmt, wie im „gestiefelten Kater", der noch in der Sammlung erschien. Es ist zwar eine Unwahrheit, wenn der ausgepochte Dichter zum Schluß dem verehrungswürdigen Publicum einredet: „Ich wollte nur den Versuch machen, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurückzuversetzen, daß Sie dadurch das dargestellte Mährchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es sein sollte;" es ist eine Unwahrheit, denn der Dichter verhält sich gegen das Mährchen ebenso ironisch als gegen das verbildete Publicum; aber dieser doppelte Gegensatz parodischer Waffen macht doch einen gefälligen Eindruck. Freilich sind Anspielungen und Sticheleien nicht die höchste Form der Komik; und wenn Falstaff zum Lachen **zwingt**, so muß man den Böttiger, Wiesener u. s. w. durch literar-historische Studien zu Hülfe kommen.

Die Volksmährchen waren verhältnißmäßig wenig beachtet, als die L. Z. eine günstige Kritik brachte. Der Verfasser wurde „ein Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter" genannt; „ein wahrer Gegenfüßler unserer gewappneten ritterlichen Schriftsteller; da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste, Abgedroschenste als höchst abentheuerlich, ja unnatürlich vorzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleid erscheinen zu lassen." **Tieck** nannte sich 23. Nov. öffentlich als Verfasser und setzte sich mit dem Kritiker — A. W. **Schlegel** — in Verbindung. Seine Productivität war in dieser Zeit grenzenlos; außer verschiedenen Bambocciaden schrieb er die Geschichte der sieben Weiber des Blaubart, und mehrere Pendants zum gestiefelten Kater, darunter die „verkehrte Welt". Der Scherz mit der Bühne auf der Bühne ist wiederholt, aber in's Fratzenhafte gesteigert; die Ernennung des Skaramuz zum Gott Apollo, seine Einführung der Stallfütterung, sowie das Etablissement einer Bäckerei und Brauerei auf dem Parnaß ist im alten Stil; neu ist der Gegensatz einer poetischen Welt, theils singende Schäfer, theils eine gesprochene Ouverture. Zu seiner Verwunderung blieb in einer befreundeten Gesellschaft, der er das Stück vorlas, das Lachen völlig aus, und allgemeine Stille war die Schlußkritik. Den zweiten Theil schickte ihm **Nicolai**, der ihn für ein eignes Stück hielt, 19. Dec. zurück. „Es ist in einer gewissen excentrischen Laune

geschrieben, welcher der vorzüglichste Theil der Leser schon in Ihren Volksmährchen keinen Geschmack abgewinnen kann. Es scheint, es macht Ihnen Vergnügen, sich Sprüngen Ihrer Einbildungskraft ohne Plan und Zusammenhang zu überlassen. Das mag Sie amusiren, ich zweifle aber, ob es Ihre Leser amusiren wird. Der Autor, der sich die Miene giebt, als wolle er seine Leser zum Besten haben, nimmt die Leser nicht für sich ein, selbst wenn er thut, als lache er über sich selbst. — Ich nehme mir nicht heraus, Ihren Genius zu leiten. Wollen Sie aber einem Mann, der unsre Schriftsteller und Leser seit 40 J. kennt, glauben, so werden Sie von dem Wege etwas ablassen. Das Excentrische ist im Grunde leichte Arbeit; ich wüßte nicht, wieviel ich alle Tage schreiben könnte, wenn ich alles hinschreiben wollte, was mir in den Kopf käme! Das Reich der Imagination ist einförmiger, als es dem Faulen scheint; das Reich der Natur ist höchst mannigfaltig, aber es ist nicht so leicht zu erforschen. — Bin ich zu offenherzig gewesen, so denken Sie, ein alter Radoteur hat es geschrieben, der es gut meint." Es kam bald darauf zum völligen Bruch.

Reichardt pflegte alljährlich Berlin zu besuchen; Juli 1797 brachte er Fr. Schlegel mit, der nun ganz dahin übersiedelte; eben war der völlige Bruch mit Schiller erfolgt; 30. Aug. führte er ihn bei Rahel ein. Sie hatte sich mit einem Grafen Karl Finkenstein verlobt, der aber nicht energisch genug war, den Widerstand seiner Familie zu brechen; „zu schwach," sagte Rahel's Freundin, Gräfin Josephine Pachta, „um sich ein verdientes würdiges Glück zu schaffen; zu schwach, das Unglück zu ertragen." Bald kam Fr. Schlegel in's Haus des Kaufmann Veit, dessen Frau, Dorothea, Mendelsohn's Tochter, jetzt 35 J. alt, seit 19 J. verheirathet, für ihre ästhetischen Bedürfnisse in der Ehe keine Befriedigung fand, und Fr. Schlegel bald sehr nahe trat; er war 10 J. jünger als sie. Sehr geistreich, war sie nach dem Zeugniß ihrer besten Freundin Henriette Herz nichts weniger als sinnlich anziehend. Auch bei dieser schönen majestätischen Frau, 33 J. alt, fand er Zutritt, und sie vermittelte die Bekanntschaft mit einem jungen reformirten Geistlichen, Fr. Schleiermacher aus Breslau, bei den Herrnhutern erzogen, unter Eberhard in Halle gebildet, Brinckmann's Freund und Schulkamerad, seit 1796 durch Sack und Spalding zum Prediger in der Charité befördert. Die Freundschaft der beiden jungen Männer (Schleiermacher 29 J., Schlegel 25 J.) wurde bald so groß, daß sie 21. Dec. 1797 zusammenzogen, und daß ihre Bekannten das Verhältniß als eine Ehe bezeichneten. Sie lasen zusammen den Plato und dachten über die Bestimmung des Weibes nach, wozu ihnen die gebildeten Jüdinnen, die liberal genug waren, in Graun's Passion gegen ihren eignen Glauben zu singen, den besten Stoff boten.

„Schlegel ist," schreibt Schleiermacher, „von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier alles weit überragt, und in seinen Sitten von einer Offenheit und Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall wegen seines Witzes der angenehmste Gesellschafter. Er gleicht mir in manchen Naturmängeln: er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das Französische nicht, und hat schlechte Augen." „Was seinen Geist betrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß ich nur mit Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plan aufeinander folgen — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehn und wachsen sehe." „Er ist äußerst kindlich; offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber vermisse, ist das zarte Gefühl für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnung, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. Sowie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das blos Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht, weil er zu sehr nach der Analogie seines eignen Gemüths alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, so macht er es mir doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner Anzug — das giebt die äußere Erscheinung meiner dermaligen Ehehälfte."

Berlin hatte indeß eine Revolution erlebt. Der alte König war 16. Nov. 1797 gestorben, Friedrich Wilhelm 3. bestieg den Thron, 27. J. alt,

in allen Dingen seines Vaters Gegensatz. Die Lichtenau wurde mit finstrer Härte entfernt, dem Hof ein ehrbares Kleid angethan. Mit der Maitresse verschwanden auch die Geisterseher und Pietisten, das Censuredict wurde aufgehoben; Kriegsrath Gentz, 33 J., veröffentlichte ein „unterthäniges Sendschreiben" an den neuen König, in welchem er im besten Tonfall Schiller's um Preßfreiheit bat. Goethe sah darin ein demokratisches Unterfangen; in Berlin flüsterte man sich zu, es sei ein Versuch der bisher herrschenden Coterie, das Ohr des Königs zu gewinnen. War es das, so war der Versuch verfehlt; Friedrich Wilhelm war solchen Mahnungen eines Unterthans abhold. Gnädiger wurden seines Lehrers Engel „Fürstenspiegel", Gleim's zudringlich zärtliche Glückwünsche, Spalding's, des 83jährigen, „Religion eine Angelegenheit des Menschen" aufgenommen. Der König war gegen alle Frömmelei, gegen alle Romane und gegen alles Raisonniren. Der geniale Prinz Louis Ferdinand, 25 J., als feuriger und wilden Ausschweifungen nicht abgeneigter Jüngling bei dem vorigen König wohlgelitten, wurde nun in seine Grenzen gewiesen; nicht lange dauerte es, so stand er an der Spitze der Opposition gegen das regierende Kamaschenthum. Die Königin Luise, 21 J., war ihm gewogen; sie wurde, als die schönste Frau des Staats, in Berlin vergöttert, und wußte die allgemeinen Huldigungen mit königlicher Würde anzunehmen. Daß eine Königin den Truppen als Amazone entgegenritt, war neu in Preußen. Die Zeit des Reifrocks, des Puders und der Perücken war vorüber, Berlin hatte die griechische Tracht der Jungfranzosen angenommen, wenn auch nur selten gewagt werden durfte, der schöngebildeten Madame Tallien bis in die Extreme der Antike zu folgen. Dieser Umschlag des Costüms fällt gleichzeitig mit dem Umschlag des ästhetischen Ideals.

2.

Die neue Schule.

„Die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters:" in diesem Fragment des Lyceums gebrauchte Fr. Schlegel die Revolution nur als Vergleichspunkt; er meint: so wichtig für die Geschichte der Menschheit wie die Revolution, sind auch die neue deutsche Dichtung und Philosophie, und das eine wie das andere ist erst Tendenz.

Der Horizont des transcendentalen Idealismus hatte sich um diese Zeit durch den Beitritt eines neuen Anhängers in's Grenzenlose erweitert. In der Nähe von Stuttgart geboren, 3 J. jünger als Fr. Schlegel, war Schel-

ling mit Hegel und Hölderlin im Stift zu Tübingen erzogen. Gebildet in den Schriften Kant's, Jacobi's, Lessing's, Herder's und Schiller's schrieb der 17jährige Magister 1792 „über den Ursprung des Uebels"; im folgenden Jahr „über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt". Sept. 1794 erschien die Abhandlung „über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt;" im Winter: „Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen"; „er hat," schreibt Fichte, 2. Juli 1795, „die Sache trefflich gefaßt, und mehrere, die mich nicht verstanden, haben seine Schrift sehr deutlich gefunden. Besonders lieb ist mir sein Hinsehn auf Spinoza, aus dessen System das meinige am sichersten erläutert werden kann." In demselben Sommer machte Schelling sein Candidatenexamen; im folgenden Frühling ging er als Hofmeister nach Leipzig. Von dort aus schrieb er in das Phil. J. die „Briefe über Dogmatismus und Kriticismus".

Kant hatte der Vernunft die Fähigkeit abgesprochen, nach dem Satz des Widerspruchs das Dasein Gottes zu erweisen. „Hätte Kant," erläutert Schelling, „nichts weiter sagen wollen als dies: ihr lieben Leute! eure theoretische Vernunft ist zu schwach, einen Gott zu begreifen; dagegen sollt ihr um der Moralität willen ein Wesen annehmen, das die Tugend belohnt und das Laster bestraft: so wäre eine solche Lehre des Tumults nicht werth gewesen." Jene Wendung sei vielmehr ironisch: „weil ihr ohne das Spielwerk eines gegenständlichen Gottes nicht handeln zu können meintet, mußte man euch mit der Berufung auf eure Verstandesschwäche hinhalten und mit dem Versprechen trösten, daß ihr es später zurückbekommen solltet, in der Hoffnung, euch dasselbe desto leichter entreißen zu können, wenn ihr bis dahin selbst handeln gelernt und endlich zu Männern geworden seid. So schien das Zeitalter nur darauf zu warten, daß der letzte Punkt falle, an dem alte Täuschungen befestigt waren, als man neue Täuschungen ersann, und die kühne Vernunft, welche die Täuschungen der gegenständlichen Welt selbst vernichtet hatte, winselte kindisch über ihre Schwäche. Nun ist es Zeit, die Freiheit der Geister zu verkündigen, und nicht zu dulden, daß die Menschheit den Verlust ihrer Fesseln beweine."

„Der Dogmatismus fordert die Herstellung des Absoluten als eines Gegenstandes; die Folge ist, daß, von der ursächlichen Wirkung des Objects abhängig, das Subject zum absoluten Leiden verurtheilt wird. Der Kriticismus dagegen fordert, daß das Absolute aufhöre, für mich Gegenstand zu sein. Das ist nur dadurch möglich, daß ich in's Unendliche strebe das Absolute in mir durch unbeschränkte Selbstthätigkeit zu verwirklichen Würde der Kriticismus das Ziel für in irgend einem Zeitpunkt erreichbar

halten, so verfiele er in Schwärmerei. Darin liegt das Geheimniß unserer geistigen Thätigkeit, daß wir genöthigt sind, uns in's Unendliche einem Punkt anzunähern, der in's Unendliche fort jeder Bestimmung entflieht, sich immer weiter entfernt, je näher wir ihm zu kommen suchen. Darin liegt das Wesen der geistigen Natur, daß im Selbstbewußtsein ein ursprünglicher Streit ist." — Das Höchste, was die Freiheit erringen kann, ist ein Bild des Absoluten. „Uns allen wohnt ein wunderbares Vermögen bei, aus dem Wechsel der Zeit uns in unser innerstes, von allem, was uns von außen her zugekommen, entkleidetes Selbst zurückzuziehn und hier das Ewige anzuschauen. In diesem Moment der Anschauung schwindet für uns Zeit und Dauer dahin, die reine Ewigkeit ist in uns."

Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig warf sich Schelling auf das Studium der Naturwissenschaft. Seit Kant's erstem großen Versuch, 1754, war von Seiten der Schule wenig dafür geschehn; die „metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" 1785 hatten das Recht der intellectuellen Anschauung auf diesem Gebiet sehr eingeschränkt; Fichte und Jacobi hatten gar keinen Sinn für die Natur. Dafür war von Seiten der Physiker der Weg der Speculation eingeschlagen, und Eschenmayer's „Versuch, einige Principien der Chemie aus der Metaphysik herzuleiten", erregte Aufmerksamkeit. Schon im Phil. J. wies Schelling auf die Naturwissenschaft hin, „in welcher Männer von echt philosophischem Geist ohne Geräusch Entdeckungen machen, an die sich bald die Philosophie anschließen wird, und die ein wissenschaftlicher Kopf nur vollends zusammenstellen darf, um die Jammerepoche der Kantianer vergessen zu machen, die noch jetzt sich mit dem Hirngespinste der Dinge an sich herumschlagen." Er selbst versuchte es in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" 1797; er hatte in den neuesten, wirklichen und vermeintlichen Entdeckungen rasch den Punkt getroffen, auf den es ankam, und seiner Ueberzeugung den beredten Ausdruck gegeben. Die Fülle des modernen Wissens soll in das Schema Spinoza's eingefügt, die Welt als der sichtbar gewordene Geist dargestellt werden.

Es drängten sich in den neuen physikalischen Entdeckungen gerade diejenigen Erscheinungen hervor, die auf den Zusammenhang zwischen Geist und Natur hinwiesen. Die seltsamsten Experimente wurden nicht weniger von Naturforschern wie von Laien und Dilettanten angestellt; die Mystik der Zahlen spielte eine große Rolle. Man wandte sich zur alten Geschichte der Wissenschaft zurück, die von der Aufklärung gering geschätzt war, und glaubte zu entdecken, daß ein großer Theil von den wunderbaren Geschichten, die man früher verlacht, auf geheimnißvollen Naturgesetzen beruhe. Um dieselbe Zeit verbreitete sich das Brown'sche System der Pathologie von England aus unter



den deutschen Aerzten. Die eifrigsten Vertreter desselben waren Markus und Röschlaub in Würzburg, auch Kant war ihm nicht abgeneigt. Nach diesem System ist das Leben ein Reiz; die Höhe des Organismus wird bedingt durch die Mannigfaltigkeit der Reize; die Krankheit ist Mangel an Reizen, die Heilung wird durch Erzeugung neuer Reize bewirkt, der Tod ist das Aufhören der Reize. Vielfach beschäftigte sich Hardenberg mit dieser Lehre, aus der er eine neue Realpsychologie zu entwickeln hoffte. Er studirte seit Dec. 1797 in Freiberg unter Werner den Bergbau.

Goethe's alte Träume wachten auf. Eben steckte er wieder tief im „Faust", der doch zum Theil aus dem Bedürfniß entsprungen war, dem todten Formelwesen zu entfliehn und der Natur mit dem Auge des Geistes in's Angesicht zu schauen. Für dies Streben hatte er damals keinen Vertrauten. Herder, sonst mit ihm Spinoza's Schüler, selbst in magische und kabbalistische Schriften vertieft, fest im Glauben an eine geistererfüllte Welt, hatte sich in grollendem Mißtrauen von ihm getrennt. Schiller, dem er den Plan zum Faust mittheilte, mit der Aufforderung, ihm seine Träume zu deuten, war der Natur fremd und idealisirte nur nach der sittlichen Seite hin. „Mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung . . . Was mich ängstigt, ist, daß mir der Faust eine Totalität auch der Materie nach zu fordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Z. B. es gehört sich, daß Faust in's handelnde Leben eingeführt würde . . . In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen Spaß und Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen."

Intellectuelle Anschauung des Ewigen, das war es, wonach der Dichter des Faust von frühster Jugend an strebte. Wenn die ängstliche Vernunft mit dem bekannten Seufzer schloß: „wer darf ihn nennen? und wer bekennen, ich glaub' ihn?" so wagte die schöpferische Einbildungskraft kühnere Blicke. Der Magier blättert in dem Buch des Makrokosmos, er bannt den Erdgeist; freilich nur auf Momente: aber er hat ihn doch gesehen, und dieses Gesicht bleibt der eigentlichste Inhalt seines spätern Lebens. Sehr richtig bemerkt Schelling: „Goethe hat von den ersten Wiederklängen der Natur an, die in seinen frühesten Dichterwerken gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunst, die er später den höchsten Naturphänomenen gab, in der Natur nie etwas Anderes als die unendliche Fülle seiner eignen Productivität dargestellt. Für ihn floß aus dieser Betrachtung der Natur der ewige Quell der Verjüngung." Mit A. v. Humboldt, der ein Menschenalter später ausführte,

was Kant und Schelling dunkel vorschwebte, hatte Goethe eben die eingehendsten Gespräche geführt.

Kant mochte der neuen Speculation nicht mehr folgen. „Ich finde gerathen," schreibt er an Fichte, „mich fast ganz in's praktische Fach zu werfen, und überlasse die Subtilität der theoretischen Speculation gern Andern, vornämlich was ihre neueren, äußerst zugespitzten apices betrifft... Ihr treffliches Talent einer lebendigen und populären Darstellung sehe ich in Ihren neuern Stücken mit Vergnügen sich entwickeln. Sie haben die dornigen Pfade der Scholastik nun durchwandert und werden nicht nöthig finden, dahin wieder zurückzusehn." — „Ich kann mir denken," antwortet Fichte 1. Jan. 1798, „wie man endlich der Speculation satt werden müsse. Sie ist nicht Zweck, sondern Mittel. Wer den Zweck, die vollkommene Uebereinstimmung mit sich selbst erreicht hat, der läßt das Mittel liegen. Dies ist Ihr Zustand, verehrungswürdiger Greis. Deswegen denke ich doch nicht daran, der Scholastik den Abschied zu geben. Ich treibe sie mit Lust und Leichtigkeit, und sie stärkt und erhöht meine Kraft." Die „Wissenschaftslehre" lernte Kant nur aus einer Recension kennen; „danach", schreibt er an Tieftrunk, „sieht sie mir wie ein Gespenst aus, das, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst findet. Das bloße Selbstbewußtsein ohne Stoff, worauf es angewandt werden könnte, macht einen wunderlichen Eindruck."

Von der neuen Speculation wurden auch die Schlegel ergriffen, die, bisher fast ausschließlich mit Philologie, Aesthetik und Geschichte beschäftigt, schon lange das Bedürfniß fühlten, sich ein Organ zu schaffen; die „Horen" gingen ein, vom „Lyceum" mußte man sich trennen, dafür erschien Jan. 1798 das 1. H., Mai 1798 das 2. H. des „Athenäums". Die Schlegel nannten sich als Herausgeber; unter den Mitarbeitern trat v. Hardenberg hervor, der sich „Novalis" zeichnete; ferner Schleiermacher und Fichte's Schüler Hülsen. Als seinen Zweck bekannte das Athenäum, „der Bildung Strahlen in Eins zu fassen", und zunächst die Synthese von Philosophie und Dichtkunst herzustellen, die von Schiller bereits gefordert war.

„Auch den vollendetsten Werken der isolirten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen; dicht am Ziel bleiben sie unvollendet stehn. Alle Philosophie ist Idealismus, und es giebt keinen andern Realismus als den der Poesie. Sagt man nun, einige sind schlechthin Idealisten, andere schlechthin Realisten, so heißt das: es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen." — „Die Poesie hat weniger Religion als die Philosophie. Es ist eben ihre liebenswürdige Bestimmung, den Geist mit der Natur zu befreunden und den Himmel selbst durch den Zauber ihrer geselligen Reize auf die Erde

herabzulocken; Menschen zu Göttern zu erheben, das mag sie der Philosophie überlassen. — Zwar hat die Philosophie oft die Götter geleugnet, aber dann waren es solche, die ihr nicht göttlich genug waren; und das ist ja ihre alte Klage gegen die Poesie."

In einem „Sendschreiben an Dorothea" sagt Fr. Schlegel weiter: „Bei der ersten Ansicht eines schönen Weibes würde man denken: in diesem Gefäß soll die ungestüme Musik dieses raschen reichen Lebens sanfter und schöner nachklingen. Und ist nicht diese Innerlichkeit, diese stille Regsamkeit alles Dichtens und Trachtens die wesentliche Anlage zur Religion, oder vielmehr sie selbst? — Ich brauche das Wort Religion ohne Scheu, weil ich kein anderes weiß. Du wirst das Wort nicht mißverstehn, da du die Sache selbst hast, und den äußern Tand, den man wohl auch so nennt, so gar nicht hast. Jedes Gefühl wird dir nicht zur lauten Vergötterung, aber zur stillen Anbetung. Wie dürfte man dir also die Religion blos darum absprechen wollen, weil es dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man dich fragte, ob du an Gott glaubst? und weil die Untersuchung, ob es einen Gott gebe oder drei oder so viel du willst, für dich nichts mehr als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel sein würde. — Obgleich mir auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größten Phänomene zu sein scheint, so kann ich doch im strengen Sinn nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt und dichtet und lebt, wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Sein ausgegossen ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut." — Es ist anzumerken, daß dieses Sendschreiben in's Jahr 1798, vor die „Reden über Religion" fällt.

Im „Blüthenstaub" von Novalis (Jan. 1798) heißt es: „Nichts ist zur wahren Religiosität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. In der Wahl dieses Mittelglieds muß der Mensch durchaus frei sein. Die gebildeten Menschen werden ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall bestimmt wird. Da aber so wenig Menschen einer freien Wahl überhaupt fähig sind, so werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; auf diese Art entstehn Landesreligionen. Je selbständiger der Mensch wird, desto mehr erkennt er, wie relativ diese Wahlen sind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben bestehe. — Der Pantheismus geht von der Idee aus, daß alles Organ der Gottheit sein könne, indem ich es dazu erhebe; der Monotheismus von dem Glauben, daß es nur ein solches Organ für uns gebe. So unverträglich beide zu

sein scheinen, so läßt sich doch ihre Vereinigung bewerkstelligen, wenn man den monotheistischen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und diese gleichsam durch ihn centrirt." In spätern Fragmenten sieht es wieder so aus, als sei der pantheistische Standpunkt der höhere.

Gleich darauf Fr. Schlegel: „Haben die Ideale für den Denker nicht so viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künstler, so ist alle Beschäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges Würfelspiel mit hohlen Formeln. — Die Phantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit. — Jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch nicht frei hervorbringt, ist ein Abgott. Es giebt so viel Götter als Ideale. Das Verhältniß des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen ist durchaus Religion. Wem dieser innere Gottesdienst Ziel und Geschäft des ganzen Lebens ist, der ist Priester, und so kann und soll es jeder werden." — „Man wählt und setzt sich den Mittler, aber man kann sich nur den wählen, der sich schon als solchen gesetzt hat. Ein Mittler ist derjenige, der Göttliches in sich wahrnimmt, und sich selbst vernichtend Preis giebt, um das Göttliche zu verkündigen, mitzutheilen und darzustellen allen Menschen."

Dieses religiöse Bewußtsein, dem es nicht um sittliche Gebundenheit, sondern um ein freies Spiel der Geisteskräfte zu thun ist, zeichnet sich durch seine Liberalität aus: „Der universelle Geist ist echter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich." (Fr. Schlegel.) — „Virtuosen in verwandten Gattungen verstehn sich oft am wenigsten. So findet man nicht selten, daß edle und gebildete Menschen, die alle göttlich dichten, denken oder leben, deren jeder sich aber der Gottheit auf einem andern Wege nähert, einander die Religion absprechen, aus Mangel an Sinn für religiöse Individualität. Die Religion ist schlechthin unendlich wie die Natur, der vortrefflichste Priester hat doch nur ein klein Stück davon. Es giebt unendlich viel Arten derselben, die sich jedoch von selbst unter einige Hauptrubriken zu ordnen scheinen. Einige haben am meisten Talent für die Anbetung des Mittlers, für Wunder und Gesichte: das sind die, welche der gemeine Mann, wie es kommt, Schwärmer oder Poeten nennt. Ein andrer weiß vielleicht mehr von Gott dem Vater, und versteht sich auf Geheimnisse und Weissagungen: dieser ist ein Philosoph, und wird, wie der Gesunde von der Gesundheit, nicht viel von der Religion reden, am wenigsten von seiner eignen. Andre glauben an den heiligen Geist und was dem anhängt, Offenbarungen, Eingebungen u. s. w.; an sonst aber niemand: das sind künstlerische Naturen. Es ist ein sehr natürlicher Wunsch, alle Gattungen der Religion in sich vereinigen zu wollen, aber in der Ausführung ist's damit ungefähr wie mit der Vermischung der Dichtarten. Wer aus wahrem Instinct zugleich an den Mittler und an den h. Geist glaubt,



pflegt schon die Religion als isolirte Kunst zu treiben, welches eine der mißlichsten Professionen ist, die ein ehrlicher Mann treiben kann. Wie müßte es erst einem ergehn, der an alle drei glaubt." (Novalis.)

„Es muß für jede Stufe der sittlichen Bildung eine eigne Religion geben, d. h. es muß einer jeden eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Es ist eine Anmaßung des Christianismus, allen alles sein zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum Weisen zu sorgen." (Fr. Schlegel.) Selbst den Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" hat er in Verdacht, in diesem Sinn zu sehr Christ zu sein. „Der Christianismus scheint mir erst ein angefangenes Factum zu sein, das in einem System nicht dargestellt werden kann. — Der Katholicismus ist das naive Christenthum; der Protestantismus ist sentimentaler, und hat außer seinem polemischen Verdienst noch das positive, durch die Vergötterung der Schrift die einer progressiven Religion wesentliche Philologie veranlaßt zu haben. Nur fehlt es dem protestantischen Christenthum vielleicht noch an Urbanität. — Man hat von manchem Monarchen gesagt, er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen sein, nur zum König habe er nicht getaugt. Verhält es sich etwa mit der Bibel auch so? Ist sie auch blos ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel sein sollte?" — „Wenn das Wesen des Cynismus darin besteht, der Natur vor der Kunst, der Tugend vor der Schönheit und Wissenschaft den Vorzug zu geben, und allen politischen Glanz unbedingt zu verachten, so dürfte der Christianismus wohl nichts anderes sein, als universeller Cynismus." (Fr. Schlegel.) — „Die christliche Religion ist dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie steht in Opposition mit Kunst, Wissenschaft und eigentlichem Genuß. Vom gemeinen Mann geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist der Keim alles Demokratismus. Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein, also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum." (Novalis.)

Der wahrhaft Gebildete, der Künstler sucht nach einem andern Medium des Göttlichen, als er in einer Religion findet, die bei einem unterdrückten Volk entstand, dessen Leben nur in der Hoffnung war; die auf eine völlig depravirte Nation übertragen wurde, welche ihren eignen Unglauben an die menschliche Würde darin wiederzufinden wähnte, die endlich fertig und dogmatisch abgerundet plötzlich sich den Deutschen aufdrang, deren eigenstem Wesen sie fremd war und deren Naturgötter sie in Teufel verwandelte. Der Uebermacht dieser Religion sich zu entziehn, und sie zugleich in ihrer einseitigen Berechtigung zu würdigen, giebt es nur ein Mittel: eine neue, auf die idealistische

Speculation gegründete Poesie. Diesen Gedanken führt Fr. Schlegel in einer Abhandlung aus, deren Hauptquelle neben Schiller Moritz ist: was Schiller als „sentimental" bezeichnet, nennt Fr Schlegel romantisch.

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht blos, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie in Berührung zu setzen: sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und Leben und Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren, die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse, auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfältigen. Sie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie ist. Andre Dichtarten sind fertig und können zergliedert werden: der romantischen Dichtart eigentliches Wesen ist, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leidet; daß das Schöne vom Wahren und Sittlichen getrennt ist und mit demselben gleiche Rechte hat. — Gleich dem transcendentalen Idealismus soll die romantische Poesie — und in gewissem Sinn soll alle Poesie romantisch sein — in jeder ihrer Darstellungen in schöner Selbstbespiegelung sich selbst mit darstellen. Soll die Poesie Kunst werden, so muß der Dichter über seine Kunst philosophiren; je mehr die Poesie Wissenschaft wird, desto mehr wird sie auch Kunst. — Das Wesen der höhern Kunst besteht in der Beziehung auf's Ganze. Darum sind alle Werke ein Werk, alle Künste eine Kunst, alle Gedichte ein Gedicht. Eben darum will auch jedes Glied in diesem höchsten Gebilde des menschlichen Geistes das Ganze sein. — Das geschieht durch dasselbe, wodurch überall der Schein des Endlichen mit der Wahrheit des Ewigen in Beziehung gesetzt wird: durch Symbole, durch die an Stelle der Täuschung die Bedeutung tritt, das einzig Wirkliche im Dasein. — Jedes Gedicht soll das Ganze bedeuten, und durch die Bedeutung auch wirklich sein. Habt ihr diese symbolische Form noch nie wahrgenommen, so laßt es nur mit der Poesie."

Das ist (Mai 1798) das erste tumultuarische Manifest der Romantik. Der erweiterte Begriff der Poesie bedingte auch eine Erweiterung des poetischen



Horizonts. Als der große Dreiklang der modernen Kunst werden Dante, Shakespeare und Goethe bezeichnet. „Dante's prophetisches Gedicht ist das einzige System der transcendentalen Poesie; Goethe's rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie." „Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden." — A. W. Schlegel sucht die Perspective in die Dämmerung des Südens und Ostens zu erweitern. „Wo die Beweglichkeit der anschauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in schönem Gleichgewicht steht, da geht das auch auf die Sprachen über: sie fügen sich, tönend und geflügelt, den Gesetzen des Wohlklangs wie von selbst. So sind die arabische und persische, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die der Poesie so aromatische Blüthen zum Opfer bringen; so die zarte Sanskrita, zu welcher die Gottheit selbst die Schriftzüge erfann. Je verschlossener und ungestümer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt oder umnebelt, desto rauher, verworrener und mühseliger wird die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, wozwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt. Sehr schön hat ein Denker die nordischen Sprachen Töchter der Noth, die südlichen der Freude genannt."

Diese Art von Poesie konnte nur für exclusive Cirkel der Bildung sein, und in der That ging die „neue Schule" — so nannte man jetzt die Männer des „Athenäums" — von vornherein darauf aus, den Pöbel aus der Speculation wie aus dem Genuß des Schönen zu verbannen. „Die Natur," sagt Schelling, „hat der Mittheilbarkeit Grenzen gesetzt: sie hat für die Mündigen eine Philosophie aufbewahrt, die durch sich selbst zur esoterischen wird, weil sie nicht gelernt, nicht nachgebetet, auch von geheimen Feinden und Spähern nicht nachgesprochen werden kann — ein Symbol für den Bund freier Geister, an dem sie sich alle erkennen, das sie nicht zu verbergen brauchen, und das doch nur ihnen verständlich, für die andern ein ewiges Räthsel sein wird."

Diese Exclusivität wurde nicht wenig durch die fragmentarische Form gefördert, in die Fr. Schlegel, theils weil es ihm schwer wurde, einen Gedanken nach allen Seiten auszudenken, theils weil er gern die Menge neckte, schon früh verliebt war. Diese Neigung hat die Gefahr, daß der aphoristische Denker mit der Zeit sich selbst täuscht: wenn er zuerst die Menge verlacht, die ihn nur darum nicht versteht, weil sie nicht weiß, was er sich hinzudenkt, so vergißt er zuletzt selber diese Ergänzung, und freut sich an dem scheinbaren Gewinn eines Satzes, der nur darum positiv klingt, weil er unfertig ist.

„Anmaßend ist es freilich, noch bei Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu schreiben ist ungleich bescheidener; aber

Fragmente müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein. Der einzige Trost ist, daß nichts anmaßender sein kann, als überhaupt zu existiren." — „Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muß man umkehren, und mit ihren Antipoden synthesiren. Eine Definition, die nicht witzig ist, taugt nichts." — „Fragmente sind die eigentliche Form der Universalphilosophie; der Sinn für Fragmente ist der transcendentale Bestandtheil des historischen Geistes."

Novalis ist der geborne Fragmentist. Er hatte aus der Paradoxie ein eigentliches Studium gemacht, als Zweck seines Lebens war ihm aufgegangen, vom Leben zu abstrahiren und nur im Jenseits zu sein. Jede Verbindung zwischen Subject und Prädicat, zwischen Erscheinung und Idee war bei ihm durch sein krankhaft afficirtes Ich vermittelt, das beiden Färbung und Stimmung gab. Ohne Kenntniß dieses Mittelglieds ist es schwer, seine abgerissenen Gedanken zu ergänzen oder auf eine reale Anschauung zu beziehn. Dazu kommt, daß bei der Kühnheit seiner Combinationen die Klangform des Gedankens ihm nicht selten alle Bedenken aus der Seele schmeichelt. „Unter meinen abgerissenen Gedanken," gesteht er einem Freunde, „sind viele Spielmarken; manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigsten Ueberzeugung aufzudrücken gesucht." In die erste Classe gehören wohl die Fragmente: „das Leben der Götter ist Mathematik; alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein, zur Mathematik gelangt man nur durch Theophanie; reine Mathematik ist Religion" u. s. w.; ferner der folgende Monolog: „Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Es ist ein lächerlicher Irrthum, daß die Leute meinen, sie sprächen um der Dinge willen. Das Eigenthümliche der Sprache ist, daß sie sich blos um sich selbst kümmert. Daher geschieht, daß wenn einer blos spricht, um zu sprechen, er gerade die originellsten Wahrheiten ausspricht; will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht der Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Wenn man ihnen nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei: sie machen eine Welt für sich aus; sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsamste Verhängnißspiel der Dinge ... So ist es mit der Sprache: wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres musikalischen Geistes hat, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein ... Wenn ich damit das Wesen und Amt der Poesie auf das deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehn kann ... Wie wenn ich aber reden müßte? und dieser Sprach-

trieb die Wirksamkeit der Sprache in mir wäre? so könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie sein und ein Geheimniß der Sprache verständlich machen? . . . Wenn man in der Mittheilung der Gedanken zwischen absolutem Verstehn und absolutem Nichtverstehn wechselt, so darf das schon eine philosophische Freundschaft genannt werden. Hat man einmal die Liebhaberei für's Absolute, so bleibt kein Ausweg, als entgegengesetzte Extreme zu verbinden und sich selbst immer zu widersprechen. Um den Satz des Widerspruchs ist es doch unvermeidlich geschehn."

In demselben Sinne fährt Fr. Schlegel fort: „Da die Natur und die Menschheit sich so oft und so schneidend widersprechen, darf die Philosophie es vielleicht nicht vermeiden, dasselbe zu thun. — Jeder wahre Skepticismus müßte mit der Behauptung und Forderung unendlich vieler Widersprüche anfangen und endigen." — Die höchste Form der Bildung ist der begeisterte Witz: jene Redefigur, welche in sinnlicher Kraft den Satz des Widerspruchs widerlegt. „Der Witz ist Princip und Organ der Philosophie, die nichts Anderes ist als die Wissenschaft aller sich ewig mischenden und wieder trennenden Wissenschaften. Der Werth des absoluten und enthusiastischen Witzes ist unendlich. Die wichtigsten wissenschaftlichen Forschungen sind Bonmots durch die überraschende Zufälligkeit ihrer Entstehung, durch das Combinatorische des Gedankens und durch das Barokke des hingeworfenen Ausdrucks. — Wenn jede rein willkürliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie grotesk ist, so hat die Philosophie Grotesken wie die Poesie; nur weiß sie weniger darum, und hat den Schlüssel zu ihrer eignen esoterischen Geschichte noch nicht finden können. — Das Wesen des Bizarren besteht in gewissen willkürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechselungen des Denkens, Dichtens und Handelns. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragische nicht blos verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht."

Der Witz ist die Befreiung aus dem Spinngewebe der hergebrachten Logik; er ist die Befreiung aus der deutschen Spießbürgerei. Diese wurde von der erregten Jugend krampfhafter empfunden als je. „Ich glaube," schreibt Hölderlin an seinen Bruder, „daß sich die gewöhnlichsten Tugenden der Deutschen auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit reduciren. Sie sind überall auf irgend eine Art an ihre Erdscholle gefesselt; jeder ist nur in dem zu Hause, worin er geboren ist, und kann und mag mit seinem Interesse und seinen Begriffen nur selten darüber hinaus. Daher die finstre, wegwerfende Scheu, aber auch die furchtsame unterwürfig blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer ängstlich engen Sphäre liegt." In diesem Sinn begrüßt er den Idealismus als die befreiende Philosophie der Zeit. „Kant

ist der Moses unsrer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie einsame Wüste seiner Speculation führt, und der das energische Gesetz vom heiligen Berge bringt. Freilich tanzen sie noch immer um ihre goldnen Kälber und hungern nach ihren Fleischtöpfen."

„Unser Alltagsleben," sagt Novalis, „besteht aus lauter wiederkehrenden Verrichtungen. Philister leben nur ein Alltagsleben. Poesie mischen sie nur zur Nothdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bischen besser als gewöhnlich, und dieser Sonntagsrausch endigt mit einem etwas tieferm Schlafe als sonst." Kann man die Spießbürgerei nicht beseitigen, so muß man sie wenigstens durch Neckereien aufrütteln. „Das Gemeine wird nur durch Witz gesellschaftsfähig; es ist um des Witzes willen, seine Zweckbestimmung ist der Witz. Um es mit der Kraft und Leichtigkeit zu behandeln, aus der die Anmuth entspringt, muß man nichts sonderbarer finden als das Gemeine, und im Sonderbaren viel suchen und ahnden. Auf die Art kann wohl ein Mensch, der in ganz andern Sphären lebt, gewöhnliche Naturen so befriedigen, daß sie gar kein Arg aus ihm haben, und ihn für nichts weiter halten, als was sie unter sich liebenswürdig nennen." — „Der Mensch erscheint am würdigsten, wenn sein erster Eindruck der Eindruck eines absolut witzigen Einfalls ist. Einen jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchem Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte."

In diesem Sinn erläutert Fr. Schlegel sein früheres Fragment über die französische Revolution. „Man kann sie betrachten als die furchtbarste Groteske des Zeitalters, wo die tiefsinnigsten Vorurtheile und die gewaltsamsten Ahndungen desselben in ein grauses Chaos gemischt, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menschheit so bizarr als möglich verwebt sind. Es ist natürlich, daß die Franzosen etwas dominiren im Zeitalter. Sie sind eine chemische Nation, sie machen ihre Versuche auch in der moralischen Chemie immer im Großen. Das Zeitalter ist gleichfalls ein chemisches Zeitalter." — „Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und conventionelle Rechtlichkeit. So geschieht's, daß der Pöbel die für Verbrecher oder Exempel der Unsittlichkeit hält, welche für den wahrhaft sittlichen Menschen zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, die er als Wesen seiner Art betrachten kann." — „Ich halte alle sittliche Erziehung," (wodurch also das Hergebrachte der Seele eingeimpft werden soll) „für ganz thöricht und unerlaubt." — „Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein." — „Giebt's eine unsichtbare Kirche, so ist es die jener großen Paradoxie, die von

der Sittlichkeit unzertrennlich ist. Menschen, die so excentrisch sind, im vollen Ernst tugendhaft zu sein und zu werden, verstehn sich überall, finden sich leicht, und bilden eine stille Opposition gegen die herrschende Unsittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewisser Mysticismus des Ausdrucks, der bei einer romantischen Phantasie und mit grammatischem Sinne verbunden, etwas sehr Reizendes und etwas sehr Gutes sein kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer schönen Geheimnisse."

Um in diesen Dithyramben des souveränen Witzes etwas mehr zu finden als Neckereien des Musensohnes gegen den Philister, muß man sich an den „Satz des Widerspruchs" und seine Geschichte erinnern, die wir in der Einleitung gegeben haben. Gleichzeitig mit diesen Fragmenten (Febr. 1798) schrieb Goethe die „Weissagungen des Bakis". Schiller, der wohl an sein eignes „Reich der Schatten" und seine Predigten gegen den Geist des Zeitalters unbequem erinnert werden mochte, war über die Fragmente sehr ungehalten. „Mir (an Goethe, 23. Juli) macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe." — „Einen gewissen Ernst kann ich den beiden Schlegel, und dem jüngern insbesondere, nicht absprechen. Aber ich finde in ihren ästhetischen Urtheilen eine solche Trockenheit und sachlose Wortstrenge, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich einen Gegenstand darunter denken. Wenn das Publicum eine glückliche Stimmung für das Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie diese beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier erregt weder Neigung noch Respect, und die Blößen, welche sie sich geben, werfen auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein."

„Auf die gute Sache!" — In der Verachtung des gegenwärtigen prosaischen Zeitalters, in der Gleichgültigkeit gegen die Praxis des Lebens, in dem festen Glauben an das Ideal kamen sie überein. Beiden war die Poesie ein „Mädchen aus der Fremde", „man wußte nicht, woher sie kam". Für die mythische Bildlichkeit der Griechen, die ganz nicht wieder herzustellen war, suchten beide Ersatz im transcendentalen Idealismus. Beide erwarteten von der durch die Philosophie geläuterten Kunst einen wichtigen Fortschritt der Menschheit auch in Religion und Sitte. Beide sahen in Goethe den Genius, der auf die neue Morgenröthe eines goldenen Zeitalters deute. Wenn die Schlegel neben den griechischen Vorbildern auch auf die Kunst der Renaissance zurückgingen, wenn sie in der Symbolik und Mythologie des Katholicismus Ergänzungen für die Götter Griechenlands suchten, so lag es ganz in Schiller's Sinn, die Kunst universell aufzufassen. Aber ihn verstimmte jene Vorliebe für bunten Farbenreichthum ohne Rücksicht auf den menschlichen Gehalt; jene Versatilität des Geistes, die trotz ihres Idealismus doch wieder auf Ver-

herrlichung des Stoffs ausging, nur daß sie mit ihren Stoffen der öffentlichen Meinung trotzte; jene Unredlichkeit des Denkens, die um einer wohlklingenden Parodoxie willen die Wahrheit opferte; jenes Unvermögen des Schaffens, das die Gestaltlosigkeit der poetischen Schöpfungen durch Anpreisung der Willkür zu rechtfertigen suchte; endlich jener Geist der Coterie, der um der Person willen die Sache hintansetzte.

Fr. Schlegel's Irrthümer führen fast durchweg auf Schiller zurück. Sein Ausspruch, Poesie könne nur durch Poesie kritisirt werden, erinnert an Schiller's Bemerkung, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als die Einbildungskraft selbst. Aber Schiller sagt nur: die Metaphysik der Kunst ist zum ästhetischen Urtheil im bestimmten Fall ungenügend; eine gebildete receptive Einbildungskraft muß vorangehn, die den Eindruck des Kunstwerks vollständig in sich aufnimmt; dann erst kommt der Verstand hinzu, und spricht, indem er diesen individuellen Eindruck analysirt, von den zufälligen Momenten sondert und auf allgemeine Gesetze zurückführt, das Urtheil. — Schlegel's Ausspruch dagegen ist falsch: die Poesie, die etwas ganz Anderes ist, als receptive Einbildungskraft, kann nicht kritisiren, denn Kritik ist Analyse, Poesie ist Synthese. — Das war der eine Grundfehler der Romantik, Begeisterung mit Genie, receptive Einbildungskraft, d. h. poetische Empfänglichkeit, mit Poesie zu verwechseln.

Auch der andre Grundfehler hängt mit Schiller zusammen. Das höchste Streben der Schlegel war Bildung, Bildung im doppelten Sinn, einmal als begeisterte Aufnahme aller poetischen Stoffe in ihrer Fülle, sodann als Freiheit des Gemüths von diesen Stoffen. Der Witz erscheint hier als Ironie. Diese Idee, ein echter Dichter müsse gleichzeitig von seinem Gegenstand erfüllt sein und ihn parodiren können, klingt so wunderlich, daß man froh ist, in einem Fragment Fr. Schlegel's die Anknüpfung an den gemeinen Verstand zu finden. „Um über einen Gegenstand gut schreiben zu können, muß man sich nicht mehr für ihn interessiren; der Gedanke, den man mit Besonnenheit ausdrücken soll, muß schon gänzlich vorbei sein, einen nicht mehr eigentlich beschäftigen. So lange der Künstler erfindet und begeistert ist, befindet er sich für die Mittheilung in einem illiberalen Zustand. Er wird dann alles sagen wollen, welches eine falsche Tendenz junger Genies oder alter Stümper ist. Dadurch verkehrt er die Würde der Selbstbeschränkung, die doch für den Künstler wie für den Menschen das Nothwendigste und das Höchste ist. Das Nothwendigste: denn überall, wo man sich nicht selbst beschränkt, beschränkt einen die Welt, wodurch man ein Knecht wird. Das Höchste: denn man kann sich nur an den Punkten und an den Seiten selbst beschränken, wo man unendliche Kraft hat, Selbstschöpfung und Selbstvernichtung."

Das also ist der wahre Sinn der romantischen Ironie. Es ist dasselbe, was Schiller 1791 in der Kritik Bürger's sagte: „Selbst in Gedichten, in denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel geführt habe, mußte er damit anfangen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt." — „Mit Ironie bewundern" heißt nur „mit Freiheit bewundern"; und wie verkehrt unfreie Bewunderung erscheint, sieht man am besten aus — Fr. Schlegel's eigenen Gedichten, wo er sich dem Strom hochklingender Worte ohne alle Ironie hingiebt. Auch weiß er gar wohl, welchem Mißbrauch seine Ironie ausgesetzt ist. „Vor drei Fehlern hat man sich zu hüten. Was unbedingte Willkür und sonach Unvernunft oder Ueberverunft scheint oder scheinen soll, muß dennoch im Grunde auch wieder schlechthin nothwendig und vernünftig sein, sonst wird die Laune Eigensinn. Zweitens: man muß mit der Selbstbeschränkung nicht zu sehr eilen und erst der Begeisterung Raum lassen, bis sie fertig ist. Drittens: man muß die Selbstbeschränkung nicht übertreiben." — Weil Fr. Schlegel seine eigne Warnung überhörte, weil er in den Neckereien gegen das Zeitalter zwischen Eigensinn und Laune nicht unterschied; weil er das Urtheil der „harmonisch Platten" ausdrücklich als Kriterium dessen bezeichnete, was zu fliehen sei; weil er verleugnen zu müssen glaubte, was Nicolai bejahte, und zu verehren, was Nicolai verachtete: — darum verlor dieser scharfsinnige und hochgestimmte Mann mit der Achtung vor der Wahrheit mehr und mehr den positiven Inhalt; sein Hochmuth stieg, je mehr er an Glauben verlor, sein Pathos wie seine Ironie wurden ein leeres Spiel, das sein intellectuelles, sittliches und gemüthliches Leben aushöhlte, und er endete in schmählichem Abfall von dem Glauben, den er in besserer Zeit mit Begeisterung verkündigt hatte.

Schon für diese Zeit brachte das Streben, Schule zu machen, und es mit den Bedingungen nicht zu genau zu nehmen, weil ja in der Welt sich alles widerspricht, in das Athenäum etwas seltsam Chaotisches. Wie kam Tieck unter diese Propheten des transcendentalen Idealismus? dessen Ideale doch auf einen ganz andern Weg zu weisen schienen. Am bestimmtesten spricht er diese im P. Leberecht (1795) aus: „Von Jugend auf ist es unser Studium gewesen, uns alles Fremde gewöhnlich zu machen: wir sollten einmal versuchen, uns das Gewöhnliche fremd zu machen. Das Wunderbare liegt oft dicht vor unsern Füßen, aber wir sehen mit unsern Teleskopen darüber weg. — Es giebt eine Fähigkeit der Seele, sich für gering scheinende Gegenstände zu interessiren, eine Art Freundschaft für sie zu gewin-

nen; ein liebenswürdiger, poetischer Sinn, der in den bekannten Dingen etwas Neues und Anziehendes entdeckt. Die meisten Leser aber haben einen Widerwillen gegen die Welt, die sie umgiebt; sie haben kein poetisches Auge, und ihre innere Langeweile spiegelt sich in allen Gegenständen; die meisten neuern Schriftsteller überhäufen die überspannte und eben darum erschlaffende Phantasie mit schlecht zusammenhängenden Abentheuerlichkeiten. — Unsere Schriftsteller suchen immer das sogenannte Poetische abzusondern; es ist ein feinerer Genuß, in der trockensten Prosa des Lebens die schönste Poesie zu finden."

Der scheinbare Gegensatz gegen den Idealismus Fr. Schlegel's schwindet bei genauerem Zusehn beträchtlich. Fr. Schlegel und Novalis erlaubten der Poesie die Darstellung des Alltäglichen, um es sonderbar zu finden. So meinte es auch Tieck. ihm fehlte das poetische Auge für das Naheliegende, die Freundschaft für das Geringscheinende, seine innere Langeweile spiegelte sich in den Gegenständen, er konnte sie nur verspotten. Was bisher bei ihm Naturgabe gewesen, erschien ihm jetzt im Licht eines künstlerischen Princips. Ferner betrachtete Fr. Schlegel die Poesie in Dante's Sinn als höchstes Ziel, aber als Vorstufe ließ er die Confessions, den Roman gelten, er behandelt den humoristischen Roman mit Interesse: ist doch der Humor die eigentliche Synthese des Witzes und der Sentimentalität. „Der große Hause liebt Jean Paul vielleicht nur wegen der anscheinenden Abentheuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm vergießt, und der strenge Künstler ihn als das Zeichen der vollendeten Unpoesie haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porcellantruppen seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkür in ihm vergöttern. Ein eignes Phänomen ist es: ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, nur was man so gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch schon um eines einzelnen humoristischen Dithyrambus willen den Namen eines großen Dichters nicht ohne Ungebühr absprechen dürfte. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne, und umgekehrt, kurz er ist fertig ... Zu seinen falschen Tendenzen gehören die Frauen, die Philosophie, die Jungfrau Maria, die Zierlichkeit, die idealischen Visionen und die Selbstbeurtheilung. Seine Frauen haben rothe Augen und sind Gliederpuppen zu psychologisch moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen: genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. Seine Humoristen erscheinen selbständiger, aber sie haben eine zu starke Familienähnlichkeit mit dem Autor, als daß man

ihnen dies für ein Verdienst anrechnen könnte. Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im nürnberger Stil. Hier ist die an Armuth grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten, aber hier ist auch seine anziehende Schwerfälligkeit zu Hause, und seine pikante Geschmacklosigkeit, an der nur das zu tadeln ist, daß er nicht um sie zu wissen scheint. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau, und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Bessern; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher." — So beurtheilte Fr. Schlegel im „Athenäum" den Dichter, Mai 1798, der souveräne Witz den souveränen Humor.

Neben Goethe wird Tieck auf den Stuhl erhoben. A. W. Schlegel macht auf den unverdient geringen Erfolg der „Volksmährchen" aufmerksam. „Die Unschuld einer Muse, welche weder ein blos leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröbern Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann leicht als Unbedeutendheit mißverstanden werden." — „Man sollte sich hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volkssagen so schnöde anzulassen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst sein mögen, schwerlich ganz an poetischer Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden dieser Märlein ist der Feenpalast des göttlichen Meisters Ariost erbaut; und es könnte schon deswegen" (also noch ganz der Wieland'sche Standpunkt!) „anziehend sein, sie in ihrer ursprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu sehn, um damit die welschen Umbildungen eines hellen und feinen Verstandes zu vergleichen." Am meisten wird der „blonde Eckbert" gerühmt. „Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher die Gestalten unbekannter Dinge bis zur hellen Anschaulichkeit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Prosa. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmischen Fortschritts und ihres schön entfaltenden Ueberflusses hat für unsere Sprache Goethe entdeckt, und die Art, wie Tieck dessen Stil studirt haben muß, um es ihm soweit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren." „In Tieck's Liedern liegt ein eigner Zauber, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele ... In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehn-

sucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem, was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt: die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dies Halbdunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der Außenwelt herumgaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und phantastisch zugleich."

Es war für Tieck's Entwickelung ein entscheidender Wendepunkt. Noch war sein Princip keineswegs festgestellt; einzelne Erzählungen sind noch ganz Peter Lebrecht; „Kaiser Abraham Tonelli" hätte allenfalls von Musäus sein können. — Es wäre ein Segen für seine künstlerische Entwickelung gewesen, hätten ihn die Schlegel zum straffen Zusammenraffen seiner Kräfte, zur organischen Gliederung angeleitet; statt dessen bestärkten sie ihn in seinem schlaffen Sichgehnlassen, und lehrten ihn, die Herrschaft über den Stoff, der allein den Künstler macht, durch Begeisterung für den Stoff zu ersetzen, wie es die Dilettanten treiben. Die Unbefangenheit seines Schaffens hört auf, und er beginnt den Seher zu spielen.

„Was meine Kindheit in der Religion ahndete, glaubte ich jetzt in der Poesie gefunden zu haben, die grübelnden Zweifel waren mir in dieser lichten Gegenwart verschwunden; das Bedürfniß, sie aufzuklären, der ehemalige Hunger nach Beruhigung, schien bei diesem vollen Gastmahl des Lebens auf immer abgewiesen. Hatte ich früher die Schilderung der Leidenschaft, Kenntniß des Herzens und aller menschlichen Verirrungen und Gebrechen in neugieriger Betrachtung vielleicht zu hoch angeschlagen, so begeisterte jetzt Anmuth und Scherz, der muthwillige Wahnsinn, der oft die selbsterfundenen Gesetze wieder vernichtete, meinen Sinn und meine Forschung. Was meine Jugend bedrängte, die Bitterkeit gegen Albernheit und Abgeschmacktheit, trat jetzt in der Gestalt parodirender aber nothwendiger Nebenpersonen in dem magischen Zaubergemälde der Poesie auf." — So hatte nun Tieck das „Reich der Schatten" wirklich gefunden, das Schiller den Poeten zu suchen empfahl, um sich der beschmutzenden Berührung der Wirklichkeit zu entziehn; den Venusberg der souveränen Poesie.

Wackenroder, der 13. Febr. 1798, 25 J. alt, starb, hinterließ noch allerlei Papiere aus der Mappe des Klosterbruders; außerdem hatten die beiden Freunde verabredet, die geliebte Zeit der Renaissance in Nürnberg in einem historischen Roman zur lebendigen Anschauung zu bringen. Aus diesen Vorarbeiten gingen „Franz Sternbalds Wanderungen" hervor: der erste Versuch, vom Standpunkt der Bildung eine Periode des deutschen Lebens dich-

terisch wiederherzustellen. Der Plan ist, nicht blos alle bedeutenden Künstler Deutschlands, Italiens und der Niederlande aus dem ersten Viertel des 16 J. zu zeichnen, sondern auch die geselligen und politischen Zustände; die Erstürmung Roms durch Bourbon sollte den Wendepunkt bilden. Wackenroder hatte Documente aus dem 16. J. vielfach zur Hand gehabt, und seine Darstellung danach modulirt. Es ist Tieck nicht gelungen, die allmälige Umwandelung dieses Tons durch die Erweiterung des Gesichtskreises kenntlich zu machen. Der historische Localton von Nürnberg und wohin die Wanderung die beiden Freunde sonst geführt, ist nicht schlecht; in den Niederlanden wird die Farbe schon matt, die Bilder aus Italien treten hinter Heinse weit zurück. Cellini, den Goethe eben übersetzt hatte, scheint Tieck nicht gekannt zu haben, und doch lernt man aus einer Seite bei Cellini über Italien mehr als aus dem ganzen Sternbald. Es fehlt Tieck nicht blos an Kenntniß, sondern auch an Stetigkeit der Zeichnung: der Erdboden hat für ihn keine Wahrheit, er schwebt immer darüber hinweg, und so oft er den Anlauf nimmt, wirkliches Leben, Sitten und Gewohnheiten zu schildern, verfällt er sofort wieder in Zerstreuung, und man ist im Lande der Feen.

Was den historischen Werth des Gemäldes nicht wenig beeinträchtigte, war, daß es in eine fertige Schablone eingezwängt wurde. Mit dem Sternbald beginnt die Schule des W. Meister; wieder Lehrjahre, aus der Enge einfacher Häuslichkeit in die Weite glänzend bewegten Künstlertreibens; unendlicher Bildungstrieb und eine fast demüthige Empfänglichkeit, die sich fortwährend von dem eignen Wesen und dem ursprünglichen Zweck ablenken läßt. Die Lösung des Familienbandes, ganz gegen die Art der Zeit, ist eine matte Reminiscenz aus dem Meister; Lothario kehrt als Ludovico wieder, gerade so viel versprechend und so wenig sagend als jener; ebenso das Schwesternpaar und ihre Verwechselung, das Aufkeimen der Liebe durch ein flüchtig vorübergehendes Bild, nur daß hier die Gräfin einen unendlich breitern Raum einnimmt. Was Friedrich Schlegel von der Gräfin im Meister sagt, sie sei eigentlich nur da zu einer geistreichen Apologie des Putzes, gilt zehnfach von ihrer Erbin im Sternbald: das Putzen, Costumiren, Tableausitzen nimmt kein Ende. In diesem Fasching hört unter dem beständigen Horn- und Flötenconcert alle geographische und historische Bestimmtheit auf. Tieck macht einen großen Aufwand, eine bedeutende Situation vorzubereiten, aber wenn diese wirklich eintritt und man erwartet, es werde etwas geschehn, fängt der Eine oder Andere an, den Inhalt seiner Gemüthsbewegung in einer lyrischen Improvisation zu schildern, die nur schwer ein Ende nimmt. Die Stimmung dieser Lyrik ist zum Theil sehr schön, aber es fehlt Melodie und Bild. Die Beleuchtung, Mondschein, Abendroth, Dämmerung läßt an sich nichts zu wünschen,

aber man sieht nichts dabei; der Frühlingsglanz strahlt in voller Pracht, aber dem Dichter fehlt das nachschaffende Auge. So ist es auch mit seinen Reisebeschreibungen: sehr oft wird man an den kurzsichtigen, wenn auch warmfühlenden Jean Paul erinnert nur daß Tieck ein zarterer Rhythmus zu Gebote steht.

Inneren Gehalt bietet Sternbald weniger als Lovell; der Held hat wenig vom Dichter, auch wenn man als Ergänzung den lustigen Florestan dazu nimmt. Seine Kindlichkeit ist studirt, die deutsche Treuherzigkeit ist nur Sehnsucht, selbst an seine Befangenheit glaubt man nicht. Nur leise Anklänge an die alte Stimmung, z. B. ein Verlobungsantrag: „Franz stutzte. Das Wort Ehe erweckte mancherlei Vorstellungen bei ihm. Er fühlte seine frische Jugend verschwinden . . . Seine Brust war beängstigt . . . Wie ist es mit dem Leben? dachte er bei sich selber; irgend einmal ist dieser Taumel der Jugend doch verflogen; endlich einmal nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, dem ich jetzt so scheu aus dem Wege trete. Wie wird mir sein, wenn meine schönen Träume hinter mir liegen?" — Die Stelle hat noch das besondere Interesse, daß Tieck gerade damals heirathete: Amalie Alberti, Reichardt's Schwägerin. Er war 25 J. alt: bei seinem unruhigen Wandertrieb immer ein auffallender Entschluß.

„Tieck," erzählt ein damaliger Beobachter, „erschien als ein schöner junger Mann; sein helles Auge voll Gluth, seine Gesichtszüge geistreich, seine Urtheile kurz und schneidend, sinnvoll und bedeutend; schlank gebaut . . . In all seinen Bewegungen herrschte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; seine Sprache entsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig; ihre klangvolle Rundung übte eine unaussprechliche Gewalt . . . Seine wechselnde und reiche Mimik war ebenso bewundernswürdig als die Flexibilität seiner Sprache." Die Besprechung des „Sternbald" veranlaßte Fr. Schlegel, auch auf den „Lovell" einzugehn. „Nach den gewöhnlichsten Ansichten ist es genug, einen Roman berühmt zu machen, wenn ein durchaus neuer Charakter darin auf eine interessante Art dargestellt und ausgeführt wird. Lovell ist ein vollkommener Phantast in jedem guten und in jedem schlechten, in jedem schönen und in jedem häßlichen Sinn des Worts. Alles Nebenwerk und Gerüst ist gemein und verunglückt, das Ungewöhnliche ist nur ein umgekehrtes Gewöhnliche. Das ganze Buch ist ein Kampf der Prosa und der Poesie, wo die Prosa mit Füßen getreten wird und die Poesie über sich selbst den Hals bricht. Es schwankt zwischen Instinct und Absicht, weil es von beiden nicht genug hat. — Sternbald vereinigt den Ernst und Schwung des Lovell mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbruders und mit allem, was in den poetischen Arabesken, die er aus alten Mährchen gebildet, im Ganzen genommen das Schönste ist: die phantastische Fülle und Leichtigkeit, der Sinn für Ironie und besonders

die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Colorits. Auch hier ist alles klar und transparent, und der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu phantasiren."

A. W. Schlegel hatte schon lange gewünscht, die berliner Freunde kennen zu lernen. 9. Mai 1798 reiste er ans Jena dahin, um später mit seinem Bruder in Dresden seine Frau zu treffen. Diese ging 9. Mai mit ihrer Tochter Auguste und Gries nach Dresden voraus. Gries besuchte Hardenberg und brachte ihn nach Dresden, wo Jean Paul mit einer Frau v. Berlepsch sich aufhielt. In Berlin verkehrte A. W. Schegel täglich mit Tieck; Schleiermacher war er unbequem, weil er auf Friedrich Beschlag legte. „Er hat weder Tiefe noch Innigkeit, er ist ein feiner eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und sprudelt von Witz; das ist aber auch alles. Ich habe Friedrich geweissagt, daß sein Bruder keinen Sinn für mich haben würde, und wie es scheint, habe ich sehr recht." Anfang Juli fanden sich die beiden Schlegel in Dresden ein; die Briefe Fr. Schlegel's an Schleiermacher geben ein treues Bild von der wunderlichen elektrischen Reibung jener Tage.

Hardenberg war von einer neuen Liebe ergriffen: er hatte sich mit der Tochter seines Principals, Julie Charpentier, verlobt. Sophien's Bild wich in den heiligen Aether der intelligibeln Welt, in die er noch immer durch die Kraft der Abstraction eintreten zu können meinte. „Wer einen höheren Gesichtspunkt für sich selbst gefunden hat als sein äußeres Dasein, kann auf einzelne Momente die Welt aus sich entfernen. — In sich zurückgehn, bedeutet von der Außenwelt abstrahiren; in diesem Moment sagt der Geist zum erstenmal Ich. Das erste Genie, das sich selbst durchdrang, begann eine ganz neue Epoche der Menschheit." — „Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns ist die Ewigkeit; die Außenwelt wirft ihren Schatten in dies Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist. — Wohl denen, die hier schon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können."

„Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen, mit Bewußtsein jenseit der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein ... Je mehr wir uns dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger ist der Glaube an Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies: eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten Lebens. Die Gedanken

verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen... Gewisse Stimmungen sind vorzüglich solchen Offenbarungen günstig. Die meisten sind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigsten bleibend ... Dies Vermögen ist ebenfalls krankheitsfähig."

„Hardenberg," schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher, „hat sich merklich geändert, sein Gesicht ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut von Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten. Er sucht auf dem chemischen Wege ein Medicament gegen die Körperlichkeit (mittelst der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse im schönen Geheimniß der geistigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutischer Machtvollkommenheit mit ihm in eine absolute Correspondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen. Ich werde ganz bescheiden auftreten, nur als Prophet; er selbst wird den Zauberer vorzustellen die Ehre haben. Wie nun seine Theorie der Zauberei, jener Galvanismus des Geistes und das Geheimniß der Berührung sich in seinem Geist berühren, galvanisiren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim. Unterdessen ist der Galvanismus des innern Menschen für mich ein artiger Gedanke. Ueberhaupt habe ich eine starke Tendenz, in die Chemie zu pfuschen, beiläufig auch in die Theorie der Malerei. Da ich in der Philosophie soweit gekommen bin, daß ich das Universum selbst für einen Essay halte, so werde ich mich unstreitig sogleich oxydiren. — Ich habe große Lust, den Euklid singbar zu machen. — Daß Hardenberg sich selbst tödtet, glaube ich nur darum nicht, weil er es bestimmt will, und es für den Anfang aller Philosophie hält. Ich fühle deine Wehmuth sehr gut; was mich betrifft, so habe ich's schon sehr lange nur mit seinem Geist zu thun, in den sich vielleicht keiner so finden kann wie ich. Uebrigens sehe ich ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältst doch auch noch etwas auf dasselbe, und darin laß uns immer fraternisiren."

Hardenberg wird als schlank gebaut beschrieben: braune Augen, braune Haare, herabhängende Locken, sehr musikalisch, ohne Verständniß für bildende Kunst. Er hatte vor seinen übrigen Freunden den Vorzug, mit gewissen Seiten der Natur praktisch vertraut zu sein; das Studium des Bergbau's wirkte sehr heilsam auf ihn. Doch erinnert das Werk, in dem er seine Naturanschauung zusammenstellte, „die Lehrlinge von Sais", mehr an Goethe als an irgend einen Philosophen. Es erinnert an den Aufsatz von 1784, mehr noch an den Entwurf zu den „Geheimnissen": wenn er denselben nicht kannte, so giebt die auffallende Uebereinstimmung einen Beleg dafür, wie unter dem Eindruck gleicher Strömungen das nämliche Bild in verschiedenen Gemüthern

sich erzeugt. — Wie in den „Geheimnissen“ versammelt hier der Meister eine Reihe von Jüngern, die er in die ersten Mysterien der Natur einführt, dann aber auf die Wanderschaft schickt, damit jeder frei die eigne Naturanschauung ausbilde: die Wahrheit liegt nicht in einer einzelnen Anschauung, sondern in der Fülle sämmtlicher Anschauungen. Wenn alle Jünger zurückgekehrt sind, kann der Meister, wie in den „Geheimnissen“, seinen Platz dem kindlichen Gemüth einräumen.

Novalis hat für sein Kunstwerk die Gesprächsform gewählt. Leider ist seine Dialektik ebenso schwach wie sein Individualisiren. Die verschiedenen Ansichten führen zu keinem Resultat, sie stellen sich nur neben einander, und obgleich dem Dichter bei jeder etwas Bestimmtes vorschwebte, so sind die Physiognomien doch wenig kenntlich. Die Vorliebe für Arabesken und Chiffern verführt ihn nicht selten, die einzelnen Figuren wie in einem Kaleidoskop durcheinanderzuschütteln. Nicht in dem eigentlichen Studium der Natur liegt für Novalis der höchste Reiz. Des Lehrers Drang, die Außenwelt zu betrachten, ist ihm fremd; zwar ist es seine Absicht, das Angesicht der Isis zu schauen: „und wenn kein Sterblicher nach jener Inschrift dort den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen! Wer ihn nicht heben will, ist kein echter Lehrling zu Sais.“ Aber es ist ein Menschenauge, das er hinter dem Schleier erwartet, vielleicht gar wie im Mährchen das liebe Auge seines Rosenblüthchens, das er verließ, als ein dunkler Wissensdrang ihn in die Ferne trieb. „Unter den Händen der Forscher starb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter wie von geistvollem Wein noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben zum Himmel stieg, tanzte und weissagte. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter und lud den Forscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur bewundert und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen. . Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht.“ — Und so schließt auch dies Gespräch in dem Grundton der „Hymnen an die Nacht“: „Allmälig scheint die alte goldene Zeit zurückzukommen, in der die Natur dem Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war; dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, dann legt die Sonne ihren strengen Scepter nieder, und alle Geschlechter der Welt kommen nach langer Trennung

wieder zusammen. In jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart." — „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren sind Schlüssel aller Creaturen, wenn die, so singen oder küssen, mehr als die Tiefgelehrten wissen, und man in Mährchen und Gedichten erkennt die ewigen Weltgeschichten, dann fliegt vor einem geheimen Wort das ganze verkehrte Wesen fort."

Vor einiger Zeit hatte Fr. Schlegel eine Kritik des „Philosophischen Journals" gegeben, und Fichte gewarnt, nicht zu fest auf die Uebereinstimmung Kant's mit der Wissenschaftslehre zu bauen. Mit besonderer Vorliebe hatte er die Paradoxie Schelling's gerühmt: „die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begeisterung für ganzes, freies Sein, welche von jeher die größten Philosophen charakterisirte." — Nun hatte Schelling eben ein Buch geschrieben, in dem Fr. Schlegel „schon eine göttliche Nachlässigkeit" fand. „Uebrigens scheint mir seine Philosophie ganz stickoxydirt, und ich fürchte die Schwindsucht nicht blos, ich sehe sie schon kommen. Seine sogenannte Energie ist ganz wie die blühende Farbe solcher Patienten. Schon ist nichts Lebendiges für ihn als Plus und Minus." Dies Buch hieß: „Von der Weltseele; eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus"; es hatte ihm einen Ruf an die Universität Jena verschafft.

„Die Betrachtung sowohl der allgemeinen Naturveränderungen als des Fortgangs und Bestandes der organischen Welt führt den Naturforscher auf ein gemeinschaftliches Princip, das zwischen anorganischer und organischer Natur fluctuirend die erste Ursache aller Veränderungen in jener und den letzten Grund aller Thätigkeit in dieser enthält, ein Princip, das, da es überall gegenwärtig ist, nirgend ist, und weil es alles ist, nichts Bestimmtes und Besonderes sein kann, für welches die Sprache deswegen keine eigentliche Bezeichnung hat, und dessen Idee die älteste Philosophie nur in dichterischen Vorstellungen uns überliefert. — Jede in sich selbst zurückkehrende Bewegung setzt als Bedingung ihrer Möglichkeit eine positive Kraft voraus, welche als Impuls die Bewegung anfacht, und eine negative, die als Anziehung die Bewegung in sich selbst zurücklenkt, oder sie verhindert, in eine gerade Linie auszuschlagen. — Wäre die ursprünglich positive Kraft unendlich, so fiele sie außerhalb aller Schranken möglicher Wahrnehmung; durch die entgegengesetzte beschränkt, wird sie eine endliche Größe und offenbart sich in Erscheinungen." — Das ganze Natursystem ist eine Einheit entgegengesetzter Kräfte. Das zeigt sich in den Phänomenen des Lichts, in der Wärme, im Dualismus der Elektricität; endlich in der Polarität der Erdatmosphäre. „Die eigentliche Kraft der Natur wohnt nicht in der todten Materie, aus der die Masse der Weltkörper geballt

ist; denn diese ist nur der Niederschlag des allgemeinen chemischen Processes, der die edleren Materien von den unedleren schied. Die Räume, durch welche die Masse der Weltkörper gleichförmig verbreitet war, sind durch dieses Ballen der gröbern Materie nicht leer geworden; erst dann haben sich die expansiven Flüssigkeiten freier durch alle Räume der Welt verbreitet. In diesen Regionen liegt der unerschöpfliche Quell positiver Kräfte, die Bewegung und Leben auf den festen Weltkörpern erzeugen und unterhalten. Was jeder einzelne Weltkörper sich von solchen Materien aneignen kann, sammelt er um sich als Atmosphäre, die jetzt für ihn der Quell aller belebenden Kräfte wird, obgleich ihr selbst diese Kräfte nur aus einem Quell zuströmen, der in weit entfernteren Regionen liegt, wohin nur unsere Schlüsse, nicht aber unsere Beobachtungen reichen." — „In der ganzen Natur sind entzweite, reell entgegengesetzte Principien wirksam; diese entgegengesetzten Principien in einem Körper vereinigt, ertheilen ihm die Polarität. Das Gesetz der Polarität ist allgemeines Weltgesetz." — „Das Leben besteht im Proceß, in einem steten Werden: jedes Product als solches ist todt. Daher das Schwanken der Natur zwischen entgegengesetzten Zwecken, das Gleichgewicht conträrer Principien zu erreichen; in welchem Schwanken der Natur jedes belebte Wesen seine Fortdauer findet. — Anstatt Vegetation und Leben chemische Processe zu nennen, wäre es natürlicher, die letzteren umgekehrte Organisationsprocesse zu nennen, da es begreiflicher ist, wie der allgemeine Bildungstrieb der Natur endlich in todten Producten erstirbt, als wie umgekehrt der mechanische Hang der Natur zu Krystallisationen sich zu lebendigen Bildungen hinaufläutert. Die thierische Materie ist Product des Lebens, die einzelnen Naturdinge sind ebensoviele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus. Das positive Princip des Lebens ist durch die ganze Schöpfung verbreitet und durchdringt jedes einzelne Wesen als der gemeinschaftliche Athem der Natur. In ihm erkennen wir jenes Wesen, welches die älteste Philosophie als die gemeinschaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte."

Der wissenschaftliche Gewinn der Schrift ist gering. Nirgend ist das Wissen von der Vermuthung, die Erfahrung von der Combination kenntlich geschieden; die Hypothese geberdet sich durchweg anmaßlich als Gesetz. Sie tritt in solcher Allgemeinheit und Unbestimmtheit auf, daß man sie auch nicht an der Hand der Erfahrung controliren, sie begrenzen und berichtigen kann. Sie läßt sich nicht zur Entdeckung neuer Thatsachen, zur Erweiterung des Wissens anwenden; sie geht endlich nicht aus einer wissenschaftlichen Methode hervor; dem Gedanken wird gar zu oft durch schwerfällige Bildersprache nachgeholfen. Der Schwulst dieser Bilder geht zuweilen in's Unglaubliche.

Gleichzeitig mit der „Weltseele" erschien eine Schrift „über das pytha-

goreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden". Der Verfasser, Franz Baader, war 10 J. älter als Schelling. Er hatte, in Ingolstadt gebildet, sich Oct. 1784 in seiner Vaterstadt München als Arzt niedergelassen, dann 1787 bis 1792 (zusammen mit Al. v. Humboldt) in Freiberg unter Werner den Bergbau studirt, eine längere Reise nach England gemacht, und war nach achtmonatlichem Aufenthalt in Hamburg bei Jacobi Dec. 1796 als Bergrath nach München zurückgekehrt. Vorher sandte er seine „Beiträge zur Elementarphysiologie" an Jacobi. „Sie werden bald sehn, daß ich völlig incurabel bin, daß ich am Mysticismus krank liege, daß ich ein Schwärmer, ein Narr, ja selbst ein Christ bin!" „Die beiden Axen Ihrer Philosophie, Glaube und die Priorität des Optativs, stehn fest wie die Pole des Weltalls." „Ich habe angefangen, die Kabbala zu studiren, und es dünkt mir, als sähe ich den Torso der ältesten Naturphilosophie in einer Wüste, von Schutt und Ameisenhaufen späterer Grübeleien überbaut. St. Martin muß eine reinere Quelle gefunden haben, vielleicht dasselbe Original, das zur Symbolik der Freimaurer den ersten Typus gab, und an dessen Findung ich noch nicht verzweifle. — Das Geheime der Kabbala dreht sich um das Verhalten der androgynen Zeugung zu der Zeugung durch zwei getheilte Geschlechter. . . Um diese Naturwahrheit völlig zu fassen, ist es nothwendig, sich zu überzeugen, daß aller Organismus Gezeugtes eines männlichen und weiblichen Princips sei. . . Mit dieser kabbalistischen Lehre stimmt die Priorität Ihres Optativs sehr wohl überein — denn das Auge (als weiblich Vermögen) sehnt sich nach dem befruchtenden Strahl — und dieser Strahl sucht dieses Sehnen, wie der Bräutigam die offnen Arme der Braut. — Das älteste Wort für Sünde ist Hurerei, und wer nicht das Weibliche seines Begehrungsvermögens beim Empfängniß der sündlichen Lust bemerkt hat, hat wohl nicht genug über sich gedacht. — Die Generirbarkeit des Bösen in uns ist das Factum, dem ich gern zu Leibe möchte, und vielleicht ist unser erschlafftes Jahrhundert dazu reif, daß man es wieder etwas durch die Gefahr erschrecke, die sich einmal nicht leugnen läßt." — „Die Idee eines Christus (Heilands)," schreibt er 3. Jan. 1798 an Jacobi, „und die eines Teufels sind untrennbar, sowie die Realisirung des einen zugleich die des andern ist." „Sobald bei einem Menschen der Wiedergeburtsproceß begonnen hat, so wirkt jeder Rückfall ganz anders, als außerdem dieselbe Vollbringung desselben Bösen gewirkt haben würde. Das himmlische, nun im Menschen einmal rege gewordene Ferment hilft uns nämlich nicht nur aus jener schlimmen Gesellschaft wieder empor, sondern wir nehmen sühnend und opfernd bei diesem Wiederemporheben ähnliche gute Kräfte mit uns, die wir aus jener Umgebung, gleich verwunschenen und gefesselten Geistern, ebenso befreien, wie die Pflanze aus dem Unrath herrliche Kräfte sich

aneignend mit sich aus finsterer Erde emporhebt. Denn wenn wir einmal mit dem Bösen in Contact gekommen sind, so ist es nicht so gemeint, daß wir diesem Contact wieder sofort nur entfliehn sollen, sondern so, daß wir das uns dargebotene Böse chemisch scheiden, und die von ihm verschlungene Beute des Guten befreien, sohin eine wahre Secretion bewirken sollen. Wer dies Geheimniß der Natur und Gottes nicht versteht, der versteht nichts von der Wiedergeburt." — Der Teufel bleibt für Baader's Cultus der Mittelpunkt, und in einem sehr heftigen Angriff gegen Schelling, in den auch Kant und Hegel mit verflochten werden, ist der Hauptvorwurf gegen diese Philosophen, daß sie die persönliche Existenz des Teufels leugnen. „Wer den Vater leugnet, der muß auch den Sohn leugnen." — Er war 33 J. alt, als das „pythagoreische Quadrat" erschien.

Mitte August kam Schelling aus Leipzig, 23 J. alt, in Dresden an; gleich darauf aus Berlin Rahel und die schöne Marianne Meyer: die letztere war heimlich dem alten Fürsten Reuß angetraut, der 24. Febr. gestorben war: als Fürstin konnte man sie nicht wohl gelten lassen, der Kaiser machte sie zur Frau v. Eybenberg. Endlich Fichte mit seiner Frau, aus Karlsbad: vorher hatte er eine Aussöhnung mit Schiller zu wege gebracht. Dora Stock, Körner's Schwägerin, schreibt an Lottchen: „Schlegels hatten die Galerie in Besitz genommen und haben mit Schelling und Gries fast jeden Morgen da zugebracht. Sie schrieben auf und docirten, daß es eine Freude war. Sie sprachen zuweilen über Kunst mit mir, ich kam mir oft recht armselig vor, daß ich so entfernt von aller Weisheit bin. Auch Fichte weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein. Du hättest lachen müssen, wenn du sie gesehn hättest, wie sie ihn herumschleppten und ihm ihre Ueberzeugung einstürmten." *)

Aus diesen Besuchen auf der Galerie ging ein hübsches Gespräch für das Athenäum hervor, „die Gemälde", von A. W. Schlegel und Caroline gemeinschaftlich verfaßt: geistvolle Beschreibungen der einzelnen Bilder, mit Bemerkungen über die Stoffe und Gesinnungen. Der hauptsächlichste Gegenstand ist der christliche Mythus, der sich an die Madonna knüpft; der Vorzug desselben für die Kunst wird entwickelt, ohne alle Bigotterie, ganz wie von Schiller in den Göttern Griechenlands. Vor 8 J. hatte A. W. Schlegel ein-

*) Frau Fichte war ihres abentheuerlichen Aufzugs wegen merkwürdig: „immer trug sie wie die Göttin des Ueberflusses ein Füllhorn von Blumen um sich; am liebsten wandelte sie in einem weißen Gewand mit einem Körbchen von Stroh geflochten in den Haaren; die Blumen im Körbchen waren gleichfalls von Stroh und glänzten in üppiger Pracht."

zelne Gemälde (Jo, Leda, Cleopatra) in Sonetten beschrieben; er setzte es nun fort, nur daß diesmal die Madonna die Huldigungen des galanten Dichters empfing. Die Sonette sind zart und elegant, aber man fühlt heraus, daß die Vision ganz äußerlich ist. Die Romanze von St. Lucas, dem die Mutter Gottes persönlich saß, macht den Schluß. Fr. Schlegel war Ende Sept. wieder in Berlin, die Uebrigen kehrten nach Jena zurück, zuletzt, 5. Oct., Schelling und Gries. Dort trafen sie einen begeisterten Anhänger.

Der Norweger Steffens war schon als Kind mit den Schnecken und Muscheln des Meeres vertraut gewesen; schon auf der Schule hatte ihm Buffon die Sehnsucht nach einem innern Zusammenhang der Natur eingeflößt. Der Vater, von deutscher Abkunft, ließ ihn deutsch unterrichten; die fromme Mutter wollte einen Prediger aus ihm machen. Als er, 17 J. alt, 1790 die Universität Kopenhagen bezog, schwankte er längere Zeit zwischen Theologie und Medicin; 2 J. darauf hatte er schon einen gewissen Ruf als Mineralog. 1793 predigte Lavater in Kopenhagen, zugleich verbreitete sich die kantische Lehre; beides machte auf Steffens einen starken Eindruck. Noch mächtiger ergriff ihn der Faust: hier begriff er, warum er an der formalen Logik keinen Geschmack gefunden hatte, und wie man den Naturgeist im Großen suchen müsse. Die Natur hatte bisher fast pathologisch auf ihn gewirkt; er litt an Schwindel, aber dieser Schwindel hatte für ihn einen gewissen Reiz; er vertiefte sich gern in die Nachtseite des menschlichen Geistes, in die Geschichte von Wahnsinnigen und seltnen Verbrechen u. s. w. „Ich bin kein Sonntagskind, habe keine Gespenster gesehn, bin nie im Schlaf herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir selber nie etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zusammenhang einiger meiner Träume, als gehörten sie einem wunderlichen Leben zu, welches neben dem Wachen herginge."

Im 21. J. machte er eine Seereise zu wissenschaftlichen Zwecken. „Ich glaubte, daß was ich bisher von der Structur der Gebirge erfahren, eine hinlängliche Vorbereitung wäre; jetzt aber drängte sich plötzlich die Ahnung hervor, als wenn alles, was ich wußte und gelernt hatte, als ein völlig Unzulängliches diesem mächtigen Chaos gegenüber erscheinen würde. — Doch zog mich das Gebirge unwiderstehlich an." — „Hier wie niemals lernte ich die tiefe, unergründliche Macht kennen, mit welcher die Natur die Seele beherrscht.. Ich verlor mich in der wüsten Gebirgseinsamkeit, oft allein. Es war ein wunderbares, aus Grauen und Lust zusammengesetztes Gefühl, welches mich ergriff... Ich empfand die lockende Gewalt der steinernen Natur; sie hatte einen Zauber, verführerisch wie der der Fluthen, aber finstrer, grauenhafter". — Von solchen Stimmungen weiß weder Schelling, der die Natur über-

haupt mehr aus Büchern kennt, noch Novalis; Goethe streift nur selten daran. Dagegen springt die Verwandtschaft mit Tieck in die Augen.

„Seltsam und zugleich schauderhaft ist es mir, daß in dieser Zeit keine Ahnung, keine tröstende Erinnerung an die Religiosität meiner Kindheit hervortrat. Es war ein heftiger Trotz, der sich allem Unglück entgegenstemmte, und dieser wechselte mit einer weichlichen Sentimentalität. . . Mein Zweifel versuchte, sich als Gesinnung zu gestalten . . Er ward mir nicht von Außen mitgetheilt, sondern drängte sich von Innen hervor, und drohte das Dasein in seinem tiefsten Grunde zu erschüttern. Dieser Skepticismus hatte nichts Positives; er war eine Verzweiflung, die jede Production ausschloß und jede Thätigkeit lähmte." — Ein Jahr lang hielt er sich als verlorner Sohn bei seinem Vater in Rendsburg auf; endlich Febr. 1796 versuchte er es in Kiel; er erwarb die venia legendi, hielt Vorlesungen, die Beifall fanden, und promovirte 8. April 1797, nachdem er vorher seine erste deutsche Schrift über Mineralogie veröffentlicht. Fichte's Schüler, Rist und v. Berger, weihten ihn in die Mysterien des transcendentalen Idealismus ein. Entscheidend waren für seine Entwickelung Jacobi's „Briefe über Spinoza".

„Jacobi hatte einen mächtigen Geist aus den Fesseln der Vergangenheit wieder heraufbeschworen, daß man ihm Fragen vorlegen konnte. Er hatte an diese Geistererscheinung einen Schauder seltsamer Art geknüpft: das redlichste Forschen nach Wahrheit sollte die innerste Unwahrheit unwiderstehlich an's Tageslicht fördern; es sollte keine Rettung vor diesem mächtigen Geist geben, als indem man sich in die Unklarheit subjectiver Gefühle besinnungslos hineinstürzte. Dem Insect gleich, schien Jacobi um die Flamme zu kreisen, immer wieder angelockt, obgleich er in ihr Vernichtung sah." — Mit leidenschaftlichem Ernst vertiefte sich Steffens in das Studium der „Ethik". „Als ich glaubte, Spinoza ganz verstanden zu haben, bemerkte ich erst, wieviel ich verloren. Das ganze bunte Leben schien mir erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünsche und Hoffnungen, denn ich mußte mir gestehn, daß sie als solche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn sie sie schlechthin verloren hatten. Diese absolute Uneigennützigkeit vernichtete, so schien es mir, etwas Heiliges und Theures, das ich um jeden Preis erhalten mußte. So war ich freilich in einen scheinbar ähnlichen Zustand gerathen wie Jacobi, aber es lag so wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entsagung alles dessen, was mich früher durchdrang, daß vielmehr das vorübergehende Erschrecken sich plötzlich in eine innere, hoffnungsvolle Freude kehrte, als hätte ich den elastischen Boden aller freien geistigen Thätigkeit gefunden." So vorbereitet, fielen ihm Schelling's Schriften in die Hände. Er beschloß eine Wallfahrt nach dem Mittelpunkt der neuen Cultur.

„Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr der Nordländer in seinem entfernten Lande von den geistigen Gährungen, die Europa in Bewegung setzen, imponirt wird. Jeder Name, der auftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verschwimmen in dem größern Ganzen, welches ihm vorschwebt, und dies erscheint ihm als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einschließt. Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder in neuern Zeiten Griechenland und den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland. Was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit; ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich theilnehmen, mit welcher ich leben wollte."

Es war im Sommer 1798, daß Steffens zu Fuß in Jena ankam; er ließ sich einmal verleiten, an einem Studentencommers theilzunehmen; um den neuen Brüdern zu entgehn, entwich er auf einige Wochen nach Thüringen. In Schwarzburg los er das Athenäum; er bemühte sich auch, auf Kant zurückzugehn, aber ohne Frucht. „Er kam mir wie ein gefallener Geist vor, den die ursprünglichen Erinnerungen, die er unklar erhalten hat und nicht abzuweisen vermag, fortdauernd quälen." Als er nach Jena zurückkam, waren Gries, an den ihn Rist empfohlen hatte, Schelling und Schlegel gerade wieder angekommen. „Schelling hatte ein sehr jugendliches Ansehn. Er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen. Er riß mich ganz hin, und ich eilte, ihn zu besuchen. Er nahm mich mit Freude auf: ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung ihm anschloß." Steffens war beinahe 2 J. älter, Ritter 2 J. jünger als Schelling.

Eben war Ritter's Schrift, „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß begleite", erschienen; der Moment, in welchem Elektricität und chemischer Proceß sich berührten, beschäftigte alle Naturforscher. „Es war Ritter gelungen, eine Menge junger Leute um sich zu sammeln. Er sprach gern, ausführlich und mit großer Leichtigkeit. Angeregt durch die geistige Entwicklung in Jena, kounte er ganz bestimmte chemische Processe, Krystallisationen und Niederschläge aller Art, galvanische und elektrische Erscheinungen auf eine solche Weise mit dunkeln Träumen, die einen Anklang von abgelauschten speculativen Ideen enthielten, zusammenrühren, daß daraus eine Mixtur seltsamer Art entstand. Er verlor sich in Träume, die seine Untersuchungen unsicher machten. Allein junge Männer, welche die strenge Zucht einer Schule nicht ansprach, fanden sich durch solche Anspielungen, die ihnen mühelos eine große Menge von Ideen zu geben schienen, wie erleichtert.

Ueberhaupt war es damals schwer, die übermüthig erwachte Productionskraft zu zähmen."

Auf Goethe's Einladung folgte ihm Steffens auf einige Tage nach Weimar. „Sie verflossen in einer beständigen naturwissenschaftlichen Unterhaltung. Ich lernte ihn von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, das durch alle seine Gedichte ging, über alle seine Darstellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtsein; Pflanzen und Thiere und das allbelebende Licht, welches als Ding unter andern Dingen sich in Farben vertheilen ließ, und so nur in ein äußeres Verhältniß zu allem Lebendigen treten konnte, suchten ihre Einheit. Ich verlebte diese Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die Quelle echter Dichtkunst, auch für die Geschichte gewonnen sei. Mein ganzes früheres Leben schien mir eine dunkle Prophezeihung, deren Erfüllung bevorstand."

3.

Der Kampf um das Christenthum.

Nachdem in Deutschland fast zwei Jahrhunderte hindurch alle geistigen Kräfte der Theologie gedient, schien es, als ob das neu aufblühende Leben unserer Literatur sich von der Kirche ganz lösen wollte. Es schien, als ob sich zum zweitenmal zwei Welten von einander scheiden wollten, jede von einem verschiednen Bildungselement ausgehend, und einander gleichgültig, wo nicht feindlich gegenüberstehend. Allein je mehr die weltliche Bildung sich vertiefte, desto lebhafter wurde auch bei ihr das religiöse Bedürfniß, und während sie früher ihre Stoffe vom Christenthum entlehnt hatte, war sie jetzt in der Lage, ihrerseits das Christenthum zu bereichern. Zunächst wurde der innere Sinn und das Bedürfniß des Herzens geweckt. Der Sprung von der alten zur neuen Zeit war doch nicht so groß. In ihrem Ursprung war die deutsche Poesie ein auf das Weltliche übertragener und verfeinerter Pietismus, der nach edeln und gebildeten Formen suchte. Auf diesem Standpunkt war die Religion ganz innerlich und individuell; jede schöne Seele suchte ihren eignen Mittler zum absoluten Wesen, und wenn sie sich den historischen Mittler gefallen ließ, so nahm sie doch von diesem nur so viel, als sich für ihr Bedürfniß schickte. Durch die neuen poetischen Formen war ferner der Sinn für Bildlichkeit, das poetische Verständniß verstärkt worden. Geübt in der

Schule der Griechen, entdeckte das Auge im Christenthum Schönheiten, von denen die Theologie früher keine Ahnung gehabt. Das religiöse Bedürfniß regte sich um so stärker, je drohender der politische Horizont sich umwölkte.

„Ich verirre mich," schreibt J. Müller in Wien April 1798, „immer mehr in die dunkeln Regionen, seit einiger Zeit habe ich das Weissagen an mir. Ich habe eine Schrift angefangen, welche in diesem Geist alles warnend, ja schreckend ankündigt: Kassandra, oder über die Natur und Ursachen des Falls der bisherigen europäischen Staaten. Es ist über mich gekommen; ich konnte nicht länger schweigen, mußte zeugen. Uebrigens weiß ich, daß es nichts helfen wird: sie haben Augen und sehn nicht; und da alle Ideen durch die Sinne kommen, was ist zu thun, wo sie ganz verwachsen sind! Ein fürchterlicher elektrischer Schlag wird das caput mortuum wieder aufrühren, aber das Gehäuse, worin es ist, zersprengen." „Welche Aussicht! In dem uralten Bau der Staaten laufen Rasende, wie einst in Tschilminar der berauschte Sohn Philipp's, mit Fackeln umher; bald brennt hier ein Thurm empor, oder bricht dort eine Zinne herab, bis alles in Schutt sinkt. Dann wird die Wohnung der Freude und Pracht von wilden Thieren besessen, die aus den eisernen Thoren, hinter die Gog und Magog verschlossen waren, hervorstürmen; Verwilderung wird das Ende sein, und die neue Reihe Entwickelungen mannichfaltiger Cultur jenseit Thule wieder beginnen, und herab, über Polynesien hin, in fernen Jahrhunderten, etwa im alten Orient, wieder mit unsrer Halbkugel den Faden anknüpfen."

Aus der Einsamkeit eines Landguts in Oßmanstädt fuhr Wieland fort, in „Gesprächen unter vier Augen" die großen Weltbegebenheiten zu beleuchten. März 1798 wird die gegenwärtige Verfassung der französischen Republik als völlig unmöglich dargestellt. „Es giebt nur ein Mittel, Ihr Gemeinwesen mitten unter seinen Triumphen und Eroberungen vor dem immer näher rückenden Untergang zu retten. Es ist — entsetzen Sie sich nicht! — Ihre Verfassung je eher je lieber in's Feuer zu werfen, und einen Dictator zu erwählen. Oder Lord Protector, der Name thut wenig zur Sache." Es werden nun die Eigenschaften aufgezählt, die dieser haben müsse. „Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden. — Buonaparte!" — Wieland läßt diesen Rath belachen, in der That lachte alles. — 8. Mai schiffte sich Buonaparte nach Aegypten ein, kehrte 14. Oct. 1799 zurück, und machte 10. Nov. seinen Staatsstreich.

Gleichzeitig mit jenem Gespräch trat Karl August, zum Verdruß seiner Freunde, wieder in die preußische Armee; überreichte Schiller der Bibliothek

von Weimar das Decret, in welchem er vor 6 J. zum französischen Bürger ernannt war, welches aber jetzt erst an seine richtige Adresse kam. — In derselben Zeit sprach Herder sein letztes Wort über Religion.

Obgleich von der Leibnitz'schen Philosophie ausgegangen, war Herder dem Rationalismus dieser Schule abhold, theils als Geistlicher, der mit seinem Amt gewisse Redeformen und mit diesen Redeformen eine gewisse innere Verpflichtung überkam, theils als feingebildeter Kenner, der mit der nüchternen Auslegung der Schrift nicht einverstanden, auf den bildlichen Gehalt derselben Werth legte. So sah es mitunter aus, als vertrete er die Rechtgläubigkeit gegen die Freigeister. Allein bei aller Freude an den Bildern und Symbolen eines phantasievollen Zeitalters steht er den Dogmen seiner Religion gerade so gegenüber wie die gesammte Aufklärung. Er hat Ahnungen und Wünsche die sich an die Religion anlehnen, Bedürfnisse einer idealen übersinnlichen Welt, aber keinen Glauben, der über das gewöhnliche Bekenntniß des Deismus hinausginge. Im Gegentheil, als Kant den eigentlichen Kern des Christenthums in das philosophische Bewußtsein aufzunehmen suchte, war Herder aufgebracht, nicht über das, was jener ausmerzte, sondern was er beibehielt.

Kant ging aus von dem radicalen Bösen der menschlichen Natur, von der absoluten Geltung des göttlichen Gesetzes und von der Versöhnung des sündigen Menschen mit dem Gesetz durch den werkthätigen Glauben an ein ideales Bild von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur; für ihn war also Himmel und Erde ein Gegensatz. Für Herder dagegen waren sie eins, der Himmel ist auf Erden und nirgend sonst. Das Ideal ist in der Wirklichkeit, und zwar in aller Wirklichkeit: die Grade des Werths mögen verschieden sein, aber der Werth, und zwar der absolute Werth ist in allen Erscheinungen.

Wie er sich das Christenthum dachte, erhellt am deutlichsten aus dem Büchlein „von Gottes Sohn der Welt-Heiland nach dem Evangelium Johannis". „Einfalt in tiefer Bedeutung ist die höchste Schönheit menschlicher Charaktere und Schriften. Sie ziehen an mit unwiderstehlichem Reiz, nicht durch das was sie geben, sondern durch das was sie sind. Ein Unnennbares umschwebt sie, der stille Zauber ihres eigenen Daseins." Diesen Charakter hat man im Evangelium Johannis allgemein begriffen. Aber man hat es durch falsche Auslegungen entstellt; Herder will es in seiner reinen Form wieder herstellen. „Welche schöne Lichtgestalt aus den Trümmern Palästina's wird uns in ihm hervorgehn! Keine verlebte fremde Gestalt; sie ist uns innig nah, wirkend in aller Menschen Herzen, in aller Menschen Seelen."

„Das alte palästinische Evangelium erzählte die Wunder Christi nach jüdischer Weise, diese alte Sage läuterte Johannes. Sein Jesus ist kein Jude

mehr, sondern das Licht der Welt.“ „Unverkennbar ist sein Plan einer Zusammenstellung von Bildern, Reden und Thatsachen, die nach den Bedürfnissen seiner Zeit darthun sollten, in welchem Verstande Jesus der Heiland der Welt sei. Kennten wir das Zeitalter Johannes' genau, so würden wir uns von jeder Sylbe seines Buchs Rechenschaft geben.“ — „Christus war Sohn Gottes, es war dies seine eigenste Sinnesart und Empfindung. Habt ihr einen andern Namen für die Helden eures Geschlechts, die Edles wollten, dachten und thaten? Alle Völker der Erde sind über diesen Namen eins, so verschieden sie ihre Zwecke wählten. Er wählte den reinsten Zweck und traf in die Mitte des Zieles, indem er sich den Menschensohn nannte. Denn das Göttlichste im Menschen war ihm die reinste umfassendste Menschlichkeit selbst.“ Aus diesem Symbol hat man ein Dogma machen wollen. „Wir wissen nicht, wie sich in unserer Seele Bild, Gedanke, Macht, Wirkung erzeugt, und wollten bestimmen, wie der Unendliche das lebendige thätige Bild seiner Vollkommenheiten hervorgebracht habe! Wir wollten mit spitzfindigen Unterscheidungen die Sprache fesseln und dem Gewissen der Nachwelt gebieterisch ein Joch auflegen!“

Wir sehn Christus im Symbol des Gekreuzigten, welches nur der dürftigsten Sinnlichkeit und dem Aberglauben gedient hat. „Hätte Johannes zu seiner Zeit schon Crucifixe gesehn, wie weh würde ihm der Anblick seines Freundes in dieser Gestalt gethan haben! Und sie war ja nur ein vorübergehender Zustand; warum den unsterblichen Herrn der Welt als ein Martyrbild verewigen?“ Das Christenthum ist nicht die Religion des Leidens und des Schreckens. „Ging Christus mit seinen Schülern als mit künftigen Klosterbrüdern um? oder als Lehrer und geselliger Freund mit Freunden? Heiter sind seine Vorschriften zur Bildung des Herzens und Lebens; der Geist, den er den Seinigen versprach, war ein Geist überzeugender Wahrheit, heiterer Weisheit, ein Geist des Friedens, der Freude.“

„Kann man es läugnen, daß jetzt Manche den gemeinen Christenglauben mit der punischen Glaubwürdigkeit für Eins halten und beinah für gewiß annehmen, daß jedermann heuchle?“ — So in einer Abhandlung „vom Geist des Christenthums“ 1798. — Dieser Unglaube erklärt sich aus der unhistorischen Auslegung des Christenthums. „Das A. T. ist eine Sammlung morgenländischer Schriften, die einem großen Theil nach in die Kindheit der Welt gehören. Sie umfassen einen Zeitraum von mehreren Jahrtausenden: darin besteht ihr Zusammenhang, daß der Inhalt der frühsten nach Sache und Ausdruck allmälig entwickelt und immer mehr zum geistigen Sinn werde. In eben solchem Zusammenhang steht das N. T. mit dem A. T.; es enthält eine Erfüllung derselben, wie sie damals gedacht und geglaubt war. Um zu unter-

scheiden, was zum Wesen der Sache gehöre, muß man sich in die Denkart jenes sonderbaren Zeitalters stellen." — „Das auf Sinai gegebene Gesetz hatte die Israeliten von allen Völkern getrennt. Aber die Deutung der Weisen sagte, daß einmal eine Zeit kommen würde, wo das innere Gesetz des Herzens laut sprechen und in allen Sprachen der Name Gottes nur einer sein würde. Das Pfingstfest ist das Symbol dafür, daß der Geist Gottes, die Gabe der Weissagung aus der Prophetenzunft sich über alle Menschen ergossen habe."

„In vergangenen Zeiten möge das Christenthum gewesen sein, was es wolle, die Hauptfrage bleibt: was es uns jetzt sein kann und sein soll? — Lehrmeinungen trennen und erbittern, Religion vereint: in aller Menschen Herzen ist sie nur eine." — „Aber kaum fanden wir uns einer aus dem Latein übersetzten scholastischen Schulterminologie halb und halb entkommen, so stürzt Wolke auf Wolke ein Stein- und Gewürm-Regen neuer Wortformen heran und überschüttet Lehrstühle, Kanzel und Altäre." So beginnt der Angriff gegen Kant, dessen Sätze auf eine unerhörte Weise mißverstanden und zum Theil in ihr Gegentheil verkehrt werden. Mit besonderem Haß spricht sich Herder über das radicale Böse aus. — Gerechter und unbefangener Schiller: „Die pathologische Seite, die Kant am Menschen immer herauskehrt, giebt seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehn. Dieser heitre und jovialische Geist hat seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend nicht ganz verwunden: es ist immer noch etwas in ihm, was, wie bei Luther, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte."

Schärfer als früher scheidet Fichte in der neuen Ausgabe der „Wissenschaftslehre" Oct. 1798 seine Auffassung von der der Kantianer. Er freut sich über die neuesten Erfolge seines Systems: „mehrere junge geistreiche Köpfe haben es mit Feuer ergriffen, ein verdienstvoller Veteran hat ihm nach langer und reifer Prüfung seinen Beifall gegeben. — Die Hoffnung des Verfassers, es nicht auf gut Glück in der individuellen Form, in der es sich ihm zuerst darbot, für irgend ein künftiges Zeitalter, das ihn verstehn dürfte, in todten Buchstaben niederlegen zu müssen, sondern schon mit seinen Zeitgenossen sich darüber zu verständigen, und es lebendig in der Denkart des Zeitalters zu hinterlassen, ändert seinen Plan: er wird in der systematischen Ausführung für jetzt nicht weiter vorschreiten, sondern erst das bis jetzt Erfundene vielseitiger darstellen, und vollkommen klar und jedem Unbefangenen evident zu machen suchen."

Als man damit umging, in Mainz, das im Frieden von Campo Formio

mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten war, eine Universität zu errichten, und 28. Sept. 1798 darüber mit Fichte unterhandelte, ließ er sich ganz ernstlich darauf ein. Ein schlimmer Handel kam dazwischen. Sein alter Anhänger Forberg, jetzt Rector in Saalfeld, hatte für das Phil. Journal einen Aufsatz „Entwickelung des Begriffs Religion" eingesandt, den Fichte mit der Bemerkung abdrucken ließ, Forberg gehe noch nicht weit genug, und mit einem Nachtrag über den „Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung". „Die Religion," sagt Forberg, „kann ebensogut mit dem Polytheismus als mit dem Monotheismus zusammen bestehn. Wenn nur Moralität die Regel der Weltregierung bleibt, so ist es gleichgültig, ob man sich eine monarchische oder eine aristokratische Weltconstitution denkt, und hätten die überirdischen Menschen, die sich die Alten als Götter dachten, nur moralischer gehandelt, so wäre auch von Seiten des Herzens nichts gegen sie einzuwenden gewesen; die Kunst möchte wohl eher ihre Entfernung beklagen. — „Religion ist, sobald man sich den Religionsglauben als einen theoretischen Glauben denkt, ein Nothbehelf menschlicher Schwäche. — Die Frage: ist ein Gott? ist blos aus speculativer Neugier aufgeworfen worden, und es geschieht dem Neugierigen ganz recht, wenn er bisweilen abgewiesen wird."

Fichte's Aeußerungen lauten speculativer, aber kaum weniger dem Kirchenglauben entgegen. „Unsre Welt ist das versinnlichte Material unserer Pflicht; dies ist das eigentlich Reelle in den Dingen. Der Zwang, mit welchem der Glaube an die Realität der Erscheinungen sich uns aufdrängt, ist ein moralischer Zwang, der einzige, der für ein moralisches Wesen möglich ist; in ihm offenbart sich unsere Pflicht. In einer moralischen Weltregierung kann aus dem Bösen nie Gutes folgen, und so gewiß du an die erstere glaubst, ist es dir unmöglich, das letztere zu denken. — Du darfst nicht lügen, und wenn die Welt darüber in Trümmer zerfallen sollte. Aber das ist nur eine Redensart; du glaubst es eben nicht, noch kannst, noch darfst du es glauben; du weißt, daß in dem Plan ihrer Erhaltung sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist. — Dieser Glaube ist aber auch der Glaube ganz und vollständig. Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus der moralischen Weltordnung herauszugehn und mittels eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen als die Ursache derselben anzunehmen; der ursprüngliche Verstand macht diesen Schluß sicher nicht; nur eine sich selbst mißverstehende Philosophie macht ihn."

„Es ist das Gewisseste was es giebt, ja der Grund aller andern Gewißheit, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem vernünftigen

Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist; daß jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse mißlingt, und daß denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann ebensowenig von der andern Seite dem, der nur einen Augenblick nachdenken und das Resultat dieses Nachdenkens sich redlich gestehn will, zweifelhaft bleiben, daß der Begriff von Gott als einer besondern Substanz unmöglich und widersprechend ist; und es ist erlaubt, dies aufrichtig zu sagen und das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe."

Das Heft war längere Zeit veröffentlicht, als ein anonymes „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichte-Forberg'schen Atheismus" erschien, welches die beiden Schriftsteller auf eine hämische Weise denuncirte: die viel bedenklicheren Sätze Schelling's in demselben Journal hatte man nicht beachtet. — Der kursächsische Hof ließ 19. Nov. 1798 das „Philosophische Journal" confisciren, und forderte 18. Dec. den Hof von Weimar auf, die Herausgeber „zur Verantwortung ziehn und nach Befinden ernstlich bestrafen zu lassen; auch überhaupt nachdrucksamste Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf der Universität Jena kräftiger Einhalt gethan werde, und Wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt werden mögen, Unsern Landeskindern die Besuchung sothaner Lehranstalt zu untersagen; da die Erfahrung genugsam lehrt, was für traurige Folgen aus der Duldung jener unseligen Bemühungen für die Sicherheit der Staaten entstehn." Hannover schloß sich dieser Requisition an, und Weimar verfügte 27. Dec. die Untersuchung.

„Gern gestehe ich," schreibt Novalis 26. Dec. 1798 an seinen Freund, den Kreishauptmann Just, „sehr entfernt zu sein von Ihrer Weise die Religion zu betrachten. Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt; einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beispiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eignes Gewissen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt, wie ein Himmel, zu wölben, und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wunderthätig zu eröffnen . . . Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höhern Einflüssen nachzuspüren und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den

Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion — das reinste Muster der Religion als historischen Erscheinung überhaupt zu sehn glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelism mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehn und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Moment meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen."

Drei Tage darauf Hölderlin, der ganz außerhalb jenes Kreises stand, an seine Mutter: „Die Schriftgelehrten und Pharisäer unsrer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel ein kaltes, geist- und herztödtendes Geschwätz machen die mag ich nicht zu Zeugen meines innigen, lebendigen Glaubens haben. Ich weiß wohl, wie jene dazu gekommen sind. Nur mag ich mich und mein Herz nicht da bloßgeben, wo es mißverstanden wird, und schweige deswegen vor den Theologen von Profession ebenso gern wie vor denen, die gar nichts von alledem wissen wollen, weil man ihnen von Jugend auf durch den todten Buchstaben und durch das schreckende Gebot, zu glauben, alle Religion, die doch das erste und letzte Bedürfniß der Menschen ist, verleidet hat. — Es mußte alles so kommen. Aber wie nach dem Winter der Frühling, so kam immer nach dem Geistestode der Menschen neues Leben, und das Heilige bleibt immer heilig, wenn es auch die Menschen nicht achten. Es giebt wohl manchen, der von Herzen religiöser ist, als er sagen mag und kann."

In Weimar war man wegen Fichte in nicht geringer Verlegenheit. Zum Schluß seines Aufsatzes hatte Fichte Goethe's „Wer darf ihn nennen?" und eine ähnliche Stelle von Schiller angeführt. Goethe war der Meinung, es sei besser, über so bedenkliche Dinge ein tiefes Stillschweigen zu beobachten. Gern hätte man vermittelt. Das war aber Fichte nicht gemeint. „Ich glaubte es der Wahrheit schuldig zu sein, daß die Höfe zu einem reinen Rechtsurthel genöthigt würden." Dies bezweckt die „Appellation an das Publicum", „eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt", 19. Jan. 1799.

„Armer Vanini! daß du nicht laut reden konntest, ehe du an diesen Platz kamst! Ich will es thun, noch ehe mein Scheiterhaufen gebaut ist; ich will, so lange ich mir noch Gehör verschaffen kann, so kräftig sprechen, als ich vermag; selbst wenn ich gewiß wissen könnte, daß ich bestimmt sei, die unzähligen Opfer für die Wahrheit um eines zu vermehren ... Vertheidigen wir nicht jetzt die Geistesfreiheit, so möchte es gar bald zu spät sein: man unterdrückt den freien Forschungstrieb nicht mehr, wie sonst, hier und da,

wie es die augenblickliche Laune gebietet, man thut es aus Grundsätzen und verfährt systematisch."

„Moralität und Religion sind absolut eins: beides ein Ergreifen des Uebersinnlichen, das erste durch Thun, das zweite durch Glauben. Hat es irgendwo der Menschheit geschadet, eine durch die Philosophie gemachte Distinction der Ansicht für eine wirkliche Unterscheidung der Sachen zu halten, so war es hier. Religion ohne Moralität ist Aberglaube, der den Unglückseligen mit einer falschen Hoffnung betrügt und ihn zu aller Besserung unfähig macht. Vorgebliche Moralität ohne Religion mag wohl ein äußerer ehrbarer Lebenswandel sein, da man das, was recht ist, thut, und das Böse meidet, aus Furcht vor den Folgen in der Sinnenwelt; nimmermehr aber das Gute um sein selbst willen vollzieht. Aber sobald man sich zum Wollen der Pflicht, schlechthin weil sie Pflicht ist, erhebt, zu einem Wollen, das keine sinnlichen Triebfedern hat, sondern nur das Uebersinnliche des Gedankens, also durch seine Denkart sich selbst in eine andere Welt versetzt: drängt sich uns sogleich unwiderstehlich der Geist und die Gewißheit dieser andern Welt auf; die Befreiung des Willens, welche wir uns selbst verschaffen, wird uns Mittel und Unterpfand einer Befreiung unsers ganzen Seins, welche wir uns selbst nicht verschaffen können. — Diejenigen, welche sagen: selbst wenn jemand an Gott verzweifelte, müßte er dennoch seine Pflicht thun, setzen unvereinbare Dinge zusammen. Erzeuge die pflichtmäßige Gesinnung, und du wirst Gott erkennen."

„Daß die fromme Einfalt Gott als eine ungeheure Ausdehnung durch den unendlichen Raum, oder die noch einfältigere ihn so, wie er vor dem alten dresdner Gesangbuch abgemalt ist, als einen alten Mann, einen jungen Mann und eine Taube, sich bilde, das kann der Weise gutmüthig belächeln, wenn dieser Gott nur sonst ein moralisches Wesen ist. Aber daß man denjenigen, der die Gottheit unter dieser Form sich nicht vorstellen will, einen Atheisten nenne, seine Schriften verbiete und ihn vor den Augen der Nation verschreie, ist um vieles ernsthafter zu nehmen."

Die wahren Atheisten sind diejenigen, deren Endzweck Genuß ist, in diesem oder in jenem Leben. „Daß der Erfolg ihres Ringens nach Genuß von etwas Unbekanntem, das sie Schicksal nennen, abhänge, können sie sich nicht verhehlen. Dies Schicksal personificiren sie, und dies ist ihr Gott." — „Wer Genuß will, ist ein fleischlicher Mensch, keiner Religion fähig; die erste wahrhaft religiöse Empfindung ertödtet in uns auf immer die Begierde. Wer Glückseligkeit erwartet, ist ein mit sich selbst unbekannter Thor; es giebt keine Glückseligkeit; die Erwartung derselben und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, sind Hirngespinnste. Ein Gott, der der Begier dienen soll, ist ein verächtliches

Wesen; er leistet einen Dienst, der selbst jeden erträglichen Menschen ekelt. Ein solcher Gott ist ein böses Wesen; denn er unterstützt und verewigt das menschliche Verderben. Das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird, ist das System der Abgötterei und des Götzendienstes. Sei es ein Knochen, eine Vogelfeder, oder sei es ein allmächtiger, allgegenwärtiger, allkluger Schöpfer Himmels und der Erde: wenn von ihm Glückseligkeit erwartet wird, so ist es ein Götze. Eigenwillig wie sie selbst, nach deren Bilde er geformt ist, knüpft er die von ihm zu erwartende Glückseligkeit an Bedingungen, schlechthin weil er nun einmal diese Bedingungen will. Je unbegreiflicher dieser Wille, desto glaubwürdiger ist es, daß es sein Wille sei: denn dadurch wird er um so mehr ein unerforschlicher, d. h. ein eigensinniger Gott, dem seine Uebermacht statt alles Rechts gilt. Daß ich diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes will gelten lassen, das ist, was sie Atheismus nennen."

„Es ist keine Frage," schreibt ihm Schiller 26. Jan, „daß Sie sich von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben. Nur wäre zu wünschen, daß Sie dem Vorgang die Wichtigkeit für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Der Herzog erklärte mir, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dies letzte nur seine Privatmeinung."

In der „Gerichtlichen Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus" nimmt Fichte die Sache noch persönlicher. „Ich bin überhaupt nicht gemacht, hinter dem Berge zu halten, und ich will es besonders hier nicht, indem ich der Angriffe nunmehr müde bin, und für diesmal entweder mir Ruhe verschaffen will für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehn. Ich also will es sein, der den Namen des Dings ausspricht. Ich bin den Obscuranten ein Demokrat, ein Jacobiner." Dieser Verdacht sei aber ganz unbegründet. „Die Liebe der Wissenschaft und besonders die der Speculation, wenn sie den Menschen einmal ergriffen hat, nimmt ihn so ein, daß er keinen andern Wunsch übrig behält, als den, sich in Ruhe mit ihr zu beschäftigen. Von Außen bedarf er nur der Stille, darum sind revolutionaire Zeiten gerade gegen seinen Wunsch." — In dem allgemeinen Gerede, was nun zu erwarten sei, verlor Fichte die Haltung. „Ach es ist so schwer," erzählt er später, „wenn man von lauter klugen politischen Menschen umgeben ist, streng rechtlich zu bleiben! Beim Herannahen einer großen Entscheidung verirrt sich die Phantasie, sie verleitet durch die gewohnte Vorspiegelung des gemeinen Besten unsere Gedanken." — „Jeder rechtliche Mensch wird fühlen," schrieb er an den Geh.-Rath Voigt, „daß mir die Ehre geböte, einen be-

schämenden Verweis durch Abgabe meiner Dimission zu beantworten, und diesen Brief der allgemeinsten Publicität zu übergeben. . . Mehrere gleichgesinnte Freunde, welche man für bedeutend für die Akademie anerkannt hat, haben mir ihr Wort gegeben, mich in diesem Fall zu begleiten; sie haben mich berechtigt, Ihnen dies bekannt zu machen. Es ist von einem neuen Institut die Rede; unser Plan ist fertig, und wir können dort denselben Wirkungskreis wieder zu finden hoffen, welcher allein uns hier anzuziehn vermochte."

Der Leichtsinn, mit welchem Fichte diese offnen Unwahrheiten aussprach, war grenzenlos: es war nichts vorgefallen, als daß Paulus, der damalige Prorector, geäußert hatte, er werde nicht in Jena bleiben, wenn man die Lehrfreiheit beschränkte. Aber auch das war noch nicht das Aergste im Brief. „Die Frage, warum man einen Professor der Philosophie, der weit entfernt ist, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht, und den Generalsuperintendenten dieses Herzogthums, dessen öffentlich gedruckte Philosopheme in der That dem Atheismus so ähnlich sehn wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht: diese Frage, die ich aus Discretion nicht gethan habe, wird nächstens ein Anderer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es sicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut." — Der Andere war Schelling, den Merkel, damals in Weimar Herder's Partisan und Hausfreund, im Auftrag des letzteren nur mit Mühe von einem öffentlichen Schritt gegen Herder zurückgehalten haben will. Fichte's Brief ging 22. März nach Weimar ab. „Hiedurch," erzählt Goethe, „war auf einmal aller gute Wille paralysirt; hier blieb keine Vermittelung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen." „Es thut mir leid," schreibt er an Schlosser, „daß wir Fichte verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Ich gestehe gern, daß ich gegen meinen eignen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte."

2. April 1799 erhielt der Prorector das Rescript: „Obwohl philosophische Speculationen kein Gegenstand einer rechtlichen Entscheidung sein können, so müssen Wir demungeachtet die Verbreitung der nach dem gemeinen Wortverstand so anstößigen Sätze als sehr unvorsichtig erkennen, indem Wir berechtigt sind, von akademischen Lehrern zu erwarten, daß sie an die Reputation der Akademie denken." In einer Nachschrift wurde das von Fichte angedrohte Entlassungsgesuch angenommen, „wie Wir denn auch denjenigen, die ihm seinem Anführen nach zu folgen gedenken, die Entlassung vorzuenthalten nicht gemeint sind."

Mit diesem Rescript eilte **Paulus** zu Fichte, und bewog ihn zu einem zweiten falschen Schritt: zu der Erklärung, ein so gelinder Verweis mache ein Entlassungsgesuch unnöthig. Paulus wurde damit in Weimar 3. April schroff zurückgewiesen. Ebensowenig Erfolg hatte eine durch **Steffens** gesammelte Petition der Studirenden; der Herzog verbot, ihn ferner mit der Sache zu behelligen. **Steffens**, der gleich darauf nach Freiberg abging, um unter Werner den Bergbau zu studiren, besuchte vorher Goethe in Weimar. „Als ich ihn verließ, befiel mich eine dunkle Ahnung, als wenn die dort aufgeschossne Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden preiszugeben."

Fichte glaubte sich durch ganz Deutschland verfolgt, seine persönliche Sicherheit gefährdet. Dankbar empfing er die theilnehmenden Briefe **Reinhold's**, der mit **Jacobi** sich bemühte, ihm ein Unterkommen zu verschaffen. Jacobi war durch die Vertheidigungsschrift nicht befriedigt; er fand in ihr nicht eine Spur stiller Größe. In einem offnen Sendschreiben an Fichte, 3. März, erkennt er diesen als den wahren Messias der speculativen Vernunft; sein System sei der umgekehrte, und damit erfüllte Spinozismus; er sei in sich völlig consequent. In dieser Schule nehme er aber für sich die Rolle eines privilegirten Ketzers in Anspruch. Wenn er sich auf den Isolirschemel stelle, könne er sich völlig auf Fichte's Standpunkt versetzen. — Aber der Mensch, gehört dem Leben an. „So gewiß ich Vernunft besitze, so gewiß besitze ich mit dieser **nicht** die Vollkommenheit des Lebens, **nicht** die Fülle des Guten und Wahren; und so gewiß ich dieses weiß, so gewiß weiß ich, es ist ein höheres Wesen. Mit unwiderstehlicher Gewalt weist das Höchste in mir auf ein Allerhöchstes über mir, und zwingt mich das Unbegreifliche, ja das im Begriff Unmögliche zu glauben. — Die Welt der Erscheinungen, wenn sie nichts außer ihr zu offenbaren hat, wird zu einem widrigen Gespenst, vor welchem ich das Bewußtsein, worin dieser Greuel mir entsteht, verfluche."

So empört er sich auch gegen den unlebendigen kategorischen Imperativ. „Ja ich bin der Atheist und Gottlose, der, dem Willen, der nichts will, zuwider, lügen will wie Desdemona sterbend log; morden wie Timoleon . . . ja Aehren ausraufen am Sabbat, auch nur darum, weil mich hungert, und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Ich bin dieser Gottlose, und spotte der Philosophie, die mich deswegen gottlos nennt; spotte ihrer und ihres höchsten Wesens. . . Das Herz ist das eigentliche Vermögen der Ideen, der nicht leeren, und dieses Herz soll Transcendentalphilosophie mir nicht aus der Brust reißen; ich lasse mich nicht befreien von der Abhängigkeit der Liebe, um allein durch Hochmuth selig zu werden."

„Der Mensch findet Gott, weil er sich selbst nur zugleich mit Gott finden kann; und er ist sich selbst unergründlich, weil ihm das Wesen Gottes nothwendig unergründlich ist. Der Mensch verliert sich selbst, sobald er widerstrebt, sich in Gott, als seinem Urheber, auf eine seinem Verstand unbegreifliche Weise zu finden; sobald er sich allein begründen will. Alles löst sich ihm dann allmälig auf in sein eignes Nichts. Diese einzige Wahl hat der Mensch: das Nichts oder einen Gott. Das Nichts erwählend macht er sich zu Gott, d. h. er macht zu Gott ein Gespenst; denn es ist unmöglich, wenn kein Gott ist, daß nicht der Mensch und alles was ihn umgiebt, blos Gespenst sei."

„Indem ich jenen Glauben vernichte, muß ich zugleich vertilgen aus meiner Seele die Religion der Liebe, des Beispiels; muß verspotten jede Anregung und Eingebung eines Höheren; verbannen aus meinem Herzen jede Andacht, jede Anbetung. Fern sei von mir ein solches Heil! Entschieden, unverhohlen, ohne Zagen und Zweifeln gebe ich dem nur äußerlichen Götzendienst vor jener mir zu reinen Religion, die sich mir als Selbstgötterei darstellt, den Vorzug. Nicht der Götze macht den Götzendiener; nicht der wahre Gott den wahren Anbeter. Es ist ganz einerlei, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonien, Wundergeschichten, Geberden und Namen, oder ob ich mit philosophischen Begriffen, mit kahlem Buchstabenwesen, leeren Einbildungsformen Abgötterei treibe; ob ich auf diese oder jene Weise die Gestalt zur Sache mache, am Mittel abergläubig hängen bleibe und mich um jeden wahrhaften Zweck betrüge. — Jedes große Beispiel ergreift uns mit der Autorität eines Wunders, und spricht zu uns: wenn ihr nur Glauben hättet, so könntet ihr auch die Thaten thun, die ich thue."

In Bezug auf die positive Religion dachte Jacobi nicht anders als Fichte. Claudius hatte in derselben Zeit eine Apologie des historischen Christenthums geschrieben: „es leuchtet uns ein, redlicher Mann!" erwidert Jacobi, „wie sich dir alles was vom Menschen Göttliches kann angeschaut werden, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein in ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich deine Seele aufgerichtet. Was Christus außer dir, für sich gewesen, ob deinem Begriff in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in dieser je vorhanden, ist in Absicht der wesentlichen Wahrheit deiner Vorstellung und der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Was er in dir ist, darauf allein kommt es an, und in dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen, du ersiehst durch ihn die Gottheit, soweit du sie ersehen kannst, indem du dich zu den höchsten Ideen mit ihm emporschwingst, und, unschädlich irrend, wähnest, dich nur an ihm dazu emporzuschwingen. Wir stoßen uns nicht weiter daran, wenn du das

Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen, ihrer Einkleidung, zuweilen nachsetzest, und in eine Art von religiösem Materialismus verfällst. Du glaubst darum im Grunde doch so gut wie wir, daß der Geist allein lebendig mache ... Der wahren Religion, behaupten wir, kann so wenig irgend eine äußere Gestalt als einzige und nothwendige zugeschrieben werden, daß es im Gegentheil zu ihrem Wesen gehört, keine solche Gestalt zu haben. Gott ist der Geist und die Gewalt des Guten. Wer von diesem Geist getrieben wird, der ist auf dem Weg der Gottseligkeit, und es ist gleichgiltig, welche Mittel der Einbildungskraft ihn auf demselben unterstützen, etwa ihn erweckten und leiteten. Aeußerst wichtig aber ist in Absicht dieser Mittel, daß sie nie über ihren Stand der bloßen Dienstbarkeit erhoben werden, weil sie sonst den Geist unterdrücken ... Nun verlangen wir von dir, daß du uns den Bilderdienst erlassest, so wie wir ihn dir, unter jener Bedingung, unbedenklich zulassen."

„Der Bote weigert, seine Hand in die unsrige zu legen. — Wir müssen es ihm verzeihn: denn wie hätte sich sein Herz nicht mit Unwillen wider die Zumuthung empören sollen, daß er den höchsten Gegenstand seiner Bewunderung und Liebe nur als einen von ihm selbst hervorgebrachten Gedanken zu achten habe. So hätte Christus im Grunde alles ja nur ihm, er demselben hingegen nichts zu verdanken ... Unmöglich konnte er, was ihm inniger gewiß als keine gegenwärtige Erfahrung wurde, weil an keiner ein solches Dasein ihm erwachte; was einen weit über alles Wissen sich emporschwingenden Glauben in ihm hervorbrachte, — auch nur einen Augenblick als Geschöpf seiner Einbildungskraft betrachten wollen."

„Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, kann sich zur innern ursprünglichen höchstens wie Sprache zur Vernunft verhalten. So wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich dasein kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen. Wie der Mensch sich selbst fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen. Nur durch sittliche Veredlung erheben wir uns zum würdigen Begriff des höchsten Wesens. Es giebt keinen andern Weg. Den Gott haben wir, der in uns Mensch wurde, einen andern zu erkennen ist nicht möglich. Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. sind keine Bilder, sondern Kräfte, von denen man die Vorstellung nur im Gebrauch selbsthandelnd erwirbt. Es muß also der Mensch Handlungen aus diesen Kräften schon verrichtet haben, ehe ein Unterricht von dem wahren Gott zu ihm gelangen kann. Und so muß, ich wiederhole es, Gott im Menschen selbst geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott, nicht einen Götzen haben soll; er muß menschlich in ihm geboren werden

weil der Mensch sonst keinen Sinn für ihn hätte. — Der Vorwurf, es würde auf diese Weise ein Gott nur erdichtet, wäre mehr als ungerecht. — Die höhere Wahrheit muß die Vernunft erobern, indem sie über den Gesichtskreis des Verstandes weissagend sich emporschwingt. Ja sie dichtet — wenn du das nur im Geiste sehen so nennen willst — aber sie dichtet Wahrheit."

Wider Jacobi's Erwarten war Fichte über sein Sendschreiben entzückt. „Es muß Ihnen," schreibt er 22. April, „mehr gekostet haben als es irgend einem Sterblichen je kosten wird, Ihre tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Speculation zu erwerben, in welcher ich wiederum keinen Sterblichen Ihnen zur Seite setze. Zu diesem Studium konnte Sie nur Ihr herrschender Affect begeistern und stärken: die Liebe des Reellen, der Haß der Speculation. Sie drangen in unser Land ein, um unsere Schwächen auszukundschaften."*)

„Ich unterschreibe," erklärt er sich gegen Reinhold, der zu vermitteln wünschte, „Jacobi's Aeußerungen in ihrer ganzen Ausdehnung, habe alles, was er sagt, längst gewußt und deutlich gedacht, und so innig es mich freut, daß Jacobi dies treffliche Schreiben für mich schrieb, so unbegreiflich ist mir, wie er glauben konnte, es gegen mich zu schreiben. Er kennt das Wesen der Speculation so innigst und ebenso das Wesen des Lebens; warum kann er nur nicht kalt über beide sich erheben und sie gegen einander halten? Warum muß er entweder in dem Standpunkt der Speculation gefangen sein, oder in einem andern Moment aus dem Standpunkt des Lebens der vollendeten Speculation, die er selbst für solche anerkennt, spotten, sie verwünschen und verabscheuen? Er verbittet sich den logischen Enthusiasmus, mit Recht; ich verbitte mir ihn gleichfalls. Aber es scheint ein entgegengesetzter Enthusiasmus in ihm zu wohnen, der es ihm nicht erlaubt, auch nur zum Versuch vom wirklichen Leben zu abstrahiren ... Ich glaube, gar keinen Enthusiasmus zu haben, und halte diese Apathie für schlechthin nothwendig, um den transcendentalen Idealismus ganz zu verstehn ... Sie, lieber Reinhold! haben immer die Hoffnung gehegt und hegen sie noch, die Menschen durch Philosophie zu bessern, sie über ihre Pflichten in diesem Leben und über ihre Hoffnungen in jenem zu belehren. Es wird Ihnen klar, daß dies durch den Idealismus ebensowenig als durch die vorherigen Systeme möglich ist, ja daß dieser den Skandal auf's höchste zu treiben droht — und darum suchen Sie eine Vermittelung. — Ich hingegen glaube, einer der besondern Vorzüge des Idealismus liege darin, daß er auf jenen erhabnen Zweck demüthig Verzicht thut.

*) In einer Zeit, wo er über Jacobi sehr ungehalten war (8. Jan. 1800), nennt er ihn (an Reinhold) „den tiefsten Denker unserer Zeit: dies ist er mir gewesen, weit über Kant, seit ich ihn ganz kenne, und dies wird er mir stets bleiben."

Nur was aus dem Leben kommt, vermag das Leben zu bilden; der Idealismus ist das wahre Gegentheil des Lebens: sein eigentlicher Zweck ist Wissen um des Wissens willen."

Der Aufruhr schwoll, als 6. April 1799 Herder's „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" erschien. Er mußte dem Gift, das ihm seit 14 J. am Herzen nagte, endlich Luft machen. „Immer mehr," erzählt seine Frau später, „stieg der Taumel der neuen Philosophie in die jungen Köpfe, in Deutschland und besonders in Jena; öffentlichen Hohn sprachen sie allen andern Wissenschaften, Kenntnissen, Erfahrungen, den Pflichten und der Religion; der Unfug, den er unter den jungen Theologen anrichtete, war unbeschreiblich. Seitdem Fichte öffentlich gesagt hatte: in fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr! kamen junge Theologen zum Examen, deren Unwissenheit, Arroganz und freche Antworten Herder zum Theil empörten, zum Theil schmerzten. Ein junger weimarischer Geistlicher hatte sich nach dem Examen selbst erschossen, aus Verzweiflung über sein verfehltes Studium; ein andrer schrieb einen Aufsatz gegen die Ehen und forderte zugleich in ungestümen Bittschriften vom Consistorium ein geistliches Amt. Eine zügellose Verhöhnung alles Ehrwürdigen verbreitete sich unter den Jünglingen; die heiligsten Bande der Natur galten ihnen nichts mehr u. s. w." — Selbst Herder's Sohn hatte starke Anwandlungen von Fichtianismus, und so hatte Herder wohl Grund, in der Vorrede über „die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Disputirsucht, der Rechthaberei, des stolz blinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven" zu klagen, „über diese Verödung der Seelen, die ignorante Verleidung alles reellen Wissens und Thuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben."

Der Grundgedanke der Metakritik war Hamann's Bemerkung, daß die Kritik der Vernunft mit der Kritik des Organs derselben, der Sprache, beginnen müsse. Aber diese Kritik übt er nach einer Methode aus, die gegen einen geachteten Gegner höchst wunderlich aussieht. Er nimmt Paragraph für Paragraph durch und sucht regelmäßig nachzuweisen, daß nicht der geringste Sinn darin sei. Schon im gewöhnlichen Gespräch erfordert die Höflichkeit, daß man den Gegner ausreden läßt, ehe man ihn widerlegt. Herder aber fällt seinem Gegner überall in's Wort, und ehe er sich noch klar gemacht, was eine Stelle im Zusammenhang sagen will, fängt er an zu keifen. Nirgend giebt er sich Mühe, zu überlegen, was sein Gegner sich möglicherweise dabei gedacht haben möge, geschweige denn, wie diese Idee in den Zusammenhang des Systems paßt. Von vornherein überzeugt, daß es aus leeren Wortspielereien bestehe, begnügt er sich, mit den Achseln zu zucken, dem angeblich falschen Lehrsatz Kant's seinen eignen richtigen gegenüberzustellen und dann

durch eine Parabel eine angenehme Abrundung zu geben. Bei dieser Hast fällt er in Mißverständnisse, die man kaum einem Kinde verzeihen würde; er hat keine Ahnung, um was für Fragen in der Metaphysik es sich handelt. Das Buch ist so oberflächlich, daß es nur durch den Namen seines Verfassers Aufsehen erregte.

Jean Paul, seit Oct. 1798 wieder dauernd in Weimar, hatte die „Metakritik" gebären helfen. Er gab die syllogistischen Fehler derselben zu, rühmte aber den Geist innerer Wahrheit. Dem Freunde zu Hülfe zu kommen, veröffentlichte er einige Monate später als Anhang zum „Titan" die „Clavis Fichtiana sive Leibgeberiana", eine humoristische Expectoration über Ich und Nicht-Ich. „Je weiter und tiefer ich mit den philosophischen Landstreichern in ihre Minotaurushöhle hineingerathe," schreibt er an Jacobi, „und es merke, wie aus ihrem Ariadnefaden nur etwas zum Stranguliren zu fertigen ist, desto mehr hasse ich das lahme, öde, genielose Volk." Den Freunden empfahl er Jacobi als den größten Philosophen, ohne sie völlig überzeugen zu können; Thieriot in Leipzig z. B., ein Sonderling aus seiner Schule, Violinist, Jurist, Philolog, gestand zwar zu, daß in dem aprioristischen Gespensterbewußtsein alle Sterne als Flitter vom Himmel herabfallen, und alle arabischen Mährchen und Fieberträume wahr werden; aber er selbst konnte sich den Banden des Skepticismus nicht entwinden: „Mitten im Müßiggang seufz' ich nach Muße; mein soi-disantes Ich ist tief versunken und liegt weich in seinem Morast."

Jacobi mochte die Metakritik nicht ansehn. „Nimm es," schreibt ihm Jean Paul, „mit dem vom Staat gebogenen und wund geriebenen Herder nicht genau. Er trägt auf seinen zarten Zweigen außer den Früchten die Consistorialwäsche, die jener zum Trocknen an ihn hängt. Ach welchen Cederngipfel würde er treiben außerhalb der Kanzeldecke und Sessionstube!" Knebel, J. Müller, Platner, Bouterweck u. a. riefen lauten Beifall; am lautesten stieß Wieland in die Posaune des „Mercur". „Wäre die Rede blos von einem jener metaphysischen Kartenhäuser, deren wir so manches in aller Stille wieder in sich selbst zusammenfallen sahen, so würde es eines solchen Arms nicht bedurft haben. Aber der Zauberpalast, den der große Magus aus Norden durch die Allgewalt seines synthetischen Zauberstabs aus pseudoplatonischen Noumenen in das überempireische Leere hingewebt hat, wird für nichts Geringeres als für das einzige, ewig unzerstörbare Pantheon der Wahrheit ausgegeben, außer welchem kein Heil sei" u. s. w. Nur seinen Schwiegersohn Reinhold suchte er wegen seiner guten Absicht in Schutz zu nehmen.

„Wieland's Geschrei," schreibt Schiller an Goethe, „wird eine ganz andere Wirkung thun, als er beabsichtigt. Wir können es in aller Gelassen-

heit abwarten, und wollen bei dieser Komödie, die bunt und lärmend genug sein wird, als ruhige Zuschauer unsre Plätze nehmen." Die Entfremdung Herder's gegen die beiden Dichter war vollständig: wie schnöde der hypochondrische Mann auch über den Herzog dachte und sich aussprach, liest man mit Widerwillen in den Briefen Jean Paul's an Emanuel.

Klopstock giebt das Orakel: „Sie haben es der Mühe werth gehalten, über Kant zu schreiben. Soll ich sagen Krieg gegen Hirngespinnste oder oder Hirngespenste? Waren's Gespinnste, so fegten Sie Spinnwebe weg. Waren's Gespenste, nun so hatten Sie es nur mit etwas andern Geistersehern zu thun, als die waren, die noch vor kurzem an wirkliche Erscheinungen Glauben forderten. — Ich habe nur scharmützelt. Ein einziges aristophanisches Wort, und noch ein paar Wörtlein, bei denen ich mich anstellte, als ob ich nur Grammatisches untersuchte, schienen mir zureichend zu sein." Klopstock war 75, Herder 55 J. alt.

„Das dickste Ende," schreibt Herder 6. Mai, „steht mir nun bevor, die Verwirrungen nämlich und Absurditäten, die diese Herren in die Kritik alles Wahren, Guten und Schönen, in Kunst und Wissenschaft, ja auch in die praktischen Doctrinen, Moral, Rechtslehre, selbst Philologie, Geschichte, Mathematik, Theologie ꝛc. gebracht haben, auf die kürzeste, lebendigste, fruchtreichste Weise zu zeigen. In allen Zeitungsblättern bellen und belfern diese Hunde. Mein Symbolum aber ist: jacta est alea! sehen will ich weder rechts noch links, bis das Werk gethan ist. Helf mir Gott!"

So standen die Sachen, als April 1799 durch die „Reden über Religion" dem Kampf eine ganz neue Wendung gegeben wurde. Der Verfasser, Fr. Schlegel's Freund, Fr. Schleiermacher, 30 J. alt, Sohn eines reformirten Feldpredigers in Breslau, war im 15 J. von seinen frommen Aeltern der herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Niesky in der Oberlausitz übergeben. „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich es aber verdanke, daß ich meine Denkart als den Abdruck meiner eignen Geschichte ansehn kann. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte schon meine kindliche Phantasie beängstigt, und in meinem 11. J. kostete es mich mehrere schlaflose Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, veranlaßt durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt wird.



Meine eigne Erfahrung gab mir zu dem ersten dieser beiden Hauptsätze Belege genug, und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung verdächtig schien. So war ich in dem qualvollen Zustand, den man unsern Reformatoren so häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eignen moralischen Vermögen des Menschen, und nichts zum Ersatz gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete, und die nur vor mir zu fliehn schienen. Wenn ich einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich bald als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Daß ich bei diesem Zustand eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Hantierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum erstenmal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten." Diese Erzählung der Selbstbiographie wird durch die Briefe ergänzt, in denen von seiten der Aeltern, des Sohnes und der Schwester fast von nichts Anderm die Rede ist als vom Lamm Gottes. Sein Oheim mütterlicherseits, Prof. Stubenrauch in Halle, ein wahrhaft frommer Mann, fühlte sich doch zuweilen veranlaßt, ihn vor den Uebertreibungen der Herrnhuter zu warnen. 1785 kam Schleiermacher mit seinem Freund Albertini auf das Seminar zu Barby, die Universität der Brüdergemeinde. „So glücklich wir bei unsrer gemeinschaftlichen Thätigkeit waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick des Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache der Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unsrer Phantasie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hülfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug." Der Umschlag konnte nicht ausbleiben. Schon Juli 1786 finden sich in einem Brief an seinen Vater Andeutungen von dem Wunsch, die Einwendungen der Neuerer gegen den Katechismus kennen zu lernen. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses," antwortete der Vater. „Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eitler Theologe werden, sondern dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchst du das alles nicht, und kannst es deinem Heiland nie genug danken,

daß er dich zur Brüdergemeinde gebracht.“ Es war zu spät. Jan. 1787 bekennt der Sohn mit einer Herzensangst, die etwas unendlich Rührendes hat, die vollständige Umwandlung seiner Ueberzeugungen. „Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren.“ „Der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt.“ Die Antwort des Vaters mußte den Sohn der Verzweiflung nahe bringen. „Ist es dir um den alleinseligmachenden Glauben von ganzem Herzen zu thun, so suche, so erbitte ihn auf deinen Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Mensch am Kreuz für dich geblutet hat, als ein pur lauteres Geschenk seiner Erbarmung; ist es dir aber um deine eigne Ehre zu thun, verschmähst du den Gott deiner Väter und willst hingehn und fremden Göttern dienen, nun so wähle, was du thun willst; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Es war für den armen Knaben ein entsetzlicher Kampf, aber er blieb fest. Hier legte sich nun der Oheim in's Mittel; er bestimmte den Vater, zur Uebersiedlung nach Halle Frühjahr 1787 seine Einwilligung zu geben.

Wie Herrnhut der Ausgang für seine religiöse Ueberzeugung, so war die Leibnitz'sche Philosophie der Ausgang für seine Speculation; Kant lernte er erst kennen, als er diese Basis schon gewonnen hatte. Dagegen bemühte er sich, durch eine umfassende Lecture, namentlich des Aristoteles, seine ethischen Begriffe zu erweitern und zu berichtigen. Nach Beendigung seiner Studien ging er zu seinem Oheim, der jetzt Prediger war, auf's Land, machte im Sommer 1790 sein theologisches Examen und erhielt durch Vermittelung des Hofpredigers Sack eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna-Schlobitten in Preußen, wo er für seine Bildung unendlich gewann und drittehalb glückliche Jahre verlebte. Seine Briefe aus dieser Periode zeigen einen beträchtlichen Zuwachs an Selbstständigkeit. Der schmerzliche Zweifel ist einer ruhigen Ueberzeugung gewichen, die zwar noch nicht fertig ist, aber alle Angst ausschließt. Das anfänglich sehr verstimmte Verhältniß zwischen Sohn und Vater nimmt allmählich einen freundlichern Ton an. Der alte Herr beklagt sich Mai 1790, daß sein Sohn ihm sein Zutrauen entzieht und ihn unter die Zahl der finstern Väter rechnet, welche die Freude des Alters sich dadurch verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder, und mit Jünglingen Jünglinge sein können. „Glaubst du denn, mir Freude zu machen, wenn du fortfährst,

deinem liebenden, menschlichen und nie die Menschheit verkennenden Vater in dir den angenehmen Jüngling zu verbergen und den gesetzten Mann vorzuspiegeln?" Er hofft inskünftige auf natürlichere und offnere Briefe. Auch über seine Religiösität giebt er überraschende Aufschlüsse. „Ich wünschte, daß du mit Nachdenken Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts lesen wolltest; da würdest du über verschiedene Dinge dir lichtvolle Ideen verschaffen . . . Ich habe zwölf Jahre lang als ein Ungläubiger gepredigt; ich war damals überzeugt, daß Jesus in seinen Reden sich den Vorstellungen und selbst den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber diese Meinung leitete mich dahin, daß ich glaubte, ich müßte ebenso bescheiden gegen die Volkslehre sein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, weil ich aus der Kirchengeschichte und aus eigner Erfahrung an andern Menschen wußte, daß diese Lehre vom Entstehen des Christenthums an Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung gegeben hatte; und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden. Ich wünschte, wenn du auch von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens dich nicht überzeugen kannst, daß du wenigstens doch jene Lehre nie öffentlich bestreiten möchtest."

Im Herbst 1793 wurde Schleiermacher Lehrer am berliner Waisenhaus, welche Stelle er April 1794 mit einer Hülfspredigerstelle in Landsberg vertauschte. Oct. 1794 starb der Vater; seine nächste Vertraute blieb seine Schwester Charlotte, die, obgleich strenge Herrnhuterin, doch den Gedanken und Gemüthsbewegungen des Bruders mit aufrichtiger Theilnahme folgte. 1796 kam er wieder nach Berlin; die Freundschaft mit Fr. Schlegel und die gemeinsame Lectüre des Plato wurden entscheidend für seine Bildung. Die aus dem transcendentalen Idealismus geschöpften Ideen Fr. Schlegel's über Religion fielen nun auf ein wirklich religiöses Gemüth. Bei einem Aufenthalt in Potsdam in Amtsgeschäften begann Schleiermacher Febr. 1799 die Reden; 8. April geschah der letzte Strich. Bogenweise hatte er sie den berliner Freunden mitgetheilt.

Die Reden wenden sich an „die gebildeten Verächter der Religion". „Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürft; ich weiß, daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht, daß es in euren Wohnungen keine andern Heiligthümer giebt, als die Sprüche der Weisen und die Gesänge der Dichter, und daß Menschheit und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, so völlig von eurem Gemüth Besitz genommen haben, daß für das heilige Wesen, welches euch jenseit der

Welt liegt, nichts übrig bleibt. An nichts Andres kann sich eure Theilnehmung anknüpfen, als an eure Verachtung selbst; ich will euch nur auffordern, in dieser Verachtung recht gebildet zu sein."

Er bekennt, ein Geistlicher zu sein. „Verweist mich darum nicht ungehört zu denen, auf die ihr als Ungebildete herabseht. Ich habe nichts zu schaffen mit den altgläubigen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zion und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten. Als Mensch rede ich zu euch von den heiligsten Mysterien der Menschheit, nach meiner Ansicht, von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, und was mir auf ewig das Höchste bleiben wird, auf welche Weise auch noch die Schwingen der Zeit mich bewegen mögen. Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit den zweifelnden Augen verschwand."

Die gegenwärtige Religion ist von Metaphysik und Moral entstellt, ein Gemisch von Meinungen und Geboten. Die wahre Religion begehrt nicht, das Universum zu erklären wie die Metaphysik, nicht es fortzubilden wie die Moral: ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauen und Gefühl. Alles eigentliche Handeln soll moralisch sein, aber das religiöse Gefühl soll es wie eine leise heilige Musik begleiten; der Mensch soll alles mit Religion thun, nichts aus Religion. Ruhe und Besonnenheit ist verloren, wenn der Mensch sich durch die heftigen Gefühle der Religion zum Handeln treiben läßt. Andrerseits lähmen die religiösen Gefühle ihrer Natur nach die Thatkraft des Menschen, und laden ihn ein zum stillen hingebenden Genuß. „Anschauen will die Religion das Universum, in seinen Darstellungen es andächtig belauschen, von seinem unmittelbaren Einfluß sich in kindlicher Passivität ergreifen und erfüllen lassen. Sie ist die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Sein alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Wer diesen Sinn für das Unendliche, die Gabe, in der Welt das Göttliche wahrzunehmen, zur Virtuosität ausgebildet hat, ist ein Priester."

„Die Religion löst alle Thätigkeit der Seele in stumme Anschauung des Unendlichen auf. Ist es denn ein Wunder, wenn die ewige Welt auf das Organ unsers Geistes so wirkt, wie die Sonne auf unser Auge? wenn sie uns so blendet, daß nicht nur im Augenblick alles Uebrige verschwindet, sondern noch lange nachher alle Gegenstände, die wir betrachten, mit dem Bilde derselben bezeichnet und mit ihrem Glanz übergossen sind? — Ich liege am Busen der unendlichen Natur, ich bin in diesem Augenblick ihre Seele, sie ist mein Leib, ihre innersten Nerven bewegen sich nach meiner Ahnung wie

die meinigen: die geringste Erschütterung, und nun erst steht die Anschauung vor mir als eine abgesonderte Gestalt, und nun erst arbeitet sich das Gefühl aus dem Innern hervor: dieser Moment ist die Geburtsstunde alles Lebendigen in der Religion."

Durch die Anschauung des Universums sollen wir unmittelbar mit ihm eins werden, und uns aus der Individualität gar nichts machen; die Altgläubigen wollen nicht einmal die einzige Gelegenheit ergreifen, die ihnen der Tod bietet, um über die Endlichkeit hinauszukommen. Der Wunsch nach Unsterblichkeit rührt von der Engherzigkeit des Gemüths her, den heroischen Gedanken nicht fassen zu können, daß das Individuum nur in dem Ganzen sei. Wer einen Unterschied macht zwischen dieser und jener Welt, bethört sich selbst alle wenigstens, die Religion haben, glauben nur an eine."

Die Gottheit kann nichts Anderes sein als eine einzelne religiöse Anschauung; eine Religion ohne Gott kann besser sein als eine mit Gott. „Hängt eure Phantasie an dem Bewußtsein der Freiheit so, daß sie sich nicht überwinden kann, das was sie als ursprünglich wirkend denken soll, anders als in der Form eines freien Wesens zu denken, so wird der Geist des Universums personificirt, und ihr werdet einen Gott haben; hängt sie am Verstand so, daß es euch immer klar vor Augen steht, Freiheit habe nur Sinn im Einzelnen und für's Einzelne, so werdet ihr eine Welt haben und keinen Gott. So mag es poetische Gemüther geben, denen Gott ein von der Menschheit gänzlich unterschiedenes Individuum, ein einzelnes Exemplar einer eignen Gattung ist; und auch diese Offenbarungen von Göttern (ich hasse in der Religion nichts so sehr als die Zahl) sind erwünschte Entdeckungen: aber ich strebe nach mehr Gattungen über der Menschheit. Die Welt ist eine Galerie religiöser Anschauungen, und jeder ist mitten unter sie gestellt. Die wahre Religion ist nicht intolerant, weil sie ihre eigentliche Unendlichkeit kennt; das neue Rom, das gottlose aber consequente, schlendert Bannstrahlen; das alte, wahrhaft fromm und religiös im hohen Stil, war gastfrei gegen jeden Gott, und so wurde es der Götter voll."

„Der Religiöse ist in sich gekehrt mit seinem Sinn, in der Anschauung seiner selbst begriffen. Alle phantastische Naturen haben daher Anfälle von Religion, aber ihnen genügt ein leichtes Spiel von entzückenden aber zufälligen Combinationen; sie suchen nur die Unendlichkeit des reizenden Scheins. Ein großer, tiefer Mystiker muß auch die Frivolität mit Andacht und Ehrerbietung betreiben. Durch einen geheimen Zug immer wieder auf sich selbst zurückgetrieben, und sich findend als Schlüssel des Ganzen, verschließt er durch einen freien Entschluß sein Auge für immer für alles, was nicht Er ist." — Auch diese neue Religion ist nur für bevorzugte Gemüther; sie hat ihre Genies,

ihre Propheten und Priester. „An einer heiligen Person hat alles einen symbolischen Sinn. Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat. Ihm ist es natürlich, das Gewöhnliche und Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, das alltägliche Leben selbst umgiebt ihn wie ein wunderbares Mährchen, und jene Regionen, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen, sind ihm wie eine liebe Heimath. Er soll das Wesen der Religion darstellen in all seinen Bewegungen, nichts soll ihm verloren gehn auch in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens von dem Ausdruck eines frommen Sinns; die heilige Innigkeit, mit der er alles behandelt, soll zeigen, daß auch bei Kleinigkeiten, über die ein profanes Gemüth leicht hinweggleitet, die Musik erhabener Gefühle in ihm ertöne."

Jedes religiöse Genie soll die Virtuosität so rein als möglich ausbilden, und dann den Andern Zeugniß von seinen Anschauungen geben, damit die Gleichgestimmten sich finden. Historische Zeugnisse hat man zu achten, aber nicht sich von ihnen bestimmen zu lassen. „Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion; nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der keine bedarf, und wohl selbst eine machen könnte." Die Idee einer allgemeinen, absoluten Religion stammt aus der ungerechtfertigten Verbindung mit der Philosophie. „Die Philosophie strebt allerdings alle zu einem gemeinschaftlichen Wissen zu vereinigen; die Religion begehrt nicht einmal, diejenigen, welche glauben und fühlen, unter einen Glauben zu bringen und ein Gefühl. Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen." — „Gern stände ich auf den Ruinen der Religion, die ich verehre, denn der Untergang des Christenthums ist nur seine Wiedergeburt. Nie hat Christus behauptet, der einzige Mittler zu sein. Nie vergessend, daß sie den besten Beweis ihrer Ewigkeit in ihrer eignen Verderblichkeit, in ihrer traurigen Geschichte hat, kann die Religion der Religionen nicht Stoff genug sammeln für die eigenste Sammlung ihrer innern Anschauungen. Nachdem das Christenthum das Irreligiöse in der äußern Welt vernichtet, wendet es seine polemische Kraft gegen sich selbst; immer besorgt, durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas Fremdes eingesogen oder gar ein Princip des Verderbens noch in sich zu haben, scheut es auch die heftigsten innerlichen Bewegungen nicht, um dies auszustoßen. Es ehrt jedes seiner eignen Elemente genug, um es als Mittelpunkt eines eignen Ganzen anzuschauen .... Immer wartend einer Erlösung aus dem Elend, von dem es eben gedrückt wird, sähe es gern außerhalb dieses Ver-

derbens andre und jüngre Gestalten der Religion hervorgehn. Der gegenwärtige Augenblick, der offenbar die Grenze ist zwischen zwei verschiedenen Ordnungen, deutet auf einen neuen schaffenden Genius hin. Aus dem Nichts geht immer eine neue Schöpfung hervor .... Nur daß die Zeit der Zurückhaltung vorüber sei, und der Scheu. Die Religion haßt die Einsamkeit, und in ihrer Jugend zumal, welches ja für alles die Stunde der Liebe ist, vergeht sie in zehrender Sehnsucht. Wenn sie sich in euch entwickelt, wenn ihr die ersten Spuren ihres Lebens inne werdet, so tretet ein in die eine und untheilbare Gemeinschaft der Heiligen, die alle Religionen aufnimmt, und in der allein eine jede gedeihen kann .... Laßt die Profanen an der Schale nagen, wie sie mögen; aber weigert uns nicht, den Gott anzubeten, der in euch sein wird!"

Was in jener Zeit den Reden den Zugang zu den bildungsbedürftigen Gemüthern erleichterte, hat ihren eigentlichen Zweck nicht wenig beeinträchtigt. Schleiermacher hat die rhetorische Form gewählt, die zuweilen sogar die Grenze der Prosa zu überschreiten scheint: es sieht so aus, als wende er sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüth und die Phantasie, als wolle er ermahnen und bekehren. Eigentlich liegt aber seinem Streben ein wissenschaftliches Interesse zu Grunde: er will den specifischen Begriff der Religion feststellen, indem er alles ausscheidet, was sich in der gemeinen Vorstellung Fremdartiges hineingemischt hat. Der herrschenden Richtung des Geschlechts, die concreten Begriffe des Lebens durch chemische Wiederverbindung der nur durch Abstraction getrennten Momente herzustellen, keineswegs abgeneigt, wollte er dies Ziel nur auf einem Umwege erreichen: er wollte erst noch strenger scheiden, ehe er der verbindenden Gewalt des Lebens ihr Recht angedeihen ließ. Wie der Anatom den einzelnen Nerv, um ihn genauer in's Auge zu fassen, von allem losschält, was im Leben organisch mit ihm verwachsen ist, so sollte sich hier der reine Begriff der Religion dem Mikroskop darstellen.

Zwei Richtungen traten ihm entgegen, die Richtung Fichte's und die Richtung Fr. Schlegel's. Nach Fichte muß Religion, d. h. das Bewußtsein, daß das denkende Wesen nur um der Pflicht willen lebt, jeder einzelnen Pflichterfüllung gerade so zu Grunde liegen, wie in Luther's Katechismus die Liebe Gottes jedem einzelnen Gebot. Nach Schlegel ist Religion die Synthese von Kunst und Philosophie: jene will das Wesen der Dinge nachbilden, diese das Wesen der Dinge ergründen; beides vereinigt macht die Religion. Sowohl Fichte als Schlegel waren ohne tieferes religiöses Bedürfniß, und auch ihre Erziehung hatte keine religiöse Richtung genommen. Schleiermacher's Erziehung war streng religiös, und sein Gemüth entsprach dieser Vorbildung. Ihm, dem Virtuosen in religiösen Empfindungen, kam es nicht

darauf an, mit Benutzung von Moral, Metaphysik und Kunst irgend ein Neues herzustellen, sondern dem specifisch religiösen Gefühl, welches er in sich hatte und von seiner sittlichen, philosophischen und ästhetischen Bildung unterscheiden zu können glaubte, einen reinen Ausdruck zu geben. Läugnen konnte er nicht, daß im Christenthum Moral, Philosophie, Kunst, ja selbst Politik einen nicht unwesentlichen Platz behauptete: es hatte Gebote, Dogmen, Symbole, eine Kirche. Aber er behauptete, daß alles das nicht zu seinem Wesen gehöre. Da in den verschiedenen Religionen verschiedene Gebote, Dogmen und Symbole gelehrt wurden, ohne doch dem Begriff der Religion Abbruch zu thun, so kann und soll eine Religion auch ohne alle Gebote, Dogmen und Symbole gedacht werden.

Die Religion ist das Verhältniß des Gemüths zum Universum; das Universum ist die Einheit der sinnlichen und übersinnlichen Welt: das ungefähr ist seine Definition. Was aus diesem Verhältniß weiter entspringt, Regel des Thuns, Erkenntniß der letzten Gründe, Nachschaffung der Einheit des Sinnlichen und Uebersinnlichen, hängt mit der Religion zusammen, entspringt gewissermaßen aus ihr, ist aber nicht mehr sie selbst. Der Gegensatz gegen Fr. Schlegel ist fast nicht kleiner als der gegen Fichte, trotz der Uebereinstimmung in vielen einzelnen Anschauungen, und Schlegel fühlte das auch heraus. In dem bekannten Sonett läßt er den Redner einen prächtigen Tempel öffnen: man steht vor einem Vorhang, hört eine feierlich ergreifende Sinfonie, der Vorhang geht auf und — man sieht die alte Sphinx vor sich, d. h. man weiß von der Religion gerade so viel wie vorher.

Die Verwandtschaft mit Schlegel im Gegensatz zu Fichte lag darin, daß auch Schleiermacher liberal war und jeder religiösen Bildung ihr Recht angedeihn lassen wollte, während Fichte nur e i n e wahre Religion kannte und alles Uebrige als Abgötterei verwarf. Dagegen steht er insofern mit Fichte gegen Schlegel, als er bewußt oder unbewußt das Christenthum zum Ausgang nimmt, während Fr. Schlegel im Interesse seiner Kunst zwar auch auf die Jungfrau Maria kommt, aber nicht weil, sondern obgleich sie der Kirche angehörte. Nur gehn Fichte und Schleiermacher von zwei verschiedenen Formen des Christenthums aus. Fichte ist im Rationalismus aufgewachsen, Schleiermacher ist Herrnhuter. In Herrnhut hat er eine Reihe religiöser Stimmungen sich theils angeeignet, theils weiter entwickelt, die er nicht aufgeben will, nachdem er die Dogmen und Symbole aufgegeben hat, die jenem zum Grunde lagen. Dieser verschiedene Ausgangspunkt führt auch zu einem verschiedenen Ziel: Fichte will für den Glauben des Abendlandes, das protestantische Christenthum, die ganze Welt gewinnen, die ganze Welt unter das Joch des alleinseligmachenden Glaubens beugen, das Individuum zum gehorsamen Glied dieser

allgemeinen streitenden Kirche erziehn; Schleiermacher dagegen will immer kleinere Kirchlein, bis endlich jeder Einzelne seine eigene eigenthümliche Religion besitzt, und eine Gruppirung nur dadurch entsteht, daß Einzelne von tieferer und reicherer religiöser Anschauung die anderen weniger Begabten darin einführen und so eine Schule bilden. Für diesen Individualismus der Religion ist die Verfassung Nordamerikas das Muster: frei bilden sich Vereine und zerfließen wieder, sondern sich kleine Theile von einem großen Ganzen ab und streben kleine Ganze einander zu, um einen Mittelpunkt zu finden. Schleiermacher hat in spätern Jahren schon in der Ausübung seines Amts sich tiefer in das kirchliche Leben eingelassen, und, zum Theil mit Beibehaltung der alten Ausdrücke, manche von den Paradoxien der Reden gemildert; aber für die That der Reden war gerade die Paradoxie die Hauptsache.

Der Ausgangspunkt war entscheidend auch für den Fortgang der Untersuchung. Schleiermacher secirt einen Gebildeten am Ende des 18. J., der vom Pietismus aus durch Herrnhut zu Spinoza gekommen ist; er secirt mit großer Feinheit, und macht den Schluß, dieses Präparat, da doch die menschliche Natur eine gleiche sei und die Religion aus der menschlichen Natur hervorgehn müsse, sei maßgebend für alle Fälle. Der natürliche Gang der Untersuchung wäre ein entgegengesetzter gewesen. Um zu wissen, was Religion sei, hätte man nicht die individuelle Religiosität eines in religiöser Beziehung abgeschwächten oder wenigstens nicht productiven Zeitalters, sondern eine große weltbeherrschende Religion, in der Fülle ihrer geschichtlichen Erscheinung und namentlich in dem springenden Punkt ihrer Entstehung in's Auge gefaßt; man hätte nicht die gebildeten Virtuosen der Religion, sondern die Propheten und Heilande in ihrem Wesen zu begreifen gesucht. Schleiermacher schafft sich das Bild seines Heilandes aus seiner eigenen Seele und denkt ihn sich gerade so wohlwollend, liebebedürftig, nachdenklich und still, als er selber war. Praktisch ist nichts dagegen einzuwenden: so macht es jeder; aber wissenschaftlich ist das Verfahren nicht. Wenn Schleiermacher dem kategorischen Imperativ nachsagt, er passe weder für Alexander den Großen noch für die heilige Therese, so versuche man einmal aus seinem Begriff der Religion heraus Mohamed oder Luther, man versuche irgend eine der wirklichen religiösen Größen zu erklären, und man wird über die Hoffnungslosigkeit dieses Unternehmens lächeln. Jede wirkliche Religion ist nicht Anschauung oder Stimmung, sondern Schöpfung. Jede lebendige Religion ist nicht Selbstgenuß, sondern Feuer und Gewalt. Wenn in abgeschwächten Zeiten fein gestimmte Gemüther, die ein stärkeres Bedürfniß der Stimmung empfinden, sich im Gegensatz gegen die umgebenden Barbaren als besonders religiös empfinden, so ist dieser Gegensatz keineswegs ausreichend, sie zu passenden Exemplaren des Begriffs der Religion zu stempeln. Der Ur-

sprung der Religion ist kein individueller, sondern ein substanzieller; sie beginnt nicht als Empfindung, sondern als zwingender Glaube, sie ist nicht der eigne Ausdruck des Gemüths, sondern die Macht des Allgemeinen über das Gemüth. Pietistische Schönseligkeit ist nur ein Residuum früheren religiösen Lebens. Sobald die Religion in individuelle Empfindungen zerbröckelt, ist ihre Lebenskraft im Erlöschen. Das Rom der Cäsaren, welches Schleiermacher wegen seiner Virtuosität in Religionsempfindungen für wahrhaft fromm und religiös im hohen Stil erklärt, war vielmehr durch und durch irreligiös, und darum erlag es trotz seines Reichthums an Symbolen für das Unendliche dem ungebildeten Galiläer, der den einen Gedanken, von welchem er ganz erfüllt war, wie ein Schwert in die Welt warf.

Noch ein praktisches Bedenken ist hervorzuheben. Das religiöse Genie, der Heilige, der Priester, soll in jeder seiner Bewegungen, soll auch bei den gleichgiltigsten Dingen seinen frommen Sinn ausdrücken; sein ganzes Leben soll symbolisch sein. So hatte es Schleiermacher in Herrnhut gesehn. Dies Streben in eine Schule gebracht, führt leicht zur Komödie, zum Pharisäismus und zur Heuchelei. Eine solche Schule schöner Seelen hat es wirklich gegeben, die an dem Johannesscheitel kenntlich, nur in süßen Ausdrücken redeten und immer phantastisch lächelten.

Erst zwei Jahre später studirte sein alter Gönner Sack die Reden. „Ich kann das Buch, nachdem ich es bedachtsam durchgelesen habe, leider für nichts weiter erkennen, als für eine geistvolle Apologie des Pantheismus. Ich gestehe Ihnen, daß dies System mir alledem, was mir bisher Religion gewesen ist, ein Ende zu machen scheint, und ich die zum Grunde liegende Theorie für die trostloseste sowohl als verderblichste halte, und sie auf keine Weise weder mit dem gesunden Verstand, noch mit den Bedürfnissen der moralischen Natur des Menschen in irgend eine Art von Vereinigung zu bringen weiß. Ebensowenig begreife ich, wie ein Mann, der einem solchen System anhängt, ein redlicher Lehrer des Christenthums sein könne. Ich bin zwar überzeugt, daß Sie als Prediger die Meinungen nicht vortragen werden, die Sie als die richtigen mit so wegwerfender Verachtung der ihnen entgegenstehenden darzustellen gesucht haben; Sie werden fernerhin bei den gemeinen Begriffen von der Abhängigkeit des Menschen von Gott, und von den Gesinnungen der Anbetung, der Dankbarkeit, die daraus fließen, in einer verständlichen und vielleicht auch biblischen Sprache reden: aber Sie werden es als ein Mann thun, der von diesem allen in seinem Herzen nichts glaubt, der sich nur zu den Irrthümern und dem Aberglauben des undenkenden Pöbels herabläßt, und um nicht anstößig zu werden, noch Redensarten gebraucht, die bei ihm selbst gar keinen oder einen durchaus verschiedenen Sinn

haben. — Ich kann mir denken, daß ein Spinoza in sich selbst ruhig und vielleicht auch glücklich gewesen sei; aber daß er es als ein bestellter Lehrer der christlichen Religion gewesen sein würde, wenn er öffentlich das Gegentheil seiner Philosophie hätte lehren müssen, daran zweifle ich."

Gleichzeitig mit den „Reden über Religion" erschien Wieland's „Agathodämon", ein Roman, in welchem an dem Beispiel des Apollonius von Tyana gezeigt werden sollte, wie productiv die Aera des Tiberius an religiösen Versuchen war. Apollonius, wohlgesinnt und einsichtsvoll wie Jesus von Nazareth, versuchte mit Bewußtsein und trügerischer Kunst etwas in's Werk zu setzen, was der Letztere mit der Unschuld und Naivetät des religiösen Genius wirklich hervorbrachte. Die Einkleidung dieses Einfalls ist ziemlich prosaisch.

Gleichzeitig ferner schrieb Goethe die „letzte Walpurgisnacht": ein leidenschaftlicher Protest des Pantheismus gegen das „dumpfe Pfaffenchristenthum", welches den Teufel ersonnen hat, um den freudigen Dienst der Gottnatur zu trüben, das Leben zu entadeln. 26. Aug. sandte Goethe das Gedicht an Zelter nach Berlin. Auch ihm wurden die „Reden" vorgelegt: „im Anfang," erzählt Fr. Schlegel, „konnte er die Bildung und Vielseitigkeit dieser Erscheinung nicht genug rühmen; je nachlässiger indeß der Stil und je christlicher die Religion wurde, je mehr verwandelte sich dieser Effect in sein Gegentheil, und zuletzt endigte das Ganze in einer gesunden und fröhlichen Abneigung." Ebenso erging es Schelling. Jean Paul findet in der Einkleidung der Reden einen „einfach schönen Tempel", im Inhalt „echten Gottesdienst". Im Kreise der Damen wurde das Stichwort „alles mit Religion treiben" üblich; Hardenberg war ganz „eingenommen, durchdrungen, entzündet"; er fühlte die Verwandtschaft in Herrnhut und Spinoza: er selbst war eine der schönen Seelen, die Schleiermacher als echt religiöse Naturen malt. Tieck war „grausam begeistert". Fr. Schlegel mußte in den Reden manches finden, was er selber gesagt; manches wieder kam ihm, der kein eigentlich religiöses Bedürfniß hatte, wunderlich vor. Er übernahm die Anzeige für das Athenäum, und studirte zu diesem Zweck den Freund recht eigentlich, um den Kern seines Wesens zu ergründen; Schleiermacher hatte das Gefühl, daß sie sich beide nicht verstanden hätten. „Ein großes Wort hat er doch über mich gesagt in unserm Gespräch, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten: nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich immer frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich."

„Religion in dem Sinn, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen un-

verstandnen Wink Lessing's abgerechnet, eins von den Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von Neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehn kann, daß und wie sie in alten Zeiten in anderer Gestalt schon da waren." — „Es ist ein sehr gebildetes und auch ein sehr eignes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner sein. Und eben darum ist es nicht leicht, darüber zu reden." — Fr. Schlegel findet den Ausweg, das Buch nach zwei Seiten hin auszulegen. Einem „Verächter der Religion" rühmt er das Gebildete: „Ich finde es hauptsächlich darin, daß alle die Zufälligkeiten, mit denen die jetzigen Anhänger einer höhern Mystik sie aufputzen zu müssen glauben, hier so ganz vernachlässigt sind, und doch das große Wesentliche der Religion und des Christenthums in einfacher Glorie strahlt." — „Ist dir nicht gegeben, die Religion für ein Wesen eigner Art anzuerkennen, . . . so nenne das Buch meinetwegen einen Roman. Ist es nicht eine anziehende Darstellung der eigensten und tiefsten Menschheit, was wir an den besten Romanen rühmen? . . . Bedenke nur, welche himmlische Gabe dieses Buch für so manche liebenswürdige Menschen werden kann, die nun einmal weder von dem Christenthum, noch von der Bildung des Zeitalters ablassen können. . . Betrachte die Religion des Verfassers blos als den Brennpunkt in seinem Innersten, wo die Strahlen alles Großen und Schönen, was er etwa in andern Sphären noch haben und kennen mag, zusammenfallen. Daher darf es dich nicht wundern, daß er diese andern angebornen Eigenheiten des Menschen, die Poesie, die Philosophie oder Moral bisweilen ziemlich übel und nicht mit der gehörigen Religiosität zu behandeln scheint; denn wenn man ihnen erst den innersten Geist aussaugt, so ist, was übrig bleibt, in der That von geringem Werth. Die offenherzige Abneigung gegen die Poesie wird dir zuerst auffallen; laß dich aber dadurch nicht täuschen: je öfter ich sie lese, je mehr Poesie finde ich in den Reden, versteht sich, unbewußte."

Daß Schlegel selbst mit dieser Abstraction nicht zufrieden war, zeigt ein Fragment des Athenäums, dessen Beziehung auf die „Reden" augenscheinlich ist: „Trennt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Princip, das ursprünglich in seinem Geist liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten. — Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bösartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung." —

Vor dem gläubigen Leser rechtfertigt Schlegel das Buch in andrer Weise. „Sieh auch hier noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das ist es wenigstens für mich, während es für dich vielleicht das letzte bedeutende Phänomen der Irreligion sein kann. — Betrachte es wenigstens

als Incitament für die Religionsfähigen. — Sieh weg von den Aeußerlichkeiten, und der religiöse Charakter des Redners ist durchaus schön und groß. Er ist ein Hierophant, der die, welche Sinn und Andacht haben, mit Sinn und Andacht immer tiefer in das Heilige einführt, und so viel Heiliges er auch zeigt, immer noch Heiligeres zurückhält. Er redet, um zu zeugen für die Religion gegen das Zeitalter."

Schiller, der in den „Reden" nichts Neues finden wollte, dichtete in jenen Tagen „die Glocke". Das Gedicht drang tiefer in die Nation als irgend eines seiner früheren; es verklärte das gewöhnliche Leben. Freilich sind die Bilder — im Einzelnen sehr schön — nur durch Ideenassociation aneinandergereiht; Schiller hat nicht blos, wie A. W. Schlegel spöttisch bemerkte, beim Guß den Klöpfel vergessen, der doch erst den Klang giebt: es fehlt bei diesem Stoff dem Dichter etwas, das er bei der griechischen Weltanschauung des „Spaziergangs" durch Kunst ersetzen konnte. Die Symbolik der Glocke ist für ihn eine rein sinnliche, es ist, als ob die Glocke nur wie ein Naturlaut bei allen wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens ihre eherne Stimme vernehmen ließe. Daß die Glocke ein Zeichen der Kirche, d. h. ein Symbol von dem Zusammenhang der irdischen und der überirdischen Welt ist, wußte der Dichter wohl, aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab, es darzustellen. Wo es auf griechische oder katholische Vorstellungen ankam, war er mit einer reichen Mythologie bald bei der Hand, gleichviel ob er daran glaubte oder nicht. Hier nun hätten sich die kirchlichen Vorstellungen von selbst aufdrängen sollen, aber er scheuchte sie zurück; und bei dem ernsten, sittlichen Inhalt ist es besser, daß der Dichter bei dem sinnlichen Klang eines Glaubens stehen blieb, der ihm innerlich fremd war, wenn auch seine Symbole ihn ahnungsvoll berührten, als wenn er sich künstlich in eine gemachte Stimmung versetzt hätte. Es war der damaligen Zeit nicht gegeben, die Neigungen des Gemüths mit den sittlichen Ueberzeugungen in's Gleiche zu bringen; aus eigner Kraft ist es der Dichter überhaupt nicht im Stande: und doch klang die Glocke wie eine warnende Stimme in das griechische Schattenreich und erinnerte die in süße Selbstvergessenheit gewiegten Künstler daran, daß es noch eine Wirklichkeit gebe.

4.

Lucinde.

In der transscendentalen Periode, in welcher „das Reich der Schatten" entstand, hatte Schiller dem idealen Menschen empfohlen, das wirkliche Leben zu fliehn, und im reinen Aether der Kunst von Griechenland zu träumen. Nun wies er ihn auf das Wirkliche und Sittliche; dort allein blühe das wahre Glück. Er hatte es im Sittlichen gefunden; seinen alten Gesellen und Schülern war es nicht so wohl geworden. Der arme Hölderlin, dessen Leidenschaft gegen die Schranken der Sittlichkeit gestoßen hatte, wurde in seiner Einsamkeit, da er sich gegen keinen recht aussprechen konnte, immer bitterer; in Jena hätte er vielleicht Anklang gefunden, aber dort waren seine Schriften ganz unbekannt. Schiller, Schelling, Hegel, forderte er umsonst zu einer Zeitschrift auf, in welcher den Barbaren Humanität gepredigt werden sollte.

„Gemüther," schreibt er an seinen Bruder, „welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, sind jetzt überall die unglücklicheren. Die Barbaren um uns her zerreißen unsere besten Kräfte, und nur die feste Einsicht dieses Schicksals kann uns retten, daß wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehn." — „Es ist freilich nicht gut, daß ich so zerstörbar bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren, die nur aus diesem Quell entsprangen."

In dieser Stimmung gab er seinem Roman „Hyperion" den Abschluß. Er ließ Diotima sterben, die hellenischen Freiheitshelden sich in Räuber verwandeln, die alte Knechtschaft sich erneuern; Hyperion selbst geht auf Reisen und hält sich endlich in Deutschland auf. Hier sieht er nur „Barbaren, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes. . . Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen. . . So ruht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volk. — Ihre Tugenden sind ein glänzend Uebel; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk. . . Und wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, das Göttliche nicht höhnten! . . . Es ist herzzerreißend, wenn man eure

Dichter sieht, und alle, die den Genius noch achten. Sie leben in der Welt wie Fremdlinge. Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran; du siehst sie 7 J. später, und sie wandeln wie die Schatten still und kalt; und wenn sie sprechen, wehe dem, der sie versteht! der den Verzweiflungskampf sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft. — Die Deutschen behaupten, es sei auf Erden alles unvollkommen! Wenn doch einmal diesen Gottverlassnen einer sagte, daß nur bei ihnen so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, weil sie die göttliche Natur nicht achten, den Genius verschmähen."

Von dieser allgemeinen Verdammniß des Zeitalters waren bei Hölderlin und den ihm Gleichgestimmten die Frauen ausgeschlossen. „Es ist ein wunderbares Phänomen," schreibt Gentz, „daß man auf einen Mann zehn Frauen von großem Gemüth und umfassenden Geist findet; es deutet auf eine große Zerrüttung in der moralischen Welt. Bei mir ist es Maxime geworden, Frauen jener großen Art zu suchen, mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen und das Heil der Welt von ihnen zu erwarten." Jean Paul's Briefwechsel — den er, wohlgemerkt, circuliren ließ — bietet Gelegenheit, diese großen Weiber in's Auge zu fassen.

Als er aus Weimar wieder nach Hof zurückgekehrt war (33 J. alt), warf sich ihm, von seinen Dichtungen entzündet, eine schöne Seele zu Füßen: Frau v. Krüdener, Gemahlin des russischen Gesandten in Paris, nach elfjähriger Ehe, die durch zahlreiche Liebschaften zerrüttet war, von demselben geschieden, und seitdem beständig auf Reisen. 30 J. alt, kam sie 17. Aug. 1796 nach Hof. „Sie ist eine Seele, wie ich sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehn — ewiger Friede in sich — ob sie gleich alles genossen — eine weite Menschenliebe, die nichts mit erotischem Eigennutz gemein hat . . Aeußerlich ist sie unbedeutend, das klare, reine, warme Auge ausgenommen, das sich in fünf Viertelstunden bei mir so oft in Thränen verklärte, denen meine folgten." — „Ich blätterte zwei Abende in ihrem Herzen; ich sah die idealische Seele — trotz den Verderbnissen ihrer weiblichen Unschuld, oder vielmehr gewisser Grundsätze über die Liebe, die sich im Beispiel des Weltlebens besudeln — hell und rein und hoch auflodern, in der Selbsterniedrigung unter andern moralischen Menschen, in ihren demüthigen Confessionen und Thränen. — — Kurz, sie hat meine Seele erobert!" — Als sie nach Weimar abging, gab ihr J. Paul einen Brief an Frau Herder mit: „sie verdient Ihre Umarmung!"

Eine Vorrede, in welcher Jean Paul die Heiligkeit der Ehe mit Härte verfocht und ein abschreckendes Beispiel der Verführung ausmalte, verletzte

Fr. v. Kalb. — 16. Oct. „Ich bitte, ängstigen Sie Herz und Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. — Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwickelung der Kräfte unsers Wesens. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, keine ungerechte Resignation; immer laß der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen! Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der unseligsten Armseligkeiten und Bedürfnisse; Liebe bedurfte keines Gesetzes. — Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. — Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe und mehr als Goethe: unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt!" — „Was habe ich denn noch zu sagen? — Ach noch viel! — Sei wie Minerva klug und glücklich wie Apoll! Lächle nicht — du lächelst zu schön! Die Töne, die dein Gemüth ohne Worte giebt, sind süßer wie Harmonikaklang — — Ich will still sein — still. — —" „Lebe wohl, Seele meiner Seele! denke daran, daß unter allen keine so liebte wie ich, und daß du den Gifttropfen einer ewigen Sehnsucht in meine weiche Seele geworfen hast."

In großer häuslicher Noth überraschte ihn ein drittes großes Weib, Frau Emilie v. Berlepsch aus Hannover, seit 15 J. als Dichterin bekannt, von ihrem Mann geschieden. In Weimar hatte sie zeitig eine Rolle gespielt, und es war schon vor Jahren Fr. v. Stein aufgefallen, daß sie am liebsten von Liebe redete. Sie hatte versucht, sich mit Schiller einzulassen, ohne Erfolg; desto inniger war ihr Verhältniß zu Herder. „Sie war lustig und munter und dick und fett," schreibt Fr. v. Stein Dec. 1796; „vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimental war; sie sieht auch etwas gemeiner aus." — Körner, Jan. 1797: „Mit solchen Prophetinnen zu leben, wäre für mich eine Hölle. . . Wie kann Herder an einer solchen ästhetischen Betschwester Geschmack finden! In ihren Schriften hat sie einen ebenso widrig vornehmen Ton als im Umgang."

2. Juli 1797 — 40 J. alt, mit einer erwachsenen Tochter versehn, 6 J. älter als J. Paul — kam sie auf der Rückkehr von einer Schweizerreise in Hof an. Seine Mutter kränkelte dem Tode entgegen; gleichwohl war der Eindruck der Berlepsch groß, und der Vortheil, den er sich von ihrem Umgang für den Titan versprach, so bedeutend, daß er 25. Juli mit ihr nach Franzensbad ging. — Wenige Tage darauf starb die Mutter; der Sohn fand in ihrem Nachlaß ein Buch, worin sie aufschrieb, wie viel sie von Monat zu Monat durch Spinnen verdient hatte. — Erst 13. Aug. kehrte er zurück·

„Ich habe nun zum erstenmal erfahren, daß es eine reine weibliche Seele giebt, die einen bessernden Genuß ohne eine Ecke gewährt, und aus der ich nichts weg verlangte. Diese Emilie hat mich erhoben und ich sie: so viel kühle Besonnenheit und Unsinnlichkeit bei einer idealischen Phantasie! Sie ist die erste geniale Frau, bei der mein Herz keinen moralischen Schmerz litt." — Sie schrieb ihm aus Weimar 3. Sept.: „Sie scheinen mir in der Entfernung mehr ein Genius als ein Mensch. Mein Geist beugt sich vor dem Ihrigen, den ich so hoch auf glänzenden Flügeln schweben sehe, daß mir scheint, als dürfe er kaum sich niederlassen und etwas dauernd berühren, viel weniger von mir Armen gefesselt werden. Eben das elastische leichte Schweben, das Ihrem Geist die Erhabenheit, den Umfang giebt, muß auch auf Ihr Herz wirken, und ihm die ausdauernde unverrückte Stellung an einem andern Herzen unmöglich machen. Sie fordern mit Recht ungebundene Freiheit; sie kommt Ihnen als Genius zu. Aber ungerecht sind Sie dann, wenn Sie fordern, daß es nicht schmerze." „Der Himmel ist schon zerstört, aber mein Gemüth beharrt in festen, freien, selbstgewählten Gefühlen, die vielleicht eben, um die höchste Schönheit zu erreichen, unbelohnt bleiben müssen." — „Emilie!" antwortet Jean Paul 2. Oct., „Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe."

3. Nov. ging er nach Leipzig, um sie dort zu treffen. „Früher liebt' ich den Sturm des Gefühls, weil er eben mehr ein Zephyr war, aber jetzt nicht mehr, weil er so viel abbricht. Ich frage nach wenig in der Welt, die ich ausgekostet. Früher erlaubte ich mir den tragischen Genuß; jetzt hat mich mein Titan ausgehöhlt, und ich weiche den Rührungen scherzhaft aus, die ich sonst so gern vermehrte." — „Wenn es auch wahr ist," schreibt ihm Fr. v. Kalb, „daß Sie Charlotten über diese Minerva, Venus, Ninon, Sappho vergessen und ganz entbehren können, so soll sie doch dieses Glaubens noch nicht leben." — 10. Dec. „Sie ist äußerst geschwätzig über das neue himmlische Leben, welches sich ihr mit Ihnen eröffnet. . . Ich wünsche Ihnen, wenn Sie eine Frau nöthig haben, daß Sie ein ordentliches, sanftes, thätiges Mädchen wählen, und Freunde, die nicht mit Ihnen prunken. . . Ich lebe ganz allein, mein Mann liest mir zuweilen vor. Er liebt Sie sehr, und wünschte, daß Sie uns besuchen. . . Lesen Sie sur l'influence des passions von der Stael. Vieles, was ich Ihnen nicht gesagt habe, steht in diesem Buch. Es ist alles wahr. So habe ich mich noch durch keine Seele verstanden gefunden." — 4. Jan. 1798: „mein Mann hat mir Ihren letzten Brief vorgelesen (er empfiehlt sich Ihnen sehr) und meinem Sohn dictire ich diesen Brief." — — —

Emilie hatte in Leipzig noch einen andern Verehrer bei sich, einen Schotten, Macdonald. — „Ich wäre," schreibt Jean Paul 12. Jan. 1798 an Otto, „ganz glücklich mit ihr, wenn sie es nicht zu sehr durch mich werden

wollte." — Einen Monat darauf: „Ihre Seele ist die reinste, am wenigsten sinnliche, festeste weibliche, die ich je kannte, die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat und nichts fordert und liebt als — Vollendung. Sie schlug mir ein schönes, reiches, höchst moralisches Mädchen, H. in Zürich, zur Frau vor. Sie zeigte mir darauf Briefe von einem Professor in Bern, den sie nicht sowohl liebte als heirathen wollte, und vor dessen moralischer, edler, aber hypochondrischer Seele sie wie ein erhöhter Engel stand. An einem einsamen Abend las ich ihr das erste Capitel des Titan vor, und sie umarmte mich im Enthusiasmus. Ich sagte ihr, daß ich sie oft in 8 T. nicht sehen würde. Sie nahm das Schnupftuch vor die Augen voll Schmerz, und mir war, als säh' ich ihre stechende, schneidende Vergangenheit gewaffnet wieder an ihrem Herzen vorüberziehn. Ich sah aber auch das Uebermaß ihrer Forderungen." — „Da sie von Weimar wiederkam, wollte sie ihr, der H. und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus, ich sollte die H. heirathen und sie wollte ewig bei uns bleiben. Dann fühlte sie die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses, die ich ihr zeigte. Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände: ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen — 14. Jan. — unter dem Machen einer Satire von Leibgeber ging mein Inneres auseinander: ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr wie diese — und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir."

Es mußte doch endlich zur Erklärung kommen. 3. März: „Der Riß ist gethan, und auf einmal — aber wir stehn, obwohl mit zerschnittenem Bande, neben einander. Ich habe zwei fürchterliche Tage gehabt." „Ich sagte ihr," (an Otto) „daß ich keine Leidenschaft für sie hätte, und wir nicht zusammengehörten. Nun schließt sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. — Ich bin frei, frei, frei! und selig, geb' ihr aber was ich kann. — Doch käm' es sogar nach meinen Confessions nur auf meinen Willen an, mit ihr ein bürgerliches ewiges Band zu knüpfen." „Ach ich hätte eher den Knoten durchschneiden sollen, ich hätte dadurch tiefere und vergiftete Schritte erspart. Wir leben in ungetrübter Freundschaft."

Emilie ging Mai 1798 mit Macdonald nach Schottland, um für Ossian zu sammeln; Jean Paul besuchte Reichardt in Halle und Gleim, der ihn bedeutend unterstützt hatte: „Wie hebt diesen Biedermann mein Herz über die ästhetischen Gaukler in Weimar, Jena und Berlin, die für keine Seele eine haben!" „Er hat das Feuer und die Blindheit eines Jünglings, ich lieb ihn unsäglich."

„Zu einer wichtigen Nachricht!" schreibt Jean Paul 28. Dec. 1798 an Otto aus Weimar, wo er sich seit zwei Monaten aufhielt. „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehn die Leidenschaften. — Die Titanide ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und — will mich heirathen. — Kurz nach einem Souper bei Herder (er küßte sie im Feuer, neben seiner Frau) sagte sie es mir geradezu. — O! ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein, und da ich eine Größe, Gluth, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen ihre Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Verwandten würden alles thun. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. — Wild bin ich ordentlich. — Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben führt. Jetzt kann ich ihn machen." — 30. Dec.: „Ihre Verwandten begegnen mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihnen stehen, weil mein Nein eisern steht."

Hier einige Stellen aus Charlotten's Briefen: „Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare. Schon bemerkst du die mächtigen Stürme der Seele, die an mein Wesen heraunahen. Gebiete ihnen zu schweigen, und fasse jetzt auf ewig die liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichten Sterne des neuen Lebens schaut." — „Von einem mächtigen Geist vernichtet zu werden, ist viel erhabner als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von dir nicht leben und nicht sterben! — Heiliger Gott, gieb deinem Unsterblichen alle die Seligkeit, die deine Erschaffenen entbehrten! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um Ihn!" — „Kommen Sie, Sie müssen mich hören. Ich bin unveränderlich bis in den Tod! bis in den Tod! — —"

6. Jan. 1799 schreibt Jean Paul an den Freund: „Mit der Titanide habe ich jetzt Elysium ... Es giebt nichts Heiligeres und Erhabneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern. Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf's schönste und habe alles."

27. Jan. 1799. „Schiller nähert sich sehr der Kalb und sagte schon öfter zu ihr, wir müssen mit einander nach Paris. — Hier ist alles revolutionair kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, die Laroche in's Haus, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor. — Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann. So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische, und ebenso mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt."

Einige Tage darauf: „Die Kalb hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Trennung ... Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück. — Die glühenden Briefe werden dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte Müßt' ich ihr freilich einmal den Namen einer Geliebten ansagen, so thäte sich ein Fegefeuer auf. — Zuweilen ergrimm' ich über meine von allen meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit. Ach welchen Samen zu einem Paradies trug ich im Herzen, und wie wenig ließen mir die Raubvögel. — Meine Seele ist trübe über das Leben und über mein leeres Herz; mein Auge ist trocken und mein Herz steif, ich liebe die Menschen, aber sie haben mir nie viel gegeben."

Charlotte: „O ich lese tiefer und wahrer im weiblichen Herzen, als Meister und Künstler es können. Ich bin ein sonderbares Wesen. Mit aller Freiheit, mitten in der Fülle des Lebens, mit aller Gewalt über mich selbst nach zerstörendem Schmerz, bin ich mir selbst werth, weil alles in meiner Seele ist, und der Zufall und die Lehre und Meinung Anderer mich nicht gebildet haben. Und dennoch sehne ich mich oft nach dem langen Schlaf." — „Mein Wunsch wird siegen — ich mag, ich kann das Leben ohne ihn nicht wollen. Ich kann und will mich nicht ändern, denn ich fürchte das Unglück und die Oede und die Trauer meines Lebens. Wir müssen mit einander leben und sterben, das sagt meine Vernunft, mein Verstand, mein Herz. Kein Ideal darf aufgegeben werden, oder die Seele vernichtet ihre Würde und ihr Selbst."

In denselben Tagen erhielt Jean Paul einen neuen Verehrungsbrief: „un coeur pénétré des charmes de la vertu, mais flêtri par la douleur, resserré par l'injustice des hommes, attristé par leurs petitesses" u. s. w. Auf Befragen enthüllte sich die Briefstellerin als Frau Josephine v. Sydow in Belgard in Hinterpommern. Eine geborene Französin, hatte sie Rousseau mit der Muttermilch eingesogen, und im 15. J. einen Vetter geheirathet: aimable, spirituel, passionnément amoureux de moi. Sie ging mit ihm nach Berlin, wo ihm der König eine Anstellung gab. Aber kaum ein Jahr verheirathet, „j'éprouvai que l'amour le plus vif s'affaiblit; hélas!

j'avais tout sacrifié pour une chimère! je fis voeu de ne plus aimer." Nun wird der Mann leidenschaftlich: „il prétendit être aimé par devoir et poussa jusqu'à la tyrannie les droits que je lui avais donné sur moi." Ein Officier aus einer benachbarten Garnison, 20 J. alt, verliebt sich; man widersteht 5 J., endlich hat der erste Mann „la générosité de consentir à notre separation," sie wird Fr. v. Sydow, 25 J. alt. Bis dahin hat sie geschriftstellert, jetzt giebt sie es auf; 10 J. leben sie einträchtig auf dem Lande, dann wird Hr. v. Sydow untreu: „le joug du mariage lui a semblé insupportable, il a cherché des distractions et les a trouvé." Alle diese Geschichten legt sie dem verehrten Dichter zu Füßen: „j'épancherai mes peines dans votre sein, et du moins je ne mourrai pas, sans avoir connu un mortel digne de mes adorations." — Sie hat zur Vertrauten — ihre zwölfjährige Tochter. — „Ich kenne nun," schreibt Jean Paul 6. März an Jacobi, „das auflösende Leben bei genialen Weibern, die zugleich verwirren und zerfetzen; nein ich will ein einfaches, stilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme."

Nach der Aufführung von „Wallenstein's Tod", 20. April, schrieb Fr. v. Kalb dem alten Freunde einen begeisterten Brief; Schiller antwortete: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein rein gefühltes Dichterwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Ihr Schreiben bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen, und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoff unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war, und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihrer werth. Ist mir jetzt gelungen, Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin."

Wenige Wochen darauf — sie war jetzt 38 J. — schreibt sie an Jean Paul, aus Kalbsried: „Du wirst mich immer lieben, und was fehlt mir dann zum höchsten Glück, als deine Gegenwart ... Wir werden die Welt verlassen, in der wir uns nicht erkennen und lieben konnten. Du wirst die Geliebten deines Herzens zu dir rufen, und unter ihnen auch mich. Meine Liebe wird erscheinen dürfen, leicht, gefällig, innig und thätig, huldigend und belohnend. Du wirst mich nicht mehr verkennen, und darin liegt alles, was meine Seele verlangt ... Du hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! Dichter wie du, d. h. wie du allein bist, sehen, fassen, bilden, zeichnen und schaffen tief die Menschheit; aber die Wirklichkeit eines festen, unzerstörlichen

liebenden Gemüths fassen sie nicht. Die Wirklichkeit darf ihre Begeisterung nicht erfüllen, sie sind zu stolz und zu muthlos. Ich verzage nicht an meinem Herzen, aber verstummen wird es wohl müssen und unbeseligt wird mein Geist das Leben verlassen."

„Ich kenne nichts Trivialeres, als die Vorstellung unserer meisten Dichter über die Frauen. Einige spotten über ihr gemeines, mißbrauchtes und vertändeltes Leben, und glauben nicht, daß mit einer echten Geistesbildung auch die praktische Thätigkeit an Einsicht und Reinheit gewinnen, für Zweckmäßigkeit und richtige Würdigung der Dinge gebildet werden kann. — Das schwerste ist die Geduld. Und dieser ernsten, stummen, lieblosen und tödtenden Gewalt habe ich mein Leben lang dienen müssen." — „Das Testament der Mutter an die Tochter lautet ungefähr so: Ihr habt kein Recht an's Leben; keine Liebe giebt's für euch; ihr werdet verachtet oder genossen; ihr müßt lieben und einen Einzigen beglücken; aber ihr dürft weder Verstand noch Willen haben ... Die Unglückliche kann nie vergessen, daß sie ein Herz hat und daß sie lieben kann; kein Rausch, kein Rauch bringt sie um dies Bewußtsein des Höchsten, und die Liebe, von der die Männer hin und wieder singen, ist dem Weibe die ewigste Wahrheit." — —

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei! Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." — Das ist nicht ein gelegentlicher Einfall; Schiller sucht überall, wo er auf den Gegenstand kommt, die „Würde der Frauen" in den häuslichen Tugenden. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben", die Frau hat für das Glück des Heerdes zu sorgen. Noch härter Kant und Fichte; ja auch Goethe und Jean Paul, so viel sie im Leben mit freien Weibern zu thun hatten, feiern im Roman als höchstes Resultat der Weisheit Schiller's Würde der Frauen. Nicht Mignon, Lydia, Linda, sondern Natalie, Therese, Idoine gewinnen den Preis.

Fr. Schlegel hatte in der „Diotima" die freien Weiber Griechenlands, die Hetären verherrlicht, im Athenäum schreibt er: „fast alle Ehen sind nur Concubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe." Wenn in der Ehe die Leidenschaft sich nicht steigert, wenn mit dem Gürtel, dem Schleier der schöne Wahn reißt, so ist es keine rechte Ehe, und sie muß gelöst werden.

„Der häusliche Mensch bildet sich nach der Heerde, wo er gefüttert wird; wenn er reif wird, so pflanzt er sich an und thut Verzicht auf den thörichten Wunsch, sich frei zu bewegen, bis er endlich versteinert. Der bürgerliche Mensch wird zur Maschine gezimmert und gedrechselt ... Wie die Einzelnen, so die Masse: sie nähren sich, heirathen, werden alt und hinterlassen Kinder, und so in's Unendliche fort. Das reine Leben um des Lebens willen ist der

eigentliche Quell der Gemeinheit." So beginnt ein „Sendschreiben" Fr. Schlegel's „an Dorothee", das in Dresden Aug. 1798 ausgearbeitet, Febr. 1799 im Athenäum erschien. Es sind ganz die Ideen Hölderlin's, die dem Verfasser doch unbekannt waren.

„Nicht die Bestimmung der Frauen, sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie kann sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfniß, der Oekonomie und der Erde verstricken, daß sie ihres göttlichen Ursprungs nicht mehr eingedenk bleiben. Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, den Kopf aus dem großen Weltmeer der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu richten." „Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger zu beschränken. Vornehm oder bürgerlich macht keinen Unterschied. Darum sollten die Frauen mit ganzer Seele nach dem Unendlichen und Heiligen streben, nichts so sorgfältig ausbilden, als die Fähigkeit dafür; und mit keiner Liebhaberei sollte es ihnen so ernst sein wie mit der Religion . . . Der Mann bedarf als Gegengewicht gegen seine Lage und Lebensart der Poesie; für die Frauen ist die Philosophie das nähere und unentbehrlichere Bedürfniß . . . Nur sanfte Männlichkeit, nur selbstständige Weiblichkeit ist die rechte, die wahre und schöne. Man soll den Charakter des Geschlechts keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen."

Wie Fr. Schlegel mit Dorothee Veit, so philosophirte Schleiermacher mit Henriette Herz. „Sie hat mich italienisch gelehrt, wir lesen den Shakespeare zusammen, beschäftigen uns mit Physik, dazwischen gehn wir spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüths über die wichtigsten Dinge." „Von Seiten unserer besten Freunde sind uns ein paar unangenehme Tage gekommen. Schlegel und die Veit haben Besorgnisse ausgebrütet, daß wir gegen sie kälter würden. Schlegel bekannte aufrichtig, er wäre eifersüchtig auf die Herz; er sei fast nur auf meinen Verstand und meine Philosophie eingeschränkt, und sie habe mein Gemüth. Eigentlich hatten beide einige Besorgniß, daß ich mich über mich selbst täuschte, daß Leidenschaft bei meiner Freundschaft zu Grunde liege, daß ich das früher oder später entdecken, und daß es mich unglücklich machen würde." Dann schlug Schlegel auch wohl eine „Quadratur des Cirkels" vor, und fragte im Athenäum, „was sich denn gegen eine Ehe en quatre einwenden lasse?"

Wenn es mit Dorothee und Schlegel zu laut wurde, hatten dann wieder Henriette und Schleiermacher zu sorgen und zu trösten. „Wie wir beide über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens einig denken und fühlen, das habe ich auch bei dieser traurigen Gelegenheit mit Freude wahrgenommen.

Wenn ich je die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zusammen nimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften."

Da nun das nicht immer geht, wird der Mangel einer idealen Ehe durch die Hausfreundschaft ersetzt. Der Verkehr mit verheiratheten Frauen ist für den Psychologen viel interessanter, weil sie mehr erfahren haben; weil sie mehr des Beichtigers bedürfen; und schon die galanten Abbés fanden es bequemer, ein Weib zu trösten als zu ernähren. Man zeigt sich dem Hausfreund, der etwas Neues bringt, geistig immer ausgeschmückt und empfänglich.

Die jüdischen Cirkel Berlins fingen an Aufmerksamkeit zu erregen. Eine vielgelesene Schrift sagte ihnen manches Schlimme nach, und Sack warnte Schleiermacher: der Ton, den man nach und nach in diesen Gesellschaften annehme, würde ihm mit der Zeit Gleichgiltigkeit und Widerwillen gegen sein Amt geben. Seine herrnhutische Schwester über diese platonischen Verhältnisse zu beruhigen, arbeitete Schleiermacher 23. März 1799 einen Brief aus auf dessen esoterischen und exoterischen Gehalt er sich nicht wenig zu Gute that. „Du fürchtest die zarten und innigen Verhältnisse mit Personen des andern Geschlechts, und darin hast du freilich Recht; über mich zu wachen, ist mein beständiges Geschäft; ich gebe mir Rechenschaft über das Kleinste. — Ich gehöre zu Henriettens Existenz; etwas Leidenschaftliches wird zwischen uns nie kommen, da sind wir über die entscheidenden Proben hinweg ... Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese nur selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft verzichten will, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkt stehn bleiben. — Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eignen Grundsätze: ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten. Das ist ganz eigentlich Pflicht." — Diesen Punkt darf man nicht übersehn: die Romantiker haben die Sache nicht erfunden, sie haben es nur unternommen, sie in das System der Ethik aufzunehmen.

Zwei Jahre darauf — wo er freilich von einer andern Leidenschaft ergriffen war — erklärte Schleiermacher seiner Schwester noch einmal sein Verhältniß zu Henriette. „Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in der Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich auf den Ausdruck des Innern versteht, erkennt gleich in ihr ein leidenschaftloses Wesen, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meini-

gen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen könnte." Dieser letzte Punkt ist wohl am meisten geeignet die Sache aufzuklären.

Während Schleiermacher in Potsdam die „Reden" ausarbeitete, schrieb Fr. Schlegel in Berlin die „Lucinde"; beide Bücher wurden April 1799 fertig. Man sieht es dem Büchlein nicht an, welchen Schweiß es gekostet hat; wie künstlich das Durcheinander, das durchaus den Eindruck der Zufälligkeit macht, aus poetischen Absichten ausgeklügelt ist. Um in dieser Verwirrung den Faden zu finden, muß man mitten hineingreifen, nach den „Lehrjahren der Männlichkeit". Sie sind den „Bekenntnissen einer schönen Seele" nachgebildet. Fr. Schlegel hatte in seiner Kritik des Meister zum vollständigen System der Lebenskunst die Lehrjahre Lothario's vermißt; die Lucinde sollte diesen Mangel ergänzen. Eigentlich ist Lucinde nur eine Nebenfigur, der Held ist Julius. Es steckt in ihm neben Lothario viel Allwill, Woldemar und Lovell, ein wenig Victor-Horion; von Sternbald hat er die Künstlernatur: nur ist er nicht Maler von Profession, sondern nach Neigung, wie denn das Eigne dieser Lebensvirtuosen ist, an keine Lebensthätigkeit gebunden zu sein. Romantische Individuen sind stets Rentiers, welchen Vorzug die wirklichen Romantiker schmerzlich vermissen.

Julius' Jugendstreiche unterscheiden sich nicht wesentlich von andern; nur seine Stimmungen sind das Eigne. „Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder aus Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen, und wandte sich mit verdoppeltem Grimm zurück in sich und auf ihn, um da am Mark des Lebens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigner Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher wie einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausschweifung nur so lange interessant war, bis er sie versucht hatte und näher kannte; er hatte ebensoviel Verachtung als Leichtsinn. Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen; aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte ... Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und

könne nichts greifen. Und so verwilderte er mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich. Er sah wohl den Abgrund vor sich, aber er hielt es nicht der Mühe werth, seinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich dem wilden Jäger den jähen Abhang rasch und muthig durch's Leben hinunterstürmen, als sich mit Vorsicht langsam quälen ... Jeder seiner Wünsche stieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Er berauschte sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung, und ließ sich absichtlich von seiner eignen Phantasie verführen, sein Geist strebte nicht die Zügel der Selbstherrschaft festzuhalten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und Uebermuth in dies Chaos von innerem Leben zu stürzen ... Alles was er liebte und mit Liebe dachte, war abgerissen und einzeln. Sein ganzes Dasein war in seiner Phantasie eine Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang; jedes für sich eins und alles, und das andere, was in der Wirklichkeit daneben stand und damit verbunden war, für ihn gleichgiltig und so gut wie gar nicht vorhanden."

Die Beschreibung ist vortrefflich und man ist sehr begierig, was sich aus einer solchen Natur entwickeln wird. Aber hier erlahmt Schlegel's Kraft: sehr fein in der Reflexion und selbst in der Beobachtung, ist er unfähig, mit Festhalten des eigensten Kerns dem Werden einer Natur zu folgen, denn dazu gehört ein Dichter. Er bringt es nur zu Stimmungen, die gleichgiltig neben einander hergehn, und man kann zum Schluß von Julius wiederholen: sein ganzes Dasein war in seiner (des Dichters) Phantasie eine Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang.

„So lebte er eine Zeit in einem Wechsel von Schwermuth und Ausgelassenheit ... Sein Geist fiel in eine Agonie von hoffnungsloser Wehmuth, aus der er sich nur zu neuen Thorheiten ermannte ... Er wählte unter den schönen Frauen seiner Bekanntschaft die, welche am freisten lebte und in der Gesellschaft glänzte. Er nahm sich vor, nach ihrer Liebe zu streben, und er erlaubte seinem Herzen, sich ganz zu überfüllen mit diesem Gegenstand. Was so wild und willkürlich begonnen wurde, konnte nicht gesund endigen ... Er sah, daß man ihn lächerlich finde, und mußte sich gestehn, daß es ganz in der Ordnung sei. Darüber gerieth er etwas in Wuth ... Das ward ihm immer klarer und fester, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer sei, muthwillige Bosheit hingegen mit naiver Kälte und lachender Gefühllosigkeit eine angeborene Kunst der Frauen. Das war alles, was er lernte durch sein angestrengtes Bestreben nach Menschenkenntniß. Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine scharfsinnige Art

das Rechte, weil er überall tiefen Zusammenhang voraussetzte und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende."

So verwirrte er sich immer tiefer in die Intriguen einer schlechten Gesellschaft, und was ihm noch übrig blieb an Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerstreuungen, wandte er auf ein Mädchen, das er unter denen fand, die beinahe öffentlich sind. Was sie ihm interessant machte, war nicht allein ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in allen verführerischen Künsten der Sinnlichkeit ... Im Stande der äußersten Verderbtheit zeigte sie eine Art von Charakter; sie war voll von Eigenheiten, und ihr Egoismus nicht im gemeinen Stil ... Sie achtete nichts und hatte Sinn für nichts als für Realität, und fand alle Poesie lächerlich ... Sie freute sich sehr, wenn sie jemand, der dumm war, übervortheilt hatte: aber sie that es auf eine drollige, fast kindische Art, mit Witz und mehr aus Uebermuth ... Bei den gewöhnlichen Männern litt und that sie, was sie schuldig zu sein glaubte; genau, mit Geschicklichkeit und Kunstsinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, so schien sie eine ganz neue Person zu werden: sie gerieth dann in eine schöne bacchantische Wuth; wild, ausschweifend und unersättlich vergaß sie beinahe der Kunst und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit." — Es steckt in dieser Lisette viel von Philine, viel von den Laerten der venetianischen Epigramme, etwas Mignon, etwas Manon Lescaut; aber auch Eignes. Als ihr Julius, den sie auf ihre Art wirklich liebt, einmal hart begegnet, ersticht sie sich selbst. „Die Folge war, daß Julius ihr Andenken vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen Intriguen der Dame, die ihn verstrickt hatte, und sein Gefühl mußte laut entscheiden, daß jene sittlicher und weiblicher sei: denn diese Coquette gab nie eine kleine oder große Gunst ohne Nebenabsicht; und doch ward sie von aller Welt geachtet und bewundert. Darüber widersetzte sich sein Verstand mit Heftigkeit allen falschen und allen wahren Meinungen, die man über die weibliche Tugend hat. Es ward Grundsatz bei ihm, die gesellschaftlichen Vorurtheile, welche er bisher nur vernachlässigte, nun ausdrücklich zu verachten."

Vermuthlich in dieser Stimmung schrieb Julius die „Allegorie über die Frechheit". Oeffentliche Meinung, Sittlichkeit, Tugend u. s. w. werden mit äußerster Verachtung behandelt, die Frechheit erscheint von großer und edler Bildung. Eine mächtige Stimme entscheidet: „die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen und die Furcht soll aufhören. Weihe dich selbst ein und verkündige es, daß die Natur allein ehrwürdig und die Gesundheit allein liebenswürdig ist." An die Spitze des Buchs gestellt, ohne alle weitere Vorbereitung, mußte diese Allegorie die Welt wohl verdutzen; eigentlich war es

so übel nicht gemeint; es wollte nichts Anderes sagen, als was Kotzebue so oft dem philanthropischen Publicum eingeschärft: die Welt urtheilt ungerecht, weil sie nur die Hülle sieht, nicht den Kern des Wesens.

Aus Verzweiflung ergiebt sich Julius dem Witz. „Das Gemeine reizte und unterhielt ihn, nicht aus liebenswürdiger Herablassung, sondern weil es nach seiner Ansicht närrisch und toll war. An sich selbst dachte er nicht, nur dann und wann überfiel ihn ein klares Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Reue unterdrückte er durch Stolz, und die Gedanken des Selbstmords waren ihm schon in seiner frühesten jugendlichen Schwärmerei so geläufig gewesen, daß sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Er verachtete die Welt und alles, und war stolz darauf." „Diese Krankheit heilte der Anblick einer Frau, die einzig war, und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenschaften spielten nur auf der Oberfläche, jetzt ergriff ihn ein neues unbekanntes Gefühl, daß dieser Gegenstand allein der rechte, und dieser Eindruck ewig sei. Der erste Blick schon entschied, beim zweiten wußte er's und sagte sich's, daß es nun gekommen und wirklich da sei, was er so lange dunkel erwartet hatte." Sie gehört einem Andern und er entsagt. Aber „die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt; in diesem wirklichen Gut fühlte er den Werth des Lebens."

Wieder vergehn einige Jahre, wieder werden mehrere Verhältnisse geschildert, ziemlich ohne Physiognomie. „Bald aber vergaß er diese und andere ähnliche Kleinigkeiten, da er eine junge Künstlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenschaftlich verehrte ... Lucinde trieb die Malerei nicht wie ein Gewerbe oder Kunst, sondern blos aus Lust und Liebe ... Auch sie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer eignen selbstgedachten und selbstgebildeten. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen und lebte völlig frei und unabhängig ... Ihm gestand sie nicht ohne Erschütterung, sie sei schon Mutter gewesen von einem schönen Knaben ... Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erst das, was man nur als Uebergang und Mittel denkt, sondern man bekennt sogleich mit Offenheit und Zuversicht das Ziel aller Wünsche. So bat auch er sie mit der unschuldigsten Unbefangenheit um alles, was man eine Geliebte bitten kann ... Sie war nicht wenig überrascht ... Sie konnte keinen Entschluß fassen, und überließ es den Umständen, die es so fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als sie sich ihm auf ewig ergab ... Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann ... Er lernte das schöne Glück

ehren, das er gefunden hatte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen: so sehr hatte er sich beredet, daß diese gar nicht für ihn sei und er nicht für sie! ... Mehr als zwei Jahre waren vorüber. Nun ward Julius erst allmälig inne, wie groß seine Ungeschicklichkeit sei. Er hatte die Liebe und das Glück überall gesucht, wo sie nicht zu finden waren, und nun, da er das Höchste besaß, hatte er nicht einmal gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun wohl, daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein untheilbares durchaus einfaches Gefühl sei, für den Mann nur ein Wechsel und eine Mischung von Leidenschaft, von Freundschaft und von Sinnlichkeit sein kann."

Das ist das Resultat. Bisher glaubt man sich in einer Reihe von Irrfahrten, die als Bildungsmittel verwandt werden sollen: nun sieht man sich mit Ueberraschung am Ziel, der Selbstbiograph verwandelt sich in einen Philosophen und Propheten, er verkündet ein neues Evangelium; sein Vortrag wird lehrhaft, doctrinär. Das Selbstgefühl, mit dem er den Leser in's Heiligthum einführt, geht in's Ueberschwengliche, er spricht sich in Rührung und erstaunt vor sich selbst. „Ich schwärme, wie du siehst, nicht ohne Salbung; aber es geschieht auch nicht ohne göttlichen Beruf. Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Witz selbst durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab sprach: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Worin besteht nun das neue Evangelium? — „Der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schändlichen Hang aus allen Kräften entgegenarbeiten. Dazu sind Zweideutigkeiten auch gut, nur sind sie so selten zweideutig, und wenn sie es nicht sind, so ist das platt. Leichtfertige Gespräche müssen zierlich und bescheiden sein; übrigens aber ruchlos genug." — Aber diese Regel der Conversation kann doch nicht das neue Evangelium sein. Und wenn der Dichter mit Behagen die kleine zweijährige Wilhelmine beschreibt, wie sie auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe gesticulirt, „unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt", und hinzusetzt: „O beneidenswürdige Freiheit von Vorurtheilen! wirf auch du sie von dir, liebe Freundin, alle die Reste von falscher Scham, wie ich oft die fatalen Kleider von dir riß, und in schöner Anarchie umherstreute!" — so hätte sich Schlegel allenfalls selbst sagen können, daß ein Kind und eine Jungfrau zwei verschiedene Dinge sind. Auch das kann er kaum im Ernst meinen, daß es, weil nur eine Mutter mit Leidenschaft und Tiefe umarmen könne, absolut nothwendig sei, vor der Ehe ein Kind zu haben. — Einmal verspricht er eine „dithyrambische Phantasie über die schönste Situation": sie leistet nicht, was die Ueberschrift verspricht, sie überschüttet den Leser mit dem

greulichsten Schwulst; dafür wird später eine dieser schönsten Situationen ausgemalt, leider höchst ledern; so etwas verstanden Wieland und Heinse besser. Man wird nur ermahnt, während des Genusses über den Genuß zu reflectiren, und Julius als Maler beschreibt pedantisch die Drapirung der Vorhänge u. s. w. „Alle Mysterien des weiblichen und des männlichen Muthwillens schienen mich zu umschweben. Witz und Entzücken begannen ihren Wechsel und waren der gemeinsame Puls unsers vereinten Lebens; wir umarmten uns mit ebensoviel Ausgelassenheit als Religion. Ich bat sehr, du möchtest dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und ich flehte dich an, du möchtest unersättlich sein. Dennoch lauschte ich mit kühler Besonnenheit" u. s. w. — Dergleichen Stellen gaben den größten Anstoß, während freilich das Publicum sich Wieland's Anzüglichkeiten ruhig gefallen ließ. Aber das Publicum hatte so unrecht nicht. Poetisch kann die Sinnlichkeit nur durch derben Humor oder durch Gluth gerechtfertigt werden, die Kraft der vollen, eignen, individuellen Realität muß es gut machen, daß der Dichter sich in den Genuß versenkt, der als solcher außerhalb des Kreises der Dichtkunst fällt. Wenn Schlegel sich an seinen Doctrinen erhitzt, so bringt er es in der Ausführung doch nur zu Gemeinplätzen; er tritt mit dem Anspruch eines Moralpredigers auf, freilich eines Fanatikers für die umgekehrte Weltordnung. Sein Compendium der Lebenskunst geht nicht auf Harmonie aus, sondern auf excentrischen, unruhigen Genuß: und da ist weder seine Phantasie noch seine Erfahrung reich genug, etwas Neues zu bieten. Wenn das Buch bei Moralisten Anstoß erregte, weil man es für Bekenntnisse hielt, muß der Aesthetiker es verwerfen, weil es keine sind. Es ist ein bloßes Gedankending, ohne Fleisch und Blut, eine frostige Casuistik der Leidenschaft, eine Coquetterie mit frechen Ausdrücken, die nichts bedeuten; ein Gefühl der Ohnmacht, das sich dithyrambisch zu erhitzen sucht und sich dann an der Persiflage erholt.

Das neue Evangelium kündigt sich nur in Jean Paul'schen Excursen an, die mit Witzen anfangen und in Stimmungen verduften. So ein „Idyll": „O Müßiggang! du bist die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung; dich athmen die Seligen! einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb! . . . Warum sind denn die Götter Götter, als weil sie mit Bewußtsein und Absicht nichts thun, weil sie das verstehn und Meister darin sind? . . . Je schöner das Klima ist, je passiver ist man. Nur die im Orient verstehn zu liegen; wo hat sich aber der Geist zarter und süßer gebildet als in Indien? Unter allen Himmelsstrichen ist es das Recht des Müßiggangs, was Vornehme und Gemeine unterscheidet. In der That sollte man das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden!" u. s. w.

— „Nur in der Sehnsucht finden wir die Ruhe. Ja Ruhe ist nur das, wenn unser Geist durch nichts gestört wird sich zu sehnen. . . Nur in der Ruhe der Nacht glüht und glänzt die Sehnsucht und die Liebe hell. . Laß ruhn in Nacht, reiß nicht an's Licht, was in des Herzens stiller Tiefe heilig blüht. . . Doch endlich wird des Tages eitles Blenden sinken und erlöschen, und eine große Liebesnacht sich ewig ruhig fühlen." — Dasselbe hat Novalis in den „Hymnen" kräftiger und melodischer gesagt.

Aeußerst wunderlich sieht es aus, wenn der Doctrinär in den „Tändeleien der Phantasie" mit der gezierten Frivolität eines gebornen Pedanten für die Freiheit schwärmt: „Durch die schweren lauten Anstalten zum Leben wird das zarte Götterkind Leben selbst verdrängt und erstickt. . . Absichten haben, nach Absichten handeln und Absichten mit Absichten zu neuer Absicht künstlich verweben, diese Unart ist so tief in die närrische Natur des gottähnlichen Menschen eingewurzelt, daß er sich's nun ordentlich zur Absicht machen muß, wenn er sich einmal ohne Absicht auf dem innern Strom ewig fließender Bilder und Gefühle frei bewegen will." — Und so in den spätern kleinen Liebesgedichten, die zur Fortsetzung der Lucinde bestimmt waren: „Beim Wein erkenn' ich nun des Leichtsinns Pflichten, die mir vor allen immer heilig waren; so werd' ich froh begrüßen die Gefahren, im süßen Rausch die ganze Welt vernichten" u. s. w. Das sagt Er; Sie erwidert: „Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu schwören, wo Reize locken, kindlich sie versuchen, des Seelchens Wünsche sorgsam zu erhören, im schönen Wechsel leichte Freuden suchen; und will der schwere Ernst im Spiele stören, das lange matte Einerlei verfluchen. So werden wir denn frei und freier leben, bis göttlich leicht wir in den Lüften schweben."

Das ist also die rechte Ehe, „der Treue Fesseln entnommen!" — Aber so unterhalten sich die Leutchen nur in den Stanzen; im Roman erfolgt ein andrer, überraschender Ausgang.

Lucinde hat wieder ein Kind; Julius schreibt ihr: „Ich wäre an Kunst und Tugend verzweifelt, hätte ich nicht beide in dir gesehn und vergöttert, holdselige Madonna! — Weißt du noch, wie ich dir schrieb, keine Erinnerung könne dich mir entweihen, du seist ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbefleckter Empfängniß, und nichts fehle dir zur Madonna wie das Kind! — Nun hast du es." — (Daß sie schon früher eins gehabt, hat er vergessen!) — „Es ist mir klar geworden, daß ich dich vergöttere." — Aber nebenbei kommt er auf einen neuen Gedanken: „überhaupt schien es vorher bestimmt, daß jede Begebenheit seines Lebens ihn durch ein sonderbares Ende überraschen sollte." Er ermahnt sie nämlich: „denke, daß eine neue Ordnung der Dinge für dich beginnt. Bisher hieß ich deinen Leichtsinn schön, weil er

an der Zeit war. Ich fand es weiblich, wenn du mit dem Glück scherzen und alle Rücksichten zerreißen und ganze Massen deines Lebens oder deiner Umgebung vernichten könntest. Nun ist aber etwas da, worauf du immer Rücksicht nehmen, worauf du alles beziehen wirst. Nun mußt du dich allmälig zur Oekonomie bilden, versteht sich im allegorischen Sinn." — So ist es denn auch diesem Lehrbuch gegangen wie dem Meister: die freie Poesie verstrickt sich in das Evangelium der Oekonomie. Das Pärchen bildet sich seine Gesellschaft etwas in der Art des Ardinghello, aber sucht doch den Raum dafür innerhalb der bürgerlichen Sphäre. Der Wildfang hat sich die Hörner abgelaufen und wird ein nützlicher Philister.

Das Buch wurde verhängnißvoll für den Verfasser wie für seine Freunde. Die meisten, namentlich A. W. Schlegel, waren erst sehr ungehalten, aber als nun die Angriffe begannen, mochten sie den Freund nicht im Stich lassen, und es wurde Pflicht, die Lucinde für ein hochsittliches Buch auszugeben.

„Was Lucinde betrifft —!" schreibt Dorothea 8. April an Schleiermacher. „Oft wird mir heiß und wieder kalt um's Herz, daß das Innerste so herausgewendet werden soll — was mir so heimlich war, so heilig, jetzt allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offnen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehn mit meinem Leben, und das Leben auch mit; und was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird."

Schleiermacher an Henriette, 10. April: „Bei meinen „Reden" kann man sich nur wundern, wie man so etwas der Welt sagen mag; bei der Lucinde vielleicht auch, wie man so etwas seinen Freunden sagen mag, für die es einen viel individuellern Sinn hat als für die Welt. Ich sage vielleicht, weil ich doch eigentlich keine rechte Idee von der Lucinde habe." — Einige Zeit darauf: „Wie ich mit Friedrich stehe, weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht, und werde mir nächstens das Herz fassen, mit ihm zu reden. — Sein gänzliches Nichtverstehen unsers Verhältnisses geht aus mehreren Stellen in der Lucinde klar hervor; aber er versteht auch mein Verhältniß zu ihm nicht, und deutet meine ehrerbietige Schonung nicht recht." — Als er sich gegen ihn aussprach, erwiderte Fr. Schlegel: „Du hast mir das Licht, das ich wünschte, auf eine so unfreundliche Weise gegeben, daß ich es nicht wieder verlangen will. Ich kann nun einmal nicht vorsichtig reden, und wenn nur eine Möglichkeit bleibt, meine Rede

in einem gemeinen Sinn zu deuten, so ergreifst du sie unfehlbar. Die Gefühllosigkeit, mit der du es thust, erinnert mich an die Art, wie du überhaupt meine Freundschaft mißhandelt hast, und diese Erinnerung möchte ich nicht gern wieder anregen. Da es aber doch geschehen ist, so ergreife ich die Gelegenheit, dir das Lebewohl zu sagen, was mir seit Monaten auf den Lippen schwebt. Es wäre gut, wenn du etwas dabei fühltest, denn es könnte dich veranlassen, einmal eine Ausnahme von deiner Exegese zu machen, und es allenfalls, wenn es dein Verstand zuläßt, als Hypothese zu denken, daß du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende nicht verstanden hast." — Auch nach weiterer Explication: „Für jetzt ist unauflösliches Mißgeschick da, und darum ist's besser, wir schweigen, d. h. wir schieben das Reden auf."

„Ich habe mir," schreibt Schiller 19. Juli, „durch Schlegel's Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Das Product charakterisirt seinen Mann, wie alles Darstellende, besser als alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr in's Fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische, und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße, unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich alles. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit, und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivetät der Alten erinnert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen französischen Roman zu lesen."

In Berlin fiel der Funke der Lucinde wie in ein offenes Pulverfaß. Der ganze Kreis der Rahel gerieth in Aufregung und begann für Depravation zu schwärmen. Darunter Graf Tilly, ein wirklicher Don Juan in der verwegendsten Bedeutung, der Architekt Genelli, 36 J. alt, Major Gualtieri, beides arge Paradoxenjäger: den erstern hat Tieck im Eulenböck copirt. Burgsdorf und Brinckmann verkündeten das neue Evangelium in Paris, wo sie mit Humboldts zusammen lebten; Rahel hatte ihnen den Auftrag gegeben, sie als innigste Anbeterin der Fr. v. Stael zu empfehlen, deren Buch de l'influence des passions erschienen war: „sie soll mich nicht verachten, weil ich ein Frauenzimmer bin!" — Ihr treuloser Geliebter war in Wien, wohin März 1799 auch Dorotheens Schwester, Henriette Mendelssohn und Frie-

derike Unzelmann abgingen. — „Die ganze Scala meiner Seele," schreibt Rahel an Veit, „giebt reine Töne an, obgleich man schrecklich mit den Saiten umgegangen ist. Glauben Sie, schrecklich! sogar zum Erzählen schrecklich. Man ist entweder dem Wahnwitz oder dem Tod oder der Genesung ausgesetzt; mir sind die beiden ersten nicht widerfahren ... Ich bin besser, kann ich auch nicht sagen; ich bin jenseits, möcht' ich sagen. Verstehen Sie? Vom Schicksal beschimpft, aber nicht mehr beschimpfbar. Unglück ist Schimpf vom Schicksal. Ich bin wie ich war, und nie, nie! sollen Sie mich verändert finden; und finden Sie mich im Tollhause, eine papierne Krone auf dem Haupt, erschrecken Sie nicht! Sie finden die Freundin wieder. — Jetzt weiß ich erst wahr zu sein! und das ist noch gar nichts gegen die Idee, die ich davon habe. Das quält mich oft, es gehört Geschicklichkeit, Verstand dazu, wahr zu sein. — Nur die Galeerensklaven kennen sich. Goethe und das Leben ist mir noch immer eins; ich arbeite mich in beide hinein."

An Brinckmann, 9. März: „Es geht mir schlecht! — Rasend werde ich nicht, und umbringen thu' ich mich auch nicht, aber ich sterbe aus langueur. Heirathen sagen Sie. Ich kann nicht heirathen, denn ich kann nicht lügen. Sonst thät' ich's jetzt. Ich würde mir zum Lebensplan machen, einen Mann glücklich zu machen, der mich aus all seinen Kräften liebt. Aber ich kann mir keine Aeußerungen der Liebe für ihn abgewinnen: und es geht also nicht. Er ist ein braver, gescheidter Mann, ohne Vorurtheile — aber meine fehlen ihm. Ich wäre fremd bei ihm, und er heimisch bei mir. Das ängstigt und schmerzt mich auch, ich hätte ihn nicht heimisch sollen werden lassen. — Noch auf eine Manier kann ich heirathen: wenn ich dem Menschen fast gleichgiltig bin, und er alle seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Vorurtheile muß er schon einmal nicht haben, sonst halt' ich's nicht aus."

Im Tagebuch: „Was ich nicht bekommen habe, kann ich vergessen; was mir aber geschehn ist, kann ich nicht vergessen; behüt' Gott jeden, dies zu verstehn." — „Des wirklichen Unglücks schämt man sich. Und man kann es eigentlich daran erkennen." — „Was die Menschen so unnatürlich, und eigentlich recht menschlich unglücklich macht, ist, daß man sich nicht entschließen mag, nicht glücklich zu sein; sind wir aber einmal bis dahin gehetzt, so tritt plötzlich das Alter ein. Unser Bestreben ist nicht mehr nach dem Unendlichen, wir theilen das Leben, und nehmen, wie man zu sagen pflegt, den Augenblick mit. Thränen, Glanz und Wuth haben ein Ende; wir werden starr, freundlich, und haben Falten. — Das Alter kommt plötzlich, und nicht nach und nach, wie man denkt; wie jedes Erkenntniß."

Rahel war eine glühende Natur, bei ihrem enormen Verstand übersieht man das leicht. Es ist nützlich, die Schönseligkeit auch in einem kalten Herzen

zu studiren. Die königsberger Dame, an welche Gentz von Berlin aus seit 1786 glühende Briefe schrieb, ist schon erwähnt: Frau Elisabeth Graun, geb. Fischer, gleichalterig mit Fr. v. Kalb. Ihr späterer Gemahl v. Stägemann, 2. J. jünger als sie, erzählt in seinen „Erinnerungen": „Eine junge Frau in der Blüthe einer anerkannten Schönheit, ging sie wie die Dame von Fayel streng und still an der Schaar ihrer Verehrer vorüber, wenn sie auch, wie jene, mit zartem Sinn eines schönen Liedes sich freuen mochte. Der Eindruck des ersten Herzschlages (1785) milderte sich in der nächsten Zeit, da ich bei meinem Eintritt in den Staatsdienst nicht Muße hatte, einer Leidenschaft nachzuhangen, die dennoch Anfang 1786 in vollen Flammen stand. Erst im folgenden Jahr wagte ich an sie zu dichten; gleichzeitig ward ihr Mann nach Berlin versetzt, ließ sie aber mit den Kindern in Königsberg zurück, um zuvor seinen Haushalt zu ordnen. Elisabeth fing nun (26 J. alt) ein Stillleben an, worin sie sich, nächst der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunst, zur Musik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ. Dies unfreiwillige Stillleben währte, von keiner Seite in solcher Dauer geahnt, fast 8 J." — Aus Gentz' Briefen eine Probe, Dec. 1793. „Es gab einst eine furchtbare Verabredung unter uns, die meine Verdammniß, meine unwiederbringliche Verdammniß entschied, wenn ich in einem Termin, den ich längst gar weit überschritten habe, Ihrer zu vergessen scheinen sollte ... Es war eine Zeit, wo unsere Herzen sich verstanden, eine Zeit, wo Sie in meinem Umgang fanden, was Ihnen rund um Sie her versagt war, und wo ich mein Dasein nur achtete, weil ich es wagen durfte, Sie grenzenlos zu lieben ... Sie wissen, daß wir tausendmal, wenn wir unsere Verhältnisse berechneten, dem unerbittlichen Schicksal vorhielten, daß es uns nicht für einander geschaffen habe ... Nach einem Stillschweigen von 2 J. klingt es fast wahnsinnig, was ich Ihnen sagen werde, aber ich sage es doch: wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgend einem andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen ... Graun war Ihrer nie werth. Ich mag sein Aukläger nicht sein. Es giebt weniger Uebel, es giebt auch weniger Fehler als man denkt. Sie nicht zu achten, ist ein ungeheurer, weil er in die Mitte trifft, unleugbarer die Sünde im Menschen voraussetzt, als tausend einzelne Vergehungen, die den edelsten Charakter beflecken können." Sie antwortet „mit gerührtester Freude". — 1795 folgte sie ihrem Mann nach Berlin. „Eine höhere Hand," fährt Stägemann fort, „fügte es hier anders als sie dachte. Bei der entschiedensten Abneigung gegen eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück sie früh verzichtet hatte, sah sie sich dennoch bald nach ihrer Ankunft zu diesem Schritt unausweichlich gezwungen. Sie hatte, wie sie mir schrieb, nur zwischen Wahnsinn oder Tod zu wählen.

Sobald ihr Entschluß ausgeführt war, kehrte sie nach Königsberg zurück, und Sept. 1796 erhielt ich ihre Hand, die sie mir bereits in Berlin zugesagt hatte."

Sie fühlte 1799 das Bedürfniß, ihre Reminiscenzen und Stimmungen zu einem Roman zu verweben. „Ich suchte Wahrheit und Dichtung zu verschmelzen, und fand eine sonderbare Befriedigung darin, über meine Gefühle mich aussprechen zu können, ohne von mir selbst zu reden."

„Ich ward frühe vor dem Egoismus der Männer gewarnt, ihre Anbetung konnte mir kein Vertrauen, ihre Bemühungen keine Liebe einflößen; dennoch schlossen sie sich mir an, und ich konnte mich dem Antheil und Einfluß, den sie auf mein Leben hatten, nicht entziehn." „Ich ward Gattin und Mutter, aber die Thätigkeit in einem idealischen Wirkungskreis blieb immer noch Bedürfniß für meinen Geist, der zwischen seiner selbstgeschaffnen Welt und den Forderungen, die nun in der Wirklichkeit von allen Seiten auf ihn eindrangen, eine Art von Vergleich zu stiften hoffte."

Schon der Bräutigam erscheint, obgleich brav und rechtschaffen, als eine prosaische Natur. „Selbst wenn er der Gegenstand nicht wäre," tröstet die verständige Meta, „der von Seiten des Herzens dich befriedigte, glaubst du nicht, daß dir das Verdienst vorbehalten sein könne, etwas von dem Reichthum deiner Empfindung auf ihn zu übertragen? ... Du wirst finden, daß die Männer gewöhnlich nur bei sogenannten reellen Anläßen an unsern Bekümmernissen Theil nehmen; von den stillen Leiden, denen uns unser zarterer Sinn, unsere Phantasie aussetzt, nehmen sie meist gar keine Notiz ... M. fühlt deine Zurückhaltung und Kälte, diese giebt ihm bei aller Liebe einen Depit gegen dich, und diesen aufzuheben giebt es nur ein Mittel: jene Kälte, wenn auch mit einiger Anstrengung, zu überwinden oder zu verstecken." — ! — Nebenbei ist zu bemerken, daß die Anbeter sich ziemlich viel herausnehmen. Elisabeth ist unordentlich und läßt sich in der Sorge für ihren Mann selbst von andern Frauen beschämen. Einmal gesteht sie doch: „Ich bin weit entfernt, mich davon freizusprechen, daß nicht auch in mir selbst der Grund des Mißmuths liege, der mich drückt. Ich bin zu wenig Herr meiner Empfindungen und jedes augenblicklichen Eindrucks; man hat vielleicht meine Fehler zu sehr geschont." — Sie ist in der That so wenig Herr darüber, daß sie einem fremden Mann Gelegenheit giebt, ihr unter Händedruck zuzurufen: „Theure Frau, Sie sind nicht glücklich!" — Dieser Vorfall giebt denn doch der verständigen Meta zu der Bemerkung Gelegenheit: „Ueberhaupt fürchte ich nur zu sehr, daß bei dem Beifall, den deine Gestalt, dein ganzes Benehmen finden, du leicht die Theilnahme irgend eines Freundes gewinnen könnest, der deinen Zustand verschlimmert, indem er ihn zu verbessern denkt.'

„Mich dünkt, du wirst eine gewaltige Sophistin, meine Elisabeth! Gewiß bist du immer zuerst getäuscht, ehe du andere täuschest."

Endlich stirbt der Mann plötzlich, am Schlagfluß; Elisabeth, herbeigerufen, steht an der Leiche und hebt die Augen zum Himmel. „O wie wohl thut es mir jetzt, sagte sie, indem sie auf ihn niedersah, immer sanft gegen dich gewesen zu sein. Wenn er nicht immer gut gegen mich war, fuhr sie fort, indem sie sich gegen uns wendete, so war es ja mehr die Schuld seiner Kränklichkeit als eines bösen Willens; er hat mich gewiß nie absichtlich gekränkt." — Möchte man vor dieser Heiligen nicht gleich anbetend niederfallen? Und es geschieht in der That! —

„Wie der Sklave, der seiner Ketten entledigt", kehrt sie jetzt zu ihren frühern Beschäftigungen zurück; sie nimmt von den verschiedensten Seiten Huldigungen an, prüft und erwägt. Ein gewisser G e r s o n, der Hingebendste unter den Anbetern, wird vorgezogen; aber auch ihn behandelt Elisabeth zweideutig. „Du hättest ihm," schreibt Meta, „die Eifersucht gegen einen andern billig ersparen sollen. O meine Elisabeth, kannst auch du dich ganz von dem Tadel deines eignen Herzens freisprechen?" Der Bruch erfolgt, aber noch nach demselben schreibt Gerson an Elisabeth: „Werden Sie etwa je in eine Lage geworfen, in der Sie einen Freund brauchen, der Leben, Glück und Ruhe für Sie aufzuopfern im Stande sein muß, so vergessen Sie nicht, daß ich, so lange meine unsterbliche Seele dauert, Sie höher schätze als E h r e, Glück und Leben." — M e h r a l s d i e E h r e! Das ist der Rechte.

5.

Wallenstein.

Während die jüngeren Idealisten auf der Bahn, welche Schiller gewiesen, blindlings weiter eilten, kehrte Schiller zu der ursprünglichen Weise seines Schaffens zurück. In demselben Monat, in welchem Lucinde und die Reden über die Religion erschienen, ging „Wallensteins Tod" über die Bretter.

Wäre Schiller vor 10 J. dem Ruf S c h r ö d e r ' s gefolgt, so wäre Deutschland wahrscheinlich um eine Reihe glänzender Theaterstücke reicher. Schon seine Jugenddramen zeigen den großen Stil des Tragischen: mit Ge-

walt der Leidenschaft und Verwegenheit in den Motiven paart sich die Kraft, auch von dem Unerhörtesten ein deutliches Bild zu schaffen; ein Geschick, die Massen in Bewegung zu setzen, wie es noch kein deutscher Dichter gehabt. Seine Fehler hängen mit seiner Größe eng zusammen. Seine Stücke waren durchaus auf den Effect berechnet; die Wahrheit des Lebens zu finden, stand ihm erst in zweiter Linie; seine Charakterschilderung war weder durch reiche Erfahrung getragen, noch durch Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet; bei der Auswahl seiner Motive kam es ihm nur auf die Stärke an, er vermied selbst das Rohste nicht, und ersetzte den mangelnden Idealismus durch lyrische Ergüsse, die weder den sittlichen Inhalt der Handlung noch die Individualität, aus der sie hervorgehn sollten, getreu wiedergaben. Hätte er bereits einen ausgeschriebenen dramatischen Stil vorgefunden, er wäre bei der Schnelligkeit seiner Entwürfe ein deutscher Calderon geworden.

Es war ein Glück, daß er ihn nicht vorfand, daß ihn das künstlerische Bedürfniß, einen neuen Stil zu schaffen, auf die Nothwendigkeit eigner harmonischer Ausbildung wies. Hatte er es schon in Dresden dunkel geahnt, so zeigte ihm die Aufnahme in Weimar unwiderleglich, daß nur eine große Revolution in seinem Innern ihn auf die Höhe der bereits feststehenden deutschen Bildung schwingen könne. Mit einem Ernst, der an sich schon Verehrung verdient, arbeitete er nun an seiner Bildung, ohne irgend wie zu fragen, ob diese ihm für seine nächsten Zwecke förderlich wäre, ja auf die Gefahr hin, sie darüber ganz aufgeben zu müssen.

Seine Hauptbildungsmittel waren Philosophie, Antike und Geschichte. Die erste entfremdete ihn dem Dramatischen auch dadurch, daß sie ihn an Reflexion gewöhnte, ihm den Ausdruck unmittelbarer Empfindung erschwerte. Die blinde Verehrung der Antike hatte auf seine dramatische Kunst einen entschiedenen, aber keineswegs überwiegend günstigen Einfluß. Er war bisher auf dem Wege Shakespeare's geblieben, diesen verließ er nun und bildete sich das Ideal einer Kunstform, die seinem eigentlichen Talent, das in's Breite und Große ging, ganz unangemessen war. Wenn er fortfuhr gegen die Franzosen zu eifern, so verstand er die Einheit der Handlung, die er im Oedipus bewunderte, doch nicht wesentlich anders als die Franzosen. Die Freiheit, mit der Shakespeare über Zeit und Raum wegspringt, schien ihm unkünstlerisch, und er bemühte sich, den Schein einer ununterbrochenen Succession auf der Bühne herzustellen.

Den Griechen kommt es weniger darauf an, die Individualität zu zeichnen, welche handelt und leidet, als das Handeln und Leiden selbst. Es kommt ihnen weniger darauf an, das Handeln und Leiden als nothwendige Folge des innern Kerns zu entwickeln, als zu zeigen, wie dieser Kern im Handeln

und Leiden sich ausnimmt. Der Inhalt ihrer Tragödien ist das Schicksal, dem die Individuen, sie seien wie sie wollen, als Schauspiel dienen; das Substantielle, Bleibende, Sittliche wird in den Chor gelegt. Für Schiller war dieses Ideal um so gefährlicher, da es ihn in zwei seiner Schwächen bestärkte: es mit dem Charakterisiren nicht genau zu nehmen, und die ideale Empfindung der wirklichen gegenüberzustellen. Seine weitere Entwickelung zeigt ein beständiges Schwanken zwischen dem Ideal der Antike und dem in ihm wohnenden stark ausgeprägten modernen Geist, der nicht wie jener auf's Symbolische, sondern auf's Geschichtliche ausgeht.

Seine Studien gewannen eine bestimmte Färbung durch die Freundschaft mit Goethe. Abgesehn von dem menschlich Schönen dieser Freundschaft liegt das Hauptverdienst Goethe's um die Entwickelung seines Freundes darin, daß er ihn stofflich bereicherte. Goethe hatte ein reiches Leben, eine umfassende Erfahrung hinter sich, er verfügte über ein glänzendes, fast allseitiges Wissen; Schiller hatte wenig erfahren und im Ganzen auch wenig gelernt. Aber er war ein ausgezeichneter Hörer, und das Gespräch war die Lieblingsform, in der er sich fortbildete. Die Art, wie er Goethe mit seinem Gemüth und seinem Lebensinhalt gewissermaßen als Abdruck der Antike zu erfassen und zu construiren strebte, hat nicht nur auf sein eignes Gemüth heilsam gewirkt, sondern ihm Gebiete zugänglich gemacht, die sich ihm sonst nicht leicht erschlossen hätten. Charaktere freilich findet man auf diesem Wege nicht, wohl aber das Verständniß für fremde Lebensanschauungen; und wenn ihm Goethe in seinen ästhetischen Aufsätzen als Basis für das Bild des Genius dient, so dient seine realistische Lebensauffassung ihm zugleich als Schema für die Lebensauffassung seines ersten dramatischen Helden: sowie er seinen Wallenstein mit objectiver Ruhe die Welt betrachten läßt, so glaubte er, daß Goethe die Welt betrachte.

Für die dramatische Technik konnte er von Goethe nichts lernen: es ist auffallend, wie wenig unser größter Dichter selbst darin zu Hause war; seine eignen Werke, seine Leitung des Theaters, seine Kritiken, enthalten in dieser Beziehung fast eine ununterbrochene Kette von Mißgriffen, und im Wallenstein, dessen Entstehung wir fast in allen Stadien verfolgen können, zeigt sich augenscheinlich, daß Goethe nicht blos unterließ, ihn vor entschiedenen Fehlern zu warnen, sondern ihn zuweilen darin bestärkte. Wenn trotzdem Schiller sich auch in dieser Beziehung dankbar aussprach, so war das nicht blos Folge seiner Liebe und Verehrung im Allgemeinen, sondern das dunkle Gefühl, was er dem Egmont verdanke: in dramatischer Beziehung freilich nichts, wohl aber in der Kunst, geschichtliches Leben zu verstehn und wiederzugeben. Dazu kamen nun seine historischen Arbeiten, die niederländische Rebellion, der dreißigjährige Krieg: wenn sie die Wissenschaft nicht wesentlich

bereicherten, so gaben sie dem poetischen Ideal, das ihm schon bei seinen ersten Arbeiten vorschwebte, das er im Don Carlos, wenn auch in höchst unvollkommner Bildung, durchzuführen versucht hatte, die reale Basis.

Einmal hatte sich Schiller im bürgerlichen Drama versucht, doch lag der Gegenstand zu sehr außerhalb des Kreises seiner Neigungen, als daß er dabei hätte bleiben können. Ohnehin führte ihn seine Lebensweise nicht zu jener Beobachtung des wirklichen Lebens, die für diese Gattung der Kunst nothwendig ist. In den Xenien werden die Modepoeten verhöhnt, die das gewöhnliche Leben auf die Bühne führen, und als er Aug. 1798 vernimmt, das hamburger Publicum sei der Iffland'schen Stücke müde, schreibt er an Goethe: „Unwahrscheinlich ist es nicht, daß es sich selbst nicht mehr sehn mag, es fühlt sich in zu schlechter Gesellschaft. Man wollte sich von den Verzerrungen der Ritterschauspiele erholen, aber das leere Angaffen eines Alltagsgesichts muß endlich auch ermüden."

Die Richtung auf's bürgerliche Drama seit dem hubertsburger Frieden war zum Theil daraus zu erklären, daß der Deutsche von historischem Leben nichts weiter erfuhr, als was in den Zeitungen stand, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen." Nun aber klopfte das historische Leben sehr ernsthaft an die Pforten Deutschlands. In der Friedenszeit hatte der Idealist die Menge wegen ihres Hungers nach Realitäten verachtet, weil diese Realitäten werthlos waren, nun gewann die Wirklichkeit wieder Achtung, sie trat aus der Spießbürgerei heraus. „Zerfallen sehen wir die alte feste Form, die einst der Friede Europa gab, die theure Frucht von dreißig jammervollen Kriegsjahren. An des Jahrhunderts ernstem Ende, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird: jetzt muß die Kunst auf ihrer Schattenbühne auch höhern Flug versuchen, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen." Napoleon's Lager gab das Schema zu Wallenstein's Lager.

Seit Shakespeare ist historisches Leben nicht mehr mit solcher Gewalt in Scene gesetzt worden. Mit Studien ausgerüstet, wie kaum ein Dramatiker vor ihm, hat Schiller's Einbildungskraft den dreißigjährigen Krieg so durchdrungen, daß ein für alle Zeiten giltiges Bild daraus hervorgegangen ist. Rahel, die Schiller nicht mochte, schlug zufällig das Buch nach dem Ausbruch des östreichischen Krieges, Mai 1809 auf: „wie paßt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst! Es ist die Rede im Grund von denselben Dingen; die Leidenschaften, dasselbe Wollen setzt sie in Gährung." — Der Wachtmeister, die Holk'schen Jäger, die Pappenheimer, Gustel von Blasewitz, Illo, Tiefenbach, Isolani — das sind Figuren, die man nicht wieder vergißt, Typen, die immer wiederkehren,

und doch in der individuellsten Farbe. Es ist deutsches Leben, dessen Atmosphäre uns anweht, wichtiger für die nationale Bildung als ein Dutzend guter Geschichtsbücher. Jede einzelne Scene sprudelt von dramatischer Bewegung: das ganze Lager, die Ankunft vor Pilsen, das Bankett, der Abfall der Truppen, der Mord. Aber Schiller hatte noch ein größeres Ziel im Auge.

Lessing verkannte den Begriff des historischen Drama, wenn er die Bedeutung des Stoffs darauf beschränkte, dem Dichter passende Typen und Situationen zur freien Bearbeitung zu liefern, wenn er also die Geschichte als Gegenstand des modernen Drama's in ähnlichem Verhältniß sah, wie die Mythologie als Gegenstand des antiken Drama's. Wenn man später, wo das Vaterland wieder in guten Ruf kam, besondern Werth darauf legte, durch die Dichtung das Volk mit seiner eignen Geschichte bekannt zu machen, so ist auch dieser Vortheil nicht gering anzuschlagen, wenn nicht höhere Zwecke dadurch beeinträchtigt werden, und wir haben noch immer Grund, die Engländer um die Reihenfolge von Stücken zu beneiden, die ihnen die Kriege der beiden Rosen vor die Augen stellen. Aber der poetische Zweck des historischen Drama's kann darin ebensowenig liegen als in der Costümmalerei, die für kleine Genrebilder wohl geeignet, von den französischen Romantikern mißbräuchlich in die Tragödie eingeführt ist, da sich das Unwesentliche in den Vordergrund drängt.

Es war ein altes Vorurtheil, daß die bürgerliche Gesellschaft nur in die Komödie gehöre, daß die Helden der Tragödie Könige sein müßten. Diesem Vorurtheil lag der richtige Instinct zu Grunde, daß der reine tragische Conflict verunreinigt wird, wenn der tragische Held noch unter dem Forum eines andern Gerichtshofs steht, als dem Gottes, des Gewissens und der Weltmächte. So befreit von den gewöhnlichen bürgerlichen Tribunalen stellte das antike Theater die mythologischen Könige dar; sie faßte das göttliche Recht als ein bleibendes, ebenso von dem positiven Gesetz wie von den Veränderungen der Zeit unabhängig. Das sittliche Bewußtsein der modernen Zeit, welchem auch die historischen Mächte Rede stehn müssen, stellt der historischen Tragödie eine höhere Aufgabe.

Der letzte Zweck der Poesie ist, die Wahrheit des Lebens darzustellen, d. h. das Gesetz des Lebens zu exemplificiren. Das bürgerliche Drama zeigt, wie sich der Einzelne, indem er seiner Natur folgt, dem feststehenden sittlichen Bewußtsein der Allgemeinheit gegenüber verhält, wie er sich daran verschuldet und daran leidet. Die Betrachtung der Geschichte lehrt, daß, wenn die Form des Moralgesetzes dem Menschen immanent ist, sein Inhalt mit der Zeit sich wandelt. Die höchste Aufgabe der historischen Tragödie wäre nun, dieses Phänomen des Uebergangs einer sittlichen Cultur in die andere an dem Thun

und Leiden eines großen Individuums zu schildern. Da nun der Dichter, um überhaupt verstanden zu werden, im Uebergang der einen sittlichen Ueberzeugung in die andere zugleich das Bleibende darstellen muß, das beide trägt, so scheint beim ersten Anblick eine mythische Behandlung der Geschichte erlaubt; aber sowie bei der Darstellung des bürgerlichen Lebens der dramatische Dichter den Boden seiner Kunst verliert, wenn er seine Sitten und Figuren aus der bloßen Phantasie schöpft, so verflüchtigt sich in der höhern Kunstform die sittliche Anschauung in ein Hirngespinnst, wenn sie sich der wirklichen Geschichte entzieht. Die Natur steht höher als die Poesie, die Geschichte auch; es handelt sich nicht darum, sie zu verbessern, sondern sie von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Shakespeare's Cäsar ist dramatisch gewiß ein Meisterstück, aber noch soll auch der gelehrte Historiker gefunden werden, der die Wirklichkeit jener Zeit so dargestellt hätte wie Shakespeare.

Nicht leicht konnte ein Stoff gefunden werden, der sich für diese höchste Aufgabe so eignete als Wallenstein; nicht leicht ein Dichter, der es mit der Aufgabe so ernst nahm.

„Was ist dein Beginnen? — Du willst die Macht, die ruhig sicher thronende, erschüttern, die an der Völker frommem Kinderglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt. Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft; den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's, den ich kann sehen und in's Auge fassen, der selbst voll Muth auch mir den Muth entflammt. Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte, der in der Menschenbrust mir widersteht. — Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt, ist das gefährlich Furchtbare: das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, das immer war und immer wiederkehrt und morgen gilt, weil's heute hat gegolten." — „Was thu' ich Größeres als jener Cäsar?" — Dies Problem lag dem Bewußtsein der Gegenwart nicht fremd. Noch war der Rechtsbruch unvergessen, mit dem Friedrich eine Großmacht begründet; wenige Monate nach Aufführung von Wallenstein's Tod (10. Nov. 1799) machte Bonaparte seinen Staatsstreich. In allen drei Fällen war die Armee in ihrer besondern Beschaffenheit nicht blos die Basis des Unternehmens, sondern das, was der Umgestaltung den eigentlichen Inhalt gab. Gelang es Schiller, abgesehn von allem abstracten moralischen Urtheil, das Problem zu vertiefen, die sittlichen Phänomene, die sich daraus ergaben, zur klaren Anschauung zu bringen, so hatte er mehr geleistet als ein Theaterstück.

Mit einem dramatischen Geschick ohne Gleichen hat Schiller in einer Kunstform, die ihm die Aufgabe sehr erschwerte, den ganzen Stoff in all seinen Theilen den Sinnen und dem Urtheil vorgelegt. Die elf Acte umfassen nur wenig Tage, und wenn man diese Beschränkung als unnöthig empfindet,

so muß man doch erstaunen, wie in diesem kurzen Zeitraum sich die ganze Vergangenheit zusammendrängt, die Situation in ihrer ganzen Breite sich entfaltet. Die meisterhaft angelegte Unterredung mit Wrangel ist der Kernpunkt der Handlung, zu der alles Vorhergehende als nothwendige Vorbereitung aufsteigt, von der aus sich der Rückschlag mit eben solcher Nothwendigkeit vorbereitet. Ueber jedes Motiv der Schuld erlangen wir ein zweifelloses Verständniß. Zuerst hat Wallenstein durch seinen Vertrag mit dem Kaiser ein unsittliches Verhältniß geschaffen, aus welchem früher oder später der Bruch hervorgehn muß; er hat eine heimathlose Armee gebildet, die schon durch ihre Existenz ein Fluch des Landes, auch über ihn Macht gewinnt, weil sie seinem Streben den Inhalt giebt. Er hat ferner mit seiner Stellung ein frevelhaftes Spiel getrieben, in dem vermessenen Glauben, die endliche Entscheidung in der Hand zu behalten; es ist durch dies dämonische Spiel in ihm selbst eine Gedankenverwirrung entstanden, die höchst poetisch mit dem herrschenden Aberglauben der dargestellten Zeit, mit der Astrologie in Verbindung gebracht ist. Dies historische Costüm hat aber zugleich eine allgemein menschliche Grundlage. Ein Mann von eminenter Willenskraft, der sich über die gewöhnlichen Menschen erhaben fühlt und ihre sittlichen Gesetze gering achtet, der aber doch begreift, daß nicht alles, was er erreicht, das Werk seines Willens ist, daß auch der Zufall sein geheimnißvolles Spiel dabei treibt, verfällt leicht in den Wahn, in diesem Zufall eine dunkle Macht zu ahnen, die ihm ausschließlich eignet, die er aber nicht versteht und die ihm daher zuweilen unheimlich wird. Sie zu begreifen und dann zu lenken, verfällt er in den thörichtsten Aberglauben. Er wähnt, auch in der Einsicht in den Zusammenhang der Dinge seinen Umgebungen überlegen zu sein, und er, der Besessene, der Nachtwandlerische, wendet sich, als sie seine Geheimnisse nicht verstehn, verstimmt von ihnen, als habe er stundenlang umsonst Vernunft gesprochen. Der kluge Mann ist der einzig Blinde unter lauter Sehenden. Seine gemeinen Umgebungen durchschauen ihn ganz, sie begreifen, daß die drohenden Wahrzeichen der Sterne, die den entscheidenden Entschluß aufschieben, nur das Bild seiner eigenen Unschlüssigkeit sind; sie leihen allen Handelnden ihre kleinen Motive und treffen damit das Richtige. Diese Ironie wirkt um so erschütternder, da man empfindet, daß etwas von diesem nachtwandlerischen Wesen zum Begriff des Genius gehört.

Nun kommt der entscheidende Augenblick: vermessen glaubte er mit den Mächten des Lebens spielen zu können, und erkennt, daß er ihr Spielball gewesen ist. Er muß sich entschließen, unverhüllt das Böse zu wollen. Wenn es aber heißt: „Das Unglück treibt mich, die feindliche Zusammenkunft der Dinge. Es denkt der Mensch die freie That zu thun; umsonst! Er ist das

Spielwerk nur der blinden Gewalt, die aus der eigenen Wahl ihm schnell die furchtbare Nothwendigkeit erschafft!" — so ist das keineswegs der Kern dieser Tragödie.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte; doch euern Augen soll ihn jetzt die Kunst, auch euern Herzen menschlich näher bringen. Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles begrenzt und bindet, zur Natur zurück; sie sieht den Menschen in des Lebens Drang, und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu." — Wie es für Wallenstein gefährlich war, mit dem Bösen zu spielen, so bleibt es für den Dichter nicht ganz ohne Folge, mit der griechischen Schicksalsidee zu spielen. Es fällt dadurch auf die richtig erzählten Begebenheiten mitunter ein falsches Licht, daß man erst mit einiger Anstrengung die Gegenstände rein sieht.

Die sittlichen Folgen der Schuld sind einmal die, daß Wallenstein, der hochgestimmte Mann, sich zu den gemeinsten Mitteln treiben läßt, und daß er alle Menschen schlecht macht, die mit ihm in Berührung kommen. Nach beiden Seiten hin hat der Dichter die Wahrheit nicht verschwiegen, aber er hat aus einem falschen Humanitätsprincip die Aufmerksamkeit von diesen Umständen abgelenkt. Wallenstein hat an Buttler eine geradezu ehrlose Handlung begangen. Er läßt, um die Generale an sich zu binden, einen gemeinen Betrug geschehn. Er drückt die Augen zu, als man mit seiner Tochter und seinem theuersten Freunde ein nichtswürdiges Spiel treibt. Alle diese sittlichen Folgen seiner ersten Schuld werden gezeigt, aber so undeutlich, daß man sie leicht übersieht. Am schlimmsten kommt bei dieser falschen Vertheilung von Licht und Schatten Octavio weg, der doch genau so handelt, wie er handeln mußte, um nicht pflichtwidrig zu werden. Mit vollem Recht belehrt er seinen Sohn: „es ist nicht immer möglich, im Leben sich so kinderrein zu halten, wie es die Stimme lehrt im Innersten. In steter Nothwehr gegen arge List bleibt auch das redlichste Gemüth nicht wahr. . . . Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." Sonderbarerweise empfindet der Dichter nicht immer so, er beschämt Octavio noch zum Schluß durch den Fürstentitel, und schildert Wallenstein's blindes Vertrauen so rührend, daß jede weiche Seele den Verräther hassen muß. Nun war aber jenes Vertrauen nichts weniger als ein sittlich edler Charakterzug, es entsprang nicht aus menschlicher Theilnahme, sondern aus der abergläubigen Ueberzeugung, in dieser Person ein zuverlässiges Werkzeug für seine Plane gefunden zu haben. „Ein großer Rechenkünstler war der Fürst: die Menschen wußt' er gleich des Bretspiels Steinen nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben. Nicht Anstand nahm er, um andrer Ehr' und Würde und guten

Ruf zu spielen Gerechnet hat er fort und fort und endlich wird doch der Calcul irrig sein."

In dem Bestreben, alles Einzelne genau zu motiviren, geht Schiller zu weit: es sieht mitunter so aus, als ob unter den gegebenen Umständen jeder Mensch so hätte handeln müssen wie Wallenstein. Unter allen mitwirkenden Umständen war aber keiner so entscheidend, als Wallenstein's eigener Charakter, und dieser tritt darum nicht mit der ihm eigenen Schärfe hervor, weil der Dichter zu sehr analysirt. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und Vollbringen": d. h. das Eigne dieses Menschen; bei Schiller tritt zu sehr das Allgemeine hervor. — „Ich lasse," schreibt er an Goethe, „meine Personen sich mit einer gewissen Breite auslassen; Sie scheinen es nicht zu tadeln; ja Ihr eigner Usus spricht dafür. Es ist wahr, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäßer scheinen. Aber das Beispiel der Alten scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Alle poetischen Personen haben als symbolische Wesen das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen, und der Dichter soll auf eine ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern, daß er's thut." — Es war Goethe, der ihn antrieb, aus dem Stück eine Trilogie zu machen, was Schiller dann wieder nöthigte, noch mehr einzuschalten. Die nächste Folge ist, daß Wallenstein nicht aufgeführt werden kann: die Piccolomini sind eine Exposition ohne Schluß, Wallenstein's Tod eine Katastrophe ohne Vorbereitung. Es hat aber noch eine weitere Folge: eine ungenaue Perspective, da alles gleichmäßig in den Vordergrund tritt. Der Dichter muß verstehn, durch Lücken die Phantasie zur Selbstthätigkeit anzuregen. Hier wird alles gesagt, man folgt mit Bequemlichkeit, aber ohne eignes Mitschaffen. Wallenstein redet so viel, und er wird zuletzt so familiär, daß man ihn für Seinesgleichen ansieht, und statt der tragischen Erschütterung ihm schwächliches Mitleid zollt. Wie prachtvoll wirkt der erste Schlag: als aber Wallenstein nachher kein Ende findet, über Octavio's Verrath zu moralisiren, hört seine Würde und seine Furchtbarkeit auf, er wird gemein, gemein nicht im moralischen, sondern im ästhetischen Sinn. Und so schwächt seine beständige Plauderei mit seinen Gehülfen und die fast bürgerliche Gemüthlichkeit des letzten Acts den tragischen Eindruck. Dazu kommt der falsche Idealismus der schönen Stellen, Schiller's Erbfehler. So war er, im Begriff, den Wallenstein zu vollenden, unschlüssig, wie er es mit dem astrologischen Motiv halten solle: „man mag es anfangen wie man will, so wird die Mischung des Abgeschmackten mit dem Ernsthaften immer anstößig bleiben. Auf der andern

Seite durfte ich mich vom Geist des Zeitalters nicht entfernen. Alles kommt darauf an, daß jene seltsame Mischung heterogener Elemente aus dem Total des Menschen hervorkomme; gelingt es, sie nur recht individuell zu machen, so wird sie wahr." Goethe gab ihm den Rath, die Astrologie ernsthaft symbolisch zu behandeln und zu idealisiren. „Der astrologische Aberglaube rührt aus dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen. Die Erfahrung spricht dafür, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation und Anderes haben; man braucht nur stufenweise immer aufwärts zu steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Es liegt daher der menschlichen Natur nahe und ist ganz leidlich und läßlich, diese Einwirkung auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen." — Diese pantheistische Naturbetrachtung paßt auf den Wallenstein, wo die Sterne keine andere Aufgabe haben, als den Helden gleich dem Heil dir! der Macbethschen Hexen in trügliche Sicherheit zu wiegen, wie die Faust auf's Auge; aber Schiller, seelenfroh, durch den großen Realisten in seinem falschen Idealismus bestärkt zu werden, schob eilig das galant geistreiche Gespräch zwischen Max und Thekla ein: „Nicht blos der Stolz der Menschen füllt den Raum mit Geistern, mit geheimnißvollen Kräften: auch für ein liebend Herz ist die gemeine Natur zu eng, und tiefere Bedeutung liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre, als in der Wahrheit, die das Leben giebt."

Diese ganze Liebesgeschichte wob Schiller, nachdem der Entwurf der übrigen Tragödie fertig und zum großen Theil ausgeführt war, nachträglich in den ursprünglichen Rahmen ein, 8. Nov. 1798. „Ich bin endlich an den poetisch wichtigsten Theil des Wallenstein gegangen, der sich seiner frei menschlichen Natur nach von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaction völlig trennt, ja derselben dem Geist nach entgegengesetzt. Nun erst, da ich dieser letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich mir sie aus dem Sinn schlagen und e i n e g a n z v e r s c h i e d e n e S t i m m u n g i n m i r a u f k o m m e n l a s s e n; und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, sie wirklich zu vergessen. Was ich nun am meisten zu fürchten habe, ist, daß das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte: denn i h r e r N a t u r n a c h g e b ü h r t i h r d i e H e r r s c h a f t, und je mehr mir die Ausführung derselben gelingen sollte, desto mehr möchte die übrige Handlung dabei in's Gedränge kommen. Denn es ist weit schwerer, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben." So entstand aus der einheitlichen Tragödie ein Doppelstück, jeder Theil unter einem besondern sittlichen Klima gedacht.

Das Motiv des Doppelstücks war nicht blos das conventionelle Bedürfniß einer Liebesepisode, sondern der Wunsch, dem kategorischen Imperativ einen

reinen Ausdruck zu geben. Das mit wunderbarer Größe ausgesprochene Urtheil Wrangels und der Kürassiere genügte dem Dichter nicht: „es war die Aufgabe, das ganz gemeine moralische Urtheil auszusprechen, und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie geistreich zu behandeln. Bei der Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist"; d. h., das moralische Urtheil als Ausdruck des fertigen, überlieferten sittlichen Zeitbewußtseins: „das ewig Gestrige". Das absolute Urtheil kann nur eine reine Seele fällen, die von der Zeit nicht befangen ist. Der junge Officier hat am Fahneneid, an seinem schlichten Rechtsgefühl nicht genug, er legt die Entscheidung seines innern Conflicts, die Wahl zwischen Vater und Freund, zwischen Pflicht und Neigung, in Thekla's Hände. Sehr galant, aber wenig correct! Der Begriff des kategorischen Imperativs ist dem Menschen immanent, aber nicht sein Inhalt: was unter bestimmten Umständen Landesverrath ist, lernt man nicht in einer Mädchen-Pension. Thekla's kategorischer Imperativ war, zu ihrem Vater zu halten; wenn ihre Leidenschaft sie gleich Julia anderswohin trieb, so war das ihre Sache, sie durfte es aber nicht für ein Pflichtgebot ausgeben. Das Urtheil mußte sie ablehnen: zum Urtheil über einen Staatsact gehört Sachkenntniß. Um diese reine Stimme aus dem Jenseits zu erwecken, hat Schiller eine Figur geschaffen, die Rahel nicht ganz mit Unrecht als die tragische Gurli bezeichnet; jeder ihrer Entschlüsse, jede ihrer Empfindungen wetteifert mit der andern an Ueberspanntheit, und es gelingt ihr wirklich, den so prächtig angelegten Charakter des jungen Piccolomini zu Sentenzen zu verführen, die man kaum einem Backfisch verzeihen möchte. Diese Art Unschuld und Reinheit hat auf der Wagschaale gegen historische Mächte kein Vollgewicht, sie endigt mit der Moral der Pietisten und Gellerts. „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten. Was die Göttlichen uns senden von oben, sind nur allgemeine Güter: ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich. Den Edelstein, das allgeschätzte Gold muß man den falschen Mächten abgewinnen, die unterm Tage schlimmgeartet hausen. Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt, und keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen." „Die bösen Götter fordern ihren Zoll. Das wußten schon die alten Heidenvölker: drum wählten sie sich selbst freiwillig Unheil, die eifersüchtige Gottheit zu versöhnen. Auch ich hab' ihr geopfert; der Neid des Schicksals ist gesättigt." Diese griechischen Reminiscenzen Wallenstein's sind freilich nicht schwer zu widerlegen; aber wenn der Dichter der Thekla in dem Stoßseufzer: „In des Herzens heilig stille Räume mußt du flüchten aus des Lebens Drang, Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume!" das letzte Resultat der Weisheit zu ziehen glaubt, so täuscht er sich ebenso über sein eignes Herz wie über den Begriff des Tragischen.

Es wäre aus dem Wallenstein durch den bloßen Verstand, mittelst Ausmerzung des Ungehörigen, eine echte Tragödie zu machen, wenn es nicht die Pietät verböte. Wie jetzt die Trilogie daliegt, kreuzen sich drei verschiedene Momente: das angeborne Talent, sachgemäß und realistisch zu schildern; die angeborne Neigung, dem eignen Gefühl einen lyrischen Ausdruck zu geben; endlich das Princip, den Stoff in eine höhere Sphäre des Gedankens zu idealisiren.

Mit „Wallensteins Lager" wurde 12. Oct. 1798 das neuerbaute Theater zu Weimar eröffnet. 30. Jan. 1799 wurden in Gegenwart der beiden Dichter „die Piccolomini" aufgeführt. „Die gebildeten Einwohner," erzählt Steffens, der aus Jena herüberkam, „sahen darin ein Ereigniß, durch welches Stadt und Universität gehoben würden. — Die Spannung, mit welcher man der Aufführung entgegensah, war merkwürdig. Die Familien der Professoren sorgten mit Mühe schon bei der ersten Nachricht für Plätze. Man hörte von nichts Anderem sprechen. Frauen und Töchter intriguirten gegen einander. — Die Stimmung theilte sich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeschlossen ist, mit seinen langen Reden, fesselte dennoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die lebhafteste Weise. Auf die Aufführung war große Mühe verwendet, das Zusammenspiel war vortrefflich; die längsten Reden wurden in einem Fluß hergesagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Der Eindruck erinnerte mich lebhaft an den Abend in W. Meister, als Hamlet zum erstenmal aufgeführt wurde. — Dennoch war ich in einer seltsamen Verlegenheit. Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen mit von dem, was die weimarer Bühne unter Goethe's Leitung leisten müsse. Und nun war ich genöthigt mir zu gestehn, daß in Kopenhagen das Spiel freier, natürlicher, die Talente hervorragender waren als hier. — Graff als Wallenstein hatte die Rolle bewundernswürdig memorirt; die Diction war vortrefflich: und dennoch war Gestalt, Bewegung, Spiel geradezu hölzern; es war, als sagte er eine Lection her. — Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stücks nach Jena, und obgleich es sehr spät war, versammelten sich doch noch einige bei Frau Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte mit der Entschiedenheit, die ihr eigen war, ein bestimmtes Urtheil; und hier zeigte sich, wie der erste Eindruck, den ein neues, im großen Sinn angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, sich selbst durch die schärfste Kritik nicht sogleich verdrängen läßt."

Schiller, nach Jena zurückgekehrt: „Das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hülfe dieses Theaterpersonals irgend zu erwarten gewesen . . . Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit neue Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen.

Ich habe in diesen fünf Wochen mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammen genommen." Er war im 40. Jahr.

17. März schickte Schiller „Wallensteins Tod". „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes los zu sein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als bei meiner bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe." — „Ich hätte dir gewünscht," schreibt Körner 31. März, „den Eindruck zu sehen: ich fühlte mich ganz verjüngt und in die schönen Tage unsers ehemaligen Beisammenseins versetzt. Ich erwartete viel Kunst, aber fürchtete eine gewisse Kälte; desto mehr wurde ich durch das jugendliche frische Leben überrascht." 20. April war die Aufführung in Weimar. — Der Erfolg war groß und augenblicklich: die Auflage von 3500 Ex. war in 2 Mon. vergriffen. — Iffland hatte das Stück für 60 Friedrichsdor gekauft; die Piccolomini wurden 18. Febr. aufgeführt, 17. Mai folgte „Wallensteins Tod". Iffland selbst spielte den Octavio vortrefflich; den Helden gab Fleck. „Wer ihn damals sah," erzählt Tieck, „hat etwas Großes gesehn; nie ist ein späterer Darsteller ihm auch nur von fern ähnlich gewesen. Sein Ausdruck öffnete den Blick in eine unendliche wundervolle Weite. Er sprach ernsthaft und mehr nur zu sich selbst, zu jedem andern ließ er sich herab, und schaute auch während des Gesprächs in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr wie in einem großen schauerlichen Wahnsinn lebe, den Zuhörer faßte ein geheimnißvolles Grauen. Bei der Erzählung des Traumes verlor sich sein gewaltiges Auge mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht, über die Lippen, und er schloß wie verletzt und gestört in höhern Anschauungen."

Nach Jena zurückgekehrt, 22. April, vertiefte sich Schiller sofort in die Proceßacten der Maria Stuart: „Der Stoff scheint sich zur euripideischen Methode zu qualificiren; ich sehe die Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang mit allem Politischen auf die Seite zu bringen." Für das historische Drama war er nun entschieden: „Denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen; im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Aber ein so glücklicher Griff wie im Wallenstein war ihm nicht wieder vergönnt: „Warbeck" wie

„Maria Stuart" neigten sich mehr zum Intriguenstück, in den „Maltesern" verführte ihn die griechische Schicksalsidee zu einer dem Realistischen ganz widerstrebenden Kunstform.

Wallenstein machte augenblicklich Schule, und es begreift sich, daß man dem Meister zunächst absah, wie er sich räusperte. Das Knappe, Charakteristische der Emilia Galoti war völlig vergessen; Räsonnement über historische Verhältnisse, Rhetorik und schöne Stellen, die aus dem Drama heraustreten, eingefügte Liebesepisoden von idealem Gehalt und Jungfrauen voll Tugend, das waren die Kennzeichen der neuen Methode. Der Rührigste war Kotzebue. An Alxinger's Stelle als Theaterdirector nach Wien berufen, hatte er auf der Durchreise in Leipzig, Nov. 1797 bis Jan. 1798, mit Jean Paul verkehrt: „wider mein Erwarten," schreibt dieser, „ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach. Das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Punkt, um einzuhaken... Es lohnt sich nicht, daß man mit ihm oder von ihm spricht, nicht ein einziges eignes Urtheil ist in seiner Seele." Im Sommer 1799 verließ er seine Stelle und kam nach Weimar, wo noch im Herbst sein freches aber geschicktes Lustspiel, „Die beiden Klingsberge" ausgeschrieben wurde. Der Wallenstein warf ihn sofort in's ideale Drama: nicht weniger als drei versificirte Stücke, Octavia, Bayard und G. Wasa wurden im Lauf eines Jahres geschrieben und aufgeführt. — Die „Octavia" ist nicht blos in Jamben, sondern steigert sich in Momenten höherer Erregung zu einem Versmaß, welches offenbar an den Hexameter, zuweilen aber auch an den Pentameter erinnert, und sonst alle möglichen Versformen in schöner Harmonie anstreift. Er hat sich bemüht, gelehrte Notizen einzuflechten, und seine Sprache nimmt zuweilen einen ganz lyrischen Anflug. „Der Morgen graut. Auf stillem Meere schwimmt ein zweites Meer von dichten Nebelwogen; mit zartem Duft sind um mich her die Blumen weiß angehaucht; und wie ein leichtes Traumbild seh' ich die Mauern Alexandriens aus stiller Dämmerung hervorgehn." — Im Uebrigen erkennt man den alten Kotzebue, auf dessen faunischem Gesicht sich die Schiller'sche Schminke sehr sonderbar ausnimmt. Octavia ist ein abstract tugendhaftes Wesen, ihre Kinder spielen die gewöhnliche Rolle, bei passenden Gelegenheiten die fehlende Rührung herbeizuführen. Kleopatra ist die ganz gemeine Person, die fortwährend Gift mischt, Kinder raubt und ähnliche Unthaten verübt. Eine ungemeine Aufklärung verbreitet sich über die Formen des römischen Staatslebens, und diese Aufklärung ist bei Antonius so groß, daß er in einer Hauptscene wie der Weltumsegler La Peyrouse die Arme um Octavia und Kleopatra zugleich ausstreckt und beide heirathen will. Auch Gustav Wasa und Bayard sind

in Jamben und im historischen Costüm. Das erste enthält große Momente: eine Mutter, die der Hinrichtung preisgegeben wird, eine Geliebte, die mit hoch erhobener Fackel vor einem Pulverfaß die Feinde zurückschreckt, ein finstrer König von den Geistern seiner Erschlagenen verfolgt, und öfteres Erscheinen von Frauen mit fliegenden Haaren. Interessant ist ein Zug, der den fortgesetzten Kampf Kotzebue's gegen die Vorurtheile versinnlicht: Gustav hat einmal einem Ritter das Ehrenwort gegeben, seinem Gefängniß nicht zu entfliehn, und ist doch entflohn; er ist demselben außerdem eine Summe schuldig geblieben. Dieser Zug hat nicht die geringste Folge. — Bayard theilt Almosen aus, rettet fortwährend die gekränkte Unschuld und entsagt mehrmals seiner Liebe unter erschwerenden Umständen; den Unglücklichen, die ihn lieben, bleibt nichts übrig als in Knabentracht für ihn zu sterben. Solche Figuren entsprangen dem bösen Beispiel Max Piccolomini's. — Viel dankbarer war das berliner Publicum für „Johanna von Montfaucon"; in der Hauptrolle machte Friederike Unzelmann selbst bei Steffens und Solger einen gewaltigen Eindruck. Die erste Scene des zweiten Acts möge hier ganz stehn. „Waffensaal in der Burg mit verschiedenen Thüren, durch eine Lampe sparsam erleuchtet. — Nacht. Man hört in der Ferne verwirrtes Getöse und Schwertergeklirr. Johanna, von Schrecken und Angst gejagt, kommt aus der Mitte, sie horcht, flieht, steht, horcht wieder, und als der Lärm sich zu nähern scheint, flieht sie durch eine Seitenthür rechts, — das Gefecht zieht sich indessen hinter der Bühne rechts herum. Johanna kommt zurück, ringt die Hände, und stürzt zur Seitenthür links hinein. Das Getöse verliert sich nach und nach." Der Räuber will in ihr Cabinet eindringen, sie springt ihm mit gezücktem Dolch entgegen und treibt ihn zurück. Da giebt er ihr die falsche Nachricht vom Tod ihres Gemahls; sie fällt in Ohnmacht, er entreißt ihr den Dolch. Sie sucht vergebens nach einer Waffe. Endlich giebt das Gebet und die Verzweiflung ihr Kraft. Sie springt auf und rüttelt mit Gewalt an einem Schild, über welchem Schwert und Lanze aufgehängt sind. Das Schwert fällt nieder, sie will sich hineinstürzen. Da fällt ihr unschuldiges Söhnlein ihr in die Arme. Das Gefühl triumphirt, sie bleibt leben. Wieder eine große Scene hat sie im fünften Act. Der Räuber will sie zwingen, sich ihm zu ergeben, sonst soll ihr Sohn vor ihren Augen sterben. Sie umklammert ihn mit Todesangst. — „Fürchte nichts, mein Sohn! — hörst du nicht? — es donnert — ja es donnert schon — jetzt gleich wird ein Blitz herabfahren. — Gott! Gott ist uns nahe! fürchte nichts! solchen Frevel duldet der Allmächtige nicht! — Nein! nein! es donnert! — es wird blitzen! — es muß blitzen!" — Bis dahin ist die Wirkung in der That glänzend, ähnlich wie in der großen Scene der Jungfrau. Aber nun drängt sich der rationalistische Kotzebue vor: es

blitzt nicht, und Johanna erklärt mit schwacher Stimme ihrem Verführer: „Wohlan, ich folge Euch zum Altar.“ Glücklicherweise wird inzwischen die Burg angegriffen, der Räuber will eben ihren Gemahl erschlagen, da stürzt Johanna in glänzender Rüstung mit gezücktem Schwert und geschlossenem Visir mit lautem Schrei herzu, faßt ihr Schwert mit beiden Händen und führt aus allen Kräften einen Streich auf des Räubers Haupt. Der Helm ist gespalten und fällt herab, durch die Anstrengung aller Kräfte erschöpft, vermag sie sich kaum zu halten, setzt sich auf ihr Schwert und holt gewaltsam Athem u. s. w. Das ist doch in der That die dankbarste Rolle, die je geschrieben ist. — Die Sprache strotzt von Sentenzen, die gleich Fangbällen von der einen Person zur andern geworfen werden. Diese Sentenzen scheinen dazu bestimmt zu sein, den Geist des Mittelalters zu schildern. So sagt z. B. ein Ritter, den man darüber tadelt, daß er seine Burg nicht einmal des Nachts verschließt: „Mein Herz steht jedem Menschen offen, warum nicht auch meine Burg?“ — Ein andres Gespräch mit einem jungen Ritter wollen wir hier ganz ausschreiben: „Die wahre Liebe kann der Pflicht entbehren. — Wirst du immer so denken? — Immer so fühlen. — Wenn ich alt werde — die Liebe wird nicht alt — Oder häßlich — dein Auge bleibt der Abdruck deiner Seele. — Meine Armuth — dein Herz ist reich. — Meine Niedrigkeit — deine Tugend ist erhaben. — Die Jahre schwinden — die Tugend ist ewig. — Die Liebe flattert — die Freundschaft wurzelt. — Jene verwelkt — diese beschattet im Alter.“ — Ein frommer Eremit, dem ein junges Mädchen einen Korb mit Früchten bringt, erwidert ihr: „Das Thier sättigt sich, der Mensch genießt.“ Als sie ihm erzählt, ein guter Freund schmachte im Kerker, macht er die Bemerkung: „Den Tugendhaften kann man fesseln, die Tugend nie.“ — — Man lache übrigens nicht zu sehr. In unsern Tagen wird so manches beklatscht, was nicht um einen Gran vernünftiger ist.

Durch Wallenstein wurde auf ein Menschenalter die Form des deutschen Theaters bestimmt, Schiller selbst der Lieblingsdichter der Nation. „Ganz Deutschland fühlte,“ erzählt Tieck 30 J. später, „daß das Stück eine neue Epoche beginne. Es schritt mächtig in die schwachen Geburten des Tages ein, und plötzlich sah man, wie gebrechlich das innere Wesen dieser Gebilde sei. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe.“ In derselben Zeit äußerte Goethe gegen Eckermann, der Wallenstein sei so groß, daß Seinesgleichen nicht wieder könne geschaffen werden. — Goethe's Neider, an deren Spitze Kotzebue stand, suchten gegen ihn Schiller als den Größeren auf den Schild zu heben; aber trotz seines ungeheuern Erfolges war er jetzt Goethe so hingegeben, daß



die Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen die Propyläen ihn 25. Juni zu dem Ausruf trieb: „Ich darf an die Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts vom deutschen Publicum gegeben. Das einzige Verhältniß gegen dasselbe, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg!" In diesem Sinn hielt er auch die Verbindung mit der „neuen Schule" aufrecht, deren Persönlichkeiten ihm auf's äußerste zuwider waren.

Die Blößen der Lucinde wurden von den Gegnern der „neuen Schule" um so begieriger aufgesucht, da diese in ihren kritischen Streifzügen immer ausgelassener wurde. Juli 1799 erschien im „Athenäum" A. W. Schlegel's „literarischer Reichsanzeiger", der nach dem Vorbild der Xenien, was früher als Zier des goldnen Zeitalters galt, in das Spittel für Invaliden warf: Thümmel, Lafontaine, Kästner, Kotzebue, wieder Nicolai; am schlimmsten erging es Wieland, dem jedes eigne Verdienst abgesprochen wurde. Diese Invectiven wurden fortgesetzt; A. W. Schlegel's „Wettgesang dreier Poeten" (Voß, Matthisson und Schmidt von Werneuchen) erbitterte um so mehr, da er die Lacher auf seiner Seite hatte; nicht weniger Anstoß gab die Kritik Engel's und Garve's: wenn die Schriften des letztern als der Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüth, eines dürftigen Geistes mit großen Gegenständen dargestellt wurden, so ließ man sich das noch eher gefallen, als die höhnischen Seitenbemerkungen über die Werthlosigkeit auch seines Lebens, da doch ganz Deutschland sich an dem Gleichmuth erbaute, mit dem er ein schweres Leiden trug. Der Aufsatz war von Schleiermacher, der in der Erbitterung maßloser werden konnte als alle übrigen: er hatte die unglückliche Gabe, bei dem Angriff gegen einen Schriftsteller das zu betonen, was den Menschen am tiefsten kränken mußte.

Auf Fr. Schlegel's wiederholte Einladung kam Fichte 3. Juli 1799 nach Berlin. Er hatte stets Handeln und Wissen gepredigt, nun trat er in einen Kreis, dem Genuß und Anschauung das Höchste war. Ein metaphysischer Revolutionär, der seiner Idee zu Liebe ohne Barmherzigkeit alles Individuelle zu Boden schlug; eine starke aber grobgeschnittene Natur, für das weiblich Zarte und den feinen Duft der Empfindung ohne Sinn. Aber er war weltklug, in seinen ästhetischen Sympathien gar nicht von seinem System abhängig, es galt, gegen die gemeinsamen Feinde Front zu machen, und so zeigte er selbst für die Lucinde einiges Interesse. Zudem gab es Anknüpfungspunkte in dem gemeinsamen Krieg gegen den „gesunden Menschenverstand". Fichte hatte seine Frau in Jena gelassen*) und speiste mit Dorothee und

*) Er braucht zu einer anständigen Wohnung in Berlin 360 Thlr. Gold. „Es ist wahr, daß Kriegsräthe mit Familien hier von 800 Thlr. Besoldung leben. Ich

Schlegel zusammen; er verkehrte nur mit ihren Anhängern — wozu zwei junge talentvolle Philologen, Heindorf und Süvern, gehörten; ja er forderte Schelling und A. W. Schlegel auf, auch herüberzukommen und gemeinsame Menage zu machen. — Anfangs glaubte er sich von Spionen bewacht, bald aber beruhigte ihn Kabinetsrath Beyme, man finde gegen seinen Aufenthalt nichts einzuwenden. Gegen Reinhold erklärte er: „Die Regierungen thaten, was — ich sage es freimüthig — sicherlich ich an ihrer Stelle auch gethan hätte. Nun gut, wir sind quitt." Er klagte nur über Paulus, der ihn im Stich gelassen. „Von den Menschen denke ich im Ganzen schlecht genug, handle aber immer, als ob ich glaubte, daß sie etwas taugten, und soeben betrogen, gebe ich mich dem ersten, der mich bis jetzt noch nicht betrogen hat, wieder unbefangen hin. Ich fange an überzeugt zu werden, daß ich in diesem Punkt unverbesserlich bin."

7. Aug. schickte Kant an die L. Z. eine Erklärung ein, in welcher der alte Mann in den härtesten Ausdrücken die „Wissenschaftslehre" für „ein gänzlich unhaltbares System" erklärte und hinzusetzte, daß die „Kritik der reinen Vernunft nach dem Buchstaben zu verstehen sei, daß sie das festgegründete System der Philosophie für alle Zeiten enthalte. Schelling suchte den Freund zu einer ebenso harten Antwort zu veranlassen. „Es ist Zeit, daß Sie das zweideutige Verhältniß zu Kant verlassen, das Ihnen vielleicht mehr als alles andere geschadet hat." — Aber Fichte bewahrte bei aller Schroffheit seines Gemüths gegen den alten Mann eine Pietät, die sehr wohlthuend wirkt. Er begnügte sich mit einem Brief an Schelling, den dieser 17. Sept. in der L. Z. veröffentlichte. „Während die Vertheidiger der vorkantischen Metaphysik noch nicht aufgehört haben, Kant zu sagen, er gebe sich mit fruchtlosen Spitzfindigkeiten ab, sagt uns Kant dasselbe; während jene gegen Kant versichern, ihre Metaphysik stände noch unbeschädigt und unveränderlich für ewige Zeiten da, versichert Kant dasselbe gegen uns. Wer weiß, wo jetzt schon der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehn und dieser Unvollkommenheiten nachzuweisen versuchen wird. Verleihe uns dann der Himmel die Gnade, daß wir nicht bei der

kenne einen, der einen Bedienten in prächtiger Livree hält. Dieser kochte verwichenen Sonnabend für seine Familie 1/2 Pfund Rindfleisch und für 6 Pfennige Kartoffeln und Mohrrüben zum Mittagsessen. Es findet sich, daß das Fleisch nicht weich gekocht ist, es wird sonach nur das Gemüse verspeist und das halbe Pfund Fleisch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntagsessen. Seine Frau wäscht das Hemd, das sie den Sonntag tragen will, Sonnabends selbst in ihrer Stube, und geht indeß ohne Hemd. So sollen gar viele Berliner leben."

Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten, stehn bleiben!" — Nur zu bald sollten die beiden Freunde auf die Probe gestellt werden.

Kant hatte für seinen Schritt keine passende Zeit gewählt; im Uebrigen hatte er ein gründliches Studium der Wissenschaftslehre nicht nöthig, um zu erkennen, daß ein System, welches aus einem Begriff heraus die Weltordnung zu construiren unternahm, nicht das seinige sein könne.

6. Juli 1799 ging Tieck nach Jena. Fichte hatte ihm eine Empfehlung an seine Frau mitgegeben, die er später sehr einschränkte. Tieck war als Geldborger gefährlich. Im Schlegel'schen Kreise wurde er herzlich bewillkommt; Auguste Böhmer, damals 17 J. alt („in ihren tiefen Augen, die ein wenig schielten, lag eine große Gewalt"), begrüßte ihn als gestiefelten Kater, und wunderte sich, daß er nicht über die Dächer spazierte. Schiller gefiel er nicht übel: „sein Ausdruck, obgleich er keine große Kraft zeigt, ist fein, anständig und bedeutend; auch hat er nichts Coquettes noch Unbescheidenes. Ich hab' ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen hat, die spanische Literatur empfohlen, die ihm bei seiner Neigung zum Phantastischen und Romantischen zuzusagen scheint." Schiller war gerade über der Maria Stuart, und freute sich, daß durch die künstlichen Versmaße die Poesie den Stümpern erschwert werde.

Hardenberg, seit einigen Monaten aus Freiberg wieder zu seiner Familie nach Weißenfels zurückgekehrt, war gerade bei Schelling und Ritter zum Besuch, sie stellten sich zusammen Goethe vor, und besuchten auch Jean Paul. Tieck folgte dem neugewonnenen Freunde nach Weißenfels, wo dieser ihm die „Lehrlinge von Saïs" vorlas, und ihn dann nach Giebichenstein zu Reichardt begleitete. „Deine Bekanntschaft," schreibt ihm Hardenberg, im Begriff nach Dresden zu seiner Julie zu gehn, „hebt ein neues Buch in meinem Leben an. An dir hab' ich so manches vereinigt gefunden, was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. Wie meine Julie mir das Beste von allen zu besitzen scheint, so scheinst auch du mir jeden in der Blüthe zu berühren. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie du. Jedes Wort von dir versteh' ich ganz; nirgend stoß' ich auch nur von Weitem an."

Lange vorher angemeldet, kam 15. Juli 1799 Frau Sophie Laroche, 68 J. alt, bei ihrem alten Freund Wieland in Osmannstedt an, begleitet von zwei Enkelinnen, Adelgunde und Sophie Brentano. Die alte Dame hatte die Sprache der Empfindung noch nicht verlernt, ihr Briefwechsel hielt sie in Uebung; die Begeisterung fand nun reiche Nahrung: Osmannstedt, Tiefurt, die Herzoginnen, Herder, Schiller, alles wurde angeschwärmt. 26. Juli war die ganze Gesellschaft bei Goethe. „Es war," erzählt Frau v. Stein, „ein empfindsames

Diner. Auf dem Tisch standen Blumennäpfe mit raren Gewächsen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen. Gegen das Dessert erhob sich eine sanfte unsichtbare Musik, und endlich brachte man schöne Früchte. Wieland sah ungern, daß die Laroche sich bei uns gefiel; er will sie nur für sich in Osmannstedt haben, wo sie ihm helfen muß seine Confessions schreiben; denn da sie ein sehr gutes Gedächtniß hat, weiß sie vermuthlich noch all seine Jugendsünden, die er längst vergessen hatte; das ist aber nur eine médisance von mir."

v. Savigny aus Marburg, der, 20 J. alt, die Doppelresidenz der deutschen Literatur aufsuchte, fand in Sophie zwar eine starke Schauspielerin, sehr verschieden von seinem Ideal einer Patriarchin, aber es wurde ihm doch wohl bei ihr. Dagegen fühlte er sich in Wieland's Gegenwart gepreßt: er fand in ihm „den stechenden Blick eines Mannes, der die Welt kennt und ihr kalt und ruhig zusieht." — Adelgunde Brentano wurde später seine Frau. — „Denkt euch mein Erstaunen, als ich in A. W. Schlegel's Aesthetik trat, und fünf Zuhörer fand; indeß soll sich ihre Zahl zuweilen auf zwölf belaufen haben. Sein Vortrag ist höchst ausgearbeitet und schon zum Druck fertig, aber eben deshalb nicht ganz frei, indem er zuweilen ängstlich nach einem Ausdruck sucht. Sein Auge hat viel Idealisches, aber in seinen Gesichtszügen erscheint die Wirkung einer zerstörenden Gewalt; man sieht, daß diese Gestalt nicht das ist, was sie sein könnte, und auf natürlichem Wege sein würde, auch soll er sich seit einigen Jahren von Grund aus verändert haben, indem er damals ein blühender Jüngling war. Die Hauptursache soll übermäßige Anstrengung sein, deren Grund wieder in großen ökonomischen Bedürfnissen zu suchen ist. Das Verhältniß zu seiner Gattin soll sonderbar sein und häufig durch ein verschiedenes Urtheil über ein Sylbenmaß u. dgl. verstimmt werden." — „Schelling steht mit Gleichgültigkeit und Stolz auf dem Katheder, und spricht, als ob er etwas nicht sehr Bedeutendes schnell erzählte."

„Jean Paul," schreibt Savigny aus Weimar, „ließ sich gerade malen. Ueber sein Auge hat die Natur einen Schleier gezogen; dies und das unausgesetzte Spiel seiner weichen Muskeln macht das Treffen unendlich schwer. Seine Bekanntschaft hat meine Meinung von ihm sonderbar modificirt. Er hat nichts Humoristisches, sondern blos ein ungemein sanftes, aber etwas erzwungenes Wesen, das gegen Frauen sich dem Schmachtenden nähert." Kurz vorher war Jean Paul in Hildburghausen gewesen, hingezogen durch eine Hofdame, Caroline v. Feuchtersleben, die ihm, 25 J. alt, ihre Silhouette schickte. „Sie ist ein edles, tieffühlendes, männlich festes, vom Schicksal verwundetes, ziemlich schönes Mädchen." Nicht weniger fesselte ihn die „himmlische" Herzogin: „außer einer Geliebten weiß ich nichts Schöneres



als diese süße Gestalt . . . mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallenstimmritze" u. s. w. — Sie war die Schwester der Königin von Preußen, die mit ihrem Gemahl 30. Juni bis 3. Juli Weimar besuchte. Die Huld, die man Jean Paul von dieser Seite erweist, „hat in Weimar den Erfolg, daß unsere in Aristokratie eingeschnürte Herzogin mich im Park eigenhändig zurückrief und viel mit mir sprach. Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird."

Mit Caroline wurde es Ernst. „Noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität, die unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Züge bleibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken ausreinigen. Sie studirt Geschichte und Naturgeschichte; sie macht Verse." Leider ist sie kränklich. 6. Oct. verlobten sie sich. „Ich erschrecke, wenn ich jetzt zu den ausgebrannten Ehekratern hinübersehe, in die ich so oft zu fallen im Begriff war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, Eisenach, Gotha — denn ich habe dir nicht alles schreiben können — hing alles nur an einem Haar." — „Gott hat uns für einander erzogen. Ach wie mußt' ich Irrwege betreten so hart neben dem richtigen Weg! Die gute, sich selber nur nicht fassende Kalb hat mir eine große Erschütterung gegeben, und doch hat sie mehr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt. Ich bin mit ihr außer Verhältniß, aber durch ihren Willen. Meine Seele soll nie eine Liebe über die höchste vergessen, und ebenso will ich der edlen Emilie sein, was ich kann und darf . . Und so hab' ich mein Herz am Herzen, die Reine und Feste, und nichts tritt mehr zwischen die Geister . . . Auf ihren Muth, künftig durch alle adligen Verhaue durchzudringen, kann ich bauen . . . Ihre Farbe ist weiß und blaßroth, die Stirn poetisch und weiblich, rund, die Augenbrauen stark, (zu sehr fast), die Augen schwarz, die Nase das Gegentheil einer kleinlichen und kurzen, die Lippen originell beschnitten, das Kinn kräftig erhoben; kurz, alles deutet auf Bestimmtheit, trotz der Schönheit." — Als er es Herder mittheilt, „sanken die zwei Menschen mit Thränen an mein Herz." Er meldet seine Verlobung an Josephine und Emilie, die letztere will zu ihm ziehn: „mich und alles, was ich besitze, will ich in Ihre Hände geben, will nichts thun als lieben und mich lieben lassen wie ein gutes Kind"; die erstere: „Jean Paul n'est pas un homme, ou du moins il est un Gottmensch!" In denselben Tagen erschien der erste Band des „Titan", gewidmet „den vier guten und schönen Schwestern auf dem Thron, Luise . . ." d. h. der Königin von Preußen u. s. w.

30. Aug. 1799 reiste Fr. Schlegel mit Dorothee Veit, die nun die Scheidung von ihrem Mann durchgesetzt hatte, zu seinem Bruder nach Jena. Fichte gab ihnen eine Empfehlung an seine Frau mit. „Das Lob einer Jüdin mag aus meinem Munde besonders klingen. Aber diese Frau hat mir den Glauben, daß aus dieser Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse, bei wenig oder eigentlich keinem äußern Glanz, völliger Prätensionslosigkeit und viel Gutherzigkeit. Man gewinnt sie allmälig lieb, aber dann von Herzen. Verheirathet ist sie mit Fr. Schlegel nicht und wird es auch wohl nie werden, aber sie nimmt sich seiner mit einer rührenden Zärtlichkeit an, und ich halte diese Wahl für das höchste Glück für Schlegel, da er nun einmal dieser Schlegel ist. Er kann mit ihr nirgend getraut werden, wenn sie sich nicht taufen läßt: die Widerlichkeit dieser Sache für eine rechtschaffene Person (die übrigens im Herzen dem Glauben aller rechtschaffenen Leute zugethan ist) abgerechnet, hat sie noch eine Mutter und Verwandte, denen sie durch diesen Schritt den Dolch in's Herz stoßen würde."

„Ich habe recht viel Kummer gehabt," schreibt Schleiermacher an seine Schwester, „über die üble Lage, in die sich Fr. Schlegel gegen die Welt gesetzt hat. Der Herz ist es ebenso gegangen, und da haben wir fleißig zusammen geklagt und uns getröstet. Dorothee hatte sehr triftige Ursachen sich von hier zu entfernen, aber du kannst dir denken, wie die Welt über dies Verhältniß urtheilt. Sie würden sich beide schon auf das Gesetzmäßigste verbunden haben, wenn nicht die Bedingungen, unter denen ihr Mann allein sich dazu verstehn wollte, es unmöglich machten. — Das sind unglückliche Verwickelungen, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entgehn können."

Diese Verwickelungen wurden von den Gegnern reichlich ausgebeutet. In der Posse „der hyperboräische Esel" läßt Kotzebue einen literarischen Abentheurer in lauter Citaten aus dem „Athenäum" sprechen, die sich verrückt genug ausnehmen und den wohlgesinnten Fürsten mit Recht veranlassen, ihn zum Schluß in's Irrenhaus zu schicken. „Das Possenspielchen," schreibt Wieland, „hat nur einen Fehler, daß man in dieser Manier, durch Herausheben auffallender Sätze aus ihrem Zusammenhang, jeden andern Schriftsteller ebenso gut lächerlich machen könnte. Die Herren Schlegel haben eine tüchtige Aristophanische Lange verdient; aber Herr v. Kotzebue nimmt sich zu wenig Zeit zur Arbeit, und sein Salz, unter uns gesagt, ist ein wenig dumm." — Wieland war überhaupt der Polemik abhold: „diese Goethe-Schillerschen Schildknappen," schreibt er an Falk, der gegen sie zu Felde ziehn wollte, „sind grobe aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich alles erlauben, nichts zu

verlieren haben, nicht wissen was erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg erhielte."

Der „hyperboräische Esel" wurde in Leipzig mit Beifall gegeben; die beiden Schlegel waren bei der Aufführung zugegen. Nach Jena zurückgekehrt, 20. Oct., erfuhr A. W. Schlegel, daß Hofrath Schütz, Herausgeber der L. Z., in seinem Hause eine ähnliche Farce veranlaßt habe. Es führte das zu einem Briefwechsel, und schließlich 30. Oct. zu einer öffentlichen Lossagung von einem Institut, an dem er bisher der hauptsächliche Mitarbeiter gewesen. Noch immer das angesehenste der deutschen Journale, hatte sich die L. Z. bis dahin neutral zu halten gesucht. Bei dem Aufsehn, welches die Lucinde gemacht, war das kaum mehr möglich; außerdem mußte in Bezug auf die Naturphilosophie Position genommen werden. Steffens hatte sich zu einer Anzeige der Schelling'schen Schriften erboten, die man aber zurückwies, weil man eine Ausdehnung der Metaphysik der Natur über die Grenzen, welche Kant ihr gewiesen, nicht zugeben wollte. Das veranlaßte Schelling zu den leidenschaftlichsten Schmähreden, die Fichte damals vollständig billigte, obgleich er persönlich aus dem Spiel bleiben wollte. „Du sollst erleben," schreibt er an seine Frau, „wie sich das alles in die Haare gerathen wird. Auch dazu war ich gut, diese entgegengesetzten Menschen auseinanderzuhalten. Sie werden auch darin sehen, daß ich nicht mehr da bin."

Jede Woche brachte ein neues Pamphlet. Merkel, jetzt in Berlin, schürte in den untern Kreisen, woher ihn A. W. Schlegel mit dem Sonett bedachte: „Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben, ein Samojede für die Samojeden; du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden, doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben." — Nicolai — eben in die berliner Akademie aufgenommen, 66 J. alt — schrieb „Vertraute Briefe Adelheid's", in denen, wie im hyperboräischen Esel, Sätze aus dem Athenäum citirt und am Maßstab des „gesunden Menschenverstandes" verkehrt befunden wurden. Die L. Z. zeigte „Adelheids Briefe" rühmend an, indem sie sich stellte, als sei sie von der Beziehung der Satire nicht unterrichtet. Selbst der harmlose Lafontaine konnte nicht unterlassen zu sticheln. Am schlimmsten machte es „die Laterne des Diogenes", welche die Verhältnisse zwischen Fr. Schlegel und Dorothee, Schleiermacher und Henriette auf die unanständigste Weise besprach. Diese Angriffe waren den Verbündeten um so empfindlicher, je weniger ihre Verhältnisse geordnet waren. Namentlich Fr. Schlegel und Tieck — er siedelte Anfang Oct. 1799 mit Familie ganz nach Jena über — waren zu den gewagtesten Speculationen genöthigt. Goethe, der sich in Jena aufhielt, aber nur Schiller besuchte, empfing A. W. Schlegel, Schelling, Tieck, öfters auf dem alten Schloß; die Andern sahen ihn nur vorübergehend.

Endlich rückte die L. Z. mit der Hauptmacht vor. Ende Nov. erschien eine ausführliche Kritik des Athenäums, welche — übrigens in äußerlich anständigem Ton — alle Vorwürfe zusammenfaßte, die das Publicum gegen die neue Schule hatte. Es wurde der Geist der Camaraderie gerügt, der Weihrauch, den ein Eingeweihter dem andern streute; dagegen ließ sich nicht viel einwenden. Dann tadelte man die Zweideutigkeit der Ausdrücke; endlich die Schonungslosigkeit der Polemik: das Athenäum habe sogar von Wieland's grauem Haupt den wohlverdienten Lorbeer reißen wollen! Darauf antwortete A. W. Schlegel schlagend: „Die ehrlichen deutschen Leser Ihrer Recension finden ihren eingewurzelten Abscheu vor dem Witz, ihre beständige Beimischung der Moralität in das literarische Gebiet (während man sie im handelnden Leben mit Oekonomie ziemlich in die Enge treibt), ihre Ansicht der Kritik nach Grundsätzen der geselligen Höflichkeit wieder. Man fragt gleich, wenn man ein strenges Urtheil über eine Schrift liest: muß der Mann nicht davon leben? welch ein Gesicht wird er machen, wenn er zu Tisch kommt?"

Der Verfasser der Recension war Huber. Was ihm gebrach, wußte er gar wohl. „Ich habe einige Eigenschaften eines guten Kritikers, Candeur, Gefühl, gesunde Vernunft und eine nicht einseitige Bildung, aber mir fehlt gründliches Wissen." Seit Aug. 1798 redigirte er in Stuttgart die „Allgemeine Zeitung", in welcher er mit bittrer Sittlichkeit die Verwilderung des französischen Romans bekämpfte. Gleichzeitig aber veröffentlichte er von seiner Gattin Therese Novellen, die sich doch nicht zu weit von der französischen Art entfernten. In „Ergebung ist besser denn Opfer" haben wir den spätern Jacques, der sich diesmal vergiftet, um der Liebe seiner Frau zu einem Andern nicht im Wege zu sein; in „Pauline Dupuis", fast E. Sue's Basquine, die, als halbes Kind auf eine raffinirte Weise durch einen Mönch corrumpirt, die Umarmung eines edlen Mannes nicht mehr ertragen kann und daher Gift nimmt. „Lisette" ist schon eine Cameliendame: ein edler Jüngling liebt eine Courtisane und will sie heirathen; um ihn nicht zu besudeln, tödtet sie sich selbst. — In andern Novellen werden weibliche Capricen geschildert: die eine junge Dame verliebt sich in den Kaiser Napoleon, die andre in einen Steckbrief. Ueber den Begriff der Weiblichkeit werden bei Besprechung von Goethe's weiblichen Charakteren manche interessante Bemerkungen gemacht: die Sinnlichkeit sei der hervorstechende Charakter des Weibes; die gesellschaftliche Weiblichkeit sei die schützende Form der natürlichen; alle Unarten und Coquetterien der Weiber entspringen aus dem Gefühl, daß sie heirathen müssen, um dem Spott zu entgehn u. s. w. — Caroline Schlegel und Therese Huber — jene 36, diese 35 J. alt — waren in Mainz Freundinnen gewesen; Huber hatte vor dem Abdruck jener Kritik eine förmliche Aufkündigung einge-

schickt. Es hatte sich zwischen den beiden Damen ein rührender Briefwechsel angesponnen, den A. W. Schlegel humoristisch unterbrach: „man geht ja in diesem Leben mit so manchen Menschen um, und soll es auch, für die unsere eigentlichen Gedanken so unverständlich sind wie hebräisch." — Allein eine bitterböse Anzeige der Lucinde, L. Z. 28. Dec., so wie der Abdruck einer Stelle aus der „Laterne des Diogenes" in der A. Z. brachten es zu einer gerichtlichen Klage.

Fichte kam 9. Dec. nach Jena zurück; dagegen entwich Schiller aus diesen Wirren, die für ihn alles Interesse verloren hatten. „Weil ich mich für die nächsten 6 J. ausschließlich an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehn, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um vieles erleichtert werden, und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von Außen, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz alles, was in's Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux frais zu Stande brachte." — 3. Dec. 1799 bewirkte er seinen Umzug nach Weimar; er brachte ein gutes Stück zur Maria Stuart und die Disposition zu den Maltesern mit; auch hatte er eine Umarbeitung des Macbeth vor. „Ich stecke jetzt sehr in Planen," schreibt er 5. Jan. 1800, „und muß auch fleißig dahinter sein, denn der hiesige Aufenthalt ist viel theurer als ich gedacht. Doch will ich lieber mehr zu verdienen suchen, als die Vortheile des Orts missen, die auch für mein inneres Wesen von Bedeutung sind. Jena war kein Platz mehr für mich, nichts war dort, was mich anregen konnte. Es ist hier zwar auch nicht viel Geist in Circulation, weil aber viel müßige Leute da sind, so ist ein Bedürfniß da, den Geist zu reizen; und so kommt denn natürlich die Reihe zuerst an Poesie und Kunst."

Er übernahm nun im Verein mit Goethe die Leitung des Theaters. „Einer solchen Schranke bedurfte der Dichter," sagt Goethe; „sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn in's Weite und Breite, und bei längerer Erfahrung konnte seinem Scharfblick nicht entgehn, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen mußten." — „Er hatte nicht lange in so reifen Jahren einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger Geist, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man die eignen Stücke nach der neuen Kunstüberzeugung bearbeiten und dasselbe auch an fremden versuchen könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert

werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Geist der Gegenwart gemäß wäre." Am nächsten lagen, wie zu Gottsched's Zeit, die Uebersetzungen fremder Meisterwerke.

Die Freunde betrachteten das Theater nur als Mittel für ihren höhern Zweck, die poetische Bildung der Nation. Sie fühlten als ihre Aufgabe, das Denken und Empfinden des Volks gewaltsam dem Naturalismus zu entreißen und es durch das griechische Ideal zu adeln. Wenn bisher die Theater darauf ausgegangen waren, eine getreue und überzeugende Nachbildung der Wirklichkeit zu geben, so sollte jetzt die Bühne durch ihren geläuterten Geschmack dem Leben Richtschnur und Vorbild sein; aus dem natürlichen Ton wurde ein conventionelles Declamiren; Gebärden, Stellungen und Gruppen fügten sich den Gesetzen der plastischen Kunst, die Antike sollte als Formmuster für Rede und Gebärde gelten; malerische geschmackvolle Gruppirung schien die Hauptsache. In demselben Sinn waren die Preisaufgaben gedacht, die Goethe alljährlich den Künstlern stellte und in den Propyläen beurtheilte.

Die Vorliebe für die Antike veranlaßte mannigfache Versuche. Man führte römische Lustspiele in Masken auf; man legte großen Werth auf die Oper, in der ja auch ein Chor angebracht werden konnte. Indeß hatten diese Versuche keine weitere Folge; bei weitem näher lag eine anscheinend sonderbare Wendung: die Rückkehr zu den Franzosen, die Goethe in seiner Jugend fast noch heftiger bekämpft hatte als Lessing. Die Bühne war ja immer französisch geblieben: Tieck's sehr beachtenswerther Vorschlag, wenigstens für die Aufführung Shakespeare's das altenglische Brettergerüst zu versuchen, verhallte ungehört. Der Herzog hatte immer eine große Vorliebe für die Franzosen gehabt und Goethe, dem nicht mehr Natur sondern künstlerische Einheit das Wichtigste war, fügte sich seinem Wunsch, den „Mahomed" Voltaire's zu übersetzen. Er dachte gar nicht daran, wie sehr er sich durch dies schaale Intriguenstück an seiner eignen Vergangenheit versündigte, in der er den arabischen Propheten ganz anders aufgefaßt hatte. Das Stück wurde 17. Dec. 1799 dem Hof vorgelesen und 30. Jan. 1800 aufgeführt; andere Versuche folgten.

Der einseitige Haß gegen die Franzosen mußte sich allerdings verlieren, sobald ihre Herrschaft gebrochen war. Die akademische Literatur Frankreichs, wie hoch oder wie gering man ihren poetischen Werth anschlagen mochte, war die Rettung Europas aus einer höchst gefährlichen Barbarei, die alle Keime der bisherigen Bildung zu ersticken drohte. Indem die Franzosen im Denken, Empfinden und Handeln die Logik wiederherstellten, die in der romantischen Periode verloren gegangen war, gewannen sie dadurch im Chaos der widerstrebenden Gefühle und Willensrichtungen jenen festen Halt, der zwar im An-

fang, als die Gefahr groß war, etwas Eisernes, Unbiegsames und Drückendes hatte, der aber nothwendig war, damit die spätere echte Humanität sich zurecht finden konnte. „In Berlin," sagt Goethe in den „Propyläen", „scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus mit der Nützlichkeits- und Wirklichkeitsforderung zu Hause zu sein, und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durch's Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie das Genie, der ganzen Welt an, und können durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." — „Die Nothwendigkeit, unser tragisches Theater durch Versification vom Lustspiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden; man kann hoffen, daß die Scheu, welche so manchen, der sich einen dramatischen Künstler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmisches angeboten wurde, endlich radical curirt werden könne. Um eine solche Epoche beschleunigen zu helfen, den Schauspieler zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltenen Action zu veranlassen, ist die Bearbeitung des Voltaire unternommen. Die Allgemeinheit seines Interesse, die Klarheit der Behandlung, die Entschiedenheit der Charaktere, das Pathetische der Situationen begünstigt von Innen, so wie die Beschränktheit des Personals von Außen einen Versuch dieser Art auf jedem Theater."

Herder und seine Partei war über Inhalt und Form empört; auch Schiller hatte seine ernsten Bedenken. Er hatte sich durch aufmerksame Lectüre, namentlich Corneille's, mehr und mehr von der Werthlosigkeit der französischen Kunstform überzeugt. „Die Charaktere, die Gesinnungen, die Personen, alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so die zweischenkelige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken." Löse man aber das Versmaß auf, so zerreiße man das letzte künstlerische Band der Tragödie, und werde durch nichts entschädigt. Gleichwohl ließ er sich bestimmen, das Beginnen des Freundes in einem Gedicht zu rechtfertigen. Um des Naturalismus willen hatte man die französische Regel über Bord geworfen; um den Naturalismus los zu werden, nahm man sie wieder auf. Schiller zeigt, wie nöthig es sei, das gewaltsam eindringende wirkliche Leben von der Kunst zu verbannen: „Denn leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen, und er ist gleich dem Acherontschen Kahn: nur Schatten und Idole kann er tragen, und drängt das rohe Leben sich heran, so droht das leichte Fahrzeug umzu-

schlagen, das nur die flücht'gen Geister fassen kann. Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen." — In diesem höhern Sinn habe nur der Franzose die Kunst verstanden, trotz ihrer Beeinträchtigung durch falsche Convenienz. „Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene, verbannt aus ihrem festlichen Gebiet sind der Natur nachlässig rohe Töne, die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied. Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne, in edler Ordnung greifet Glied in Glied, zum ernsten Tempel füget sich das Ganze und die Bewegung borget Reiz vom Tanze." —

Das Unternehmen war doch nicht gleichgültig: ganz Deutschland sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf alles, was in Weimar geschah. Mahomed, Tankred, Phädra u. s. w. thaten freilich keine große Wirkung: aber faßt man Maria Stuart und Eugenie schärfer in's Auge, so bemerkt man bald, wie sehr das französische Muster den Einfluß Lessing's verdrängt hatte. Es war natürlich und nützlich, daß man in der nächsten Nähe das entgegengesetzte Extrem vertrat.

6.

Mythologie und Roman.

Unter dem gemeinsamen Titel „Romantische Dichtungen" veröffentlichte Tieck Sept. 1799 „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers" und den „getreuen Eckardt": letzteres eine Reihe von Balladen, dem treuherzigen Ton des Heldenbuches nachgebildet.

Zerbino steht gegen den „gestiefelten Kater" insofern im Nachtheil, als es länger und nachgeboren ist; dagegen empfahl es sich durch Vollständigkeit als Compendium für die Jünger der neuen Schule: sie wußten nun ganz genau, was in der Literatur zu loben und was zu tadeln sei. Außerdem veranlaßte es durch Gegenüberstellung parodischer und romantischer Massen den Kritiker der Schule, die Theorie des Komischen zu erweitern. „In der reinen Komödie," sagt A. W. Schlegel, „darf das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkür erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen. Der Ernst besteht in der Richtung der Gemüths-

kräfte auf einen Zweck, sein Entgegengesetztes besteht folglich in der scheinbaren Zwecklosigkeit und Aufhebung aller Schranken beim Gebrauch der Gemüthskräfte, und ist um so vollkommener, je lebendiger der Anschein des zwecklosen Spiels und der uneingeschränkten Willkür ist. So im Aristophanes: das Ganze des Kunstwerks ist ein einziger großer Scherz, der wieder eine Welt von einzelnen Scherzen in sich enthält, unter denen jeder sich um die andern nicht zu kümmern scheint. Der komische Dichter versetzt wie der tragische seine Personen in ein ideales Element; aber nicht in eine Welt, wo die Nothwendigkeit, sondern wo die Willkür des erfinderischen Witzes unbedingt herrscht, und die Gesetze der Wirklichkeit aufgehoben sind. Er ist befugt, die Handlung so keck und phantastisch wie möglich zu ersinnen; sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig sein, wenn sie nur geschickt ist, einen Kreis von komischen Lebensverhältnissen und Charakteren in das grellste Licht zu setzen." Diese Auseinandersetzung war wichtiger für das Verständniß der Vergangenheit als für die Kunstlehre der Zukunft. Wenn frühere Ausleger im Aristophanes einen boshaften Possenreißer sahen, spätere in ihm einen tiefen Denker suchten, der, ganz von der Herrlichkeit der alten Religion erfüllt, hinter anscheinender Frivolität den großen Schmerz um ihren Verfall versteckt habe, so hat A. W. Schlegel den richtigen Ort für ihn gefunden. Aber die Nachahmung des Aristophanes fand in den sittlichen Voraussetzungen der Zeit, die doch nicht blos von Außen sondern auch innerlich den Dichter bedingen, keinen günstigen Boden. Aristophanes sprach zu einem Publicum, welches durch das Zusammendrängen aller nationalen Thätigkeit in einen kleinen Raum sich einen großen Blick und ein Urtheil angeeignet hatte, das sonst nur aus der feinsten Bildung aufgeht. Der moderne deutsche Aristophanes hatte zu wählen zwischen dem Gebildeten, dessen Phantasie von den Gegenständen der wirklichen Welt auf die Reflexe derselben abgelenkt war, und dem Spießbürger. Aristophanes durfte nicht blos wagen, den allmächtigen Demagogen in fratzenhafter Maske darzustellen, sondern selbst den Gott, vor dessen Altar sich die Menge niederwarf. Sein Gemüth war frei wie die Sitte: zwar drohte der Opposition die Verbannung, dem Gotteslängner der Giftbecher, aber die Gottheit war liberal genug, Scherz von Ernst zu sondern. Der deutsche Dichter war noch in der Lage Rabener's, nur der Spießbürger und der Mitschriftsteller war ihm preisgegeben, und die ausführliche Satire gegen den Spießbürger bekommt immer etwas vom Beischmack ihres Gegenstandes. Freilich wagt sich Zerbino ein wenig höher: neben Leander, der gelehrten Gesellschaft, den Aerzten, Romanschreibern, Philanthropen, Pädagogen und andern ehrlichen Leuten, die Tieck in den „Straußfedern" verspottet, kommt auch eine Wachtparade vor. Aber wie zahm wird hier der Humor! Der Dichter hatte Grund dazu, aber

eben darum bleibt die Satire matt. Noch dazu ist die Form der Ironie die gemeinste: Tieck macht es wenig anders als Nicolai; er citirt Sätze seiner Gegner und findet sie lächerlich, weil er anderer Meinung ist; selbst die historischen Belege hat er später am Rand hinzugefügt. Es ist immer nur Stichwort gegen Stichwort; die Spöttereien sind nur verhaltene Recensionen, die niemand überzeugen, als wer von vornherein derselben Meinung ist.

Die streitende Kirche der Philosophie schrieb ähnliche Satiren gegen das Zeitalter. Aber Tieck verspottet seine Zeitgenossen, weil sie „ernsthafte Bestien" sind, Fichte, weil sie nicht Ernst genug machen, weil sie auf halbem Wege stehen bleiben und mit ihren Idealen nur spielen, statt ihr Leben daran zu setzen. Für Fichte ist die Literatur nur ein Symptom von den praktischen Tendenzen des Zeitalters, Tieck kennt nur die Literatur. Es giebt keine ärgere Spießbürgerei, als eine vom Leben gelöste Literatur, in der, was als die reizende Blüthe des Lebens soll genossen werden, das Leben selbst zu ersetzen sich unterfängt. Den unfruchtbaren Hochmuth klatschsüchtiger Theecirkel in seine Hohlheit aufzulösen, hätte wohl der Mühe gelohnt: aber Tieck war selber befangen; ein Theecirkel reibt sich am andern, eine Coterie an der andern.

Der Nüchternheit der Satire soll nun der phantastische Rahmen abhelfen. Dem „harmonisch Platten" stehn drei romantische Massen gegenüber. Erst Hanswurst, Hofrath und College Leander's geworden; der Kater als Minister, der Hund als Pädagog, der Zauberer Polycomikus, der kindisch gewordene alte König, der mit Bleisoldaten Schicksal spielt: eine Figur, in welcher sich Tieck selber verspottet. Dann die lyrische Gruppe der Schäfer und Eremiten, die immer von Waldeinsamkeit reden, und mit Matthisson die Natur dem goldenen Opernsaal vorziehn. Ihr Costüm ist das Geßner'sche Rococo; ohne Puder und Handschuh kann man sich diese Sehnsucht, die sich nach der Sehnsucht sehnt, gar nicht denken, ihrer süßen Galanterie fehlt nur noch Handkuß und Fußfall. — Endlich der Garten der Poesie: wer sich ihm nähert, fängt sofort an in Versen zu sprechen; in ihm lustwandeln die Schatten der abgeschiedenen Dichter: Sophokles, Dante, Cervantes, Ariost in feierlichen Gesprächen über das Wesen der Poesie; sie haben nichts Anderes zu thun, als Recensionen und Sonette herzusagen. Doch ist in dem Garten auch Natur, und zwar eine eigenthümliche: „Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet, hat Göttin Phantasie allhier vereint, so daß der Klang hier seine Farbe kennet, durch jedes Blatt die süße Stimme scheint, sich Farbe, Duft, Gesang Geschwister nennet, umschlungen all sind alle nur ein Freund, in sel'ger Poesie so fest verbündet, daß jeder in dem Freund sich selber findet. Und so wie Farb' und Blume anders klingen nach seiner Art in eignen Melodien, daß Glanz und Ton zusammendringen und brüderlich in einem Wohllaut blühn,

so sieht man auch, wenn die Poeten singen, gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn: jedwedes fliegt in Farben seiner Weise ein Luftbild in dem goldenen Geleise." — Zuerst fängt der Wald an zu reden, dann die Rosen, Lilien, die Vögel, das Himmelblau, die Harfe, die Flöte, welche unter anderm die Bemerkung macht: „Unser Geist ist himmelblau, führet dich in blaue Ferne ꝛc.", dann redet die Quelle, der Bergstrom, der Sturm, kurz es ist ein pantheistisches Zittern der ganzen Natur, die sich abquält, Sprache und Gestalt zu gewinnen. Tieck thut sich viel darauf zu gute, daß er die Sprache des Wassers, der Blumen, der Berge und anderer Naturgegenstände nachsingt, die dem prosaischen Gemüth verschlossen bleibt; er lacht den einfältigen Nestor aus, den die Blumen noch nie angesungen haben. Aber was sie zu ihm selber singen, könnte jedes beliebige hübsche Mädchen mit demselben Recht ihm vortragen: es sind Gefühle der Liebe, der Freundschaft, ja die Bäume können sich nicht enthalten förmlich zu moralisiren. Tieck liebt die Natur im Allgemeinen, aber nur wo sie ihm nicht unbequem wird. Als einmal Nestor sich wundert, keine Raupen zu sehn, erklärt die Göttin feierlich: „Kein Ungeziefer naht dem heil'gen Wohnsitz!" — Heilige Natur! Dein Priester redet von Ungeziefer! Diese exclusive Natur für fein gestimmte Seelen hat Goethe in der „geflickten Braut" beschrieben: Tieck-Zerbino ist Prinz Oronaro; die Natur ist aus Tapeten zusammengesetzt, die Blumen aus Seidenstoff, der Wald aus Fransen, der Mondschein ist eine rothe Lampe, und die Göttin, die in der Mitte sitzt, eine ausgestopfte Figur, mit Werther, Siegwart und andern Empfindsamkeiten gefüllt. Was es heißt, wirklich die Stimme der Natur zu verstehn, das Gespräch der Vögel zu belauschen, hat z. B. der Russe Turgenieff gezeigt; Tieck hört immer nur sich selbst.

„Können wir denn," fragte er schon 1796 den Pastor Schmidt von Werneuchen, „die Natur wirklich so schildern, wie sie ist? Jedes Auge muß sie in einem gewissen Zusammenhang mit dem Herzen sehn, oder es sieht nichts. Wird nicht jeder poetische Mensch in eine Stimmung versetzt, in der ihm Bäume und Blumen wie belebte und befreundete Wesen erscheinen? Nicht die grünen Stauden und Gewächse entzücken uns, sondern die geheimen Ahnungen, die aus ihnen gleichsam heraussteigen und uns begrüßen. Dann entdeckt der Mensch neue und wunderbare Beziehungen zwischen sich und der Natur." — Es ist damit wie mit der Erschaffung der Dinge durch das Selbstbewußtsein: das Gemüth ist der Rahmen, aber wenn die Sinne ihm nichts überliefern, kommt nicht viel dabei heraus. Tieck glaubt die Natur zu lieben, in der That liebt er ein Ideal, die wirklichen Blumen sind ihm viel zu ordinair, die wahren Blumen stehn nur im Garten der Poesie, im Reich der Feen oder der Schatten: „die Erde kennt nur den schwachen Schatten

dieser Herrlichkeit." Auch das wirkliche Licht der Natur genügt ihm nicht, er muß illuminiren. Man höre folgende Beschreibung des Mondscheins im Garten der Poesie: „ein seltsamlich Geflimmer von tausend und tausend wechselnden Farben; durchsichtig sind die Blumen und ihre Geister steigen heraus und wiegen sich und hüpfen sichtbarlich in den Kelchen; schmucke Geisterchen hängen in den Bäumen und necken die antwortende Nachtigall, um alle Blätter brennen Lichter, durch das wankende Gras schweifen Sterne, die Töne entzünden sich inniglicher, herzlicher, die Musik umarmt brünstiger die mit Träumen gaukelnde Natur. Dann schwebt aus goldenen Himmelswolken wallend, bebend, Schimmer strahlend, Segen thauend, Wonne singend, die Liebe, die Liebe zu den entzückten Blumen herab." Es ist das vollständige Ballet; und so zündet er jedesmal, sobald er eine recht feierliche Naturschilderung einführt, ein Feuerwerk an, das einen ziemlich unangenehmen Geruch hinterläßt.

Nur da kennt er die Natur, d. h. antwortet ihr mit einer entsprechenden Saite des Gemüths: wo sie Grauen erregt. Mit dem Frühling und den Blumen tändelt er nur, aber wo die Gespenster umgehn, da öffnet sich wirklich das Auge seiner Phantasie, und er schaut, wie alle Mächte der Erde schadenfroh geschäftig sind, den Menschen zu verwirren, der wie ein Fremdling, wie ein Spuk in der Natur sich vorkommt. So in der Genoveva: „Ich schaute zum Fenster hinaus und überhin das grüne Feld, der Himmel war von allen Wolken rein, ein dunkles Blau umzog die Silbersterne und in der Mitte hing der goldne Mond: wie ich noch so den blanken Schein betrachte und im Gemüth die helle Nacht erwäge, kommt vom Walde ein leises, leises Rauschen, rührt die Bäume, daß sich die vollen Wipfel neigen und nicken; währt gar nicht lange, wird das Brausen stärker, da fängt der Rhein an seine Ufer zu klatschen, — so dacht' ich innerlich: ist's doch nicht anders, als führt' das Wasser mit den Bäumen Gespräche; was mögen sie sich doch erzählen, die beiden? der alte Rhein und diese alten Eichen. So dacht' ich und gemahnt' mich wie ein Kind; da hob ich auf den Blick, da zogen Wolken dicht um den Mond, und immer dichter und dichter, und plötzlich waren sie wieder weg, aber um die Scheibe lag weit umher ein Meer wie von Blut, recht dunkelrothes Blut und zum Entsetzen." — Das ist aus des Dichters eigenster Natur geflossen. In diesem Licht hat auch Fr. Schlegel die Natur gesehn, als er bald darauf Dichter wurde, und das Geheimniß des Mondes enthüllte: „Seht ihr mich milde glänzen, und warme Sommernächte schön erhellen, wo leise Freudewellen der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen: sind's Sonnengeister nur, die sanfter spielen, mein eignes Wesen könnt ihr so nicht fühlen. Doch wenn ich seltsam scheine, aus dunkeln Wolken ängstlich vorgeschlichen, dann ist die Hüll' entwichen, es merkt der Mensch mit Schaudern, was ich meine."

Novalis' Naturempfindung steht dazu im angenehmsten Contrast. Man vergleiche mit dem Nachtbild der Genoveva ein ähnliches im Ofterdingen: „Der Mond stand in mildem Glanz über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Creaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeßlichen Daseins zu entfalten. Es war Heinrich, als ruhte die Welt aufgeschlossen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gastfreund, all ihre Schätze und verborgene Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deswegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von mannigfaltigen Ausdrücken um den Menschen her thürmte.... Er sah sein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münster gebaut, aus dessen steinernem Boden die ernste Vorwelt emporstieg." Noch schlagender ist der Gegensatz der gräßlichen Goldkönigin im Runenberg und dem lieblichen Räthsel vom Goldkönig, das der Bergmann im Ofterdingen vorträgt.

Tieck führt den Frühling in der Regel in dem Costüm ein, das Goethe im „Schatzgräber" zurecht gemacht; einmal erscheint ihm Phantasus in dieser Maske: er besucht den Dichter, mit dem er früher viel gespielt, in seiner Kammer, wo dieser, in wissenschaftliche Grübeleien vertieft, ihn nicht wiedererkennt. Er hat Philosophie und Geschichte studirt, sie haben ihn nur traurig gemacht. Auch „Natur hab' ich ergründen wollen, da kam ich gar auf seltsame Schrollen, verlor mich in ein steinern Reich, ich glaubte all's, nichts doch zugleich, wollt' Pflanz', Metall und Stein verstehn, hatt' viel Kunstworte bald verstanden, ich selbst gekommen mir abhanden." Jetzt ergreift ihn wieder die Lust zu spielen und den Frühling zu sehn. Sie vertiefen sich in Waldeinsamkeit, Fels, Grotte, Vogelgesang u. s. w. Verschiedene mythologische Figuren zeigen sich: der Schreck und die Albernheit, die sich Mährchen erzählen, der Scherz, ein gewaltiger Zwerg, der die verwegensten Kunststücke vollbringt; die Liebe, mit einem Gefolge von Elfen und andern Balletmädchen. Es gefällt ihm. „Doch nahm der allergrößte Schreck mir plötzlich Stimm' und Odem weg: was ich für Grott' und Berg gehalten, für Wald und Flur und Felsgestalten, das war ein einzigs großes Haupt, statt Haar und Bart mit Wald umlaubt. Still lächelt er, daß seine Kind' im Spielen glücklich vor ihm sind. Er winkt, und ahndungsvolles Brausen wogt her in Waldes heil'gem Sausen. Da fiel ich auf die Kniee nieder, mir zitterten in Angst die Glieder, ich sprach zum Kleinen nur das Wort: sag' an, was ist das Große dort? — Der Kleine sprach: Dich faßt ein Grauen, weil du ihn darfst so plötzlich schauen.

Das ist der Vater, unser Alter, heißt Pan, von allem der Erhalter. — Ein mächt'ger Schauder faßte mich." — Dieser Schauder entspringt aus der grotesken Verbindung eines Menschengesichts mit dem bunten Allerlei der Natur. Pan ist der Geist, welcher hinter der Erscheinung steht und ihr ein Gesicht schneidet. Wo dieser Schauder aufhört, hat die Natur für Tieck keine Zunge, er begnügt sich, mit Anlehnung an die Speculation, sie in artigen Arabesken und Hieroglyphen durcheinanderzuwerfen. So in den „Lebenselementen", über welche Körner mit Recht bemerkt: „ich ehre jedes echte Gefühl und kann mit Jedem sympathisiren, der sich über ein Grashälmchen freut — aber das Universum kann man nicht lieben und nicht darstellen. Das Herz fordert ein Bild von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese Poesie giebt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit."

Für seine Art der Naturandacht fand Tieck willkommene Nahrung in der „Morgenröthe im Aufgang". „Meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich mit fast frevlem Leichtsinn zu den Mystikern. Ein Zufall gab mir den Jacob Böhme in die Hand, und ich ward geblendet von dem Glanz des innigsten, blühendsten Lebens, von der Fülle der Erkenntniß, erschüttert ward ich von dem Tiefsinn, und von dem Aufschluß beglückt, der sich aus diesem neuentdeckten Reich über alle Räthsel des Geistes verbreitete ... Der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich so, daß ich nur von hier aus das Christenthum verstehn wollte." — Auch Novalis wurde ganz für den görlitzer Propheten gewonnen.

Mit nicht geringerer Andacht vertieften sich Tieck und Novalis in Schleiermacher's Reden. — „Da sie es so grimmig trieben mit ihrem Wesen," erzählt Fr. Schlegel, „hat Schelling dadurch einen nenen Anfall von seinem alten Enthusiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn denn aus allen Kräften bestätigte. Drob hat er ein „Epikurisch Glaubensbekenntniß von Hans Widerporst" in Hans Sachs Goethe's Manier entworfen. Unsre Philironie ist sehr dafür, es im Athenäum zu drucken." Die positiven Stellen dieses Glaubensbekenntnisses hat man später in die Gesammtausgabe aufgenommen. — In der Welt steckt ein Riesengeist — „ist aber versteinert mit allen Sinnen, kann nicht ans dem engen Panzer heraus, noch sprengen sein eisern Kerkerhaus, obgleich er oft die Flügel regt, sich gewaltig dehnt und bewegt, in todten nnd lebendigen Dingen thut nach Bewußtsein mächtig ringen ... und hofft durch Drehen und durch Winden die rechte Form und Gestalt zu finden; und kämpfend so mit Füß' und Händ' gegen widrig Element, lernt er im Kleinen Raum gewinnen. In einen Zwergen eingeschlossen (heißt in der Sprache Menschenkind) der Riesengeist sich selber find't; von eisernem Schlaf,

von langem Traum erwacht, sich selber erkennet kaum, über sich selbst gar sehr verwundert ist, möcht' alsbald wieder mit den Sinnen in die große Natur zerrinnen ... seiner Abkunft ganz vergißt, thut sich mit Gespenstern plagen, könnt' also zu sich selber sagen: Ich bin der Gott, der die Welt im Busen hegt, der Geist, der sich in allem bewegt. Vom ersten Ringen dunkler Kräfte bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte, wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt, ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Leben, ein Trieb und Drang nach innerm Leben ..." — Viel wichtiger sind die bisher noch ungedruckten Negationen. Hans Widerporst will von den „hohen Geistern", die über Religion schreiben, sich „Verstand und Sinn nicht verkleistern lassen"; was sie träumen, sieht wie ein Gedicht aus, ist aber in der That „aller Poesie Vernichtung". Nur die Materie, die sich dem Forscher und dem Genießenden offenbart, ist das Wahre. Die alte katholische Religion hatte noch ihr Gutes; man überließ den Himmel den Pfaffen, und malte sich ihn recht sinnlich aus. — Die Ausdrücke werden hier so derb, daß sie der Staatsanwalt kaum würde passiren lassen. — Nun ist aber die Moral aufgetaucht, und man kann mit keiner Religion mehr auskommen. Schließlich räth er jedem, dem von dem Reden über Religion der Magen schwach geworden, mit einem schönen Kind zur Stärkung die Lucinde zu lesen.

„Zum Gespräch mit Hardenberg," schreibt Dorothee 15. Nov. an Schleiermacher, „bin ich nicht gekommen, ich glaube, er vermeidet es; er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anderes Raum findet. Mir hat er's noch nicht angethan. Er sieht aber wie ein Geisterseher aus, und hat sein ganz eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht leugnen. Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will, sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht." — „Es geht ziemlich bunt und störend durcheinander," setzt Fr. Schlegel hinzu. — „Religion und Holberg, Galvanismus und Poesie. Du kannst denken, was zwei solche Feuer und Wasser sprudelnde Menschen wie Hardenberg und Tieck für ein Wesen zusammen treiben. Hardenberg hat uns christliche Lieder gelesen; die sind nun das Göttlichste, was er je gemacht. Die Ironie dazu ist, daß Tieck, der kein solch Lied herausbringt, wenn er auch Millionen innerliche Purzelbäume schlägt, nun auch solche Lieder machen wollen soll." — „Caroline," schreibt Dorothee an Rahel, „urtheilt über alles ganz dreist und hart ... Sie macht die Wirthin mit einem leichten Anstand; sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von ihrer Coquetterie gegen A. W. Schlegel sagen, gab mir gleich anfangs die Ver-

muthung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Ueberzeugung habe." — Caroline war 1 J. jünger als Dorothee.

In diesem Kreise las Tieck 20. Nov. den ersten Theil der „Genoveva" vor; 6. Dec. bei Goethe das Ganze. Goethe lobte es sehr, doch liegt in dem Zuruf an seinen neunjährigen Knaben: „Nun was meinst du zu all den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten? ist das nicht recht wunderbar?" doch wohl etwas Ironie. Iffland lehnte (21. Dec.) die Aufführung des Stücks ab; Kotzebue, der Tieck gewinnen wollte, ließ ihm unter der Hand anbieten, es für die Bühne zurechtzustutzen; ebenso wollte Goethe ihn veranlassen, den Zerbino durch Ausmerzung des Komischen in ein Theaterstück zu verwandeln! Er arbeitete eben am Mahomed.

Das Problem der Genoveva ist das alte des Abdallah und Lovell: wie kommt die Sünde in ein reines Gemüth? Zur Lösung dieser Frage bringt Tieck eine wichtige Gabe mit: er empfindet tief und mit Schreck, was in einzelnen Momenten die Sünde im Gemüth für Verwüstungen anrichtet. Aber er findet die Feder nicht, nach der sich der Charakter im Ganzen bewegt, er findet sie weder in der Form des Naturgesetzes, noch in der Form der Freiheit. Der Uebergang vom Guten zum Bösen, dem blöden Auge fast unsichtbar, ist ein bestimmter, ein entscheidender Act, und für jeden, der überhaupt an Freiheit glaubt (jeder dramatische Dichter als solcher glaubt an Freiheit) ein Act der Freiheit. Tieck hat nicht die Kraft des Gemüths, an Freiheit zu glauben. Wir erfahren von Golo eine Reihe Stimmungen, aber die entscheidende fehlt, wo die sündhafte Begierde in ihm erwacht. In diesem Punkt hat Hebbel bei seiner spätern Bearbeitung seinen Vorgänger wesentlich verbessert. Die Freiheit, mit der die Seele die Schuld auf sich nimmt, hat noch eine weitere Folge, sie giebt dem Sünder die Kraft, mit einem gewaltigen Sturz in sich zusammenzubrechen. Diese Kraft fehlt Tieck's Sündern durchaus, sie können nur langsam versaulen, und ob das auf einem Kehrichthaufen geschieht oder im einsam grünen Thal, ändert in der Sache nichts.

Golo findet einige Entschuldigung dadurch, daß ihm eine äußerst wunderliche Heilige gegenübersteht. Genoveva fällt schon bei dem Abschied ihres Gemahls durch weinerlich ungebärdiges Wesen auf, als dann Golo mit Galanterien anfängt, thut sie erst, als verstehe sie ihn nicht, dann sucht sie zu vertuschen; einmal nach einer höchst leidenschaftlichen Scene, wo freilich im narkotischen Duft der Blumen die Besinnung einschlummert, entfährt ihr das unbedachtsame Wort: „o laßt mich! bei den hocherhabenen Gestirnen! ich kann auf euch nicht so, wie ich wohl sollte, zürnen!" — Tieck scheint mit Kotzebue anzunehmen, daß eine gewisse Gutmüthigkeit vieles entschuldigt. — Aber dem Verbrechen und der Versuchung gegenüber ist die Gutmüthigkeit nicht am Ort.

Es lebt in Genoveva ein dunkles Schuldbewußtsein, das freilich weder ihr, noch ihrem Dichter zur Klarheit aufgeht. — Vor der Vermählung erscheint ihr im brünstigen Traumgesicht der Heiland, und erklärt sie für seine Verlobte. Die Neuvermählte kommt auf das Schloß ihres Gemahls, sieht Golo, und aus seinen Augen leuchtet ihr das Antlitz des Heilands entgegen, den sie im Traum gesehn. Diesen Umstand erzählt sie, nachdem Golo bereits seine ersten Versuche gemacht, der Vertrauten desselben, die „es heiß überläuft", und die nichts Eiligeres zu thun hat, als Golo zu berichten, seine Leidenschaft werde insgeheim erwidert. Nun ruft freilich Genoveva gleich darauf sich zu: „wie tief bist du, o schwaches Weib, gesunken! wie sind die Worte meiner Zung' entflossen! mein Geist war in der Nacht erschlafft und trunken, die ganze Welt war hinter'm Mond verschlossen . . . . o Tag verwische die Schuld der Nacht! ich trage selber Haß zu diesem kindisch schwachen Weiberherzen, und strafe mich durch Pein und herbe Schmerzen." Aber schon daß sie dem Monde einen Theil ihrer Schuld aufbürdet, ist bedenklich, und die Büßung derselben durch Fasten und Geißelung will für unser religiöses Bewußtsein nicht viel bedeuten. Für den Katholiken wird sie nachträglich durch siebenjähriges Leiden und Wunder als Heilige legitimirt; dem deutschen Dichter zu Ende des 18. J. hätte ein anderes Ideal einer Heiligen vorschweben sollen. Zwischen dem kategorischen Imperativ Thekla's und der Weichlichkeit Genoveva's eingeklemmt, kam das poetische Ideal der Zeit in eine wunderliche Lage.

Das Motiv hat so wenig Einfluß auf die übrige sittliche und gemüthliche Entwicklung, daß dem Dichter etwas Anderes vorgeschwebt haben muß Eine Art Auskunft findet man in der Erzählung eines alten Geistlichen in dem „Aufruhr in den Cevennen". Die Lectüre der h. Schrift hat ihn in die tiefste Rührung versetzt. „Die ganze Welt erbarmte mich, ich empfand eine solche Ueberfülle von Liebe in meinem drängenden Herzen, daß es fast in sich selbst vor Wonne zerbrach . . . . Wie eine ungeheure Gewalt ergriff es mich jetzt; ja, sprach ich zu mir selbst, so wie du, hat noch kein Mensch geliebt, der Geist Gottes selbst ist es, der sich in dir regt, alles zu beglücken, zu lieben, zu bemitleiden; in diesem hohen Moment fühle ich es als ewige Wahrheit, ich selbst bin der Sohn Gottes . . . . . Da überfiel mich Zittern und Angst . . . den fürchterlichsten Abfall von Gott hatte ich erlebt in demselben Augenblick, da ich mich ihm mit allen meinen Kräften am allernächsten fühlte. Ich verstand mich nun und die menschliche Natur, so wie die Gefahr der begeisterten Liebesentzückungen . . . . Der Mensch ist ein höchst gebrechliches Wesen. J e h e l l e r s i c h d e r L i e b e s g e i s t i n i h m e n t z ü n d e t, j e d u n k l e r b r e n n t a u c h d a s V e r w o r f e n e i n i h m."

Eine andere, etwas räthselhafte Stelle findet man im „Hexensabbat", der

Novelle, in welcher Tieck seinem Lieblingsproblem, wie die Seelen sich tauschen, am nächsten tritt. — Eine alte Frau hat Jahre hindurch unter den schwersten Anfechtungen unausgesetzt Werke der höchsten Liebe und Frömmigkeit verrichtet; plötzlich bekennt sie sich als Hexe; sie habe sich dem Satan geweiht, und unter heuchlerischer Maske das Verworfenste ausgeübt. „So wäre uns," fragt ein Aufgeklärter, „eine Heilige aus Reih' und Glied gelaufen, um im Narrenthurm zu endigen. Warum grenzt nur die Unklugheit immer so an das Allerbeste im Menschen?" „Doch wohl, weil das Beste und Edelste immer ganz geistiger Natur ist und ganz mit der Liebe eins." — Der Bischof der Novelle denkt anders, er schickt die Hexe auf den Scheiterhaufen, die auch bis zum letzten Augenblick bei ihrer Aussage bleibt. — Die Tendenz der Novelle ist gegen die Hexenprocesse; das Bekenntniß der Alten ist also Wahnsinn, epidemisch hervorgebracht: mit geringer Abänderung hätte es Wahrheit sein können.

Etwas der Art muß Tieck bei der Genoveva vorgeschwebt haben: der Heiland, der ihr erschien, war der Satan. Aber diese Entwickelung paßte nicht in das Costüm eines Stücks, in welchem die Heilige vom Heiland besonders begnadet und das Liebesentzücken als Weg zum Himmel empfohlen werden sollte. — Eine seltsame Stelle — durch das Vorhergehende und Nachfolgende nicht motivirt — deutet auf das gemischte Gefühl des Dichters gegen seine Heldin. — Als sie im Gefängniß dem Versucher noch den Weg zur Umkehr bietet, ruft dieser entsetzt: „Ha Schlange! daß ich dir glaubte! frei möchtest du werden, um mich zu verderben. Der Tod redet aus dir und grinst aus deinen Augen. Fort, ich kenne dich nicht mehr, Scheusal! wie bleich, wie entstellt! Großer Gott, das sollte Genoveva sein? Lachen müßt' ich, wenn mir nicht schauderte. Sie die Schöne, sie die Holde? — Ein Todtengeripppe! — Hinweg aus diesem Grabe, in dem sich der lebendige Leichnam regt!"

Den Irrfahrten Golo's nachzugehn, ist nicht der Mühe werth, die Hauptsachen sind im Lovell schon besser dargestellt. Nur eins kommt hinzu, der große Werth, welcher der Einwirkung des Blumendufts und des Mondscheins auf die Seele beigelegt wird. In diesen träumerischen Beziehungen liegt der größte Reiz des Stücks, sie sind mit einer Poesie ausgeführt, die Tieck niemals wieder überboten hat. Aber die Schwäche dieses dramatischen Hebels erkennt man am deutlichsten, wenn man die Genoveva mit einem echt katholischen Stück vergleicht, mit Calderon's „wunderthätigem Magus". Auch hier ist mit glühender sinnlicher Poesie der Einfluß des Naturzaubers, der sinnlichen Welt auf die Außenseite der Seele dargestellt, die träumerisch den geheimnißvollen Fäden folgt: aber im entscheidenden Augenblick erwacht die Seele, über deren innersten freien Kern der Teufel keine Gewalt hat, und beschämt seine Arglist.

Das Ende Golo's gleicht an Unwürdigkeit ganz dem Ende Lovell's. Auch Golo's feige Seele klebt nur am nackten elenden Leben; sich dieses zu erhalten, wendet er jede Art der Lüge und der Bettelei an; bis endlich die Schäfer, denen er Gutes gethan, seinem Leichnam ein christliches Begräbniß geben und ihm nach Art Kotzebue's eine Thräne der Rührung nachweinen.

Und nun die Lösung? — Wie kommt die Sünde in ein reines Gemüth? — Durch die Constellation der Sterne. — „Euer Vater zeugte euch in wildentbrannter Lust, und vor ihm stand ein Bild von Tod und Blut, kein Stern am Himmel war zur Liebe gut, drum kamet ihr mit wunderbarem Sinn und richtet euch nach Tod und Elend hin. Ihr könnt nicht anders, so sind die Sternenkräfte. . . Trägt jeder um sich sein siderisch Haus und kann aus seiner Heimath nicht heraus." — So spricht zwar zunächst nur eine Hexe, so spricht ihr aber auch Golo nach, so denkt der Dichter selbst, der Macbeth's Schuld daraus herleitete, daß sein Fuß zufällig in den Zauberkreis der Hexen tritt. Hier spielt das Gestirn eine ganz andere Rolle, als in Schiller's Wallenstein: „wie es bei der Geburt des Menschen steht, so steigt der Einfluß aus den Kreisen nieder. Drum rächet nicht an mir, was Gottes ist, des Schicksals Schuld, der bösen Sterne Einfluß, die innere Verderbung der Natur." Eine jämmerliche Ausflucht! selbst in der steinernen Brust Richard's 3. tritt endlich das intelligible Ich hervor, das sich selbst in seiner Erscheinung verdammt und das Vernichtungswort ausspricht: Ich bin Ich! — Gleichviel, ob aus dem Einfluß der Sterne oder wie sonst ein Schurke, Ich bin der Schurke!

Tieck empfand die Nothwendigkeit, diesen schwächlichen Figuren ein heroisches Gegengewicht zu geben; er schildert den ganzen Maurenkrieg Karl Martells. Hier zeigt sich aber seine völlige Unfähigkeit, ein breites geschichtliches Gemälde mit großen Strichen zu entwerfen, nicht blos wenn man ihn mit Shakespeare, sondern wenn man ihn mit Schiller vergleicht. Wie königlich hebt sich Wallenstein gegen dies Durcheinander von leeren Declamationen und flitterhaftem Theaterprunk, wo die Ueberfülle von Figuren bei ihrer Familienähnlichkeit nur die Armuth der Erfindung bezeugt. Lächerlicher noch erscheint die Redoute, wenn man den historischen Maßstab anlegt, und diesen provocirt Tieck, da er alle Augenblicke zwischen der Gegenwart und dieser angeblichen Vergangenheit schielende Parallelen zieht. Der heilige Bonifaz ermahnt im Prolog die Zuhörer: „O laßt den harten Sinn erweichen, daß ihr die Kunde aus der alten Zeit, als noch die Tugend galt, die Religion, der Eifer für das Höchste, gerne duldet!" — und meint damit ein Jahrhundert, welches zwischen der Fredegunde und der Marozia liegt! Alle Achtung vor der licentia poetica; aber wenn die Poesie predigt, dem Zeitalter Buße und Rück-

kehr empfiehlt, so muß man ihr auf die Finger sehn, ob sie auch nicht betrügt. In der That ist das Christenthum, das sich hier breit macht, eitel Flitterkram: Bilder, Lampen, gemalte Fenster, Gewölbe, Miniaturen; all dieser Tand hat mit der Seele der Handlung nichts zu schaffen, es ist eine gleichgiltige Decoration, und die heiligen Engelein, die auftreten, sind im Balletcostüm gedacht. Und diese Empfehlung des katholischen, d. h. calderonischen Heidenthums ist tendenziös. Schon im „Garten der Poesie" wird von der „Glorie der katholischen Religion" gepredigt; es wird behauptet, „der Protestant protestirt gegen alles Gute, besonders gegen die Poesie," und Ludovico, die ideale Figur im Sternbald, belehrt den blöden Schüler Luther's: „Ihr tastet die Göttlichkeit unserer Religion an, die wie ein wunderbares Gedicht vor uns da liegt, und nun einmal keinem andern verständlich ist, als der sie versteht: hier wollt ihr ergrübeln und widerlegen, da im Gegentheil die höhere Vernunft lieber die edle Poesie glauben als sie den Unmündigen würde erklären wollen ... So erzeugt sich statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit, die alle Herzen schmachtend zurückläßt: der ewige Strom voll großer Bilder und kolossaler Lichtgestalten trocknet aus, die dürre gleichgiltige Welt bleibt zurück, und einzeln, zerstückt und mit ohnmächtigen Kämpfen muß das wiedererobert werden, was verloren ist."

In dieser Begeisterung wurde Tieck von der ganzen Schule getragen; freilich sind es fast immer artistische, oft frivole Motive. So in dem Gespräch, welches A. W. Schlegel und Caroline in Dresden über die Galerie schrieben. „Durch die Reformation wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden, und eine mythische Welt hinter ihm vernichtet. Wie den ersten Christen die schönsten Werke der griechischen Kunst ein Greuel waren, so verbannten die strengeren Reformatoren alle bildlichen Darstellungen aus den Kirchen. Erst nach einem langen Zeitraum konnten protestantische Dichter aufstehn; nun fanden sie sich von aller volksmäßigen Sage verlassen." — „Sie sind in Gefahr, katholisch zu werden." — „Wie dann und wann heidnisch. Es ist keine Gefahr dabei, wenn Rafael der Priester ist. Ein schöner Gottesdienst kann nie Aberglaube sein. Für die Kunst ist es ein unschätzbarer Vortheil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her malerisch organisirt sind... Will der Künstler auf das Uebermenschliche nicht ganz Verzicht thun, so ist er auf die Alternative reducirt, die Ideale einer ausgestorbenen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Personen eines noch bestehenden und wirkenden Glaubens zu huldigen." — „Eines noch bestehenden! aber wie lange?" — „Als schöne freie Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer; als Maler haben Sie mehr Ursache, damit zufrieden

zu sein, als mit der griechischen Mythologie. Welch ein anmuthvolles Bild ist z. B. die Magdalena der katholischen Sage! So jugendliche Sünde, so liebliche Reue, und die sich in vielfachen Schattirungen ausdrücken läßt; hier z. B. ein blühendes Mädchen, die sich in eine sanfte Zerknirschung des Herzens hineingeträumt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Magdalene ist die Bajadere der christlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt so leicht in einen frivolen Ton, wenn man von diesen fair penitents spricht." Die Neigung zum Katholicismus ist hier, wie A. W. Schlegel später selber sich ausdrückte, lediglich eine prédilection d'artiste. In demselben Sinne sagt Fr. Schlegel: „Nichts ist witziger und grotesker als die alte Mythologie und das Christenthum. Eben weil es eine Religion des Todes ist, ließe sich das Christenthum mit dem äußersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben, so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens."

Angeregt durch die „Reden", schrieb Novalis einen Aufsatz „Europa oder die Christenheit", in welchem er fand, daß der bilderreiche, das Mitleid fördernde Katholicismus den pantheistischen Bedürfnissen des Gemüths reichere Nahrung bot; zudem habe die Reformation die nothwendige Einheit Europa's zerstört. — Der Aufsatz sollte neben den „Widerporst" in's Athenäum, damit das Evangelium des absoluten Witzes erfüllt werde; erst Goethe gelang es 2. Dec., die vom Dionysos Begeisterten zu überzeugen, daß beides ungedruckt bleiben müsse, der Lobgesang auf die ephesische Diana wie auf die heilige Jungfrau. Der einzige Reiz jenes Aufsatzes liegt, bei dem höchst dürftigen historischen Gehalt, in der Paradoxie, mit der sich das Christenthum poetisirt und mythologisirt. „Höchst sonderbar ist die Aehnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Mährchen; anfänglich eine Bezauberung, dann die unerhörte Versöhnung u. s. w., die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. Die Geschichte Christi ist ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte; und überhaupt ist nur die Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel sein kann." „Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommenen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint zu monoton — man erinnere sich an die vollkommenen Charaktere in Schauspielen. Die Predigt muß pantheistisch sein, ausgehn von dem Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein." „Lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar. Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich auch aufhören

und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden." — —

In dieser Stimmung, wo sich religiöse und poetische Anschauung innig durchdrangen, gab er den „Hymnen an die Nacht" den Abschluß. Sie sprachen ursprünglich nur den tiefen Schmerz um Sophien's Verlust, die Sehnsucht nach dem Tode aus. „Zu suchen haben wir nichts mehr, das Herz ist satt, die Welt ist leer." Nun aber gewinnt diese Sehnsucht eine neue mystische Bedeutung. Die fünfte Hymne scheint dazu bestimmt, Schiller's „Götter Griechenlands" zu ergänzen: die sinnliche Schönheit des Heidenthums wird wiederum in den farbenreichsten Bildern ausgeführt, aber es wird hinzugefügt, daß über diesem schönen Leben ein dunkler Schatten schwebte, die Idee des Todes, die man nicht enträthseln konnte, weil man nur an das Leben glaubte. „Die Götter verschwanden. Einsam und leblos stand die Natur. In's tiefere Heiligthum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt, den Schleier der Nacht warfen sie über sich; die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß." — „Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn.. Unter Hellas heiterem Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde: Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit, zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen! im Tode ward das ewige Leben kund: Du bist der Tod, und machst uns erst gesund!.. Der Sänger zog nach Indostan, das Herz von süßer Liebe trunken ..." Man erkennt wohl ungefähr die heiligen Traditionen heraus, aber sie sind in die Farbe der morgenländischen Mährchenwelt getaucht; die Religion wird in die Poesie vertieft, das Evangelium zu einem Gedicht idealisirt. Das Medium, durch welches Novalis die Religion empfängt, ist nicht, wie bei den Protestanten, das Gewissen, sondern die Phantasie; und so spricht in den „geistlichen Liedern", deren Melodie sich neben die schönsten von Goethe reiht, nicht die Gemeinde, sondern ein seltsam organisirtes sehnsuchtsvolles Gemüth; niemals ist die kirchliche Ueberlieferung die Grundlage des Bildes, sondern die mythenbildende Einbildungskraft.

„Fern im Osten wird es helle, graue Zeiten werden jung; aus der lichten Farbenquelle einen langen tiefen Trunk!" Der Weingott Dionysos erscheint wieder auf Erden und verkündet die Aufhebung des Gesetzes. „Ein alter, schwerer Wahn von Sünde war fest an unser Herz gebannt; wir irrten in der Nacht wie Blinde, von Reu' und Lust zugleich entbrannt. Ein jedes Werk schien uns Verbrechen, der Mensch ein Götterfeind zu sein ... Das Herz, des Lebens reiche Quelle, ein böses Wesen wohnte drin ..." — Der

Wahn schwindet, das Symbol des ewigen Lebens, welches der Tod ist, verscheucht diese Gespenster der Grübelei. „Geh zu dem Wunderstamme, gieb stiller Sehnsucht Raum, aus ihm geht eine Flamme und zehrt den schweren Traum."

Als schönstes Symbol überlieferte der Versöhner den Menschen das Bild des göttlichen Weibes, Jungfrau und Mutter zugleich, wie sie sich Rafael offenbart. „Nach dir Maria heben schon tausend Herzen sich; in diesem Schattenleben verlangten sie nur dich." Jedes dichterische Gemüth schaut diese Heilige in fruchtbaren Träumen. „Oft wenn ich träumte, sah ich dich so schön, so herzensinniglich, der kleine Gott auf deinen Armen wollt' des Gespielen sich erbarmen; du aber hobst den hehren Blick, und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück. Was hab' ich Armer dir gethan? Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an, sind deine heiligen Kapellen nicht meines Lebens Ruhestellen? Gebenedeite Königin, nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!" — Jedes dichterische Gemüth strebt das Ideal nachzubilden, wohl dem, der es wirklich geschaut! — „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt, doch keins von allen kann dich schildern, wie meine Seele dich erblickt. Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel seitdem mir wie ein Traum verweht, und ein unnennbar süßer Himmel mir ewig im Gemüthe steht." — Sie ist gestorben, sie lebt ewig, von allen kleinlichen Bestimmtheiten des Irdischen losgesprochen. „Die Göttin, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt, das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand."

So schöpft aus der individuellen Empfindung die Phantasie die Kraft, als einen Mythus lebendig zu bilden, was der Begriff ohnehin fordert. „Christus," heißt es schon im „Blüthenstaub", „ist verschiedentlich a priori deducirt worden: sollte die M a d o n n a nicht ebensoviel Anspruch haben, auch ein ursprüngliches, ewiges, nothwendiges Ideal, wenngleich nicht der reinen, doch der weiblichen und männlichen Vernunft zu sein?" — Diese Maria ist nicht das Symbol des historischen Katholicismus; auch dieser war für den gemeinen Mann; der Künstler sieht ein neues Evangelium kommen. „Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule echter Religion erst stiften." (N o v a l i s.) Eine Religion, die Caviar ist für's Volk.

„Die Religion," sagt Fr. S c h l e g e l, „ist die allbelebende Weltseele der Bildung. N u r d e r j e n i g e k a n n e i n K ü n s t l e r s e i n, d e r e i n e eigne Religion, e i n e o r i g i n e l l e A n s i c h t d e s U n e n d l i c h e n h a t. Statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne Religion nur Romane haben, oder die Spielerei, die man jetzt schöne Kunst nennt." „Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wißt nicht, welche neue Geburten ihr erwarten sollt. — Alle diese Erschei-

nungen deuten auf eine große Auferstehung der Religion. — Es ist Zeit, den Schleier der Isis zu zerreißen und das Geheime zu offenbaren: wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann, fliehe oder verderbe. — Die einzige bedeutende Opposition gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und Künstler ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch sie, wenn die Morgensonne emporsteigt, werden schon niederfallen und anbeten."

Dieser Dithyrambus des souveränen Witzes wäre im Augenblick, wo man Hand an's Werk gelegt, wieder in Ironie umgeschlagen. Daß jede neue Religion von einer Offenbarung ausgeht und sich zunächst an die ungebildete Menge wendet, war den Schlegel nicht unbekannt. Sie wollten ebensowenig wie Schiller dem Volk Altäre des Zeus und des Dionysos aufrichten, das Kreuz unter Rosen; was sie Religion nannten, war nur ein Idol, ein poetisches Element, worin die Künstler ihre Gestalten tauchen sollten; es sollte den Künstler nicht vereinigen mit dem Volk, sondern ihn darüber erhöhen. „Worauf darf ich stolz sein als Künstler? — Auf den Entschluß, der mich auf ewig von allem Gemeinen trennt. — Es ist Zeit, daß alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniß. — Selbst in den äußerlichen Gebräuchen sollte sich die Lebensart der Künstler von der Lebensart der übrigen Menschen durchaus unterscheiden. Sie sind Brahminen, eine höhere Kaste." „Dichter und Priester waren im Anfang eins, und nur spätere Zeiten haben sie getrennt. Der echte Dichter ist aber immer Priester, sowie der echte Priester immer Dichter geblieben."

Die disjecti membra poetae der „Ideen" krystallisiren sich in dem „Gespräch über Poesie", das Fr. Schlegel seit Sept. 1799 ausarbeitete, und das ein halb Jahr darauf im „Athenäum" erschien. „Zwar trägt jeder Mensch seine eigne Poesie in sich, und diese soll ihm bleiben, aber lehren soll ihn die Wissenschaft, wie er sich bilden muß in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, jede andere selbständige Gestalt der Poesie zu fassen, daß Blüthe und Kern fremder Geister Nahrung werde für seine eigne Phantasie. Jeder Dichter muß streben, seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern, und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist. Darum ist es so wichtig, mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden."

„Warum äußert sich das Höchste jetzt so oft als falsche Tendenz? — Wir dürfen uns wegen des Höchsten nicht allein auf unser Gemüth verlassen. — Das höchste Gut ist die Bildung; nur durch die Bildung wird der Mensch menschlich. — Wir sollen uns überall an das Gebildete anschließen, und auch das Höchste durch die Berührung des Gleichartigen entwickeln, nähren, d. h. bilden. — Die Poesie ist eine Kunst, und wo sie es noch nicht war, soll

sie es werden. Die Kunst ruht auf dem Wissen, und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte. Es ist aller Kunst eigen, sich an das Gebildete anzuschließen, und darum steigt die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht immer höher in's Alterthum zurück, bis zur ersten ursprünglichen Quelle. Für Europa liegt diese Quelle in Hellas."

Nun folgt eine Darstellung der griechischen Poesie, zum Theil nach dem alten Entwurf, an dem Fr. Schlegel fragmentarisch immer fortgearbeitet hatte, mit Benutzung der Prolegomena; sehr verschieden von Schelling's naturphilosophischen Ideen. Für die epische Poesie, welche durchaus mythisch und nicht naturphilosophisch war, ist ihm Homer der einzige echte Repräsentant der griechischen Nationalität; den Einfluß der Naturbeobachtung auf die Entstehung des griechischen Göttersystems schiebt er theils in eine dunkle Vorzeit zurück, theils erklärt er ihn als ein Resultat späterer Verwilderung. Die Ilias ist die Inspiration nicht eines einzelnen Dichters, sondern eines gesammten dichterischen Zeitalters. Die Recension, wie sie uns vorliegt, gehört einem Zeitalter an, welches zu der ursprünglichen nationalen Bildung, die durch eine dazwischenliegende Verwilderung zum Theil verwischt war, wieder zurückkehrte. Als nun die Reflexion immer weiter eindrang, brach die Feindschaft zwischen der Philosophie und der Poesie aus, zwischen der Platonischen und Homerischen Vorstellung von den Göttern, und das war zugleich die Auflösung der natürlichen Bildung, die in der Geschichte der Menschheit nie wiederkehren sollte. Da Niebuhr noch nicht aufgetreten war, folgt Schlegel Herder's Ansicht von Rom: es ist der Untergang aller Poesie. „Mit den germanischen Völkerstämmen strömte ein unverdorbener Felsenquell zu neuem Heldengesang über Europa, und als die wilde Kraft der gothischen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein köstliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten, und bald in dieser, bald in jener Gestalt verbreitete sich mit der heiligen lateinischen Legende auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen singend. Die katholische Hierarchie war unterdessen ausgewachsen; Jurisprudenz und Theologie zeigten manchen Rückweg zum Alterthum. Diesen betrat, Religion und Poesie verbindend, der große Dante, der ehrwürdige Vater der neuern Poesie."

Dante war der einzige Dichter des Mittelalters, den damals die Schule beachtete. A. W. Schlegel hatte vor 10 J. die Anregung gegeben und in seinem Kreise war die Verehrung des großen Florentiners ein Glaubensartikel. Für die echt deutsche Poesie des Mittelalters hatten sie damals wenig Sinn. A. W. Schlegel bearbeitete die Nibelungen als Gelehrter, und Tieck hatte

noch aus früheren Jahren eine Neigung dafür bewahrt, aber in das System der universellen Poesie höherer Bildung wollten sich diese kräftigen Schößlinge eines wilden Zeitalters nicht einfügen. Bei der Romanisirung und Christianisirung der Welt hatten die Deutschen im Stammlande ihre Sprache behalten, sie waren aus der Natur ihrer Begriffe nicht herausgetreten und was sie von der fremden Bildung in sich aufnahmen, mußte sich organisch in dieselben einfügen. Die unabhängige Rechtsentwickelung, das Fortleben der heidnischen Sagen in Mährchen, Sprüchen und Liedern hatte ihre Eigenart gewahrt, und der Protestantismus, von einer höhern Warte angesehen, war nichts anders als die Ausscheidung der fremden Elemente, die sich in dem Anbildungsproceß der deutschen Natur nicht hatten fügen wollen. In diesem Sinn hatte J. Möser, Goethe und ihre Schule das Mittelalter gefeiert. Den Romantikern kam es aber nicht auf Eigenart und Naturwuchs, sondern auf Bildung und Universalität an. Daß die Deutschen das Fremde spröde von sich abgewehrt, war in ihren Augen ein Vorwurf, und die romanischen Völker, welche durch Uebernahme der fremden Sprache sich zu Erben der altrömischen Bildung gemacht, standen in ihren Augen höher. Ja daß durch die Umbildung der fremden Worte in eine neue Natur das Denken sich in eine gewisse Mystik verlor, in welcher sich der Contrast des Lebens gegen das dunkel empfundene Unendliche theils in witzigen Arabesken, theils in fliegender Hitze geltend machte, erhöhte den Reiz dieser romanischen Weltanschauung für die künstliche Perspective der romantischen Schule. Mit besonderer Vorliebe betrachteten sie das Zeitalter der Kreuzzüge, wo der Orient träumerisch in das europäische Leben hineinspielte, die Zeit der ersten Renaissance, wo die Antike plötzlich aus dem Schutt aufgegraben wurde und der antike Kunstsinn das moderne Leben zu beherrschen strebte, und die der zweiten Renaissance, wo das wildeste naivste Heidenthum in Machiavelli, Pulci, Aretin, hart neben den wildesten christlichen Spiritualismus stieß, und wo der freie Sinn mit beiden Elementen in gleicher Lust spielte. Magdalena und Leda, die Mutter Gottes und das glühende Weib, das Zeus in einer Wolke umarmt, das wurde mit gleicher Meisterschaft von der Kunst den Sinnen dargestellt, und die Dichter nahmen keinen Anstoß, den schiffbrüchigen Kreuzfahrern die heidnische Göttin Venus zu Hülfe kommen und den Zorn des Donnerers durch den Kuß der heiligen Jungfrau beschwichtigen zu lassen. Dies Zusammenspiel von Witz und Andacht, von Frivolität und Schwärmerei war das Ideal der Romantiker, die durch gelehrte Reflexion und künstliche Perspectiven dasselbe erreichen wollten, was bei den Romanen auf dem Wege natürlicher Entwickelung geschehen war.

In der Propaganda waren sie von einer seltenen Ausdauer. A. W.

Schlegel gab Fragmente aus Dante, Guarini, Gries übersetzte den ganzen Tasso und Ariost, zahlreiche Schüler folgten, und Woche für Woche regnete es Sonette zur Verherrlichung dieser Italiener und Spanier. Es war in Form und Inhalt etwas Neues. Die italienischen Weisen, dem Genius der deutschen Sprache noch fremder als die griechischen, lösten die Horazischen Versmaße ab: wiederum eine Spielart, deren sich hauptsächlich der Witz und Verstand bedient. Noch fremder waren die neuen Stimmungen und Anschauungen. In Shakespeare hatte man früher nur zurückerobert, was der deutschen Natur eigen angehörte; hier überkam man plötzlich eine Denkweise, zu der man sich nur künstlich aufzuschwingen vermochte. Wie willkommen mußte das dem Musenjüngling sein, der ohne eigenes Talent, blos durch angenommenes Wohlgefallen an einer Speise, die Caviar war für's Volk, sich über die Menge erheben konnte!

Der gefährlichste dieser Poeten, der verhängnißvoll für die deutsche Literatur werden sollte, Calderon, wird in Schlegel's Gespräch noch gar nicht erwähnt, im Gegentheil die spanische Literatur nach Cervantes kurz und gut als Verfall bezeichnet. Tieck kannte Calderon wohl, und starke Reminiscenzen finden sich in der Genoveva: er theilte die „Andacht zum Kreuz" A. W. Schlegel mit, der sich aber gegen die katholische Bigotterie heftig sträubte. Erst später wurde er andern Sinns, als er die seinem Sprachtalent gebotene willkommene Aufgabe einer poetischen Uebersetzung gewahrte. — Die Verehrung des Cervantes nimmt einen neuen Aufschwung. Bertuch's Uebersetzung faßte den Don Quixote einseitig als Satire gegen die ritterliche Poesie; nun trat Tieck mit einer Uebersetzung hervor, die den Spanier nicht leichtsinnig modernisirte, sondern seine romantische Farbe und Stimmung getreu wiedergab. A. W. Schlegel benutzte diese Gelegenheit, seine Theorie durch ein glänzendes Beispiel zu rechtfertigen. „Die Dichtung des Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig colorirte Bambocciade: sie ist zugleich ein vollendetes Meisterstück der höhern romantischen Kunst. Alles beruht auf dem großen Gegensatz zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend, zuweilen in's Erhabene übergeht. Indem der Dichter die abgeschmackte Romanwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; er zeigt, wie man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehn darf. Der Roman besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Im echten Roman ist entweder alles Episode oder gar nichts, und es kommt blos

darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen lasse." — Diese Auffassung erklärt den Gegensatz der Schule gegen die spätern Ausartungen. Schlegel und Tieck gingen vom Standpunkt der Bildung aus, in welchem der Gegensatz zwischen hohler Ueberspannung und platter Alltäglichkeit als ein komischer erschien, mit einem doppelten Genuß des Lächerlichen; später stellte man sich einfach auf Seiten der Ueberspannung; man nahm die Ritterbücher und den Ritter von der traurigen Gestalt gegen den Dichter selbst in Schutz, man feierte diesen als den Märtyrer der Idee unter den Händen der rohen Wirklichkeit, man machte aus dem romantischen Spiel einen bittern Ernst, man zäumte sich selber seine Rosinante und setzte sich das Barbierbecken auf's Haupt.

Ein Volk wurde im „Gespräch" ausdrücklich aus der Geschichte der Poesie ausgestoßen: die Franzosen. Fr. Schlegel kannte wenig von den Schriftstellern vor Boileau; Molière erschien den Verehrern des Aristophanes als Spießbürger; etwas Opposition gegen Weimar, das eben beschäftigt war, das französische Theater wieder aufzurichten, lief auch wohl mit unter.

Von den neuern Philosophen wird außer dem unvermeidlichen J. Böhme hauptsächlich Spinoza bekannt — in einer Stelle, die später gestrichen wurde. „Er hat ein gleiches Schicksal wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wissenschaften herabgestürzt. In das heilige Dunkel der Phantasie ist er zurückgewichen, da lebt und haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnerung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht; er entkleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante, und geselle sich zu den Laren und Hausfreunden jedes gottbegeisterten Dichters. Ich begreife kaum, wie man ein Dichter sein kann, ohne den Spinoza zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden. .. In ihm findet ihr den Anfang und das Ende aller Phantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem euer Einzelnes ruht."

Gegenwärtig ist seit Winckelmann durch Verbindung von Philosophie, Philologie, Literaturgeschichte, Aesthetik mit der Kunst ein guter Grund gelegt, und Goethe „wird der Begründer einer neuen Poesie sein können, wie es Dante im Mittelalter gewesen. Wenn wir nach ihrem Vorbild die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen, um sie neu beleben oder verbinden zu können, so wird die Poesie eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter sein und bleiben." — Von großer Wichtigkeit ist Gemeinschaft des Wirkens, eine Schule der Poesie.

„Ich fühle den geistigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde: ich lebe nicht in dunkler, schwebender Hoffnung, sondern in fester klarer Zuversicht der Morgenröthe einer neuen Poesie." Hier wird das Gespräch feierlich, und geht in eine Rede über.

„Soll die Kraft der Begeisterung sich immerfort zersplittern? ... Aus dem Innern herausarbeiten muß der moderne Dichter alles, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung aus dem Nichts. — Es fehlt unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die M y t h o l o g i e für die Poesie der Alten war. — Aber wir sind nahe daran, eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen. Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird sie zu uns kommen als die alte, welche überall die erste Blüthe der jugendlichen Phantasie war, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste Lebendige der sinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bett und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie, und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt."

„Einen Anhaltspunkt für das, was wir suchen, finden wir im Idealismus: er ist auf eben die Weise gleichsam aus Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt constituirt, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher, sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Der Idealismus ist doch nur eine Aeußerungsart des Hauptphänomens, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihren verlorenen Mittelpunkt wiederzufinden. Er muß aus sich herausgehn, um in sich zurückgehn zu können; deswegen muß sich aus seinem Schooß ein neuer ebenso grenzenloser Realismus erheben; und der Idealismus also nicht blos in seiner Entstehungsart ein Beispiel für die neue Mythologie, sondern indirect die Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz kann man schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Naturphilosophie, der es an nichts zu fehlen scheint, als an einer mythologischen Ansicht der Natur. Es ist zu erwarten, daß dieser neue Realismus, weil er doch idealischen Ursprungs sein und gleichsam auf idealischem Grund und Boden schweben muß, als Poesie erscheinen wird."

„Was thun die wenigen Mystiker, die es noch giebt? — Sie bilden das rohe Chaos der schon vorhandenen Religionen. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, laßt uns a l l e Religionen aus ihren Gräbern wecken und die

unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft! — Versuchen wir es nur einmal, die alte Mythologie voll von jenen Ansichten, welche die jetzige Naturwissenschaft und Philosophie in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie uns alles in neuem Glanz und Leben erscheinen wird. Aber auch die anderen Mythologien müssen wiedererweckt werden, nach dem Maß ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen! Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen. — Und so laßt uns denn nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die große Entwickelung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seid der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird vor euren Augen sinken! Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt erst an, sich seiner divinatorischen Kraft bewußt zu werden. Mich däucht, wer jenen großen Vorgang allgemeiner Verjüngung verstände, dem müßte es gelingen, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen zu erkennen, wie den Charakter der goldnen Zeit, die noch kommen wird."

Schleiermacher fand in den „Ideen" „noch ein, hoffentlich das letzte Product seiner sich immer mehr verlierenden innern Unfertigkeit und ungeordneten Fülle von Gedanken und Anregungen." Auch mit seiner Geschichte der griechischen Poesie ist er nicht einverstanden: „er hat weder innere noch äußere Ruhe genug dazu. Er ist mit seinem System noch nicht im Klaren, und wird von dem Chaos seiner Gedanken gequält." — Fr. Schlegel schreibt ihm 13. Sept.: „Daß du die Ideen nicht so gleich frischweg verstanden hast, nimmt mich nicht Wunder. Es ist schon viel und gut, daß du sie nicht verstanden hast, und noch besser, daß dir einiges, was du schon klar glaubtest, wieder dunkel dadurch geworden ist. Es mag das nun in dir, im Universum oder in mir sein, so hast du auf jeden Fall gewonnen: wenn anders jene frühzeitige Klarheit das böse Princip in deinem Geist ist." — Und als Schleiermacher sich über diese Frivolität ungehalten äußerte: „Es ist mir ja eben nichts verhaßter als dieses ganze Verstands- und Mißverstands-Wesen und Unwesen. Ich freue mich herzlich, wenn einer, den ich liebe und achte, einigermaßen ahndet, was ich will. Du kannst leicht denken, ob ich in dem Fall bin, diese Freude oft erwarten zu können. Ich nehme es aber als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verständniß öffnet. Aber

eins erwarte ich von jedem Freunde, weil ich es erwarten will: daß was mit Liebe und Freude in bescheidner Hoffnung dargeboten wird, entweder gar nicht, oder in demselben Geist angenommen wird. Geben dir meine Schriften nur Anlaß, dich mit einem hohlen Gespenst von Verstehen und Nichtverstehen herumzuschlagen, so lege sie noch bei Seite. Das Gerede darüber kann wenig fruchten, geschweige denn über andere zartere Verhältnisse. Oder glaubst du, daß zerrissene Blumen durch Dialektik wieder wachsen?"

Schelling, der sehr gut verstand, zu hören, schließt einige Monate darauf im „System des transcendentalen Idealismus" den Abschnitt über die Kunst, indem er sich zugleich an Schiller's „Künstler" anlehnt: „Wie in der Kindheit der Wissenschaften die Philosophie von der Poesie geboren und genährt wurde, so ist zu erwarten, daß sie und mit ihr alle andern Wissenschaften nach ihrer Vollendung durch die Philosophie wiederum als ebensoviel einzelne Ströme in den allgemeinen Ocean der Poesie zurückfließen, von dem sie ausgegangen waren. Welches das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie sein werde, ist im Allgemeinen nicht schwer zu sagen, da ein solches Mittelglied in der Mythologie existirt hat, ehe die gegenwärtige Trennung geschehn ist. Wie aber eine neue Mythologie, welche nicht Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen Geschlechts sein kann, selbst entstehn könne, das ist ein Problem, dessen Auflösung allein von dem weitern Verlauf der Geschichte zu erwarten ist." — Zuversichtlicher ein Jahr später: „Das nothwendige Gesetz der ganzen modernen Poesie ist, daß das Individuum den ihm offnen Theil der Welt zu einem Ganzen bilde, und aus dem Stoff seiner Zeit, ihrer Geschichte und ihrer Wissenschaft sich eine Mythologie schaffe." „In der neuen Zeit ist die Wissenschaft der Poesie und Mythologie vorangegangen, welche nicht Mythologie sein kann, ohne alle Elemente der vorhandenen Bildung in ihren Kreis zu ziehn. Das hat Dante gethan. Dante's Gedicht ist eine Verbindung der Philosophie und Poesie. Die Eintheilung des Universums und die Anordnung des Stoffs nach den drei Reichen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses ist eine allgemein faßliche symbolische Form, die zugleich als sinnbildlicher Ausdruck des innern Typus aller Wissenschaft und Poesie ewig und fähig ist, die drei großen Gegenstände der Bildung, Natur, Geschichte und Kunst in sich zu fassen. Die Wissenschaft der Zeit, d. h. die zur Zeit des Dichters mit mythologischer Würde bekleidete Ansicht des Weltsystems, ist für ihn gleichsam die Mythologie und der allgemeine Grund, der den kühnen Bau seiner Erfindungen trägt. Das Werk ist prophetisch, vorbildlich für die ganze moderne Poesie."

Bei der witzig phantastisch überschwenglichen Art, in welcher die Romantiker ihre Ideen ausdrückten, kommt man leicht auf den Verdacht, es sei ihnen

gar nicht Ernst gewesen, sie hätten das liebe Publicum nur necken wollen. Der Verdacht ist ungerecht. Mit keiner ihrer Ideen war es ihnen so Ernst, keine hat einen so entscheidenden befruchtenden und verwirrenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der Wissenschaft und Kunst ausgeübt als diese Auffassung der Mythologie.

Daß Religionen ihre bildliche Seite haben, daß diese bildliche Seite von den Poeten benutzt und weiter gebildet wird, daß jedes neue Bildungselement sich bemüht, seine Symbole und Typen, wenn auch nur in der Form von Randglossen, in diese überlieferte Mythologie einzuführen, daß endlich die Mythologien der verschiedenen Völker in Wechselwirkung stehn, das alles war bereits vereinzelt ausgesprochen und anerkannt worden. Ebensowenig neu war der Versuch, in einem gebildeten Zeitalter, welches dem Glauben an die phantastischen Geburten des Volksbewußtseins entwachsen war, sich dieser Geburten zum poetischen Ornament zu bedienen. Das ganze vorige Jahrhundert bis auf Goethe hatte sich der griechischen Mythologie bedient, ohne an sie zu glauben. Goethe hatte dieser Gewohnheit ein Ende gemacht, aber nur um später im Verein mit Schiller die alten mythologischen Anschauungen farbenvoller wieder aufzunehmen. Klopstock hatte der christlichen Mythologie die Thür geöffnet, worin Goethe's Faust ihm folgte, später der nordischen. Die neu entdeckten Italiener und Spanier der Renaissance hatten dasselbe gethan.

Neu war der Versuch, dieser Beobachtung den Werth der Allgemeingiltigkeit zu geben: von jeder Religion zu behaupten, die mythologische Seite sei ihr wesentlich, ebenso von jeder Poesie und Kunst größeren Stils, ja von jeder Wissenschaft, die den Anspruch macht, ein Element der Volksbildung zu werden. Neu war ferner die Idee, nach Principien höherer Bildung aus den Ueberlieferungen aller Zeiten und Völker, durch Scheiden und Zusammensetzen, durch Mildern und Erhöhn ein neues Gebilde hervorbringen zu können.

Für das vertiefte Studium der Geschichte war diese Entdeckung fruchtbar. Daß jede religiöse Empfindung und Offenbarung zugleich von der Phantasie getragen, daß sie mit Nothwendigkeit zu dem Versuch getrieben wird, sich ihre Ideale sinnlich klar zu machen und dieselben typisch festzuhalten; daß diese Bildlichkeit nicht die willkürliche Erfindung einzelner höher begabter Menschen, sondern Ausfluß der Volksseele ist, die unbewußt in jedem Einzelnen waltet; daß ferner jede erweiterte Bildung, namentlich auch die Naturwissenschaft und Philosophie, an diesen Typen fortbildet und im Stil der früheren neue Typen schafft: — diese Erkenntniß brachte in den nächsten Jahrzehnten eine vollständige Umwälzung in den historischen Wissenschaften hervor, die bei

den ungeheuersten Irrthümern z. B. bei der unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Symbolischen und Naturphilosophischen, dennoch eine Reihe von Wahrheiten zu Tage gefördert hat, auf denen wir alle stehn.

Sehr fruchtbar war ferner das Bemühen, in allen Weltdichtungen das traditionelle, mythologische Element zu entdecken. Freilich hatten schon Herder und J. Möser die Liberalität des Urtheils zu fördern gesucht, indem sie vor der Einseitigkeit warnten, in dem Aberglauben früherer Tage nur den Irrthum zu sehn, da jeder Aberglaube einen positiven Inhalt früherer, berechtigter Bildungsformen darstelle; aber diese Ansichten waren wenig durchgedrungen, während jetzt die Romantiker, in einer geschlossenen Phalanx kämpfend, dafür sorgten, daß niemand mehr sie unbeachtet lassen konnte. Aber schon für die historische Auffassung der Dichtkunst war die Allgemeinheit, die sie ihrer Idee gaben, unberechtigt. Wenn bei vielen hohen Erscheinungen der Kunst das mythologische Element zu Grunde lag, so hätten die Schlegel bei dem größten Dichter aller Zeiten wahrnehmen sollen, daß man auch ohne dasselbe auskommen könne. — Und hier zeigte sich ein Mangel in ihrer Natur, der auch auf ihr historisches Verständniß nachtheilig wirkte. Sie waren gründlicher gebildet als die meisten ihrer Collegen, aber in einer Beziehung waren sie Dilettanten: die allgemeine ästhetische Bildung überwog bei ihnen die bestimmte technische Bildung, das Wissen überwog das Können, der Schöpfungsdrang die Schöpfungskraft. Wenn ihre poetischen Versuche dadurch beeinträchtigt wurden, daß die Analyse sich voreilig in ihre Anschauungen mischte und die sinnliche Klarheit derselben aufhob, so störte der dilettantische Gestaltungstrieb ebenso oft ihre wissenschaftliche Analyse, und ließ sie abschließen, wo die Untersuchung erst hätte anfangen sollen. So erklärt sich, besonders bei dem jüngern Bruder, das rastlos unruhige Suchen nach einer neuen wunderbaren Leidenschaft und Schwärmerei, bei einer ursprünglich leidenschaftslosen und schwachen Natur, daher die Receptivität und der Wankelmuth in den Ideen.

Das Studium Shakespeare's hätte sie belehren können, daß ein großer Dichter den Trieb, typische und symbolische Gestalten zu schaffen, in anderer Form zur Geltung bringen kann, als in mythologischer. Hamlet, Macbeth u. s. w. haben nichts Mythologisches und sind doch Typen und Symbole. Hätte er sich erst im Verein mit Gleichgesinnten bemühen wollen, eine Mythologie als Basis seiner Typen zu schaffen, so wäre das wenigstens ein Umweg gewesen. Bei ihrem eignen Propheten endlich, bei dem Dichter der göttlichen Komödie hätten sie einsehen müssen, daß trotz der wunderbar gigantischen Kraft, mit welcher er das Gebäude einer neuen Mythologie auf Grundlage der katholischen aufgeführt hatte, nicht dies Gebäude das bleibend Poetische war, sondern die menschlichen Individuen, die darin hausten. Wer

außer dem Literarhistoriker erträgt heute noch die Mystik und Symbolik des Himmels! während Farinata, Francesca und Ugolino ewig leben.

Ganz vereinzelt, und im herben Widerspruch zur Tendenz des ganzen Gesprächs findet sich die Aeußerung: „die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, die romantische Dichtkunst ruht ganz auf historischem Grunde." Schlegel sah die Wahrheit, aber er verblendete geflissentlich seine Augen. Schiller und Goethe hatten in ihren Doctrinen den Irrthum hervorgerufen, in der Praxis kehrten sie zum Richtigen zurück.

Der kolossalste Irrthum aber war die Idee, eine Mythologie auf mechanischem Wege, d. h. durch Aneinanderschweißen verschiedener organischer Gebilde erzeugen zu können. Dieser Irrthum hat sich nicht blos in der poetischen Praxis der Romantiker schrecklich gerächt, er verräth auch die schwache Seite ihres ästhetischen Urtheils. Auch diesem wie ihren Gestalten fehlte der eigentliche Kern, das Gewissen. Jede mythologische Schöpfung, gleichviel ob des Volks oder des Künstlers, ist organisch einheitlich aus dem Gewissen aufgewachsen. Nur das Organische ist lebendig, und nur das, was eine einheitliche Seele hat, ist organisch.

Auch vom Standpunkt des bloßen ästhetischen Scheins hätten sie ihren Irrthum einsehn müssen. Jede Mythologie, in der man nicht selber lebt, verlangt, um in den richtigen Proportionen gesehn zu werden, eine bestimmte Perspective, einen festen Gesichtspunkt. Verwirrt man diesen, so verwandeln sich die lieblichsten Bilder in groteske Fratzen. Nun giebt es eine Gattung der Poesie, welche das Groteske mit Absicht hervorbringt, welche des komischen Eindrucks wegen absichtlich den Gesichtspunkt verrückt; so hat es Goethe mit dem Blocksberg und der classischen Walpurgisnacht, so später Heine im Atta Troll und Romanzero gemacht. Den Romantikern schwebte wirklich das unklare Traumbild einer durch Zusammensetzung entstandenen Mythologie vor; aber darin konnten sie es nicht weiter bringen als Schiller: statt wirklich poetisch zu schaffen, richteten sie nur immer an die Poesie die poetische Aufforderung, poetisch zu schaffen; und das endet zuletzt in einer völligen Abspannung der Kräfte. Sobald sie sich einmal bemühten klar zu sehn, ging ihnen ein Licht darüber auf, daß nur die Komödie aus ihren Rathschlägen etwas machen könne.

Daß diese Ansicht nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt eine gleichzeitige Kritik A. W. Schlegels über Parny's „la guerre des dieux anciens et modernes". Der deutsche Kritiker billigt die frivolsten, lüsternsten und ruchlosesten Stellen des Gedichts; er tadelt den französischen Theophilanthropen nur wegen seiner Befangenheit in einer bestimmten Glaubensform, welche die Unbefangenheit und Liberalität des Witzes beeinträchtige. „Der Kampf der

alten und neuen Gottheiten ist, in einem ernsten Sinn genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit darstellte, durch eine Offenbarung, die auf Hintansetzung alles Irdischen drang und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Dieser Streit entschied nichts Geringeres als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen Welt. Ja er ist gewissermaßen ewig und nothwendig, denn seine beiden Principe, Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freiheit über beides, sind gleich ursprünglich im Menschen gegründet; so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das Höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben."

„Es begreift sich indeß, warum sich die Poesie so selten an diesen Gegenstand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geistige Revolution wird sich, wo eine gewaltsame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anschauungen anbilden) ist eine vollständige poetische Anschauung der Dinge; und soll sie mit einer andern, welche sie ausschließt, zugleich als reell dargestellt werden, so muß entweder in der Reflexion des Dichters oder in der Welt der Erscheinungen ein gemeinschaftlicher Boden gefunden werden, welches schon eine Erhebung über beide voraussetzt. — Dagegen eignet sich der Stoff zu einer komischen Behandlung. Das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben und seine scherzende Willkür an ihre Stelle zu setzen, liegt hier schon in der Sache selbst. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehn muß, in welchem der Witz seine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren lassen. — Bei der alten Komödie ist es Princip, daß die Götter Spaß verstehn, daß sie auch hierin göttlich, d. h. den Menschen unermeßlich überlegen sind. Von gut gelaunten und liberalen Göttern steht das auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen nur einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht. Wenn der Satz, der Mensch bilde seine Götter nach sich, auf einzelne Nationen bezogen wird, so möchte Spaßverstehn eben nicht die Stärke deutscher Nationalgötter sein. Was haben sich nicht italienische Dichter ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düstre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein scherzendes Wort zu beleidigen, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. — Wodurch ward Aristophanes vor Mißdeutung gesichert? dadurch, daß er poetische Orgien feierte, daß sein ganzes Werk ein

Erguß spielender Lebensfreude war, daß er sich der Begeisterung des Scherzes hingab, der ebensowenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rausch geführte Reden."

Aehnlich verherrlicht Fr. Schlegel im Gespräch „den großen Witz der romantischen Poesie, der nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Construction des Ganzen sich zeigt. . . Ja diese künstlich geordnete Verwirrung, diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare ewige Wechsel von Begeisterung und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt, scheinen mir schon selbst eine eigne und neue Art der Mythologie zu sein . . . Gewiß ist die Arabeske die älteste und ursprüngliche Form der menschlichen Phantasie . . . Das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben, und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das ich bis jetzt kein schöneres Symbol kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter."

In diesem heidnischen Sinn ist damals noch die Verherrlichung der katholischen Mythologie zu verstehn. Vor 8 J. hatte A. W. Schlegel Schiller's „Künstler" geistreich erklärt; er hatte die „Götter Griechenlands" gegen den Dichter selbst in Schutz genommen; in derselben Weise, aber mit neugewonnenem Inhalt, beschreibt er jetzt den „Bund der Kirche mit den Künsten", in stolzen, weihevollen Stanzen. „Vom Himmel kommt ein hohes Weib geschritten, zur Linken weder schauend noch zur Rechten"; die Mitra auf der Stirn, in priesterlichem Gewand, die Kreuzesfahne im Arm. Sie geht nach Griechenland, wo die geflohnen Künste mit Gram der alten Zeit sich erinnern. „Was ihr bejammert, kehret wieder nie! Ein tiefres Weh soll' eure Herzen kränken, weil euer Zauber Reiz der Sünde lieh." Sie bitten fußfällig um weitere Lehren. — Die Kunst hat nur sinnbildlich nachzudeuten, was im Himmel in ewiger Klarheit strahlt: den Tempel, der in allen Farben des Regenbogens prangt, allwo auf goldnen Stühlen eine würdige Hierarchie von Heiligen, Märtyrern u. s. w. feierlich sitzt und die „Tochter, Mutter und Braut" des Dreieinen besingt. Wie das auf Erden nachzubilden, wird den einzelnen Künsten gewiesen, und so belehrt, stellen sie „in dem irdischen Getümmel manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar: wie das, wovon es Gleichniß, überschwänglich; wie die, so es geboten, unvergänglich." — Wenn man von dem salbungsvollen Ton absieht, der das Bündniß zwischen Kirche und Künsten auch für die Zukunft zu empfehlen scheint, so enthält das Gedicht mehr nüchterne historische Wahrheit als Schiller's Götter Griechenlands. „Merkwürdig ist," schreibt Schleiermacher, „daß diese erkünstelte Begeisterung für Religion ihm immer durch Malerei oder durch frühere Poesie kommen muß. —

Es war für Fr. Schlegel ein Unglück, daß seinem Trieb, das Höchste des Menschenlebens zu erreichen, kein anderes Ideal begegnen wollte als der Künstler. Die Stufenfolge seiner Entwickelung weicht von der anderer Menschen wesentlich und zwar zu seinem Nachtheil ab. Im 22. J. schrieb er ein gelehrtes Werk, im 28. J. machte er sein erstes Gedicht. Er wurde Dichter, theils weil er es bei einem idealen Menschen für nothwendig hielt, theils weil ihm in wissenschaftlicher Darstellung manches auszudrücken versagt schien, was ihn doch innerlich stark bewegte. Selbst die Licentia oratorica hat gewisse Grenzen, die zu überschreiten nur dem Stabe des Dionysos vergönnt schien. die Paradoxie des Fragments führte zum Dithyrambus, und der Dithyrambus suchte sich eine rhythmische Form: wie alle Verstandesdichtung gerade die künstlichste.

Man hat Fr. Schlegel alles poetische Talent absprechen wollen, das ist zu viel gesagt. Er hat die Gabe kühner und sinniger Wortcombinationen und einen nicht gemeinen Sinn für Klang und Tonfall. Seine Gedichte erinnern auffallend an den Dichter der Oden an Laura, des Liedes an die Freude, der Götter Griechenlands, des Reichs der Schatten. Wie Schiller in jener Periode, so stellte sich Schlegel die Aufgabe, die Poesie zu belehren, was für erhabene Aufgaben sie in's Auge fassen müsse; die Ausführung werde sich später finden. Sein erstes Gedicht „an Heliodora", noch sehr prosaisch, zeigt, daß in der Kunst sich alle Wissenschaften vereinigen, daß in einem Freundeskreise sowohl die Begeisterung als die Ironie genährt werden müsse: „zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte, auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe." Doch findet er schon in diesem Erstlingsgedicht die poetische Floskel, die als Refrain durch seine sämmtlichen spätern Lieder geht. „Da klang der dunklen Tugend Lichtgebot, befrei dich Freier selbst durch heil'gen Tod! Kraft dieses Strahls ward ich mir neu gegeben, des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde; aus der Vernichtung blitzt das höchste Leben .... Die schwangere Zukunft rauscht mit mächtigem Flügel, ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken." Ein alter Poet weiht ihn zum Dichter ein, er reicht ihm den Kelch des Dionysos, damit zum Haupt aufschwebe „duftiger Blume kühlendes Feuer" und ihm die Augen öffne für die Wollust des allgemeinen Liebelebens, für den Abgrund des Todes, wo dunkel heimlich der Liebesquell rieselt. „Du bist göttlicher Art, jugendlich heldengesinnt. Du bist männlich und stark, laß dich königlich kränzen, du bist König mein Sohn! wenn ich den Leib dir nicht zeugte, hab' ich den Muth doch entflammt. Schlage denn du mein Lied, laß den Zauber erklingen, ich selber kann es nicht mehr! Zwar es schlägt flammend noch immer das Herz, aber von Außen härtet sich eisern die Brust, Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige, es senkt sich leise." — Schlegel

meinte nicht den Dichter der Götter Griechenlands, sondern einen Andern, der freilich noch 30 J. fortfuhr den Zauber erklingen zu lassen. Gegen Schiller ist vielmehr unmittelbar das Lob der Frauen gerichtet, dessen Inhalt zu fassen die schwer gereimte Canzonenform sehr erschwert. Das Verdienst der Frauen scheint hauptsächlich darin zu bestehn, daß sie durch ihre Schönheit die Männer zu göttlichen Gedanken und Thaten veranlassen. „Doch sag' ich, schöne Frauen! kühn und laut: ihr seid die schönsten Blüthen dieser Erde!" hauptsächlich die mythologischen Frauen, zunächst natürlich die Jungfrau Maria, aber ebenso Isis und die ephesische Diana: „Als ich der Brüste Füll' in Marmor schaute, da ward von deiner Milch das Herz mir trunken, und ob ich gleich im Mark vor dir ergraute, so fühlt' ich Kraft, auch nimmer zu erschlaffen, bleib in Mysterien ewig nun versunken." So dreifach geweiht, durch Goethe, das Christenthum und den Pantheismus, glaubt er nun der Nation als Prophet gegenübertreten zu können. Er schreibt Jan. 1800 ein langes Gedicht „an die Deutschen" in Terzinen, ohne allen Witz, ohne allen Scherz, und ohne alle Ironie; es klingt wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, er wird grob, feierlich und moralisch. Der Pöbel, das „Sündenvolk, das zu sich in den Koth das Heilige niederreißt", lauscht bange und gedemüthigt auf das Wort, das ihn aus diesem Labyrinth führen soll. „In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt, die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte." Die Nation soll Naturphilosophie studiren, dann die Dichterjünglinge ehren, die alle bei des Himmels Rosen schwören, dann wird auch die Kirche sichtbar sich erheben, die seit dem westphälischen Frieden gebrochen war. In ähnlicher Begeisterung schreibt Novalis in den „Lehrlingen": — „Man beschuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache nur zu gute, ja man begnügt sich ohne tiefere Untersuchung, ihrer Phantasie jene wunderliche Natur zuzuschreiben, die manches sieht und hört, was andere nicht sehn und hören, und die in einem lieblichen Wahnsinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben schaltet und waltet; aber mir scheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden, und mit der Phantasie nur so zu spielen, wie ein Kind mit dem Zauberstab seines Vaters spielt. Sie wissen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen."

Diese übertriebne Auffassung der poetischen Schöpferkraft hatte ihre sehr bedenkliche Seite. Bei den Dichtern aller übrigen Nationen gab das Gewissen des Volks die Grundlage ihrer Empfindungen: sie suchten es zu läutern und zu verklären, aber nicht seinen eigentlichen Kern zu verwandeln. Bei uns dagegen war der Idealismus der Wirklichkeit entgegengesetzt; die Dichtkunst suchte ihre Ideale, d. h. ihr ästhetisches Gewissen bei den Heiden, bei den Ka-

tholiken, bei den Griechen und Indiern, sie suchte es in den Lehrbüchern der Physik und Chemie; sie suchte es überall, nur nicht im eignen Volk. Diese stolze Vernachlässigung des angebornen Instincts rächt sich früher oder später. Den Nachkommen blieb von dieser poetischen Lebensweisheit nichts als die vollständige Rathlosigkeit in der Wahl der Gesichtspunkte, die traurigste Unfähigkeit, zu lieben und zu hassen, zu wollen und sich zu entscheiden. Die Verbindung mit der Philosophie hat die Blüte unsrer Dichtkunst beschleunigt, aber sie hat ihr auch einen frühreifen, hektischen Ausdruck gegeben. Um alles zu sein, hat die Kunst ihr individuelles Leben geopfert. Es ist eine hohe Idee, wenn man die Kunst zur Prophetin des Lebens macht, aber sie ist dieser Aufgabe nicht gewachsen, sie kann die Räthsel der Wirklichkeit nicht lösen, sie kann die Wirklichkeit nicht ersetzen.

Die Neubegründung der Dichtkunst durch eine philosophische Mythologie und Symbolik und die dadurch vollzogene Synthese des antiken und modernen Geistes ist die höchste Aufgabe; sie ist aber nicht so leicht zu lösen, und bis dahin ist der Dichter auf das Gebiet des rein Individuellen gewiesen. Ein „Brief über den Roman“ macht den Schluß des Gesprächs. — „Das Beste in den besten Romanen ist nichts Anderes als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniß des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung. Für den wahren Dichter freilich ist alles Individuelle nur Hindeutung auf das Unendliche, Hieroglyphe der heiligen Lebensfülle der Natur; nur die Phantasie kann das Räthsel fassen und als Räthsel darstellen. Aber das rein Geistige kann sich in der Sphäre der Natur nur indirect mittheilen; daher bleibt von dem, was ursprünglich Phantasie war, in der Welt der Erscheinungen nur das zurück, was wir Witz nennen. — Romantisch ist, was einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt.“

„Sie behaupten, Jean Paul's Romane seien nur ein buntes Allerlei von kränklichem Witz; die wenige Geschichte sei zu schlecht dargestellt und würde höchstens Bekenntnisse geben. Das ist richtig, aber ich behaupte dreist, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unsers unromantischen Zeitalters sind. Wir dürfen nun einmal die Forderungen an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen: was in kränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst nicht anders als kränklich sein. Der Humor ist die Naturpoesie der höhern Stände unsers Zeitalters, und ich stelle Jean Paul über Sterne, weil seine Phantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und phantastisch seltsamer ist.“

„Im W. Meister scheint mir am auffallendsten: erstlich, daß die Individualität, welche darin erscheint, in verschiedene Strahlen gebrochen ist; dann der antike Geist, den man bei näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle

überall wiedererkennt. Endlich, daß das Werk ein doppeltes ist: es ist zweimal gemacht, in zwei schöpferischen Momenten, aus zwei Ideen ist es hervorgegangen. Die erste Idee war blos die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der alles umfassenden Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer als seine erste Absicht, und die Bildungslehre der Lebenskunst ward Inhalt und Geist des Ganzen. So ist es auch im Hamlet und im Don Quixote. Goethe hat sich in seiner langen Laufbahn von solchen Ergießungen des innern Feuers, wie sie in einer theils noch rohen, theils schon verbildeten Zeit, überall von Prosa und von falschen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunst heraufgearbeitet, welche zum erstenmal die ganze Poesie der Alten und Modernen umfaßt, und den Keim eines unbeschränkten Fortschreitens zur höchsten Stufe der Vollkommenheit enthält."

Novalis hat über die Theorie des Romans viel nachgedacht; aus seinen Ansichten erklärt sich zum Theil die Art seines Schaffens. — „Die Welt muß romantisirt werden; so findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisire ich es. Es gehört ein tiefes poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen. Die Alten haben dies herrlich verstanden. . . . . Eine gewisse Alterthümlichkeit des Stils, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit und Andacht, die durch die Schreibart durchschimmert, dies sind einige wesentliche Züge dieser Kunst." — „Das Mährchen ist gleichsam der Canon der Poesie. Alles Poetische muß mährchenhaft sein. Der Dichter hat blos mit Begriffen zu thun. Schilderungen und dergleichen borgt er nur als Begriffszeichen. Die bisherigen Poesien wirken meistentheils dynamisch, die künftige transscendentale Poesie könnte man die organische heißen. Wenn sie erfunden ist, wird man sehen, daß alle echten Dichter bisher ohne ihr Wissen organisch poetisirten, daß aber dieser Mangel an Bewußtsein dessen, was sie thaten, einen wesentlichen Einfluß auf das Ganze ihrer Werke hatte, so daß sie größtentheils nur im Einzelnen poetisch, im Ganzen aber unpoetisch waren. — Ein Roman muß durch und durch Poesie sein. Die Poesie ist eine harmonische Stimmung unsers Gemüths, wo sich alles verschönert, wo jedes Ding seine gehörige Ansicht, alles eine passende Begleitung und Umgebung findet. Es scheint in einem poetischen Buch alles so natürlich und doch so wunderbar, man glaubt, es könne nicht anders sein und als habe man bisher in der Welt nur geschlummert und gehe einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf. — In einem rechten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zusam-

menhängend sein; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geisterwelt gemischt sein; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Mährchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und ebendarum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist."

Novalis lebte, wie Jean Paul's Emanuel, nur von Pflanzenspeisen; doch fand ihn Tieck, der selber stark an der Gicht gelitten, bei einem Besuch heiter und lebensfroh. Er war nun ganz Poet. „Die Philosophie," schreibt er Febr. 1800, „ruht jetzt bei mir im Bücherschrank. Ich bin froh, daß ich durch dieses Spitzbergen der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Land der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung, Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich, man muß nur nicht über der Grammatik die Autoren vergessen, über dem Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen." Als sein nächstes Hauptwerk betrachtete er den „Heinrich von Osterdingen". „Mein Roman," schreibt er 23. Febr. an Tieck, „ist in vollem Gange; der ganze Plan ruht ausgeführt in meinem Kopf. Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben, nur nicht die Leichtigkeit. Es ist die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie, um deren Entstehung deine Bekanntschaft das größte Verdienst hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. — Der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Lustspielen. — Jacob Böhme lese ich jetzt im Zusammenhang und fange an ihn zu verstehn, wie er verstanden werden muß. Man sieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit seinen treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von Innen heraus die Welt gebären; ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben, einen warm auseinandergehenden Mysticismus. — Ich habe eine Recension des W. Meister im Kopf, die freilich das völlige Gegenstück zu Fr. Schlegel's Aufsatz sein würde. So viel ich aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Welch heitre Fröhlichkeit ist nicht dagegen im Böhme, und diese ist's doch allein, in der wir leben wie der Fisch im Wasser." Ende März war der 1. Bd. des Romans fertig. Das Werk faßte gleichzeitig die beiden Ideale Fr. Schlegel's in's Auge: es wollte die absolute Freiheit des Romans, d. h. der intimsten Herzensbekenntnisse, mit der absoluten Kunstform

der transcendentalem Poesie vermählen; es wollte in Tieck's Sinn das Gewöhnliche wunderbar, es wollte in Schlegel's Sinn das Wunderbare und Unmögliche sichtbar machen. Wie Schlegel verlangt, sollte aus der idealistischen Philosophie heraus eine neue Mythologie aufblühn, in der die gesammte höhere Bildung der Zeit ihren Ausdruck fände; diese Mythologie, obgleich frei erschaffen, sollte alles Bildungsfähige aus den früheren historischen Mythologien in sich aufnehmen. Wie in der göttlichen Komödie gliedert sich im Roman die Doppelwelt, die Kant entdeckt, zu einem künstlerischen Wunderbau: hier die Welt der Erscheinung, an Zeit, Raum, Licht, Erfahrung gebunden, dort die intelligible Welt, von Zeit, Raum, Licht und Erfahrung befreit; jenes Wunderland Atlantis, wo „die reinen Formen wohnen", wo „frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielen seliger Naturen göttlich unter Göttern die Gestalt" wandelt; das Heiligthum, dessen Einwohner „losgesprochen sind von jeden Pflichten, von allen Schulden sterblicher Natur. Ausgestoßen hat es jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit." Dieses Reich der Schatten hatte, wie man sieht, Novalis aus Schiller empfangen; die Form, in der es in's Reich des Irdischen verwebt wurde, gab ihm Wilhelm Meister. Was hier prosaisch als geheimer Orden theils in weiser, theils in thörichter Führung in die gemeinen Schicksale eingriff, hat sich im Ofterdingen in einen idealen Schimmer aufgelöst; aber die Typen sind noch sehr erkennbar; der Fremde deutet auf die blaue Blume, die halb verklungene poetische Erinnerung aus einem früheren Dasein, wie sein Vorgänger auf das Bild vom traurigen Königssohn; Zulma läßt den Orient ahnen, wie Mignon das Land, wo die Zitronen blühn; in der Höhle des Grafen von Hohenzollern sieht Heinrich seltsame Verknüpfungen seiner Schicksale an ein fremdes Dasein, wie Wilhelm im Schloß des Oheims; die Geistercolonie, in welche dem Dichter ein Blick verstattet wird, erinnert an den Thurm Lothario's; die Allegorie, in welcher Klingsohr den Sieg der Fabel und des Eros über Zeit, Licht, Raum und Erfahrung verkündet, ist in Ton und Haltung dem Mährchen von der schönen Lilie nachgebildet; und an Bekenntnissen schöner Seelen fehlt es ebensowenig. Das wunderbar mystische Lied, in welchem das Reich der Schatten beschrieben wird, zeigt, was Schiller eigentlich wollte. Schiller hatte den Stoff gegen seine wirkliche Natur gewählt; bei dem geborenen Rationalisten verflüchtigte sich die Mystik in Allegorie, die man ohne Mühe in's Prosaische übersetzen konnte. Ein solcher Versuch würde bei Novalis, dessen innerste Natur mystisch war, vergeblich sein. Die Stimmungen und Ahnungen, die er anklingen läßt, sind wirklich nur Stimmungen und Ahnungen, aber wenn man kühner zugreift, erkennt man doch die prosaische Grundlage wieder, die Schiller vorschwebte. Die Seligkeit, „seit der wilde trübe Funken jener Welt erlosch,

seit der Hügel sich geschlossen und der Scheiterhaufen sprühte, und dem schaudernden Gemüthe nun das Erdgesicht zerfloß": — diese Seligkeit weilt nicht im Lande der Todten, das ja auch in die Kategorie von Zeit und Raum fällt, auch der Welt der Erscheinung eignet, sondern sie lebt im Land der Ideale, wo die Wesen „Himmelsrosen auf den Wangen in's bunte Fabelreich schweben", wo sie „gern das bleiche Dasein missen", wo man nur „leiser Wünsche süßes Plaudern" hört, wo „versenkt in sel'ges Schauen der wolkenlose Himmel im Gemüthe steht". Die intelligible Welt empfiehlt dem dichterisch gesinnten Menschen ebensowenig Selbstmord, als Schiller, wenn er auffordert, die Angst des Irdischen abzuwerfen, aus dem engen dumpfen Leben zu entfliehn, um sich vor den fürchterlichen Schaaren des Lebens zu bewahren. Novalis meint nichts Anderes als: „flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken und die Furchterscheinung ist entflohn!" Und wenn er auffordert, den Erdgeist zu binden, so schwebt ihm wiederum das Bild vor, „wie der Gott des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt." In einem spätern Versuch hat Goethe noch einmal auf dies zeitlose Wunderland gedeutet, wo die Mütter hausen, die Ideen, die matrices rerum, und die reinen Formen des Schönen aufbewahren. Schiller hatte vor, das Reich der Schatten fortzusetzen und die Vermählung des Herkules mit der Hebe in einem Idyll zu feiern, wo aller Schatten, also auch alles Licht aufhören sollte; Novalis hat diesen Versuch wirklich gemacht und noch dazu in Schiller'schen Hexametern, die sich wunderlich genug ausnehmen.

Wenden wir unsern Weg zur grünen Erde zurück, zur Welt der Erscheinung, wo die Sonne noch nicht ausgelöscht ist. Der Mensch, der aus den Schranken des Erdenlebens hinausstrebt und sie bis zu einem gewissen Grad überwindet, ist der Dichter: er spinnt die intelligible Welt, die den Andern draußen liegt, aus seinem Innern heraus. Zu zeigen, wie ein Dichter wird, ist die ernste Aufgabe des Romans. In stiller, reiner Häuslichkeit aufgewachsen, sehnt er sich nach dem Wunderbaren, und die Kaufleute, die ihn in die Fremde nehmen, entdecken seine Anlage zum Dichter: „Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths und es fehlt euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen." „Der Dichter erfüllt das innere Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Man hört fremde Worte und weiß doch, was sie bedeuten sollen." In früheren Zeiten sollen die Dichter die Natur wirklich beherrscht haben, jetzt können sie dieselbe nur noch deuten. — „Der Dichter ist der Gegensatz

des handelnden Menschen, seine Welt ist sein Gemüth, seine Thätigkeit die Betrachtung, sein Leben ein leises Bilden der inneren Kräfte. Große und vielfache Begebenheiten würden ihn stören, ein einfaches Leben ist sein Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften muß er mit dem reichen Inhalt und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Sein empfindlicher Sinn wird schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und er wird keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutungen derselben in sich zu machen." — „Die kühle, belebende Wärme eines dichterischen Gemüths ist das Widerspiel von der wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug sein, um die Gestalten rein abzusondern. Zur wahren melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter aufmerksamer und ruhiger Sinn; es wird ein verworrenes Geschwätz, wenn ein reißender Sturm in der Brust tobt und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst."

„Die Poesie," lehrt Klingsohr, der Meister, „will als strenge Kunst getrieben werden; als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu sein. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen; das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines, offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit, alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitige belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst. Es darf kein Tag vergehn, wo ihr nicht eure Kenntnisse bereichert und einige nützliche Einsichten erlangt." — Hauptsächlich weist er ihn auf Naturwissenschaft und Geschichte, aber auch auf Handel, Industrie, den Weltverkehr überhaupt. — So sind Heinrich's Lehrjahre angelegt. die Welt der Erscheinungen muß ihm Stück für Stück, immer mit dem Reiz des Fremdartigen, aufgehn. Die Kaufleute sollen ihm ein Bild des Verkehrs geben, der Bergmann deutet auf das innere Leben der Natur, die Kreuzfahrer auf die Poesie des Orients, dann sieht er das gastliche Leben einer großen Stadt, seine Lebenslust erreicht den Höhepunkt in einer glücklichen Liebe. Nachdem er dann die Trauer und das Reich des Todes kennen gelernt, gewinnt er Einsicht in die große Welt, er kommt in den Mittelpunkt des deutschen Kaiserreichs, sieht Italien, Griechenland, den Orient; endlich als Erfüllung tritt der Sängerkrieg ein: der Kampf des guten und bösen Princips, der unsichtbaren mit der sichtbaren Welt. In bachischer Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthusiasmus um den Tod. — Wie sich Novalis die weitere Ausführung dachte, namentlich den Uebergang in die intelligible Welt, ist aus den Fragmenten nicht zu ermitteln. Die scharfsinnige Hypothese einer Seelenwanderung, die dem Dichter vorgeschwebt habe, trifft

den Kern der Sache in sofern nicht, als in dieser Weltanschauung eine Reihe von Existenzen einander coordinirt werden, während im Osterdingen augenscheinlich zwei entgegengesetzte, wenn auch der Vermittelung fähige Welten sich hart gegenübertreten.

Die Ansichten vom Wesen der Poesie enthalten goldene Wahrheiten, und diese Ansichten in der Form eines Lebenslaufes zu entwickeln, ist voll berechtigt. Aber Novalis erschwert sich die Aufgabe durch eine Scheu vor dem Realismus, die theils auf Princip, theils aber auch auf Mangel an Talent beruht. Wilhelm, Heinrich's Geistesverwandter, bringt der Welt der Erscheinungen, in der er Bildung sucht, einen geringen Inhalt aber ein gesundes Auge entgegen, und man sieht sie in voller Farbe und Gesundheit. Im Osterdingen sind sämmtliche Figuren körperlos, nicht ein einziges Wort, was die Kaufleute, der Bergmann u. s. w. sprechen, hätte wirklich von ihnen gesprochen werden können, und der Widerwille, die Wirklichkeit zu imitiren, geht so weit, daß Novalis z. B. die Kaufleute immer im Chor reden läßt. Für dies Verfahren findet er einen sonderbaren Grund. „Ich habe wohl gemerkt," sagt Klingsohr zu Heinrich, „daß der Geist der Dichtkunst euer freundlicher Begleiter ist, eure Gefährten sind unvermerkt seine Stimmen geworden, in der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus." — Mit andern Worten: der Dichter des Osterdingen ist kein epischer Dichter, sondern ein Lyriker, der Reiz des Werks liegt nicht in der gegenständlichen Welt, von der wir nichts erfahren, sondern in der Fülle und Anmuth eines schönen Gemüths, die uns daraus entgegenstrahlt. Es giebt Stimmungen, aber keine Sachen, ja auch die Wahrheiten, die es ausspricht, sind nur Stimmungs-Wahrheiten und heben oft einander auf. Wenn er z. B. dem Dichter ein ernstes Studium der Geschichte und Naturwissenschaft empfiehlt, so wird dieser Rath nicht wenig dadurch beeinträchtigt, daß er an andern Stellen ihren Werth ziemlich gering anschlägt. In der Geschichte entdecken wir keine Regel, wir kommen nur zu unvollständigen und beschwerlichen Formeln; es ist mehr Wahrheit in den Mährchen der Dichter als in gelehrten Chroniken; es ist für unsern Genuß und unsere Belehrung einerlei, ob die Personen, in deren Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten oder nicht. Die goldene Zeit entsteht dann, „wenn man in Mährchen und Gedichten erkennt die ewigen Weltgeschichten, wenn die, so singen oder küssen, mehr als die tief Gelehrten wissen." Und so versteht man auch in seiner Theorie von der Vervollkommnung der Welt nur schwer, den Gedanken von dem Spiel des souverainen Witzes abzusondern. Heinrich erscheint das Gewissen, diese Sinn und Welten erzeugende Macht, wie der Geist des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen

Gesammtlebens. Dagegen belehrt ihn der Arzt Sylvester: „das Uebel in der Welt hört auf, wenn es nur eine Kraft giebt, die Kraft des Gewissens, wenn die Natur züchtig und sittlich geworden ist. Es giebt nur eine Ursache des Uebels, die allgemeine Schwäche, und diese Schwäche ist nichts als geringe sittliche Empfindlichkeit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erscheinung, einer Verwandlung des Gewissens, alle Bildung führt zur Meisterschaft, d. h. zur Freiheit, bis endlich das Gewissen die Natur beherrscht." — Diese Einheit der beiden Welten liegt doch wohl wieder in jenem zeitlosen, intelligiblen Reich, welches Astralis schildert: „wo das große Weltgemüth überall sich regt und blüht; die Welt wird Traum, der Traum wird Welt und was man glaubt, es sei geschehn, kann man von weitem erst kommen sehn."

7.

Problematische Naturen.

„Weißlingen ist der Mann selbst, d. h. der wirkliche, der interessante, von dem es sich zu sprechen lohnt . . . Alle Achtung vor Tugend und Wahrheit! aber herrschten sie allein in der Welt, so gäbe es keine Poesie . . . Immer ist die weiche, liebe, interessante Verführbarkeit des Mannes der Gegenstand der schönsten Gemälde und anziehendsten Verwickelungen. Jene festen, unerschütterlichen, dem Reiz und der Schönheit unzugänglichen sind eben keine echten Männer, sondern nur Larven und widerwärtige, wenigstens gleichgiltige Gespenster." So räsonnirt in einer Novelle, die Tieck zwar erst ein Menschenalter später abschloß, aber um diese Zeit entwarf, eine geistreiche Coquette. „Ist Liebe nicht auch Talent? und wenn das, erfordert sie nicht Uebung, Erfahrung? Und wenn sie ein Lebendiges ist, muß sie sich nicht in jedem Wesen anders gestalten? . . . Stella, dies Gedicht der Treulosigkeit, nannte Goethe ein Schauspiel für Liebende; und mit Recht; denn nur derjenige, der die Liebe empfunden und erlebt hat, kann es wissen, wie das Herz wohl so gestimmt sein kann, daß es die neue, höhere Liebe nur fühlt und rein in ihr lebt, wenn eine andere, auch echte Zärtlichkeit ihr brüderlich Gesellschaft leistet."

Das spricht eine Coquette, aber der junge Tischlermeister, die ideale Figur der Novelle, giebt ihr völlig Recht und handelt demgemäß. Jene Co-

quette selbst erhält zum Schluß der Novelle, nachdem sie die tollsten Extravaganzen verübt, das Zeugniß: „Die ewige Lüge war ihrem selbstständigen Geist keine Unwahrheit . . . Daß alles Ehrbare, Echte, wahrhaft Menschliche und Treue ihr unzugänglich war, goß diesen wunderbaren Zauber über sie, welcher unsere jugendlich frischen Herzen so sonderbar berauschte. Hätte man sie achten können oder ehren müssen, so konnte man sie nicht mehr lieben. Aber auch einzig sie konnte diesen Wollustrausch, diesen feinen und seelenbetäubenden Wonnedurst erregen und befriedigen . . . Wenn man unter diesen Gefühlen erwacht, so ist die Wirklichkeit gar zu arm und nüchtern, weil der Traum zu wonnereich war."

Daß problematische Naturen, mit dem Reiz des Romantischen ausgestattet, sich für den Roman mehr eignen als solide Charaktere, hatte Deutschland aus Werther, Faust, Tasso; aus Clavigo, Weißlingen, Stella gelernt. Für das Leben schien Goethe sie nicht zu empfehlen. „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Doch bleiben seine Lieblingsgestalten diese Virtuosen mit vielseitiger Empfänglichkeit, ohne idealen Gehalt und ohne Ehrfurcht vor der realen Welt. Jacobi, weniger Dichter als Grübler, hatte im Woldemar und Allwill das Publicum gewöhnt, diese problematischen Naturen, die bei Goethe von sich noch nicht wußten, über sich reflectiren zu hören; Goethe war ihm in der „schönen Seele" gefolgt. Seitdem sind alle Dichter einig sowohl in der Verachtung der gemeinen geradlinigen Sittlichkeit, als in der Angst vor den Folgen eines zuchtlosen Lebensvirtuosenthums, der Unsicherheit in den sittlichen Begriffen. Lovell, Julius, Victor sind Phänomene dieser Doppelstimmung: es wiederholte sich, nur unter andern Masken, die alte Erscheinung des Pietismus, der über der Grübelei zuletzt allen Lebensmuth verlor.

Die Krankheit der Reflexion schien nicht durch poetische Darstellung, sondern nur durch Vollendung der Reflexion heilbar. Die Fülle problematischer Naturen regte die Philosophen an, die ethischen Probleme ernsthafter in's Auge zu fassen. Kant hatte dem Eudämonismus, dem letzten Grund aller jener Verwirrungen, den Begriff der Freiheit und des Gesetzes entgegengestellt; er hatte das Princip mit Härte ausgesprochen, war aber nicht dazu gekommen, die Anwendung desselben mit der alten Kraft zu erörtern. Seine „Pflichten- und Tugendlehre" sind Werke des Alters, und es ist die äußerste Ungerechtigkeit, von ihnen aus irgend welche Schlüsse auf Kantische Philosophie zu ziehen. Fichte, Jacobi und Schleiermacher dagegen bemühen sich ernsthaft, aus dem bloßen Princip herauszutreten; das Problem der Freiheit ist

auch ihnen der Kern alles Denkens, aber sie wollen auch seine Anwendung auf's reale Leben ergründen.

Fichte's „System der Sittenlehre" (1798) ist das ausführlichste seiner Bücher, und im principiellen Theil eine glückliche Vertiefung der Kantischen Ansicht. — Ich finde mich selbst, als mich selbst, nur wollend. — Freiheit ist die sinnliche Vorstellung der Selbstthätigkeit, und entsteht durch den Gegensatz unserer selbst als Intelligenz zur Gebundenheit des Objects, der Sache, des Dinges. Person und Sache werden wie im römischen Recht unterschieden: Sachen, Dinge sind rechtlos, also werthlos, auch wenn sie „an sich" sind. — Der Widerspruch im Begriff der Freiheit liegt nur darin, daß ein Sein, begründet durch ein anderes Sein, immer zu einer endlosen Reihe führt; aber es giebt eine absolute Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des bloßen Begriffs, und das eben ist die Freiheit. Nur die Intelligenz kann als frei gedacht werden. Die Vernunft ist nicht ein Ding, nicht ein Sein, sondern ein Thun.

Der Zweck der Ethik ist, den Gedanken, daß wir auf eine gewisse Weise handeln sollen, aus dem System der Vernunft überhaupt als nothwendig abzuleiten; nachzuweisen, daß, wenn überhaupt ein vernünftiges Wesen angenommen werde, dasselbe einen solchen Gedanken denke. Das Princip der Sittlichkeit ist der nothwendige Gedanke der Intelligenz (nicht etwa ein Trieb oder Gefühl), daß sie ihre Freiheit nach dem Begriff der Selbstständigkeit, schlechthin ohne Ausnahme, bestimmen solle. „Die Erscheinung der Freiheit ist unmittelbares Factum des Bewußtseins, nicht Folgerung aus einem andern Gedanken. Man könnte sie weiter erklären wollen, und würde sie dadurch in Schein verwandeln. Daß man sie nicht weiter erkläre, dafür giebt es keinen theoretischen, wohl aber einen praktischen Vernunftgrund: den festen Entschluß, der praktischen Vernunft das Primat zuzuerkennen, das Sittengesetz für die wahre letzte Bestimmung seines Wesens zu halten, und nicht etwa durch Vernünfteln darüber hinaus, welches der freien Imagination allerdings möglich ist, dasselbe in Schein zu verwandeln. Wenn man aber darüber nicht hinausgeht, so geht man auch über die Erscheinung der Freiheit nicht hinaus, und dadurch wird sie uns zur Wahrheit „Ich bin wirklich frei; Freiheit ist das einzige wahre Sein und der Grund alles andern Seins": ist der erste Glaubensartikel, der uns den Uebergang in eine intelligible Welt bahnt. Von diesem Glauben geht unser System aus. Das Thun ist nicht aus dem Sein abzuleiten, weil das erstere dadurch in Schein verwandelt würde; aber ich darf es nicht für Schein halten: vielmehr ist das Sein aus dem Thun abzuleiten. Das Ich ist nicht aus dem Nicht-Ich, das Leben nicht aus dem Tode abzuleiten, sondern umgekehrt."

Das höchste Gebot der Sittlichkeit ist, alles was man thut aus Pflichtgefühl zu thun, und mit dem Bewußtsein, daß es aus Pflichtgefühl geschehe. In jedem Fall muß die reine Vernunft entscheiden. Wie überzeuge ich mich aber, daß das Gesetz für den individuellen Fall, das ich mir ausgedacht, das richtige sei? daß mein Bewußtsein, ich handle aus Pflichtgefühl, mich nicht täusche? — Hier weiß Fichte keinen Rath; über die subjective Ueberzeugung hinaus kann man nicht gehn; die subjective Ueberzeugung rechtfertigt aber völlig. — Sieht man nun vom Princip ab, so ist die pädagogische Seite dieser Sittenlehre, den Menschen zur strammen Selbstbestimmung zu erziehn. Stets handeln, und nie handeln, ohne für das Handeln den sittlichen Grund zu formuliren; jede Weichheit der Natur unterdrücken; auch der Liebe und dem Mitleid nur soweit folgen, als dadurch wirklich etwas gefördert wird. Diese Forderung männlicher Energie war dem etwas schlaffen Zeitalter gewiß von Nutzen.

In der Anwendung auf's Einzelne verfährt Fichte oft gewaltsam und willkürlich, wie denn seine Fähigkeit, Syllogismen zu bilden, seine Fähigkeit das Leben zu sehn, bei weitem überwog. Wenn er z. B. von der Liebe und Ehe behauptet, die Initiative zur individuellen Liebe gehe vom Weibe aus, und werde vom Manne durch Großmuth, durch das Gefühl, Stütze zu sein, nachträglich hervorgebracht, so ist das aus der Natur der Geschlechter wohl geistreich deducirt, eigentlich aber empirisch gemeint. Und so muß man jeden seiner Sätze darauf ansehn, wieviel von zufälligen Erfahrungen sich in die Deduction einwebt. Mit dem größten Abscheu bekämpft er die Lüge; aber er nimmt sie fast nur äußerlich, daß man nämlich das Ding sagt, was nicht ist; in Bezug auf die viel ernsthaftere innere Lüge bekämpft er wohl die Täuschungen der Träumerei, aber nicht die Täuschungen des Hochmuths. Und auch bei jenem äußern Abscheu mischt sich ein subjectives Motiv ein. „Woher kommt die Schaam, die bei der Lüge noch mehr sich zeigt, als bei irgend einem Vergehn gegen das Gewissen? — Der Lügner will den Andern seinen Absichten unterordnen; nun thut er das dadurch, daß er sich selbst zum Schein denen des Andern unterwirft. Er versetzt sich in Widerspruch mit sich selbst; unterwirft sich selbst dem, dem er sich nicht offenbar zu widersetzen getraut. Bei der Lüge ist in jedem Fall Feigheit: nichts aber entehrt uns vor uns selbst mehr als Mangel an Muth." —

Aehnliche Beobachtungen macht man bei Fichte's Staatslehre. Kant blieb in dem Lutherischen Geist, dem die Rechtlichkeit des Privatlebens über alles ging, und der den Staat als eine Form der Gesellschaft tolerirte, die zwar nicht zu umgehn sei, die aber an sich selbst keinen Werth habe. Wie Goethe und Schiller das schöne Leben der Individuen als das höchste Ziel der Mensch-

heit aufstellten, so Kant das Rechtthun, ohne alle weitre Beziehung auf das' was daraus hervorgehn könne. Aus diesem Kreise des bloßen Gewissens riß Fichte die Philosophie; er zeigte, daß die Erreichung bestimmter Zwecke von dem Rechtthun nicht getrennt werden könne, und daß in diesem Sinn der Staat, als der Inbegriff des realen Lebens, mit der Idee und dem Wesen des Menschen unzertrennlich verbunden sei, daß man sich also nicht etwa einen Urzustand zu denken habe, in welchem der Staat noch nicht dagewesen sei, und eine spätre, vertragsmäßige, also künstliche Entstehung des Staats, sondern daß dieser Staat überall vorhanden sei, wo es Menschen gebe. Er ging sogar über das Ziel hinaus, indem er dem Staat als der Zwangsanstalt für den Fortschritt der Gattung alle Functionen beilegen wollte, die überhaupt das Leben fördern; er suchte die individuelle Willkür auf jede Weise niederzudrücken. Nicht blos das Recht, sondern die Erziehung, die Kunst und Wissenschaft, ferner die materiellen Bestrebungen des Menschen sollten nach einer bestimmten, streng durchgeführten Methode vom Staat geregelt werden. So stellte er in dem „geschlossnen Handelsstaat" jene Principien auf, die damals ziemlich ungehört verhallten, die aber später durch Friedrich List wieder aufgenommen und auf die positiven Verhältnisse angewendet sind. In der Construction der Staatsformen hat Fichte wenig geleistet. Wie er die Idee der Volkssouveränetät, die ihm doch aus der französischen Revolution immer vorschwebte, mit der Idee einer Zwangsanstalt in Einklang bringen sollte: zur Lösung dieser Frage fehlte ihm der historische Blick. Seine Idee eines Ephorats, d. h. einer Ueberwachung der Staatsgewalt durch eine besonders dazu angestellte Volksbehörde, war eine schwache Reminiscenz des Napoleonischen Tribunats, das schon März 1802 widerlegt wurde. Es ist das der Erbfehler aller deutschen Rechtsphilosophien. So lange sie sich in den metaphysischen Anfangsgründen bewegen, enthalten sie sehr geistreiche und bedeutende Winke, sobald sie dieselben aber auf das Bestimmte anwenden wollen, sind sie rathlos. Es fehlt ihnen jener Sinn für Realität, der selbst zu den ungeheuersten politischen Abstractionen nothwendig ist, wenn diese irgend eine Beziehung zur Wirklichkeit haben sollen.

„Dieser philosophische Attila," schreibt einmal Körner, „verheert all unsre Felder und Gärten; in seinem Lande sind nichts als Wüsten, wo kein Halm wächst. Indeß wird diese politische Ketzerei wenig schaden: Einschränkungen, wie er sie vorschlägt, könnten nur unter Robespierre gewagt werden."

9. Dec. 1799 bis April 1800 hielt sich Fichte wieder in Jena auf, um seine Geschäfte abzuwickeln und dann seine Frau nach Berlin zu nehmen; er besuchte auch Weimar, wo man ihn nicht unfreundlich empfing. Mit gemischten Gefühlen, aber doch als Parteihaupt, bewegte er sich unter den Jüng-

lingen des Athenäums, die ihn vergebens zu überreden suchten, Jacob Böhme sei ein großer Philosoph. Auf Schleiermacher hatte er keinen günstigen Eindruck gemacht: „Philosophie und Leben sind bei ihm — wie er es auch als Theorie aufstellt — ganz getrennt, seine natürliche Denkart hat nichts Außerordentliches, und so fehlt ihm, so lange er sich auf dem gemeinen Standpunkt befindet, alles was ihn für mich zu einem interessanten Gegenstand machen könnte. Lehrreich ist er nicht; denn detaillirte Kenntnisse scheint er nicht zu haben, sondern nur allgemeine Uebersichten. Das ist übrigens sehr schade, weil er eine ganz herrliche Gabe hat, sich klar zu machen, und der größte Dialektiker ist, den ich kenne. So sind mir auch eben keine originellen Ansichten vorgekommen, wie er denn überhaupt an Witz und Phantasie Mangel leidet. Ueberdies habe ich ihm zuletzt abgemerkt, daß er ein beinahe passionirter Freimaurer ist, und früher schon bin ich gewahr worden, daß er gar gern Parteien macht, unterstützt und regiert, — und was solche Wahrnehmungen auf mich für einen Eindruck machen können, weißt du ungefähr."

Wie richtig die Bemerkung war, zeigt ein Brief Fichte's an seine Frau: „Feßler, der an der Spitze der Freimaurer steht, beim König und beim Minister Schulenburg sehr wohl angeschrieben, schmeichelt mir, weil er mich zu gebrauchen denkt; aber er hat ein anmaßendes Wesen, das ich von Zeit zu Zeit niederhalten muß. Ich thue, als ob ich mich zu seinem Werkzeug wolle brauchen lassen, bis ich ihn völlig werde ausgeholt haben; größtentheils habe ich das schon jetzt, und alles wird damit endigen, daß ich meine Plane befördert und ihn gebraucht habe. Wir sind schon eine lange Zeit vertraut gewesen und haben die verborgensten Verabredungen getroffen, während wir öffentlich thaten, als ob wir uns nicht recht leiden könnten." — Auch mit Schröder in Hamburg stand er in lebhaftem Briefwechsel über die Maurerei.

Fichte brachte aus Berlin eine seiner Hauptschriften fertig mit, „die Bestimmung des Menschen;" sie erzählt in drei Abschnitten, Zweifel, Wissen und Glaube, die Geschichte seines eigenen Denkens. Der erste schildert in einem Monolog den Eindruck Spinoza's auf ein unverdorbenes Gemüth. Des Menschen Ideen und Willensacte, kurz das ganze Gebiet seiner vermeintlichen Freiheit, sind nur Ausflüsse des Naturgesetzes; ein wirkliches Reich der Freiheit giebt es so wenig wie ein Reich der Wunder: jene Idee ist nur ein Ausdruck der Entzweiung, die durch die Einwirkung zweier verschiedener Naturkräfte im menschlichen Bewußtsein entsteht. Der Mensch empfindet nothwendig Sehnsucht nach Freiheit, d. h. nach Unabhängigkeit von dem Naturgesetz, aber ebenso unabweisbar drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß Freiheit nur eine Illusion sei. So scheint die Bestimmung des Menschen die vollen-

dete Unseligkeit zu sein. — Der zweite Theil ist in dialogischer Form. Ein „Geist" setzt sich mit dem einsamen Denker in Rapport und sucht ihn von dem quälenden Gedanken der Nothwendigkeit zu befreien, indem er nachweist, die Natur sammt ihrem Gesetz sei für ihn nirgend anders als in seinem eignen Denken. Vortrefflich wird der Eindruck der „Kritik der reinen Vernunft" auf ein von Zweifeln gequältes Gemüth geschildert. Die vermeintlichen Naturgesetze und Naturgewalten lösen sich in bloße Denkbestimmungen auf, deren Realität in keiner Weise nachzuweisen sei, weil die Intelligenz niemals aus dem Reich der Gedanken heraustreten könne. Durch diesen Denkproceß wird dem Geist die Freiheit von den Naturbedingungen wiedergegeben; aber er erkauft diesen Gewinn durch den Verlust der gesammten Realität, nach der er eine ebenso tiefe und nothwendige Sehnsucht empfindet als nach der Freiheit. Hier leiht Jacobi dem Verfasser die Farben, um das Entsetzen des vereinsamten Ich vor dieser Welt der Gespenster zu schildern. — Die Erhebung aus diesem Zustand wird im dritten Theil als ein Act dargestellt, der mit dem Inhalt der vorher gewonnenen Ueberzeugungen in keinem nothwendigen Zusammenhang stehe. Die Seele befreit sich von der Macht des Naturgesetzes und von der Kritik des Denkgesetzes nicht durch Erkenntniß, sondern durch einen Entschluß. In der Einsicht, durch das bloße Denken dem Zwang der Nothwendigkeit niemals zu entgehn, beschließt sie, im Denken einen beliebigen Abschluß zu machen und in die Welt der Handlung einzutreten. Als Anknüpfung findet sie einen festen Punkt in sich selber vor: die Forderung der unbestimmten Uebereinstimmung mit sich selbst, während die bloße Erkenntniß entzweit. Aus dieser absolut gewissen Forderung wird die Nothwendigkeit hergeleitet, recht zu handeln, um mit sich selber übereinzustimmen, und aus dieser Nothwendigkeit die Existenz einer Natur, in der man bestimmte Zwecke des Handelns verfolgen, die Existenz gleichberechtigter Wesen, in denen man die als nothwendig empfundenen Rechtssubjecte ehren*), und folglich einer Gattung, in die man die Unseligkeit des eignen Ichs, um es zu ergänzen und dadurch zu heiligen, vertiefen könne; endlich die Existenz einer moralischen oder göttlichen Weltordnung, welche jenem idealen Postulat die Realität verbürgt. Bei Kant ist das Gewissen eine Privatsache und die Pflicht gegenstandlos: der Mensch soll recht handeln, der Stoff seiner Handlungen ist gleichgiltig, ja, die Beziehung zum Weltlauf wirkt eigentlich nur störend, und das Ge-

*) Schon in der Kritik aller Offenbarung wird beiläufig in einer Anmerkung gesagt: „Die Frage, warum überhaupt moralische Wesen sein sollen? ist leicht zu beantworten: wegen der Anforderung des Moralgesetzes an Gott, das höchste Gut außer sich zu befördern, welches nur durch die Existenz vernünftiger Wesen möglich ist."

wissen weist auf ein Jenseits der „intelligiblen“ Welt, wo blos der moralische Werth entscheidet; Fichte dagegen leitet aus dem Begriff des Rechtthuns sowohl einen Gegenstand des Rechtthuns her, eine Reihe erreichbarer ineinandergreifender Zwecke, eine auf Erden zu realisirende vernünftige Weltordnung, als die Existenz von Rechtssubjecten, denen gegenüber man die innerlich empfundene Nothwendigkeit des Rechtthuns erfüllen könne. „Die ganze Welt hat für uns eine völlig veränderte Ansicht erhalten. Es tritt eine neue Ordnung ein, von welcher die Sinnenwelt mit all ihren Gesetzen nur die ruhende Grundlage ist. Jene Welt geht ihren Gang ruhig fort, um der Freiheit eine Sphäre zu bilden; aber sie hat nicht den mindesten Einfluß auf Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, nicht die geringste Gewalt über das freie Wesen. Selbstständig und unabhängig schwebt dieses über der Natur. Die transscendentale Theorie sagt: die Welt ist nichts weiter als die nach begreiflichen Vernunftgesetzen versinnlichte Ansicht unsers eignen Handelns, als bloßer Intelligenz, innerhalb unbegreiflicher Schranken; und es ist dem Menschen nicht zu verargen, wenn ihm bei dieser gänzlichen Verschwindung des Lebens unter ihm unheimlich wird. Die praktische Philosophie ergänzt: jene Schranken sind ihrer Entstehung nach allerdings unbegreiflich; aber die Bedeutung derselben ist das Klarste und Gewisseste, was es giebt: sie sind deine bestimmte Stelle in der moralischen Ordnung der Dinge. Was du zufolge ihrer wahrnimmst, hat Realität, die einzige, die dich angeht und die es für dich giebt; es ist die fortwährende Deutung des Pflichtgebots, der lebendige Ausdruck dessen, was du sollst. Unsre Welt ist das versinnlichte Material unsrer Pflicht; dies ist das eigentliche Reale in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Dieser Glaube verwandelt alles, was ihr zu bewundern, zu begehren, zu fürchten pflegt, vor eurem Auge in nichts, indem er auf ewig eure Brust der Verwunderung, der Begier, der Furcht verschließt. Dieser Erdball mit allen den Herrlichkeiten, welcher zu bedürfen ihr in kindlicher Einfalt wähntet, dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt, ist nichts als ein matter Abglanz euers eigenen, in euch verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden Daseins. Ihr dürft kühn eure Unendlichkeit dem unermeßlichen All gegenüberstellen und sagen: wie könnte ich deine Macht fürchten, die sich nur gegen das richtet, was dir gleich ist, und nie bis zu mir reicht. Du bist wandelbar, nicht ich, — alle deine Verwandlungen sind nur mein Schauspiel, und ich werde stets unversehrt über den Trümmern deiner Gestalten schweben.“ — Nachdem Fichte diesen Standpunkt gewonnen hat, geht er in's Erbauliche über. Er schildert die große Aufgabe des Menschengeschlechts, durch Dienstbarmachung der Natur zu vernünftigen Zwecken und durch Her-

stellung eines der Idee entsprechenden Rechts in allmählicher Entwickelung auf Erden die göttliche Weltordnung herzustellen; die Seligkeit, die darin liegt, das an sich unselige und gehaltlose Ich in diese Idee heiligend zu vertiefen und der Gattung aufzuopfern. —

„Der Mensch kann sich selbst nicht halten, was er sich selbst verspricht; denn er selbst ist ein Spiel der Leidenschaften, und nur das Gesetz über ihm besteht. Daß er dieses Gesetz anerkennen, seiner Zucht sich unterwerfen, endlich die Liebe desselben sich eigen und zum Charakter machen kann, darin besteht seine Würde. Es ist thöricht, auf einen Menschen zu bauen, der nur ein Gemüth, sei es auch das vortrefflichste, aber keine dies Gemüth ordnende und ihn selbst beherrschende Grundsätze hat. Ein solcher wird mit den glücklichsten Anlagen zu Rechtschaffenheit und Tugend oft am tiefsten sinken; denn weil er sich nicht zu beherrschen weiß, und weder das Gute noch das Böse lassen kann, muß er sich selbst zu täuschen, sich zu belügen und zu betrügen suchen; wird in dieser bösen Kunst eine immer größere Fertigkeit erwerben, in Ausflüchten bald unerschöpflich werden; hier den Geist des Gesetzes mit dem Buchstaben angreifen, dort den Buchstaben wider den Geist sich zu Nutze machen: so allmählich allen Gradsinn verlieren, sein Gewissen zerstören, die heilige Schaam austreiben und frevelnden Trotz an die Stelle setzen. — Da ich diese schrecklichen Klippen nahe genug im Vorbeischiffen selbst gesehn habe, und nicht ohne Gefahr, so ergreift mich beim Andenken jedesmal ein Schauder, und ich weiß dann nicht, wie ich nachdrücklich genug warnen, laut und feurig genug zurufen soll. Sie ragen nicht hoch aus dem Meer hervor, diese Klippen; sind nicht von fürchterlichen Brandungen, die aus der Ferne schrecken, umgeben; man kann lange in Gefahr und dem Untergange nahe sein, ohne es zu ahnen. Und nicht der Kompaß allein des moralischen Gefühls und eines guten edlen Herzens lehrt genug, sie zu vermeiden, sondern es muß die Längen-Uhr bestimmter Vorschriften und Gesetze dazu genommen, und jede Versuchung, nach eignem bessern Ermessen, d. h. nach bloßem Gutdünken zu steuern, als die Eingebung eines feindlichen Dämons verworfen werden. — Ich predige hier zunächst mir selbst, denn noch bin ich weit entfernt, die Gerechtigkeit so zu lieben, daß ich mich nach ihren Gesetzen überall und in jedem Augenblick zu mäßigen im Stande wäre." — Diese Sätze Jacobi's sprechen am deutlichsten aus, was ihn von Fichte trennte.

„Der Mensch," fährt er fort, „maßt sich das Vermögen an, beständig zu sein aus eigner Kraft und setzt darin seine Ehre. Wer einen Vorsatz fassen und dabei bleiben, aus Entschluß handeln kann, ununterstützt von gegenwärtiger Neigung, ja derselben entgegen, von dem sagen wir, daß er Charakter habe, daß er ein Mann sei. Wir verachten den Menschen, der jedesmal nur



das ist, was die Dinge, der Zufall, die Umstände aus ihm machen. Wir achten denjenigen, der den Dingen und ihren Eindrücken Widerstand zu leisten, sein Selbst ihnen gegenüber zu behaupten weiß, der sich von ihnen unterrichten, aber nicht verwandeln läßt. — Alle bürgerliche Ordnung hat zur ersten und letzten Absicht, daß der Wille von heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion so heilig. Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur. Der Sittenzustand eines Volkes ist gut, wenn das, was die Gesetze verordnen, aus angewöhnter Ueberzeugung und Neigung gern gethan wird. Es muß unmöglich scheinen, daß ein Einzelner anders empfinden, urtheilen und handeln könne als die Andern, wenn er nicht den Verstand verloren hat und ein Nichtswürdiger ist. Die allgemeine Meinung über das, was wahr und gut sei, muß ein der Vernunft gleiches Ansehn haben. Sobald dieser Glaube wankt und mit ihm das Ansehn der öffentlichen Stimme, tritt der Sittenverfall ein. Der letzte Grad der Sittenverderbniß ist, wenn es keine öffentliche Meinung mehr giebt." — Eine Gefahr wenigstens wird durch diese Anschmiegung an's Bestehende vermieden: die Casuistik des subjectiven Pflichtgefühls. — „Seit der Zeit, wo wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und du kannst denken, wie mich der Gedanke an dich erfreuen muß, da deine Richtung eine der reinsten ist, die ich je gekannt habe." — So Goethe an Jacobi 2. Jan. 1800.

Jacobi war noch immer in Eutin. Das unstäte und flüchtige Leben war ihm sehr zuwider, aber nach Düsseldorf mochte er nicht zurück: „so stark ist der Abscheu, den ich fühle, ein Unterthan jener verächtlichen und ekelhaften Scheusale zu sein." Er machte ein glänzendes Haus, und suchte zwischen Stolberg und Voß zu vermitteln, die über Religion beständig haderten. Stolberg hatte unter dem Einfluß der Fürstin Galizin 27. Juli 1797 zur Taufe eines Sohnes lauter Katholiken geladen, die liberale Agende unterdrückt und den Mystiker Kleuker berufen. Auf einer Reise in Karlsbad Aug. 1798 dichtete er das Lied: „Eins ist gut, nur eins ist noth, alles andre ist nur Tod: wo Maria fand ihr Heil, o da sei auch unser Theil!" Gegen Fichte wurde Jacobi's Stimmung immer kälter: „Ich konnte nicht weiter vor Ekel," schreibt er an Reinhold 7. Febr. 1800 über die „Bestimmung des Menschen", „bei dem ewigen Wiederholen und Uebersetzen aus dem

idealistischen Rothwelsch in ehrliche Menschensprache, und dann aus der ehrlichen Menschensprache wieder in idealistisches Rothwelsch — als es nun gar losging mit den schönen Stellen, Hymnen und Psalmen, unter fortdauerndem Pauken- und Trompetenschall, einfallendem Kanonendonner, Posaunen-, Trommel- und Pfeifengetön, mit Cimbeln, Harfen und Zinken und dem Geläute aller Glocken, — ich glaubte, ich würde toll, mir verging Hören und Sehen, und noch ist mir ganz weh und ohnmächtig davon."

„Jacobi's Philosophie," schreibt Fichte an Reinhold, „hat ihr Wesen so gut im Nichtwissen als meine. Nun hat er mich im Verdacht, daß ich in diesem Nichtwissen selig sein wolle, und da hat er in der That den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber was will denn er mit seinem Nichtwissen anfangen? Etwa in die leere Stelle nach Herzenslust — wir andern nennen's Fratzen und Chimären — hineinpflanzen nach seiner Individualität, und, wenn's gnädig abgeht, jedem andern erlauben, auch was er will in sie zu setzen, auch nach seiner Individualität? — Dies ist nun keineswegs meine Rechnung. Ich meine, daß von dem Einen aus, was wir wirklich wissen, unsre Pflicht durch gemeinsame Vernunftgesetze, nach Unten (der Sinnenwelt) und nach Oben (der übersinnlichen) genau bestimmt sei, was wir weitersetzen können ... Mein System ist von Anfang bis zu Ende nur eine Analyse des Begriffs der Freiheit. Aber ich fürchte, daß Jacobi selbst die Freiheit des endlichen Wesens leugnet, um alle Thätigkeit auf den Unendlichen, als den letzten Grund desselben, zu übertragen. Ist diese Vermuthung Wahrheit, so habe ich ihn bis jetzt mißverstanden, kann erst nun mir alle seine sonderbaren Aeußerungen erklären und seinen Feuereifer gegen mein System; aber so beredt er ist, seinen Abscheu gegen das meinige auszudrücken, so fehlt es mir schlechterdings am Ausdruck für meinen Abscheu gegen das seinige. Zu überzeugen ist ein solcher nicht; denn das Bewußtsein der persönlichen Freiheit kann man nur in sich selbst finden und die Realität desselben nur glauben."

Doch suchte er noch immer zu vermitteln. 18. Febr. 1800 forderte er Reinhold auf, an die Spitze eines wissenschaftlichen Jahrbuchs zu treten, das er herausgeben wollte. „Ich kann Ihnen nicht bergen, daß die Schlegel wegen einer unseligen Verwickelung Antheil an dem Plan haben, kann aber versprechen, daß dieser Antheil sehr subaltern werden soll ... Der ältere Schlegel ist mir wie jedem wegen seiner arroganten Seichtigkeit verhaßt, und ich werde mir ihn vom Leibe zu halten wissen; der jüngere aber — so parodox Ihnen das lauten möge — ist ein im innern Grunde braver, unermüdet dem Besten nachstrebender Mensch, der auch Zucht annimmt, und aus welchem sich, wenn nur seine hartnäckige Unruhe schwinden und er ein besseres Ideal wählen wollte als seinen Bruder, den er an innerm Stoff zehnfach

überwiegt — wohl noch etwas machen ließe." — Auch Paulus forderte er zur Theilnahme auf, wie wenig er mit seinem Betragen in Jena zufrieden war. Reinhold äußerte sich bedenklich; die Lecture von Bardili's „Medicina mentis“ hatte ihn umgestimmt, er wandte sich vom Idealismus ab und hoffte auch Fichte noch zu bekehren. — Indeß schlug Schelling einen Weg ein, der anscheinend der Wissenschaftslehre entsprechend, ihn in der That noch weiter von Fichte abführen mußte als Jacobi.

„Die Aufgabe der Philosophie überhaupt," heißt es in der Abhandlung „über den Begriff der speculativen Physik" 1799, „ist Nachweis von der Einheit des Reellen und Ideellen. Geht nun die Tendenz der Philosophie ursprünglich darauf, das Reelle überall auf das Ideelle zurückzuführen, so entsteht Transcendentalphilosophie, durch die alle Bewegungen der Natur in Anschauungen verwandelt werden, die nur in uns selbst vorgehn. Nach dieser Ansicht wird alles daraus erklärt, daß es eine bewußtlose, aber der bewußten ursprünglich verwandte Productivität ist, deren bloßen Reflex wir in der Natur sehen, so daß diese nur der sichtbare Organismus unsres Verstandes ist, und nichts Anderes als nur das Regel- und Zweckmäßige produciren kann. — Daraus folgt, daß sich auch in der als reell gedachten Natur wiederum der Ursprung solcher regel- und zweckmäßigen Producte muß nachweisen lassen, daß also das Ideelle auch wiederum aus dem Reellen erklärt werden muß. Ist es nun Aufgabe der Transcendentalphilosophie, das Reelle dem Ideellen unterzuordnen, so ist es Aufgabe der Naturphilosophie, das Ideelle aus dem Reellen zu erklären. Beide Wissenschaften sind eine Wissenschaft, die sich nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben unterscheidet; beiden kommt im System des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu."

Schelling's „System des transcendentalen Idealismus" (April 1800) zerfällt, wie die „Bestimmung des Menschen" in drei Abschnitte. Der erste zeichnet nach der Methode der Wissenschaftslehre eine ideale Geschichte des Selbstbewußtseins von der ursprünglichen Empfindung durch die productive Anschauung und die Reflexion bis zum absoluten Willensact; es bleibt unentschieden, ob dieser Proceß ein in jedem Individuum wiederkehrender oder ein durch die ganze Geschichte der Menschheit sich vollziehender sein soll. Durch die Geschichte des Selbstbewußtseins schimmern die Kategorien der Naturphilosophie durch: Sensibilität, Irritabilität, Magnetismus, Chemismus u. s. w. Der zweite Abschnitt enthält die praktische Philosophie: sie soll nicht eine Moral im gewöhnlichen Sinne sein, sondern eine transcendentale Deduction der Denkbarkeit moralischer Begriffe. „Wenn das Absolute, welches überall nur sich offenbaren kann, in der Geschichte vollständig jemals sich offenbarte, so wäre es um die Erscheinung der Freiheit geschehen. Diese vollkommene Offenbarung

würde erfolgen, wenn das freie Handeln mit der Prädetermination vollständig zusammenträfe. Dann würden wir einsehen, daß alles, was durch Freiheit geschehn ist, in diesem Ganzen gesetzmäßig war, und daß alle Handlungen, obgleich sie frei zu sein scheinen, doch nothwendig waren, um dieses Ganze hervorzubringen. Der Gegensatz zwischen der bewußten und der bewußtlosen Thätigkeit ist ein unendlicher; wir können uns keine Zeit denken, in welcher sich die absolute Synthesis (der Plan der Vorsehung) vollständig entwickelte. — Wenn wir uns die Geschichte als ein Schauspiel denken, in welchem jeder, der daran Theil hat, ganz frei und nach Gutdünken seine Rolle spielt, so läßt sich eine vernünftige Entwickelung dieses verworrnen Spiels nur dadurch denken, daß es *ein* Geist ist, der in allen dichtet, und daß der Dichter, dessen bloße Bruchstücke (disjecti membra poetae) die einzelnen Schauspieler sind, den objectiven Erfolg des Ganzen mit dem freien Spiel aller einzelnen zum voraus so in Harmonie gesetzt hat, daß am Ende wirklich etwas Vernünftiges herauskommen muß. Der Dichter ist nicht unabhängig von uns, er enthüllt sich nur successiv durch das Spiel unsrer Freiheit selbst, so daß ohne diese Freiheit er auch selbst nicht *wäre*. Wenn die Intelligenz aus der allgemeinen Identität, in welcher sich nichts unterscheiden läßt, heraustritt und sich ihrer bewußt wird, so trennt sich das Freie und Nothwendige in dem Handeln. Frei ist es nur als innere Erscheinung, und darum glauben wir innerlich immer frei zu sein, obgleich die Erscheinung unsrer Freiheit ebenso unter Naturgesetze tritt wie jede andere Begebenheit. — Die Geschichte ist eine fortgehende allmählich sich enthüllende Offenbarung des Absoluten, man kann in ihr nie die einzelne Stelle bezeichnen, wo die Spur der Vorsehung oder Gott selbst gleichsam sichtbar ist. Denn Gott *ist* nie, wenn Sein das ist, was in der objectiven Welt sich darstellt; *wäre* er, so wären wir nicht: aber er offenbart sich fortwährend. Der Mensch führt durch seine Geschichte einen fortwährenden Beweis von dem Dasein Gottes, einen Beweis, der aber nur durch die ganze Geschichte vollendet sein kann. — Es giebt drei Perioden jener Offenbarung, also auch drei Perioden der Geschichte. Die erste ist die, in welcher das Herrschende nur noch als *Schicksal*, d. h. als blinde Macht kalt und bewußtlos das Größte und Herrlichste zerstört; in diese (tragische) Periode gehört der Sturz jener großen Reiche, von denen kaum das Gedächtniß übrig geblieben, und auf deren Größe wir nur aus ihren Ruinen schließen, der Untergang der edelsten Menschheit, die je geblüht hat und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein naiver Wunsch ist. Die zweite Periode ist die, in welcher das dunkle Schicksal in ein offnes *Naturgesetz* verwandelt erscheint, das die Freiheit und Willkür zwingt, einem Naturplan zu dienen, und so allmählich eine mechanische Gesetzmäßigkeit in der Geschichte herbeiführt.

Diese Periode scheint von der Ausbreitung der großen römischen Republik zu beginnen. Alle Begebenheiten, die in diese Periode fallen, sind als bloße Naturerfolge anzusehn, sowie selbst der Untergang des römischen Reichs weder eine tragische noch moralische Seite hat, sondern nach Naturgesetzen nothwendig und ein an die Natur entrichteter Tribut war. Die dritte Periode wird die sein, wo das, was früher als Schicksal und als Natur erschien, sich als Vorsehung entwickeln und offenbar werden wird. Wann diese Periode beginnen wird, wissen wir nicht zu sagen: aber wenn sie sein wird, dann wird auch Gott sein." — Der dritte Abschnitt giebt die Philosophie der Kunst. In Theorie und Praxis vermag der Mensch nach der Identität nur zu streben, erreichen kann er sie nie, und das Selbstbewußtsein bleibt daher ein unglückliches. Dagegen fixirt die Kunst wenigstens einen Punkt jener Identität. „Der Trieb zu produciren steht mit der Vollendung des Products still, alle Widersprüche sind aufgehoben, alle Räthsel gelöst, und die Intelligenz fühlt sich durch jene Uebereinstimmung selbst überrascht und beglückt. Das Unbekannte, welches hier das Objective und Subjective in unerwartete Harmonie setzt, ist nichts Anderes als jenes Absolute, das den allgemeinen Grund der vorherbestimmten Harmonie zwischen dem Bewußtlosen und Bewußten enthält. Wird es aus dem Product reflectirt, so wird es der Intelligenz als etwas erscheinen, das über ihr ist; es ist für das Producirende eben das, was für das Handelnde das Schicksal, d. h. eine dunkle unbekannte Gewalt, welche zum Stückwerk der Freiheit das Objective hinzubringt. Dieses Unbegreifliche wird mit dem dunkeln Begriff des Genies bezeichnet: es ist für die Aesthetik dasselbe, was das Ich für die Philosophie, das höchste absolut Reelle, was selbst nie objectiv, Ursache alles Objectiven ist." „Der Künstler scheint in seinem Werk außer dem, was er mit Absicht darein gelegt hat, instinctmäßig eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist. Die Kunst ist dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste öffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken sich flieht. Sie ist die einzige und ewige Offenbarung, die es giebt, und das Wunder, das, wenn es auch nur einmal existirt hätte, uns von der absoluten Wirklichkeit jenes Höchsten überzeugen müßte."

Prosaischer aber richtig sagt Fichte in der Sittenlehre: „Die Kunst macht den transcendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen. Sie führt den Menschen in sich selbst hinein; sie reißt ihn los von der gegebenen Natur, und stellt ihn selbstständig und für sich allein hin." Im Uebrigen kommt er ganz auf Schiller zurück. „Hüte dich, aus Ruhmsucht dem verdorbenen Geschmack

deines Zeitalters zu fröhnen: bestrebe dich, das Ideal darzustellen, das vor deiner Seele schwebt, und vergiß alles andere. Der Künstler begeistere sich nur durch die Heiligkeit seines Berufs; er dient durch die Anwendung seines Talents nicht den Menschen, sondern seiner Pflicht."

Als eine wesentliche Bereicherung seines Systems begrüßte Schelling die „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde", die Steffens in Freiberg schrieb und Goethe widmete. „Von meiner frühesten Kindheit sprach mich die Natur als ein Lebendiges an. Sie schloß das Geheimniß eines tiefen Denkprocesses in sich. Wenn Schelling mir für diesen den Grundtypus gab, so entstand durch Werner in mir die Hoffnung, diesen Typus als das Element einer Bewegung, die einen Willen enthüllte, zu erkennen. Mir ward immer klarer, daß die Naturwissenschaft die Grundlage der ganzen geistigen Zukunft des Geschlechts werden müsse. Ich ging mehr mit dem künstlerisch instinctartigen Muth der Jugend als mit kühler Besonnenheit an's Werk. Die Erfahrungen der Naturwissenschaft sollten die geistige Bedeutung, die in ihnen schlummerte, theils aussprechen theils für die Zukunft andeuten. Nicht einzelne sondern alle Erscheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geschichte zu verbinden, und aus diesem Standpunkt die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit in der Entwickelung des Alls zu verfolgen, war die Absicht der Schrift. Es war mir vergönnt, zuerst auszusprechen, daß die in und mit Gott freie Persönlichkeit der verborgene Grund aller Naturentwickelung sei."

Die Fehde gegen die Schule Jacobi's war in vollem Gange. „Noch vor Kurzem," schreibt Reinhold aus Kiel an Paulus nach Jena, „dachte ich über Fichte's und Schelling's Verdienste wie Sie. Noch immer halte ich viel von diesem Verdienst, aber ich bin überzeugt, daß auch sie auf den sichern Gang der Wissenschaft nur bestimmter hingedeutet, denselben ebensowenig als Kant selbst betreten haben, und daß das Ende des transcendentalen Idealismus, nachdem er seine Dienste geleistet, nicht genug beschleunigt werden kann, wenn er nicht eine unheilbare Verwirrung in den Köpfen anrichten soll. In Schelling's neuestem Werk stellt sich mir der transcendentale Idealismus nur augenscheinlicher als eine methodische Verkehrung der Vernunft, als durchaus consequenter Unsinn, als durchaus streng durchgeführte Formalität der Unvernunft dar, und so groß mein Respect für die Vernunftform ist, so groß ist mein Abscheu vor der absoluten Inhaltslosigkeit, zu der jene Form durch jenen Virtuosen hinaufgeläutert ist. Schelling ist consequenter als Fichte, und eben darum absolut gottlos." — In den Briefen tadelte er Fichte beständig wegen seiner Heftigkeit; jedes endliche Wesen könne irren, und müsse die Möglichkeit in Erwägung ziehn, daß die Gegner recht haben; bis endlich Fichte ungeduldig ausrief: „Wissen Sie, lieber Reinhold, welche Stimmung Sie da

beschreiben? — Die eines Menschen, der in seinem Leben noch nie von etwas überzeugt gewesen!" —

Fichte's, Jacobi's und Schelling's sittliche Weltanschauung wurde nun durch ein System ergänzt, das allen dreien gleich hart gegenüberstand.

„Der eigne Sinn, die eigne Kraft und der eigne Wille eines Menschen ist das Menschlichste, das Ursprünglichste, das Heiligste in ihm. — Die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; ihre Bildung und Entwickelung der höchste Beruf. — Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen. Die wahre Tugend ist Genialität." — Diese Fragmente Fr. Schlegel's waren das Thema, welches Tieck's Schwester Sophie Bernhardi, 25 J. alt, in einem Aufsatz „Lebensansicht" variirte: ein weiblicher Allwill spricht milde und weich seine Abneigung gegen alle nivellirende Moral aus: jeder Mensch habe seine eigne Liebe, seine eigne Poesie, seine eigne sittliche Bildung; es liest sich recht hübsch.

Es war ferner das Thema, welches Schleiermacher März 1800 in den „Monologen" behandelte. „Ich lobe mich," schreibt er ein Jahr später, „daß ich sie geschrieben habe; es war eine unbezwingliche Sehnsucht mich auszusprechen, so ganz in's Blaue hinein, ohne Absicht, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung, und ich habe mir oft gesagt, es wäre eine Thorheit gewesen — aber da ich mich für einen Thoren hielt, bin ich weise geworden. — Es ist ein Versuch, den philosophischen Standpunkt, wie es die Idealisten nennen, in's Leben zu übertragen, und den Charakter darzustellen, der nach meiner Idee dieser Philosophie entspricht. Indeß weissage ich mir freilich, daß ich gänzlich werde mißverstanden werden ... Das Principium Individui ist das Mystischste im Gebiet der Philosophie, und wo sich alles so unmittelbar daran knüpft, muß das Ganze allerdings ein mystisches Ansehen bekommen ... So ein lyrischer Extract aus einem permanenten Tagebuch muß sehr um eine gute Stunde bitten, wenn er gefallen soll. Es giebt tausend Ellipsen darin zu suppliren." Von den nächsten Freunden in seinem innersten Wesen so oft verkannt, drängt es ihn, sich ihnen aufzuschließen; er klagt die falschen Tendenzen der Freundschaft an. „Absondern wollen sie des Freundes Fehler von seinem Wesen, und was in ihnen Fehler wäre, scheint's auch in ihm. So muß jeder von seiner Eigenheit dem Andern opfern. Verderben dem, der ein weich Gemüth besitzt, wenn ihm ein Freund sich anhängt! — Es soll die falsche Liebe mich nicht länger, als ich es tragen mag, verfolgen: nur eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht mißverstehen können, kostet's mich; nur einmal sie gerade hin auf das geführt, was ich im Gemüth am köstlichsten bewahre, und was sie nicht dulden können, so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den ihren halten."

„Ist denn der eigne Charakter meines Wesens so schwer zu finden? — Vereint sind in mir die beiden großen Bedingungen der Sittlichkeit! Ich habe Sinn und Liebe mir zu eigen gemacht. Meine Liebe und Freundschaft waren nie unedlen Ursprungs, immer der Freiheit reinste That, und auf das eigne innerste Sein des Menschen allein gerichtet. Verschlossen war ich immer den gemeinen Gefühlen; nie hat mir Wohlthat Freundschaft abgelockt, nie Schönheit Liebe; nie hat das Mitleid mich so befangen, daß es den Leidenden mir anders und besser dargestellt; nie Uebereinstimmung im Einzelnen mich so ergriffen, daß ich mich über die Verschiedenheit des tiefsten Innern je getäuscht. Wo ich Anlage merke zur Eigenthümlichkeit, weil Sinn und Liebe da sind, da ist für mich ein Gegenstand der Liebe." „In Freundschaft jeder Art hab' ich gelebt; der Liebe süßes Glück hab' ich mit heiligen Lippen gekostet, ich weiß was mir in beiden ziemt, und kenne meiner Schicklichkeit Gesetz: noch aber muß die heiligste Verbindung auf eine neue Stufe des Lebens mich erheben . . . Wird mich nicht gerade beim liebsten Wunsch des Herzens das Schicksal ergreifen? wird sich hier die Welt nicht rächen für den Trotz der Freiheit, für das übermüthige Verschmähen ihrer Macht? . . . . Wer mag mir sagen, ob ich Sie nun frei finde, oder wenn unter fremdem Gesetz, das sie mir weigert, ob ich vermögen werde sie mir zu lösen! . . . . Uns, so gewiß einander wir gehören, trägt unbekannt in unser Paradies die Phantasie. Nicht vergeblich hab' ich mancherlei Gestalten des weiblichen Gemüths gesehn und ihres stillen Lebens schöne Weisen mir bekannt gemacht. Je weiter ich noch selbst von seinen Grenzen stand, desto sorgsamer nur hab' ich der Ehe heiliges Gesetz erforscht; ich weiß, was Recht dort ist, was nicht, und alle Gestalten des Schicklichen hab' ich mir ausgebildet, wie erst die späte freie Zukunft zeigen wird, und welche darunter mir geziemt, weiß ich genau."

Seine Gedanken kleiden sich in das rhythmische Gewand, das Schlegel zum Schluß der Lucinde angelegt, aus den Bekenntnissen des Individuums Schleiermacher werden scheinbare Monologe des transcendentalen Ich. Es ist eine unreife Poesie, die auf dem Umwege der Metaphysik sich in Rhetorik verläuft; und bald erkennt man, in Form und Inhalt, ein bestimmtes, freilich unbewußtes Vorbild heraus: Schiller's ästhetische Briefe und das Reich der Schatten. Die Uebereinstimmung ist oft erstaunlich.

So die Klagen der verkannten schönen Seele über die Barbarei des Zeitalters. „Wie tief im Innern ich das Geschlecht verachte, das schamlos wie nie ein früheres gethan, sich brüstet, den Glauben kaum an eine bessere Zukunft ertragen kann, und alle, die ihr angehören, schnöde beschimpft." „Beuge dich o Seele dem herben Schicksal, in dieser schlechten und finstern Zeit das Licht gesehn zu haben. Für dein inneres Thun ist wenig von

einer solchen Welt zu hoffen! nicht als Erhöhung, immer nur als Beschränkung deiner Kraft wirst du deine Gemeinschaft mit ihr empfinden. . . . Des Schwarzen jämmerliches Schicksal, der aus dem väterlichen Lande fortgerissen zu niederm Dienst in unbekannter Ferne verdammt ist, täglich legt's der Lauf der Welt dem Bessern auf . . . . Vergebens sucht er für das, was ihm das Größte ist, in der Gemeinschaft Erleichterung und Hülfe. Ja Hülfe solcher Art zu fordern, ist Aergerniß den geliebten Söhnen dieser Zeit, und eine höhere innige Gemeinschaft der Geister ahnen, eitle Schwärmerei. Was vorhanden ist von geistiger Gemeinschaft, ist herabgewürdigt zum Dienst der irdischen; es seufzet, was zur bessern Welt gehört, in düstrer Sklaverei."

„So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgiltig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; tief unter mir scheint sie mir klein. . . Doch nahe sich in Lieb' und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden schließe sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit."

Mit Wärme gleich Jacobi und Kant spricht sich Schleiermacher über das schöne Wort der Freiheit aus. „Sie wohnt nicht im Dasein in der Zeit; wer sie hat, ist außerhalb der Zeit und freigesprochen von seinem Gesetz; die Nothwendigkeit ist außer ihn gesetzt, was in der Zeit geschieht, ist ja nicht Ich, ist nur die Welt. . . . Unmöglichkeit ist für mich nur in dem, was ausgeschlossen ist durch der Freiheit in mir ursprüngliche That, durch ihre Vermählung mit meiner Natur. Nur das kann ich nicht, was dieser widerspricht: aber wie könnt' ich auch wollen, was jenen ersten Willen, durch den ich bin der ich bin, rückgängig machen müßte! Wem diese Beschränkung als fremde Gewalt erscheint, diese, die seines Daseins, seiner Freiheit, seines Willens Bedingung und Wesen ist, der ist wunderbar verwirrt."

Anders als Kant, sucht Schleiermacher die wahre Freiheit in der Selbstbetrachtung: nicht in der Betrachtung seines zeitlichen Thuns, sondern seines innern, verborgenen Kerns. „Da ist der Freiheit heiliges Gefühl, das dem sich stets verweigert, dessen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menschen weilt. Jegliches Thun soll begleiten der Blick in des Geistes Geheimnisse; so kann jeden Augenblick der Mensch auch über der Zeit leben." „Dem sinnlichen Menschen erscheint das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und in's Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesetzt; aber klarer als der Olymp ist, was der dürftige Sinn verbannte in

unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sei mir schon hier das Urbild der Wirklichkeit."

„Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein Mensch zu sein: wer den einmal gefaßt, wird's immer bleiben; wer aufhört es zu sein, ist's nie gewesen. — Mit stolzer Freude denk' ich noch der Zeit, da ich das Bewußtsein der Menschheit fand, und wußte, daß ich es nun nie mehr verlieren würde. Von Innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht: das lange Suchen krönte ein heller Augenblick; die Freiheit löste die dunkeln Zweifel durch die That. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verloren. Was sie Gewissen nennen, kenne ich so nicht mehr; so straft mich kein Gefühl, so braucht mich keins zu mahnen. Auch streb' ich nicht seitdem nach der und jener Tugend, und freue mich dieser oder jener Handlung, wie jene, denen im flüchtigen Leben nur einzeln und bisweilen ein zweifelhaftes Zeugniß der Vernunft erscheint. In stiller Ruhe, in wechselloser Einfalt führ' ich ununterbrochen das Bewußtsein der ganzen Menschheit in mir."

„Auf eigne Art soll jeder Mensch die Menschheit darstellen. — Es soll die Sitte der innern Eigenthümlichkeit Gewand und Hülle sein, zart und bedeutungsvoll sich jeder edlen Gestalt anschmiegend, und ihrer Glieder Maß verkündend, jede Bewegung schön begleiten. . . Mich hat dieser Gedanke emporgehoben und gesondert von dem Ungebildeten, das mich umgiebt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes also auserlesenes Werk der Gottheit. . . Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille. — Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit hab' ich die That vollbracht, hinwegzuwerfen die falsche Maske, frevelnder Erziehung langes Werk."

„So sehnsuchtsvoll ich alles ergriff, was der eignen Bildung frommt, so entschieden vermied ich immer mich um das zu mühen, was den Künstler macht . . . Die freie Muße ist meine liebe Göttin, da lernt im unbefangenen Sinnen der Mensch sich selbst begreifen und bestimmen. Ich darf nicht, wie der Künstler, einsam bilden: es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths. Drum mag ich alles gern in Gemeinschaft treiben: beim innern Denken, beim Anschauen bedarf ich irgend eines geliebten Wesens Gegenwart, daß gleich an die innere That sich reihe die Mittheilung. Mir liegt's fern, im Einzelnen die Wissenschaft zu bilden, weil meine Sorge nur ist, freilich auch durch Wissen, mich selbst zu bilden. Mir ist's versagt, wenn etwas Neues das Gemüth berührt, mit Feuer gleich in's Innerste der Sache zu dringen. Ein solch Verfahren ziemt dem Gleichmuth nicht, der von meines Wesens Harmonie der Grundton ist. Niederlegen muß ich erst jede neue Erwerbung im Innern des Gemüths, daß sich mit dem Alten das Neue erst mische."

Die Monologe fanden bei den Freunden wenig Anklang. Hülsen wunderte sich über die Bitterkeit, die darin herrsche; nur Hardenberg und Ritter waren einverstanden. — Das Büchlein ist zunächst ein Roman im Schlegel'schen Sinn: ein Roman wie die „Bekenntnisse einer schönen Seele", wie „Woldemar", „Allwill", „Lucinde"; es ist der Roman, den Schleiermacher nach Fr. Schlegel's Ansicht über Freundschaft und Liebe zu schreiben berufen war. Wer sich noch an die Bekenntnisse J. J. Moser's erinnert, wird auch hier den Herrnhuter bald heraus erkennen: wie jener von dem Moment an, wo er absolute Sündenvergebung erbetet hatte, sich als völlig sündlos bekannte, so Schleiermacher, nachdem er „der frevelhaften Erziehung langes Werk abgeworfen und den freien Entschluß gefaßt, ein Mensch zu sein". Daß der Eine Bibelsprüche, der Andere spinozistische Formeln anwendet, ist nur Costüm und thut nichts zur Sache. Der pharisäische Hochmuth dieser lyrischen Expectorationen hinderte weder den Einen noch den Andern, im wirklichen Leben ein rechtschaffener, zuverlässiger Mensch zu sein. Es steht eben, wie Novalis ganz richtig bemerkt, hinter der Erscheinung jedes Menschen ein Geist, der ihr ein Gesicht schneidet.

Einen stark pharisäischen Beischmack haben auch die Declamationen gegen das Zeitalter: „ich danke dir Herr, daß ich nicht bin wie dieser und jener!" Hier schien nun einer den andern anzustecken. Schiller, Fichte, Tieck, Schlegel, Hölderlin, Schleiermacher, einer überschrie den andern. Faßt man blos das in's Auge, was sie wirklich sagten, so wäre man leicht geneigt, es für eine leere Stilübung zu halten. Allein man würde irren. Sechs Jahre später zeigte das gesittete Zeitalter der Aufklärung, was für eine unerschöpfliche Fülle wirklicher Gemeinheit in ihm lag, und Schleiermacher wie Fichte zeigten, daß ihre ehemaligen Declamationen nur eine tüchtige ideale und edle Gesinnung ungeschickt ausgedrückt hatten.

Anders muß man urtheilen, wenn man die Monologe als Vorläufer der Kritik der Sittenlehre auffaßt, als Einleitung zu den wüthenden Angriffen gegen Kant und sein Moralsystem. Von einer metaphysischen Begründung der Moralbegriffe ist in den Monologen keine Rede, sie werden nur von ihrer pädagogischen Seite aufgefaßt: es wird gepredigt, ermahnt, gescholten. Die Kur, welche Schleiermacher dem nach seiner eigenen Ansicht von Materialismus und Eudämonismus zerfressenen Zeitalter empfiehlt, ist eine bedenkliche. Beständige Selbstbetrachtung glaubt er einer Bildung anrathen zu können, die hauptsächlich an Eitelkeit und Müssigang krankte! Wohl zeigt der Spiegel der Selbstbetrachtung, was für Empfindungen und Velleitäten sich in einer schönen Seele regen, und reicht das Gedächtniß nicht aus, so kann man jedwede in Tagebücher und Briefe verzeichnen und am Schluß des Jahres mit

staunendem Entzücken betrachten, was für ein schönes Schauspiel man vor sich selber aufgeführt. Aber den Geist, der hinter der Erscheinung steht und ihr ein Gesicht schneidet, den zeigt der Spiegel nicht, und diesen wahrzunehmen, giebt es kein anderes Mittel, als aus sich herauszugehn und zu versuchen, was man objectiv machen kann. Wenn wirklich die Individualität das Heiligste und Ursprünglichste im Menschen ist, so wird sie auch wohl das Stärkste sein, und es thut nicht Noth, das zarte Seelchen vor der Erziehung und dem Gesetz zu behüten. Mit Unrecht giebt man die Freiheit d. h. die individuelle Ungenirtheit für das höchste Streben des Menschen aus: das höchste Streben des echten Menschen ist die Herrschaft über einen bestimmten Bezirk, in dem er seine volle Kraft bethätigen kann. Zu diesem Kampf wird man durch weichliche Verhätschelung nicht gestählt, sondern dadurch, daß man früh den Umfang und die Grenzen seiner Macht gewahrt, und die findet man nicht in seinen Tagebüchern, sondern in der Eingliederung an die Gewalten des wirklichen Lebens, an das Gesetz, die Gemeinschaft und die Sitte.

„Wie kann man sich selbst kennen lernen?" steht an der Spitze von Goethe's „Maximen". „Durch Betrachten niemals: versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? — Die Forderung des Tags."

Als man in der Schule ein Vollgefühl Don Juanistischer Kräfte hatte, gab man Nikolai den Beinamen der seufzenden Creatur; als aber dieses Vollgefühl an der Erfahrung erstarrte, daß die Kräfte mit den Velleitäten nicht gleichen Schritt hielten, verwandelte sich der lustige frivole Ritter in einen Büßer und klagte als seufzende Creatur über die Barbarei des Zeitalters.

An dieser Krankheit ging eine edle und echt dichterische Natur zu Grunde. Es war der arme Hölderlin, der, von namenloser Sehnsucht zerstört, im Sommer 1800, 30 J. alt, ein Asyl in der Schweiz suchte, wo er wieder eine Hauslehrerstelle annahm. Er blieb noch immer in Verbindung mit Diotima, auf deren geistige Bildung er zu wirken suchte. Tief quälte ihn noch immer der Schmerz, daß die Göttersöhne von dem ganz Gemeinen, dem ewig Gestrigen, in den Staub gedrückt werden. „Die Blindesten sind Göttersöhne: denn es kennt der Mensch sein Haus, und dem Thier ward, wo es bauen sollte; doch jenen ist der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin? in die unerfahrene Seele gegeben."

„Wer war es, der zuerst die Liebesbande verderbt und Stricke von ihnen gemacht hat? Dann haben, des eignen Rechts gewiß und des himmlischen Feuers, gespottet die Trotzigen, dann erst, die sterblichen Pfade verachtend, Verwegnes erwählt, und den Göttern gleich zu werden getrachtet. Es haben aber an eigner Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen die Himmlischen

eines Dings, so sind's Heroen und Menschen und Sterbliche sonst. Denn weil die Seligsten nichts fühlen von selbst, muß wohl in der Götter Namen theilnehmend fühlen ein Andrer. Den brauchen sie: doch ihr Gericht ist, daß sein eignes Haus zerbreche der, und das Liebste wie den Feind schelt', und sich Vater und Kind begrabe unter den Trümmern, wenn einer wie sie sein will, und nicht Ungleiches dulden, der Schwärmer!"

Diese Gedanken gehn ihm in den Urcantonen auf, wo er den Rhein in seinem jugendlichen Ungestüm belauscht. „Tief unter den silbernen Gipfeln und unter fröhlichem Grün, wo die Wälder schauernd zu ihm und der Felsen Häupter übereinander hinabschaun, taglang, dort im kältesten Abgrund hört' ich um Erlösung jammern den Jüngling; es hörten ihn, wie er tobt', und die Mutter Erd' anklagt' und den Donnerer, der ihn gezeugt, erbarmend die Eltern; doch die Sterblichen flohn von dem Ort, denn furchtbar war, da lichtlos er in den Fesseln sich wälzte, das Rasen des Halbgotts ... Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn nach Asia trieb die königliche Seele. Doch unverständig ist das Wünschen vor dem Schicksal. Ein Gott lächelt, wenn in der Tiefe ihm zürnen die Ströme .... In solcher Esse wird dann auch alles Lautre geschmiedet, und schön ist's, wie er d'rauf, nachdem er die Berge verlassen, stillwandelnd sich im deutschen Lande begnügt, und das Sehnen stillt im guten Geschäft, wenn er das Land baut, der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt in Städten, die er gegründet. — Doch nimmer, nimmer vergißt er's." — —

Als er aus der Schweiz zurückkam, April 1801, bemühte er sich vergebens um eine Professur in Jena: mit immer größerm Ernst hatte er die Griechen studirt, seine spätern Gedichte sind ganz im pindarischen Stil. Dec. 1801 nahm er eine Hauslehrerstelle in Bordeaux an; unerwartet kam er Juli 1802 in seiner Vaterstadt wieder an, völlig zerstört: er hatte unterwegs Diotimen's Tod erfahren, und näherte sich mehr und mehr dem Abgrund des Wahnsinns, in den er endlich rettungslos hineinstürzte. Noch 40 J. hat er gelebt, wenn man das leben nennen kann! —

Bei den problematischen Naturen in Jena ging der Weltschmerz nicht so tief, doch war ihre äußere und innere Lage übel genug. Tieck, Dorothee, Caroline Schlegel kränkelten fortwährend, der Geldmangel wurde immer drückender, niemand wollte borgen. Dorothee, die mit Caroline immer schlechter stand („in der Kieselhärte sucht sie ihresgleichen!") schrieb 11. April 1800 an Schleiermacher: „Sie behaupten, Sie hätten keinen Respect für meine Gründe, mich nicht taufen und trauen zu lassen. Verdiente die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung? ... Aber wenn Sie es für Recht und in unsrer

Lage für das Beste halten, so mag es geschehn. Ihr alle würdet euch doch besser in uns finden; wer wird nun solchen Freunden zu Liebe nicht thun, was man sonst vielleicht nicht gethan hätte? — Aber unter keiner andern Bedingung, als daß Sie beide Handlungen verrichten, weil das strengste Geheimniß dabei nothwendig ist."

Das Verhältniß zu Caroline war unmöglich geworden; alles athmete auf, als diese fortging. Sie war ernstlich krank gewesen, und ging zur Erholung mit ihrer Tochter nach Bamberg; Schelling, der seine Gesinnungsgenossen Marcus und Röschlaub dort kennen lernen wollte, begleitete sie. Ungewiß, ob er zurückkommen werde, nahm er von Goethe in Weimar Abschied; dort fand sich auch Novalis ein, und Thieriot, Jean Paul's musikalischer Freund, der die tollsten Possen verübte. Jean Paul lebte nur noch mit Herder's: „er hatte sich," schreibt Frau Herder, „nach und nach von jenen ihn verachtenden und verhöhnenden Menschen (Goethe und Schiller) losgemacht."

„Vorgestern," schreibt Jean Paul 29. April, „kam ein junger, sanft gebildeter bescheidner Mensch zu mir — ich hielt ihn für einen Studenten — endlich durch eine Wendung des Gesprächs hör' ich, daß es Fr. Schlegel sei. Sein kindlicher und alles Höhere leicht fassender Sinn und seine Bescheidenheit machten, daß er und ich Freunde wurden, und er einen Tag länger blieb: er konnte mich nicht satt bekommen und ich mußte ihn noch begleiten. Unsere Disputirübung war sanft und verknüpfend. Sein Sinn ist genialisch; aber seine Menschen-, Bücher- und andre Kenntniß so seicht, daß du alle Steinchen auf dem Boden zählen kannst ... Er ist in der Philosophie und Gelehrsamkeit zehnmal seichter als ich gedacht, er konnte mir auf meine Anti-Fichtianismen so wenig antworten, daß ich glaube, er kennt nicht einmal das System ... Er kennt, wie jetzt die meisten, nur einige Nobili aus jeder Literatur, und dann urtheilt er über das ganze Volk ab." — Auch er hatte auf Fr. Schlegel keinen schlechten Eindruck gemacht: „Ich habe mich," schreibt dieser an Schleiermacher, „recht gut mit ihm gehabt. Er ist unergründlich, unbeschreiblich und ganz ausschweifend redlich, und wallfahrtet nächstens nach Berlin, wo er mich sehr quälte um interessante Frauen. In der Angst meiner Seele nannte ich ihm auch endlich die Herz ... Bei der wittert er überall verhüllten Fichtianismus, und das ist nun eben der Nerv, wo sein Verstand Geister spürt. Es ist schade, daß er in so schlechter Gesellschaft lebt, mit uns müßte er noch wieder jung werden können."

Jean Paul's Braut hatte schwere Stürme mit ihren Verwandten gehabt. „O guter edler Mann! laß du mich nicht büßen für fremde Kälte! ach leide ich denn nicht schon genug durch sie?" — „Dein Zorn über meine

Familie, die dich verkennt, ist gerecht, aber um so trauriger ist es. Doch Theuerster, mein Wille ist dein wie meine Seele." — „Caroline," schreibt Jean Paul an Jacobi, „hat einen ernstern und strengern Geist als der meinige, der oft das Steckenpferd des Sterne'schen ist; desto besser wird sich Strenge und Nachgiebigkeit ausgleichen; bei der zartesten Weichheit der Empfindung die kühnste Festigkeit des Entschlusses und allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wollten, kämpfte sie, und wo sie sich zum Doppelopfer der Liebe für jene und mich machte, schonend, fest und siegend an. Ihr sind alle künftigen Schicksale mit mir gleichgiltig; sie treibt jetzt ebenso eifrig die Haushaltkunde als sonst Botanik und Astronomie ... Herder sehnt sich nach ihr wie nach einer Geliebten ... Ich werde mich neben Karoline heiligen; ich finde — wie in allem, womit ich zögerte — die Vorsicht, in dem gewundenen, hart neben Abgründen vorbeistreichenden Gang zu ihr."

Emilie aus Edinburg: „Jetzt ist meine Ueberzeugung, daß Sie mehr als ein Mensch sind, bis zur Schwärmerei gestiegen ... Ich denke mir außer der Aussicht, die Sie mir eröffnen, durchaus keine Möglichkeit, festzustehn am Rande dieses Abgrunds ... An Leib und Seele bin ich zerstört worden, ohne Nutzen und Genuß für irgendwen. Ich weiß, welche Verleumdungen über mich ergehn. Mag es doch! Nur das zerreißt mein Herz, daß auch Macdonald es weiß und es tragen kann, kalt und ruhig. — Wie sonderbar ist's doch mit uns Deutschen! Vielleicht ist jetzt kein Volk auf der Erde so verschroben und verdorben, als wir es im Allgemeinen sind. Echte menschliche Unbefangenheit und Natürlichkeit fand ich in jeder Nation mehr, selbst in den deplogistischen Franzosen. Aber doch ist kein Volk so reich an schönen Wesen ... Es ist als wenn wir der Kolben wären, woraus das echte moralische Gold, freilich mit Verlust eines sehr schweren, schmutzigen Niederschlags sich erheben soll ... Ich ziehe mit Ihnen, wohin Sie wollen. Ueber unser dreifaches Glücklichsein mit einander habe ich nicht den leisesten Zweifel. Gebildet wie wir es sind, durch so manche weiche und harte Hände, die den Meißel an unsern innern Menschen setzten, können wir keine thörichten Forderungen, weder an uns gegenseitig noch an das Leben machen, sondern wir werden lieben und glauben und denken."

Aehnlich Josephine. Diese Briefe gaben Caroline viel zu denken: „Geh mein Geliebter, heile dies wunde Herz und tröste die gedrückte Seele ... Doch eine Bitte: zeige mir keine Briefe mehr von deinen übrigen Freundinnen! Liebe sie alle, schreib' an alle, aber — sage mir nichts mehr davon. — Vergieb deiner Caroline eine Schwachheit, die aus keiner unreinen Quelle fließt."

Herder und seine Frau finden doch nöthig, sich das ganze Verhältniß näher anzusehn. Die Zusammenkunft findet 2. Mai zu Ilmenau statt.

„Herder," erzählt Jean Paul, „fand Caroline über alle meine Schilderungen, und fast über alle Frauen erhaben, und betete sie an, wie sie ihn. Sie hat etwas Hohes, Ungemeines. Aber! seit dieser Reise ist mein Bund mit ihr — aufgelöst, und nach einem Brief, in dem ich ihr alles auseinandergesetzt, muß ich von ihr das ewige Trennungswort erwarten. Lauter moralische kleine Ecken, die aber das ganze Glück der Ehe nehmen, trieben mich in mein altes trotziges Fieber.*) Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit und eine partiale Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitische ist, erduld' ich schwer. Die Mutter hatte alles Herder's Ausspruch überlassen. Herder hielt mir eine harte Predigt vor Caroline, zwar mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner rührenden Stimme, wodurch Caroline in Krämpfe verfiel; er rieth und fragte, aber entschied nicht. Sollte ein Mann dies dulden? Ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr. Später nahm man zurück, lenkte ein. Mein erster Brief nach diesen räuberischen Griffen zwischen zwei entblößten Herzen, an Caroline, stellte ihrem Entscheiden alles anheim, zeigte aber auch die Kraft meines Entsagens. Nach ihrer Antwort wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt."

Frau Herder an Knebel, 22. Mai. „Was mein Mann und ich den ersten Abend tief fühlten und ahnten, war bei Richter und Caroline schon vorbereitet. Sie hatten sich schon gegenseitig Opfer gebracht und sahen sich jetzt mit hellen Augen. Wer, der nur zwei Begriffe verbinden kann, wird nicht bei genauer Kenntniß dieser Beiden sogleich sehn, daß sie nicht für einander zur Ehe passen, so vortrefflich beide in ihrer Art sind! Geschmack und Lebensweise stehn in den entgegengesetzten Enden. Das verdiente weder sie noch er, daß sie sich täuschend einander unglücklich machten ... Die Beiden und ihr Schicksal hatten den Knoten schon gelöst, ehe wir's wußten." Mit Fr. v. Kalb, die indeß verarmte, war er auseinander: „Mein ewiges Unglück ist die Vielseitigkeit meiner Natur, wodurch ich mich an jeden und jeder sich an mich kettet."

So kam er 28. Mai nach Berlin: „er will," erzählt Schleiermacher, „nur Weiber sehn, und meint, selbst eine gemeine wäre immer, wenn

*) In demselben Brief finden sich Andeutungen über die Annäherung zu einem Frauenzimmer, vor der ihn Otto gewarnt, und Aeußerungen wie diese: „In Bezug auf die Sinnlichkeit bin ich deiner theologischen orthodoxen Meinung längst nicht mehr. Schon im Hesperus sagt' ich von Clotilden ahnend, aber verdeckt: in der höchsten Liebe sind die besten Mädchen wie die guten! Jetzt weiß ich's gewiß. — Ach wie meine Seele sonst so heilig war! Der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das man mir sagte."

auch nicht eine Welt, doch ein neuer Welttheil." Henriette erzählt: „die vornehmen Damen wußten ihm Dank, daß er sie so viel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren, und strengten sich an, ihn in dieser schmeichelhaften Täuschung zu erhalten." Er selber: „Noch in keiner Stadt wurde ich mit solcher Idolatrie aufgenommen als hier ... Ich wurde angebetet von den Mädchen, die ich früher angebetet hätte ... Die herrliche Königin lud mich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles ... Viel Haare erbeutete ich, und viele gab mein eigner Scheitel her ... Meine Josephine hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welches Weib! Südliche Naivetät bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit, und ein treues deutsches Auge! sie liebt' ich, wie Gott es haben will. Hingegen bei der Bernard geb. Gad hatte ich mit einem zu feurigen Herzen zu kämpfen." Bei der letzteren wohnte er.

Sein intimster Umgang war Bernhardi. Noch war in Berlin das Geschrei gegen die „Lucinde" allgemein; „der Parteigeist", erzählt Schleiermacher, „verblendet die Menschen bis zur Raserei, und die Verletzung der Decenz, dieses höchst unbestimmte Verbrechen, läßt auch vernünftige Menschen den eigenthümlichen gewiß großen Geist dieses Buchs übersehen. Den Meisten ist es nur Vorwand, um eine Brücke zu Schlegel's Persönlichkeit zu finden; bei Andern ist es Verdruß, daß sie für die Verletzung der Decenz nicht die Valuta in baarem Sinnenkitzel empfangen haben."

Lange hatte Schleiermacher dem Freunde versprochen, die Lucinde öffentlich zu vertheidigen; eine sehr böswillige Recension in der L. Z. gab den Ausschlag. Juni 1800 erschienen die „Vertrauten Briefe über die Lucinde": „sie sind," meldet er an Brinckmann, „eigentlich mehr über die Liebe als über die Lucinde. — Im Ganzen bedeuten sie nicht viel." „Gedanken," heißt es in der Vorrede, „die denen des Buchs bald gleich lauten, bald sich mehr oder weniger davon entfernen, und tausend Ausdrücke der Achtung und Liebe für das in seiner Art einzige Werk." „So unbefangen und leicht, so unbekümmert um alles, was geschehen kann, so ohne Rücksicht darauf, was das Herrschende und das Gedrückte ist in der Welt, sollte jeder, der einmal in der Opposition ist und sein muß, sein Leben hinstellen, bei allem innern Ernst und hoher Würde scherzend mit den Elementen der Unvernunft, wie dieses ernste, würdige und tugendhafte Buch." — Dorothee lobte die Briefe wegen ihrer Weiblichkeit; doch setzte sie hinzu: „sie sind wenigstens so kühn wie die Lucinde selbst, und werden hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit der Welt vollends den Kopf verrücken." — Wenn schon die Lucinde trotz der ungebärdigen Kraftsprache im Ganzen nüchtern aussieht, so ist die Langeweile, welche die „Vertrauten Briefe" erregen, namentlich in den der Lucinde nach-

geahmten Excursen, „Zueignung an die Unverständigen", „Versuch über die Schamhaftigkeit" u. s. w., so groß, daß man die auffallenden Stellen leicht übersieht. — Der Briefwechsel ist zwischen dem Herausgeber und drei Frauen, Ernestine, Caroline und Leonore. In einem Brief an die erste droht der Herausgeber, alle Pruden nach England zu deportiren: Ernestine erklärt diese Drohung für überflüssig, da sie ihm vollkommen beipflichte; sie wünsche zwar, daß Julius neben seiner Liebesbeschäftigung noch etwas Anderes triebe, aber „daß Julius, dem der Genuß gar nichts Neues sein kann, eines solchen Genießens desselben fähig ist, das ist mir sehr viel werth; die Bezauberung eines Neulings kann ziemlich gemeinen Ursprungs sein; darum kommt es mir immer so abgeschmackt vor, daß auf die bewahrte Keuschheit in den meisten Romanen ein so großer Werth gelegt wird." — Tieck errieth den Verfasser sogleich; der Name sprach sich auch sonst herum; auch daß Leonore eine wirkliche Frau bezeichnete, mit welcher der Prediger Schleiermacher in Verhältniß stand. Er liebte diese Frau und suchte sie zur Scheidung von ihrem Mann zu veranlassen; es war eine von den Ehen, die er nach seiner Ansicht für unheilig hielt. Henriette war auch in diesem Verhältniß die Vertraute; Leonore schwankte in ihrem Entschluß: „sie hat mir das Herz schwer gemacht durch allerlei bittre Unannehmlichkeiten, die ich durch eine mit dem besten Willen begangene Unvorsichtigkeit vermehrt habe."

Zu den großen Weibern Berlins gehörte eine Witwe, Caroline Gräfin Schlaberndorf, die in der Nähe von Berlin, in Siegersdorf, bei ihrem Bruder General Graf Kalkreuth lebte, 39 J. alt, damals mit Rahel sehr befreundet; eine große starke Frau, entschiedener Charakter, herb, trotzig und herausfordernd; Freunde rühmten an ihr die große Gabe, daß man ihr alles sagen könne; Fichte achtete sie sehr, ebenso der humoristische Genelli. „Ruhig bin ich jetzt wohl," schreibt sie 20. Mai an Rahel, „aber welche Ruhe ist die meinige! Glaub' und Hoffnung hab' ich dafür aufgeopfert, mich selbst aufgegeben, mein eigenes Herz zerstört, um die Stille der Vernichtung frühzeitig zu erleben! . . . Ich will lieber in Schmerzen und Verzweiflung leben als gefühllos!" — Sie hatte die Angewohnheit, immer von Sittlichkeit zu reden, freilich von einer Art Sittlichkeit, die sie sich selber ausgedacht hatte. „Daß ich besser bin als mein Ruf und die Meinung einer Classe von Menschen, die sich berechtigt glaubt zu verdammen, haben Sie bei unserer ersten Begegnung auf meiner Stirn gelesen; aber fühlen Sie es denn auch gewiß, daß ich besser bin als mein äußeres Betragen? . . . Es giebt bei mir gewisse Seiten des Herzens, die ich nicht berühren kann, ohne mich der dichterischen Natur bewußt zu werden; doch von außen bin ich in der That wenig erregsam; in meinem Innern ist die Quelle ewiger Dichtung

und ewigen Lebens, ohne die ich gar nicht das Gemeine der Bedingungen meines Daseins zu ertragen vermöchte." Sie ging gern in Mannskleidern. — Rahel, die eben die nähere Bekanntschaft des Prinzen Louis Ferdinand gemacht, war durch Jean Paul's Erscheinung angenehm überrascht: „hier kommt alles her, auch Bonaparte mit allen Franzosen, bin ich überzeugt." Das Verhältniß zu Finkenstein war völlig gelöst: „Ich habe verloren. Alle, die ich hier liebte, haben mich mißhandelt. Sie wußten's nicht, ich sag' es nicht, darum geh' ich." Sie ging Juli 1800 mit der Gräfin Schlaberndorf nach Paris, wo sie 9 Monate blieben. „Die Reise war der letzte Pulsschlag eines frischen Herzens; nun bin ich hier, nun ist es aus!"

9. Juni sah Jean Paul zum erstenmal Caroline Meyer, seine künftige Frau. An die verlassene Geliebte schrieb Herder 4. Aug. „Wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie sich das Verhältniß entspann, wie es fortgeführt ward, wie es auseinanderging, so müssen Sie Gott danken. Richter's Leichtigkeit und Fröhlichkeit, als ob nichts geschehen wäre, die kein Merkmal eines, wie man sagt, bösen Herzens, sondern die Folge seines ganzen eigenthümlichen, unableglichen Charakters, seiner gewohnten, ihm unentbehrlichen Denkweise, seiner dichterischen und undichterischen Existenz ist, bringen mir nochmals das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen schreiben wollte: Froh und frei! froh und frei!... Liebe heißt, sich in der Situation, in der Existenz, im Gefühl, im Herzen eines andern fühlen, sich darin nicht nur ohne Zwang, sondern mit Lust, in einer froheren, innigern Existenz gleichsam unwillkürlich fühlen, im andern leben. Ob das Richter bei den kleinsten Aufopferungen fähig sei, mag Ihnen die laute Erfahrung sagen. Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortleben; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anders als Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft. Sei er (wie neulich jemand sagte) aller Frauen Mann, wozu ihn die Muse berufen habe; sei er es glücklich!... Sie gehören jetzt nicht Richter, weder ganz noch halb, sondern sich selbst, Ihrer braven Mutter und Familie. Nützliche Thätigkeit schneide alle sanfttäuschende Imagination ab, denn was diese für Früchte bringe, haben Sie an sich in einem fremden Beispiel erlebt. Sie macht uns die wirkliche Welt, die nächsten Pflichten und Beziehungen fremd. Ein Feenland ist sie, eine Transcendentalwelt, so gut als die der Fichtianer ..."

Der Brief war gewiß gut gemeint, und Herder indignirte sich nicht wenig, als er unmittelbar darauf einen lauten Schmerzensschrei erhielt. „Wenn Sie sich, Edler, Fühlender, die höchste menschliche Liebe denken ... nahe dem Ziel errungener Vollendung ... und ihren Einsturz überschauen, so wird es

Ihnen natürlich scheinen, daß er den Menschen zerschmettern mußte, der treu bis zur letzten Minute am hohen schwankenden Bau arbeitete. Ich bin der Mensch!"

Otto, 18. Aug.: „Daß ihr nicht mit einander glücklich gewesen wäret, ist wahr; aber daß die gute Caroline es allein trägt, daß sie, die durch einen ihrer werthen Mann ihres Standes hätte beglückt werden können, allein bleiben wird, das ist beinahe zu schmerzlich für mich ... Ich dachte schon lange, daß die Ehe nichts für dich ist; jetzt zeigt es sich immer mehr; es gehört nichts für dich als ein ewiges junggeselliges Jünglingsleben, das das Ziel der Ehe vor sich hat und, immer unerreicht, es doch nicht aufgiebt."

Jean Paul hat bessere Hoffnung: „Aber es muß ein sanftes Mädchen sein, das mir etwas kochen kann, und das mit mir lacht und weint. Mehr begehr' ich gar nicht. Das Schicksal wird mich doch nicht in Goethe's Pferdefußspuren jagen wollen! Ich muß und werde ein Mädchen heirathen, dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß ich mich herabgelassen. Und doch speculir' ich seit einiger Zeit fast mit auf Eingebrachtes; eine bemittelte Gräfin oder so etwas, denk' ich oft, kann sich in dich verschießen, und dann hieltest du dir ein Reitpferd; und überhaupt das Fett wächst fort, das sich jetzt ansetzt."

Eine solche Gräfin ist schon gefunden; eine Schlabernndorf, geb. Mutzschefahl aus Schlesien — nicht Kalkreuth's Schwester — von ihrem Mann geschieden. „Wir sind jetzt (31. Aug.) bei dem Händeanfassen mit eingemischtem leichten Drücken. Ich halte mich passiv, und dabei kann keine Partei leicht riskiren." „Die schöne, lange Gestalt, die gerade Nase und der feine, zu besonnene, gespannte Mund, aus dem aber, zumal in der Liebeminutenzeit, eine so in's Herz einsickernde Stimme bricht, daß ich sie in Gotha bat, nur es zu sagen, wo ich ihr nicht glauben dürfte, weil ich fast, der Stimme wegen, nie wüßte, woran ich wäre: das alles neigte sich an meine Lippen." Er bringt sie von Weimar nach Gotha: „Wir kamen Abends mit holder, leichter Liebe an. Im dämmernden Mondabend vor dem Essen saß ich auf ihrem Canapee, meine Lichter hereingetragen. Die kleine A. lag an dem Mutterarm, und machte stumm (wie diese mir französisch sagte) vor Liebe zu ihr die Hand mit Thränen naß; ich lag am andern und wir kümmerten uns wenig um die ab- und zuschreitende Dienerschaft. Ich könnte die Schilderei noch romantischer färben, hätt' ich so viel Leinwand als Farbentusche. Der ganze nächste Abschiedmorgen — ich führte sie im herzoglichen Garten herum (Sie haben sich eine schöne Frau zugelegt, sagte der uns begegnende Herzog) war unaussprechlich zart und süß. Diese himmlische Stimme, und diese Festigkeit und der ganze Reiz der hohen vollen Gestalt, und diese Leichtigkeit des Lebens und Liebens legen Franciscanerstricke um mein empirisches Ich. Die

Hauptsache ist, daß man bei ihr gegen gar niemand sündigen kann."*) Nebenbei bemerkt er, daß er Frauen „nach der Apostelzahl" bekommt; „in jeder Stadt; so in Gotha, so überall."

„Ihr Weiber," schreibt Jean Paul 7. Sept. an die verlassene Geliebte, „wißt nicht, wie viel mehr Versuchungen und Kreuzwege ein Mann in seiner Wüste hat, als ihr in euerm Gartenleben. Mein Leben ist öde und stürmisch zugleich." „Als ich selig war," antwortet Caroline, „und die ganze Welt wie einen Himmel um mich liebte, da liebte ich auch Josephinen. Du siehst sie wieder, länger als du die verlassene Caroline je gesehn, und wenn ihr selig euch fühlt, wenn Josephinens Wunsch und Sehnen gestillt ist durch dein freies Herz, so zeig' ihr meine Seele und meine Theilnahme, und die sonst von ihr beneidete Caroline in ihrer jetzigen Armuth: und wenn sie nicht triumphirt, dann ist sie edel und deiner werth."

Jean Paul hatte viel von einer problematischen Natur; aber in der Theorie war er keineswegs ein Vertreter dieser Geistesrichtung; sein großer Roman „Titan" war vielmehr ein ernsthaft gemeinter Kampf gegen die Titanen. Von diesem Roman waren erst die beiden ersten Bände fertig: der 1. Bd. mit der Erziehungsgeschichte Albano's, der 2. Bd. mit dem Hofleben, Roquairol und Liane. Vollendet wurde das Werk 2. J. später: Linda tritt erst im 4. Bd. auf.

Die äußere Form des W. Meister ist auf die Composition dieses Hauptwerks des Dichters nicht ohne Einfluß geblieben. Der Held tritt zuerst als halbfertiger Jüngling auf, nun nimmt den Leser für sich ein; dann werden seine Knabenjahre nachgeholt, Schritt für Schritt tritt er in höhere Kreise, alle Welt ist geschäftig, zu seiner Erziehung beizutragen; ein großes Geheimniß geht ihm zur Seite, wie dieses sich löst, ist auch seine Bildungsgeschichte fertig. Indeß ist die Composition das Schwächste: die Motive der Spannung und Auflösung sind nicht blos die gemeinsten, ganz im Schlage der alten schlechten rationalistisch aufgelösten Geistergeschichten, sondern sie sind zum großen Theil dem Hesperus entlehnt. In der Erfindung einer zusammenhängenden Verwickelung war Jean Paul's Phantasie wenig ausgiebig. Auch der äußere Flitterglanz der Bildung und Anschauung will nicht viel sagen: Isola bella, Rom, Neapel sind nicht ohne Geschick getuscht, aber doch nur aus der zweiten Hand.

*) „Zu diesem Satz," bemerkt Otto, „muß ich doch die Ausnahme setzen, welche die kleine an der entgegengesetzten Seite von dir liegende und liebend-weinende A. machen könnte. Aufrichtig gesagt, das Kind irrte mich."

In dem Portrait des wirklichen Lebens zeigt sich gegen den Hesperus ein entschiedner Fortschritt. Die Misere der kleinen Höfe ist mit einer Bitterkeit und Unbarmherzigkeit wiedergegeben, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der ausgemergelte Fürst, die stolze Fürstin, der Minister mit seiner Familie, der deutsche Herr, der Lector, der Hofprediger, das alles ist von einer grauenvollen Wahrheit. Auch die zarte Liane, die von sich selbst sagt, je ne suis qu'un songe! ist als Contrast gegen diese gottverlassne Welt begreiflich. Vielleicht am wenigsten ist Don Gaspard gelungen, weil er zu viel Ansprüche macht, zu eifrig Komödie spielt und zu wenig handelt, wozu er doch angelegt zu sein vorgiebt: der romantische Reiz dieser Figur ist, daß man durch sein Gemüth in eine grenzenlose Oede sieht.

Sonderbarerweise wird der Held dazu erzogen, der Sultan dieser traurigen Wirthschaft zu sein. Wieland bestimmte seinen Tijan doch für das unermeßliche Scheschian, aber was soll der feurige Titan mit seiner Lebenskraft und seinem Thatendrang in dem unseligen Nest Flachsenfingen? Noch immer lagen die deutschen Poeten in dem Wahn, an den deutschen Zuständen seien nur die Personen schuld. In dieser Umgebung, die Jean Paul mit so grellen Farben darstellt, hat kein Titan Platz; er geht zu Grunde oder wird schlimmer als sie alle. Der Spielraum des Grafen Cesara war viel reicher; eine Musterwirthschaft — denn auch diesmal bleibt das Evangelium der Oekonomie auf den Trümmern der poetischen Leidenschaften übrig — hätte er auch ohne Hof anlegen können.

Wie freundlich sticht gegen diese wüsten Residenzbilder das freundliche Dorfidyll ab, Wehrfritz und die derbe Rabette! Das Knabenleben Albano's, seitdem unzählige Male nachgebildet, steht in seiner Frische und Innigkeit noch immer unerreicht. in diesen Mysterien des Gemüths war Jean Paul wirklich zu Hause. Der vollsaftige, trotzige Knabe mit dem offnen Auge und warmen Herzen, der von den Grillen seiner sittlichen Anschauung ebenso oft irre geführt wird als von seiner auflodernden Hitze, und den man doch immer liebt, erinnert mitunter angenehm an Lessing's Tempelherrn; es ist schade, daß der Dichter sich zu leicht in Rührung redet, und die prächtigen Unarten dieses gesunden Bengels mit einer Folie des Erhabenen und Heiligen umgeben zu müssen glaubt, dessen sie gar nicht bedurften. Das Heilige der Kindheit besteht hauptsächlich im Keuschen: man hüte sich, sie zu merklich zu beobachten; Bewußtsein und Reflexion leiten leicht auf den Abweg zur Komödie. — Leider entspricht die Entwickelung zum fertigen Mann nicht ganz der schönen Anlage: der Dichter ertheilt seinem Helden den Lehrbrief zu früh. Die fest und hart ausgeprägte Moralität, in der er zuletzt sich zeigt, hat noch viel vom moralischen Phantasieleben und ist ein unsicherer Leitstern in diesem Welt-

treiben. Seine Willenskraft ist noch mehr negativ, seine Entschiedenheit lange nicht so schöpferisch, als er glaubt, Stimmung und Vorurtheil beherrschen ihn noch leicht und verführen ihn zum Despotismus. Dieser Albano konnte nur durch einen großen Wirkungskreis, der einen zusammenhängenden Willen verlangte, seiner Bestimmung zugeführt werden; freilich einen solchen zu zeichnen, wäre dem Dichter schwer geworden! Als Sultan von Krähwinkel wird er mehr stören als fördern.

„Ich preise, lieber Jüngling, deine Thränen und Flammen, die einander wechselnd unterhalten und nicht löschen. Werde nur etwas, auch viel, nur nicht alles, damit du es in einer so äußerst leeren Sache wie das Leben ist — ich möchte wissen, wer's erfunden hat — ausdauern kannst vor Wüsteuei." So schreibt Schoppe, der humoristisch weltschmerzliche Philosoph, an seinen Zögling Albano. Die Figur ist typisch geworden: die innere Liebesgluth wird von Außen durch die Welt erkältet, der weiche Gefühlsmensch stellt sich als borstiger Igel dem Lebensgewirr gegenüber, und höhnt, wo er weinen und umarmen möchte. „Von wenigen lange geliebt," sagt der Dichter, „weil wenige einen ganz freien Menschen dulden." Sein eignes Wesen verliert er in dieser Doppelrolle; sein Ich erscheint ihm wie ein Gespenst, er fürchtet sich davor, der freche Einfall eines unbedeutenden Menschen macht ihn zuletzt wahnsinnig. Ihn eine freie Seele zu nennen, hat nur den Sinn des Schiller'schen Einfalls: „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume!" Was Jean Paul an humoristischen Antithesen, an Polemik gegen Fichte u. s. w. auf dem Herzen hatte, wird fast alles in dieser Figur aufgespeichert, die doch im Ganzen mehr gedacht als geschaut ist; dadurch erhält der Roman einen reinlicheren Anstrich als die früheren Werke Jean Pauls.

Mit Begeisterung und nicht gemeiner Poesie in der Farbe ist das Bild der Titanide angelegt. Hier kamen dem Dichter seine Studien weiblicher Herzen zu statten, wenn auch Frau v. Kalb den bedeutendsten Antheil hat; der wichtigste Theil des Bildes ist Portrait, ihre Halbblindheit, ihre Erscheinung, ihre Art sich zu halten; einzelne Aussprüche sind aus ihren Briefen geradezu copirt. Jean Paul hatte eine würdige Braut seines Titan schaffen wollen, und sie so groß, frei und genial als möglich angelegt; seine Erfahrungen schienen ihn zu überzeugen, daß Größe, Freiheit und Genialität für Frauen, die man heirathen will, keine wünschenswerthe Mitgabe sind. Man ruft ihr die Worte des Erdgeistes zu: „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" — d. h. du gehörst deinem Verführer, Roquairol. — Die Art, wie dieser Schluß motivirt wird, hat etwas Empörendes und Unwahres, weil er dem Zufall einen so großen Spielraum läßt. — Mit Recht bekämpft Jean Paul die Subjectivität der sittlichen Empfindung, welche eher

darnach strebt, fein zu empfinden als recht, groß zu denken als wahr, genial zu handeln als pflichtmäßig. Aber er selbst ist zu unruhig und zerstreut, um ein sittliches Problem so gründlich zu durchdenken, wie es geschehen muß, wenn man überhaupt die Reflexion hineinmischt. Um lebhaft zu empfinden, muß er einen Anlauf nehmen; um seine Eingebungen gegen Widerspruch sicher zu stellen, echauffirt er sich. Er erregt weder das Gefühl eines natürlichen Lebens, welches seiner innern Nothwendigkeit folgt, noch wahrer Freiheit; seine Maximen sind nicht überzeugend für den individuellen Fall und höchst gefährlich in der Anwendung.

Roquairol ist ein „Kind und Opfer des Jahrhunderts". Er hat vorzeitig, noch als halber Knabe, Genüsse und Gedanken durchgemacht, für die seine Natur noch nicht reif war. „Für diese Abgebrannten des Lebens giebt es dann keine neue Freude und neue Wahrheit mehr, und sie haben keine alte ganz und frisch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglauben und Widerspruch liegt um sie her; nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche." — „Nicht blos die Wahrheiten, auch die Empfindungen anticipirte er. Alle herrlichen Zustände der Menschheit, alle Bewegungen, in welche Liebe, Freundschaft und Natur das Herz erheben, durchging er früher in Gedichten als im Leben; daher als sie endlich lebendig in seiner Brust erschienen, konnt' er besonnen sie ergreifen, regieren, ertödten und gut ausstopfen für die Eisgrube künftiger Erinnerung." — „Er stürzte sich in Zerstreuungen und Liebeshändel, und stellte hinterher alles auf dem Papier und Theater wieder dar, was er bereute oder segnete; und jede Darstellung höhlte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligen Empfindungen nicht lassen, aber sie waren eine neue Schwelgerei, und gerade von ihrer Höhe lief der Weg zu den Sümpfen der unheiligsten abschüssiger. Wie im dramatischen Dichter engelreine und schmutzige Zustände nebeneinanderstehn, so in seinem Leben." „So tauml' ich von Begierde nach Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde." Es ist wieder Lovell.

„Unglücklich die weibliche Seele, die sich in ein so großes mitten im Himmel aufgespanntes Gewebe verfliegt! Diese allmächtige Phantasie, diese strömende Liebe, diese Weichheit und Stärke, diese erobernde Besonnenheit wird jede weibliche Psyche mit Gespinnsten überziehn, sobald sie nicht die ersten Fäden wegschlägt. . . . Bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, durchlief er den Wechsel zwischen Aether und Schlamm immer schneller, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in die Sünde und Marter herab, um sich drunten durch die Wunden der Reue und Demuth den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden . . . Liebe schwelgerisch aufjagend, aber blos um mit ihr zu spielen — mit einem unwahren Herzen, dessen Gefühl mehr

lyrisches Gedicht, als wahres dichtes Wesen ist — unfähig, wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung artete, und diese wieder zu jener — gleichgiltig, verschmähend und keck gegen das ausgeschöpfte stofflose Leben, worin alles Feste und Unentbehrliche, Herzen und Freuden und Wahrheiten, zerschmolzen herumschwammen — an seinen Entschlüssen verzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend. —"

Roquairol, als höchstes Bild der problematischen Natur, sollte ursprünglich der Held des Romans sein; auch noch steht er ziemlich in der Mitte, seine Verführung Rabettens und Lindas sowie sein Selbstmord machen die Wendepunkte der Geschichte. Auch ist er keineswegs blos individuell gemeint. „Glaubst du," schreibt er einmal an Albano, „daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die alles, Gottheit und Menschheit, tausendmal durch- und nachgeäfft haben, anders sind als ich?" — Ganz so meinte es Jean Paul freilich nicht; er hatte mehr vom Albano und Schoppe, als von Roquairol; aber etwas hatte er auch von diesem, und wenn er sich unter seinen Collegen umsah, so hätte er noch schlagendere Beispiele gefunden. Tieck versucht einmal für dies sittliche Problem folgende Erklärung. „Ich glaube, daß die Masse der krankhaften Eitelkeit unserer Tage, die Sucht, eine lügenhafte Rolle vor der Welt und vor sich zu spielen, dies Hencheln von süßlicher Bildung nur möglich geworden ist, seitdem es dem Menschen untersagt ist, eine Rolle von Staatswegen zu spielen, seitdem er so ganz auf seine vier Pfähle und sein sogenanntes Innere angewiesen ist: denn ich fühle, daß der Trieb, sich zu entfliehn, sich selbst fremd zu werden und als ein anderes Wesen wieder anzutreffen, mächtig in uns ist." Für das Studium dieser Charaktermaske hatte Tieck ein passendes Subject in nächster Nähe.

Clemens Brentano, drittes Kind der einst von Goethe geliebten Maximiliane, Enkel der Sophie Laroche, war bei einer Tante in Coblenz erzogen. Der Vater nahm ihn in's Comptoir, aber der Unfug, den er hier trieb, machte es nöthig, ihn in ein fremdes Haus zu geben. Er wurde nach dem Tode seiner Mutter in eine Oel- und Branntweinhandlung zu Langensalza gewiesen, nach einem halben Jahr als völlig unbrauchbar zurückgeschickt und dann seinen eignen Einfällen überlassen. Nach dem Tode des Vaters kam er 1797, 19 J. alt, nach Jena. Eigentliche Studien vermied er, suchte sich aber dem Kreise der jungen Poeten und Philosophen anzuschließen. Schon damals gelangen ihm einige schöne Lieder, z. B. „die lustigen Musikanten", die „Loreley" — welche nachher am Rhein zur Volkssage ausgebildet wurde: für die Weise des Volksgesangs hatte er schon als Knabe ein feines Ohr. Seine Empfindungen und Grillen zeichnete er in einem Roman, „Godwi"

auf; an die Oeffentlichkeit trat er zuerst 1800 mit den „Satiren und poetischen Spielen von Maria": ein buntes Allerlei, Spöttereien gegen Kotzebue's „Gustav Wasa", aber auch gegen Herder's Humanität, Schiller's Glocke, Jean Paul, die Literaturzeitung. Wechselspiel zwischen Publicum und Bühne in der Art des gestiefelten Katers, Begeisterung für die Lucinde und die Morgenröthe im Ausgang bezeichneten ihn als Jünger der neuen Schule. „Er schämt sich," schreibt Dorothee an Schleiermacher, „seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Seine Farce ist herzlich toll und dumm, und klingt doch ungefähr wie Tieck, so daß sich dieser erboßte und ihn zu züchtigen beschloß."

In Tieck's „poetischem Journal" Juni 1800 tritt ein „Bewunderer" auf, der ihm einige Dutzend Gedichte in Tieck'scher Manier vorträgt: die Manier ist wirklich sehr getroffen. „Ich muß Sie bitten, inne zu halten!" ruft der bestürzte Autor: „mir schwindelt vor den vielen Gestalten, die sich so ungenirt entfalten." „Nicht wahr, es geht recht kraus durcheinander? Man sieht gleichsam nur lauter Lichter wandern." „Ein ungemein zarter Genius drin haust, es paßt zusammen, wie auf's Auge die Faust, da springen einem auch die Funken und Lichter um so dichtrischer, als man drausschlägt dichter, daß einem Hören und Sehen vergeht, und man sich doch vor purem Sehn nicht kann lassen." Der Bewunderer macht alles „zur Religion" — er schwört auf die Lucinde: „ich verachte gottlob die Sittlichkeit!" worauf ihm der Autor bemerkt: „dazu hätten Sie noch künftig Zeit! Man fängt doch erst gelinde an."

„Der junge Angebrannte," schreibt Fr. Schlegel bald darauf an Tieck, „fiel mit einem unendlichen und unleidlichen Zutrauen über uns her, wurde aber dadurch der Veit und bald auch mir so fatal, daß ich anfing, ihn mit einer gelinden Dosis Wahrheit zu behandeln, worauf er sich schleunig entfernte. Daß ihm deine Züchtigung richtig zu Händen gekommen, habe ich Sorge getragen. Ich hätte wünschen können, die Medicin wäre noch kräftiger gewesen." — Frau Herder erzählt: „Da Tieck, sein Abgott, ihn lächerlich gemacht, soll Brentano voll Wuth sich geflüchtet haben. Wenn Sie ihn sehn sollten, diesen hohl- und triefäugigen insolenten Menschen, so würden Sie ihm bald das Irrenhaus prophezeihen."

„Cl. Brentano," erzählt Steffens, „gehörte zu den ersten Bekanntschaften, die ich in Jena machte. Seine Figur, seine Sprache, seine wunderliche, regellose reiche Phantasie, die etwas durchaus Eigenthümliches und Seltsames hatte, zog mich fast auf eine unheimliche Weise an; die Sprünge eines so seltsamen Wesens, welches, als wäre es von all den Uebrigen getrennt, sich wie zwecklos, aber aus einer eignen Quelle bewegte, wurden mir

ein merkwürdiges Räthsel. Sein eigenthümlicher Witz reizte mich, aber wie dieser aus dem Moment geboren und für diesen allein bestimmt schien, verschwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte seine Erscheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es schien mir fast, als erwartete ich hinter den fremdartigen Aeußerungen des seltsamen, damals noch sehr jungen Mannes, unerwartete Aufschlüsse, obgleich immer von Neuem meine Erwartungen völlig getäuscht wurden. — Mit dem buntesten Wechsel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philisterthum an; aber er war der Einzige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr diese vernichtete. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer eignen Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Moment eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich."

„Brentano's erster Eindruck," erzählte Tieck in spätern Jahren, „war ein gewinnender. Er war frisch, heiter, voll des besten Humors; schlagende Einfälle, unerwartete Wendungen standen ihm zu Gebot; er wußte trefflich zu erzählen, und hatte die anmuthig überredende Beredsamkeit in seiner Gewalt; es war schwer, seinen Scherzen auf die Dauer Unmuth entgegenzusetzen. — Bei längerm Umgang machte man indeß die Erfahrung, daß er weder so einfach noch so unbefangen war. Er pflegte sonderbare Geschichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfang glaubte man ihm, dann stiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe seinen Zuhörern Mährchen aufgebunden. — Bedenklicher war es, wenn diese Abenteuerlichkeiten mit dem Anspruch sittlichen Ernstes, oder als moralische Beichte auftraten. Gern und viel unterhielt er sich mit gebildeten und empfindungsvollen Frauen, dann entfaltete er mit Behagen alle glänzenden Seiten seines Talents, man hing an seinem Munde, und bald war er der erklärte Liebling der Damengesellschaften. Er wußte die Thränen leicht in Fluß zu bringen. Das nächste und bequemste Thema für solche Gespräche war er selbst. Er begann mit Selbstanklagen, er schilderte seine Seelenzustände: viele Vorwürfe habe er sich zu machen und vieles zu bereuen, er sei ein schlechter Mensch. Doch sei es noch nicht zu spät; er werde sich bessern, wenn es edle Frauen übernähmen, ihn auf den rechten Weg zu leiten. War es endlich zur Rührung gekommen, so brach er ab, ging von dannen und sagte im nächsten Augenblick: nun glauben die Gänse dort wirklich alles, was ich ihnen erzählt habe! — Es war ein gefährliches Talent, denn oft spann er sich so in seine Erfindungen

ein, daß er selbst daran glaubte. Phantasie, Reizbarkeit des Gefühls, Selbsttäuschung und Lust an der Täuschung gingen in einander über; es war schwer, seinen Seelenzustand klar zu erkennen. Später wurden die wiederkehrenden Vorwürfe und Anklagen bei ihm stehend; er war in einem Zustand dauernder Selbstpeinigung."

Die Bemerkung ist vollkommen richtig; Brentano ist von einer Verlogenheit ohne Gleichen, und doch, sonderbar! hat er ein tiefes Gefühl für Wahrheit, seine Lügen sind fast nie willkürlich, es treibt ihn mit zwingender Gewalt, das Tollste, Krampfhafteste, Ungehörigste zu sagen. Er war mit seiner Natur nicht unbekannt, und erschrak nicht selten darüber; seine Briefe strotzen von Reflexionen über die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Unwahrheit. Als Studie für das „romantische Subject" ist auch sein Erstlingswerk: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria", abgeschlossen Juni 1800, von Bedeutung. — Godwi empfindet alles, „was ein Mensch leidet, dem das Leben durch innere Fülle und äußern Ueberfluß lange so leicht als Tugend und Laster war, und der mit wenigem geretteten Selbstgefühl in die Geschichte einfacher liebender Menschen tritt, ohne doch von ihnen eigentlich als ein Wesen anerkannt zu werden, das wirklich Theil an ihnen hat." — Seine Tagebuchblätter zeigen „Bitterkeit und Selbstverachtung, mitunter eine Art von Muthfassen, die einer gewohnten Frivolität sehr ähnlich ist; dabei doch guten Willen, aber selbst für diesen guten Willen Verachtung, und jene fatale Ruhe der Selbstverachtung, um die sich schöner Schmerz bewegt." — „Nirgend möchte ich so gerne laut sprechen oder pfeifen als in der Kirche, nicht um gehört zu werden, sondern um es zu hören; ich möchte auch wohl gern in einem liederlichen Hause beten, und über eben diese Gelüste kann ich sehr traurig werden. — Ich habe immer eine große Anlage gehabt, Weibern, die sich mit ihrer Tugend breit machten, etwas die Ehre abzuschneiden und ihre Tugend zu schmälern, damit die andern sich nicht so ängstlich drücken müßten, die ihre Tugend selbst schmälerten, und das that ich vielleicht des Wortspiels wegen."

Bis an sein Ende war Brentano redselig über seine Zustände. 10 J. später schreibt er dem ihm noch fremden Maler Runge: „Ich habe sowohl innerlich als äußerlich ein an bittern, schmerzlichen und wohlthätigen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln grausamen Phantasie sich in mir wiederspiegelnd, über mich ergangen. Das Talent, was ich liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heitigere Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte fügen dürfen.

Bei dieser Art von Zurückhaltung verlangte ich bald nach dem, was ich doch selbst besaß, und da es mir von Außen nicht gegeben wurde, so verzehrte ich endlich meinen eignen Ueberfluß, daß ich bald meine zurückgehaltene Freigebigkeit in Durst verwandeln sah. Mein Paradies war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir. Mein Selbstgefühl glich der abgelösten Farbendecke eines im Wasser versunkenen Pastellgemäldes, welche noch kurze Zeit oben schwimmt. Ich hätte es vielleicht behutsam wieder auffassen können, aber ich sah so lange lächelnd hinein, bis heftig stürzende Thränen es verwirrten, und der widerliche Gedanke, daß durch das Auffassen solcher schwimmenden Farben marmorirtes Papier gemacht wird, machte, daß ich dem geliebten Bilde noch einen ernsten Scheideblick schenkte, und mich dann muthig den Wellen übergebend, es an meiner Brust scheitern ließ. Nach der Zeit empfand ich stets in mir eine bestimmte Neigung zu gewissen Bildern und Zusammenstellungen. Die bittersten Arzneien, z. B. Quassia, schmeckte ich mit einer ganz eignen Lust; die menschliche Schönheit, die mich so angelacht und vor mir in Staub zerfallen mein Herz so tief betrübt hatte, erschien mir wie freudig lachendes Gift, und mich zu trösten, ergötzte ich mich stundenlang ein reinfarbiges Stück Grünspan anzusehn, die wunderbaren Blüten der Belladonna und andrer Giftpflanzen machten mir eigne Lust, zugleich aber auch die Granatblüthe und die Lilie." — „Da das gewöhnliche Discuriren mir in der Seele zuwider ist, habe ich im Gespräch die Neigung, aus Ungeduld bizarr zu werden, um nur etwas hineinzulegen. — Kein Wunder, daß man mich nicht versteht ... Ich scheine gewöhnlich hinbrütend, oder, um es nicht zu scheinen, sehr lebendig. Die ganze bizarre Manier in manchen meiner kleinen Reden hat wohl allein ihre Entstehung in dieser Nachlässigkeit und Getheiltheit, ich spreche manchmal bitter gegen das Leben, weil es mich betrübt, daß ich so sprechen muß nach meiner Natur, und daß ich die Kraft nicht habe, ganz zu verstummen; dann überlasse ich wieder die Worte ihrer innern lebendigen Selbstständigkeit, und die Rede wirthschaftet dann auf ihre eigne Hand munter drauf los, während meine Seele in der Angst, Trauer und Sehnsucht liegt, nur dann und wann, wie der Baß der Betrachtung, die reißende und hüpfende Melodie durchschneidend ordnet und eintheilt. Bei dieser Doppelthätigkeit findet aber nicht immer ein deutliches Bewußtsein dieses Zustandes statt. Oft fällt das Bewußtsein wie ein Blitz hinein, der Thränen in den Augen hat; oft bin ich wie ein Greis, dessen Hände so zittern, daß die Kinder freudig darnach tanzen, und nichts ist rührender, als wenn sie müde mir danken, daß ich ihnen ein so lustiges Tempo angegeben, ich solle nur aufhören zu zittern, sie könnten nicht mehr tanzen."

An Fouqué: „Die meisten decretiren mich kurz und gut als einen

witzigen Schäker, als einen vagirenden Teufels-Komödianten ... Sie sind besser mit mir umgegangen: es ist Ihnen unheimlich mit mir geworden ... Vivat! ich kann so lustig sein und so traurig als ich mag, und das zu aller Stunde. Siehe das ist alle meine Kunst, und ich nehme vorlieb ... Ich war eine Goldharfe mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich, und der Wind spielte mich, und die Sonne spannte mich. Und die Liebe spielte so leidenschaftlich Forte, daß die Saiten zerrissen. Nun habe ich die Harfe in Feuer ausgeglüht und sie mit Metall besaitet, und spiele sie selbst; oder eine Maus läuft darüber klingend oder eine Fliege: diese nenne ich aber prophetisch."

In einem Gedicht sagt er: „Oft war mir schon als Knabe alles Leben ein trübes, träges Einerlei. Kein lieberes Spielwerk hatt' ich, als ein Glas, in dem mir alles umgekehrt erschien. Der Ekel und die Mühe drückten mich, ich blickte rückwärts, sah ein schweres Leben und dachte mir das Nichtsein gar viel leichter ... ein ewiger Streit von Wehmuth und von Kühnheit, der oft zu einer innern Wuth sich hob u. s. w." — In einem andern Gedicht klagt er zuerst, daß alle Leute, mit denen er umgegangen, ihm wie todt vorgekommen wären, daß die Kränze, die er gepflückt, nur in seinem Innern gewachsen seien; da habe er sich endlich, um seine Tiefe zu ergründen, in sein eignes Herz versenkt; aber auch von da habe es ihn wieder in die Außenwelt getrieben; dann sei ihm das Leben wie ein Traum erschienen, und er habe von eiskalten Stimmen die Worte gehört: „Das Herz will vor Wonne verzagen." So kommt ihm noch jetzt das Leben schal vor: „Wohl muß ich es gestehn, daß Dinge mich umscheinen, Menschen gleich; zu hören sie, ja leibhaft sie zu sehn kann ich nicht leugnen; doch bleibt mir dies Reich der Welt so fremd und hohl, daß all ihr Wesen so viel nicht schafft, daß mir der Zweifel weich', ob Sein, ob Nichtsein seinen Spuk hier treibe, ob solcher Welt auch Seele wohn' im Leibe."

Unruhe, Hast, Zerstreutheit; Hetzjagd aus einem Bild in's andere; unvermittelte Sprünge aus Hitze in Frost, aus überschwenglicher Gefühlserregung in Frivolität oder Nüchternheit; Virtuosität in der Form und launenhaftes Getändel mit der Form; unbezwingliches Gelüst für das absolut Verkehrte und Widerliche, tiefe Laute aus einer bessern Welt, unheimlich unterbrochen durch ein grelles Hohngeschrei: — wem fällt nicht die Dichtung H. Heine's ein? — Die Spöttereien im „Autor" treffen Brentano gar nicht, sie treffen nur Tieck. Leerer Klingklang ist seine Poesie niemals, er denkt sich stets etwas dabei, man kann nur nicht errathen was? — Viele seiner zarten und wüsten Lieder könnten geradewegs von Heine sein. So die gräuliche Ballade „Treulieb". Treulieb ist dem Dichter entlaufen; er sucht sie, ein schlechter Liebhaber

weist sie an den andern. Einmal hat sie mit einem todten Juden gebuhlt, dann mit einem Gehängten; endlich hat sie Satan entführt. „Nimm sie wieder! Da sitzt sie, beschmutzt auf schmutzigem Flecke." — Sie selbst sagt: „Treulieb ist Dichterphantasie, und ich bin eine Dirne." — Aber ein Unterschied ist doch: Heine spielt frei mit seinen Launen und Stimmungen, Brentano wird von ihnen geknechtet.

In einer Novelle Tieck's, welche die Wunderthäter aus den siebziger Jahren zusammenführt, sagt Cagliostro zu Schrepfer: „Du kennst die Geister, du bezwingst sie und sie gehorchen dir, — aber, sie kennen dich besser, als du sie kennst. Dir sind sie geheimnißvolle, wunderbare, unbegreifliche Wesen, und du bist ihnen so verständlich und klar, daß sie alles wissen, was in deinem Gemüthe ist. Das Verhältniß des echten Magiers muß aber das ganz umgekehrte sein, du mußt deinen Geistern ein ganz wundervoll, geheimnißreiches Wesen bleiben, mit Furcht und Schaudern müssen sie dir dienen. Kannst du sie nicht noch zu Sklaven machen, daß sie vor dir erbeben, wird ihnen deine Natur immer klarer nähergebracht, wähnst du gar, Freundschaft mit ihnen stiften zu können, dann — wehe dir! furchtbar werden sie dich einst, vielleicht bald, wegen ihrer aufgezwungenen Dienste zur Rechenschaft ziehn." — Er meint damit, Schrepfer glaube wirklich an die Lügen, die er dem Publicum aufbürdet, und werde dadurch zu Grunde gehn. — Schrepfer erschoß sich, Brentano endete als begeisterter Schwärmer für eine stigmatisirte Person. Solche Schicksale hat Heine nicht gehabt.

„Meister, lieber Meister! komm, die Noth ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los." — Man hat Tieck's Satire gegen Brentano als eine innere Umkehr ausgeben wollen; das war sie nicht, die Abentheuerlichkeit fing vielmehr erst recht an. An demselben Tage, wo jene Satire erschien, 9. Juni, schreibt der nüchterne A. W. Schlegel an Schleiermacher, jetzt von der Gährung seiner jüngern Freunde ganz ergriffen: „es ist doch wirklich etwas Ansteckendes und Epidemisches dabei; der Depoetisationsproceß hat lange genug gedauert, es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisirt werden. Goethe hat lange friedlich am Horizont gewetterleuchtet, nun bricht das poetische Gewitter, das sich um ihn gesammelt, wirklich hervor, und die Leute wissen in der Geschwindigkeit nicht, was sie für altes verrostetes Geräth als Poesieableiter auf die Häuser stellen sollen. Das Schauspiel ist zugleich groß, erfreulich und lustig. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, also muß man den Muth nicht verlieren, wenn man die ungeheure Masse von Stumpfheit, Plattheit und Altgläubigkeit vor sich sieht, die noch zu besiegen ist. So lange es noch so in der Welt steht, ist die Kritik ein unentbehrliches Organ der großen Revolution und die glücklichen

Zeiten, wo man sich ganz einer positiven Wirksamkeit wird hingeben können, müssen wir uns erst schaffen."

Tieck im „poetischen Journal": „Wir suchen die Kränklichkeiten unsers Zeitalters im Zeitalter Shakespeare's wieder, und nennen die größere Gesundheit Roheit und Barbarei: eine Zeit, wo noch keine moralische Aengstlichkeit für Tugend galt, wo sich ein reines Gemüth an den glänzenden Bildern der Poesie ergötzte, ohne das schiefziehende Glas schlechtverstandener Sittlichkeit über jedes lustige Gemälde zu halten, wo große Thaten und Helden noch redeten; wo noch die letzten Spuren des Ritterthums, der Liebe und des Wunderglaubens wie in einer neuen Herbstblüte dastanden." „Das Streben der Wissenschaften und Künste ist seitdem ganz etwas Armseliges geworden; sie haben die Philosophie nicht blos vom Himmel auf die Erde gerufen, sondern sie in die Ställe und Keller locken wollen, und nichts wurde so gründlich und andächtig betrieben, als die Wissenschaft vom Mist." — „Ehemals war es genug, einen einzelnen Menschen, eine Staatseinrichtung satirisch zu behandeln, und selbst der verwegene Aristophanes, der weder Götter noch Menschen schont, ist nicht darauf gefallen, sein ganzes Zeitalter zu parodiren. Jetzt ist es soweit mit uns gekommen, daß wir über nichts oder über alles lachen müssen, und wer sich dazu nicht vielseitig genug fühlt, mag lieber die ganze Bemühung einstellen. Ganz gesund kann sich keiner fühlen, denn diejenigen, die nicht versinken wollen, müssen sich immer das Bild dieses schlechten Zeitalters vor Augen halten; ihr Leben ist ein ewiger Widerstreit."

In demselben Heft des poetischen Journals erscheint dem „Autor", der, von Gegnern und falschen Freunden gehetzt, über die Zukunft seiner Muse nachdenkt, u. a. der reckenhafte Altfrank: „Willst mal recht in die Tiefe schauen, den Wein des Lebens schlürfen ein, so recht im Frühling heimisch sein, wo aus allen Blüthen Nachtigallen und tausendfach Gesänge schallen, unendlich froh die Geister quallen, so hab' ich dir ja ein Buch erschlossen, wo schon manch' Himmelsstunde hast genossen, von dem Propheten, den sie schelten, dem aufgeschlossen alle Welten, dem großen Deutschen Jacob Böhme." „Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt, so gedenk' der braven alten Welt, mit Andacht geh' zu den Ruinen, die auf dem hohen Bergen verwittern, sie schaun dich an mit wehmüthigen Mienen, erzählen dir von Thaten und Rittern. Besuche zumal die Waldkapellen, wo sich heil'ge Geschichten vor dich stellen, die alte katholische Religion, als sie noch schmückte ihren Thron: das alles magst du kühnlich preisen, verkündigen in vollen Weisen."

In denselben Tagen — 1. Juni — legte Stolberg in Münster das katholische Glaubensbekenntniß ab. Man hatte ihn von früher Jugend gewöhnt, sich als schöne Seele zu betrachten; in der Religion hatte er immer,

echt eudämonistisch, nur den äußern Widerklang für die Schwingen seines Herzens gesucht; den Sinn für die historischen sittlichen Gewalten hatte er mehr und mehr verloren. — Voß erfuhr es nach seiner Rückkehr 2. Aug.; er hatte es längst erwartet. Doch fand er nöthig, 8. Aug. dem alten Freund eine poetische „Warnung" zukommen zu lassen: „Du zum Licht zwangloser Vernunft von Luther miterkämpft, du Forscher der Offenbarung, du im Anhauch griechischer Luft gehobener Adler der Freiheit! du verkennst Erbtugend und Schwung zum Aether? und — o Schmach! — demüthigest dich in grauser Hildebrand' unmenschlichen Frohn, dich dumpfem Glauben verpflichtend, Pfaffenknecht? Abschwörest du Licht und Wahrheit? am Altarschmauß dann des gebacknen Gottes schnaubst du dem, was Menschen vom Thier erhebet, Haß und Verfolgung?" Er weigerte ihn zu sehn, ebenso Jacobi, der aus Verdruß nach Hamburg entwich.

„Diese Sache ist zwischen Gott und mir," antwortete Stolberg; „gegen Sie und Ernestine bleibe ich der Alte." Er sah blaß und angegriffen aus. 50 J. alt, legte er 24. Aug. seine Aemter nieder, und verließ 28. Sept. mit den Seinigen Eutin, um nach Münster zur Fürstin Galizin zu ziehn. „Den alten Stolberg," schrieb ihm Ernestine, „werden wir lieben, so lange wir leben; wir werden sein Andenken, wie das Andenken eines Geschiedenen, rein in unsern Herzen zu halten suchen."

Klopstock, der, 76 J. alt, in stolzer Einsamkeit in Hamburg Huldigungen von Schullehrern empfing, die seine Oden bereits in Prima interpretirten, lehnte bei einem Besuch Stolberg's jedes Gespräch über Religion ab; doch schrieb er an Gleim: „unser Freund hat bei seinem so großen Irrthum ebensoviel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzo Religion ist."

Gleim, 81 J., nannte das „Abentheuer" das ärgste unserer Zeit, und sagte sich von dem „Apostaten" los. Claudius in Wandsbeck, 60 J., blieb dem alten Freunde treu. Lavater, 59 J. (er starb 2. Jan. 1801) schrieb: „bleibe Katholik, bleib' es von ganzem Herzen! sei allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmungswürdigsten Tugenden und christlichen Heiligkeit. Wollte Gott, daß ich alle diese Tugenden mir zu eigen machen könnte! Wäre der einzig mögliche Weg dazu, das Joch der katholischen Glaubensform zu übernehmen, ich würde noch wohl katholisch werden. Ich glaube aber, der Geist geistet wo er will, und das Wort Gottes ist nicht gebunden." Goethe schreibt: „Ich verlor nichts dabei, denn mein näheres Verhältniß zu Stolberg hatte sich längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich

nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer, der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche. Auch überraschte mich dies Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, der Umgebung nach." Jean Paul suchte Stolberg gegen Jacobi, der auch später sich wieder aussöhnte, von der moralischen Seite zu entschuldigen: „sein Fehler ist weniger, daß er ein Päpstler wurde, als daß er nie etwas Besseres war." Voß, jetzt mit Jacobi, Klopstock, Gleim, Gerstenberg, Reinhold, Baggesen im vollsten Einverständniß, donnerte in einem Gedicht, „die Lichtscheuen" gegen alle Obscuranten. Wunderlicherweise schickte in derselben Zeit der Rationalist Paulus die Uebersetzung einer „Apologie des Katholicismus" dem Coadjutor Dalberg, der die Hoffnung aussprach, es werde die Zeit kommen, wo alle Gutgesinnten in der Religion sich vereinigen würden.

Wenig Tage nach Stolberg bekannte Mortimer seinen Uebertritt zur katholischen Kirche: dies ist die historische Stellung der „Maria Stuart".

Tieck war in Hamburg, als diese Katastrophe eintrat, 9. Juni bis 1. Oct. Brentano fand in Dresden, wohin er entwich, die aus Italien zurückkehrende Sophie Mereau, die er schon früher leidenschaftlich geliebt, jetzt 29 J. alt, 7 J. älter als Clemens, von ihrem Manne geschieden; nach Jean Paul „eine niedliche Miniaturgrazie". Sie hatte seit 6 J. für Schiller's Almanach viel gearbeitet. Nachdem wieder angeknüpft war, ging Clemens zu den Seinigen an den Rhein. Seine Schwester Sophie starb 19. Sept., 24. J. alt, in Osmannstedt; 7 Sept. machte in Halle Luise Brachmann, 23 J. alt, gleichfalls Schiller's Mitarbeiterin, einen Selbstmordsversuch, den sie 22 J. später wirklich ausführte.

In Jena vollendete Dorothee ihren „Florentin". Der Roman wird durch unnöthiges Retardiren in Verwirrung gesetzt; auch giebt die ironische Lebensauffassung dem Charakter des Helden einen gezierten Anstrich: allein die sinnliche Anschauung ist von einer hellen Farbe, die hineindämmernde Romantik ist durchaus nicht tendenziös, die Reflexionen stellen nur Erlebtes und Selbstempfundenes dar, und die Anlage der Charaktere ist nicht gewöhnlich. Wenn manche Masken der Lehrjahre in leichter Verhüllung in den Florentin übergegangen sind, so haben dafür manche Masken des Florentin ihren Weg in die Wanderjahre gefunden. Er gehört zu dem Besten, was die Romantik im Fach der Novelle geleistet hat, auch die eingestreuten Gedichte sind plastisch und von individueller Färbung. — Dorothee selbst sprach sich sehr bescheiden über ihren Versuch aus; sie war nur überglücklich, für Friedrich einiges Geld verdienen zu können, denn das Leben sehr sauer wurde. Das Publicum suchte auch hier wieder lüsterne Anspielungen.

A. W. Schlegel folgte seiner Frau und Schelling nach Bamberg, voll von dem Entwurf eines „Jahrbuchs für Wissenschaft und Kunst", 29. Juli: jeder Mitarbeiter sollte für sich einstehn, Bernhardi, Tieck, Steffens, Ritter, Schleiermacher, Heindorf sollten aufgefordert werden. Gleichzeitig hatte Fichte einen ähnlichen, aber monarchischen Plan entworfen. Schelling suchte beide Unternehmungen zu verschmelzen; A. W. Schlegel ging mit Feuer darauf ein; Fichte war bedenklich, und lehnte endlich 13. Sept. schroff und unwirsch ab.

Der plötzliche Tod der jungen Auguste Böhmer in dem nahe gelegenen Bad Bocklet brachte in Bamberg allseitig die zurückgedrängte Empfindsamkeit zu Tage. „Es ist," schreibt A. W. Schlegel 14. Sept. an Tieck, „als hätte ich alle meine Thränen hierauf gespart, und manchmal habe ich ein Gefühl gehabt, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden ... Ich wußte zwar, daß ich Auguste sehr liebte, aber ihr Tod hat alle noch verborgene Liebe an's Licht gerufen. Um das schmerzlich süße Andenken zu nähren, ist noch ein Bild von ihr vorhanden: mit einem leisen Heiligenschein umgeben, steht sie auf meinem Zimmer, und wird stündlich von mir betrachtet und angebetet ... Ueber den Gegenstand meiner Trauer ist erst ein Lied und ein Sonett entstanden, ich habe nicht Ruhe und Muße gehabt, es wird aber eine ganze Reihe werden ... Du wirst mich in manchen Stücken verändert finden; es muß natürlich den Sinn mehr von der äußern Welt abziehn, wenn man vor allem mit einem abgeschiedenen Wesen lebt. Die Flecke auf der ersten Seite sind Spuren von Thränen; diese Libationen auf das Grab des geliebten Mädchens werden sich immer erneuern. Auf die erste Nachricht habe ich geglaubt, wahnsinnig zu werden." Die „Todtenfeier", eine Reihe von Sonetten, entspricht in ihrer Ueberschwenglichkeit ganz diesem Brief; in ähnlicher Art besang Fr. Schlegel das Ereigniß. Gries, der 17. Sept. in Bamberg eintraf, fand Carolinen erst vor Schmerz und Verzweiflung ganz aufgelöst, dann unbegreiflich gleichgiltig. Sie reisten 1. Oct. alle zusammen ab.

„Goethe," schreibt Schiller in denselben Tagen an Körner, „bringt jetzt im Ganzen zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." Körner erwidert: „daß Goethe seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft ... Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten ... er kann von andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, son-

dern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht." — In einem gutmüthigen Moment fühlte Frau v. Stein Mitleid mit der alten Nebenbuhlerin: „es mag das arme Wesen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur wohler gewesen wäre als mit dem Genie." In der That finden sich in Christianens Briefen mitunter bittere Klagen: „mir vergeht alle Lust zum Leben, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts; ich habe alles, was ich mir wünsche."

„Der ist der glücklichste Mensch," schreibt Goethe in seinen Reflexionen, „der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann." In einer wichtigen Angelegenheit konnte er das von sich nicht sagen; während er reichen Segen über seine Umgebungen, über sein Vaterland spendete, rächte sich, was Problematisches in seiner Natur war, an seinem eignen Glück. Sein edles Herz hat durch Treue reichlich versöhnt, was Wankelmuth verschuldet; seine kräftige Natur hielt ihn elastisch empor, wo Schwächere erlegen wären, aber es fehlte ihm doch etwas.

8.

Zerwürfnisse.

„Es ist mir gestern erzählt worden," schreibt Carl August 12. Juni 1800 an Goethe, „daß in der Maria Stuart eine völlige Communion auf dem Theater passiren soll; sieh doch zu, daß nichts Anstößiges vorkommt, weil ich der prudentia externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit nach Schlegel'scher Terminologie dergestalt zum Ton geworden, daß man mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es darauf ankommt, einen sogenannten Effect hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, das Herz des Zuhörers zu treffen." Goethe bekannte dem Freunde, ihm selbst sei bei der Sache nicht wohl zu Muthe gewesen, und rieth ihm die Sache wegzulassen; aber er setzte sein Stück nicht durch.

Andere Zeitalter haben anders empfunden; unserm modernen Gefühl widerstrebt es allerdings, was dem Volk als heiligstes Mysterium gilt, in ein Spiel zu verwandeln. Schiller dachte so wenig daran, die Christenheit zu

ärgern, daß er vielmehr diese Scene mit Ernst, Feierlichkeit und Salbung behandelt. Das hat wieder zu dem entgegengesetzten Irrthum verleitet, man hat ihn der Vorliebe für den Katholicismus beschuldigt. Im Gegentheil zeigt die freie Wärme, mit der er diese Andachtsübung geschehn läßt, daß sie ihm innerlich ganz fremd war, daß er mit ihr ebenso souverain schalten zu können meinte, wie früher mit den Altären des olympischen Zeus. Die Scene hat einen andern Fehler. An der Stelle, wo sie steht, scheint sie den geheimen Sinn der Tragödie aussprechen zu sollen, so weit es die Heldin angeht: durch schuldloses Leiden wird eine wirkliche Schuld abgebüßt. Diese katholische Ansicht ist in der That die Ansicht der Königin und ihrer Freunde. Die Pflicht des modernen Dichters wäre gewesen, diese psychologische und historische Erscheinung durch individuelle Entwickelung an den Maßstab des allgemein Menschlichen zu halten; statt dessen benutzt sie Schiller, wie der Dichter der Genoveva, als bloßer Artist. — Was das Individuum auch erleiden mag, der Charakter, aus welchem die Schuld entsprang, bleibt derselbe, bleibt in gleicher Schuld; und wenn man Maria tröstet: „— es giebt böse Geister, die in des Menschen unverwahrter Brust sich augenblicklich ihren Wohnsitz nehmen, die schnell in uns das Schreckliche begehn und zu der Hölle entfliehend, das Entsetzen in dem befleckten Busen hinterlassen!" so ist das nichts Anderes als wenn Eulalia Meinau sagt: „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte." Die Communionsscene hat den Zweck, im Contrast gegen die siegreiche böse Königin, die zum Schluß durch den Abfall ihrer Anhänger beschämt wird, das Opfer zu verklären. Der Zauber des Liebreizes, der auf Maria Stuart ruht, der selbst den Henker bestimmte, ihr die Hand zu küssen, ehe er ihr das Haupt abschlug, hat auch Schiller bestrickt und ihm die künstlerische Besonnenheit genommen. „Meine Maria," schreibt er einmal an Goethe, „soll keine weiche Stimmung erregen, sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu empfinden." Soll aber dies Schicksal etwa blos von Außen kommen? Der Dämon, welcher die andern Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte und sie selbst über alle Schranken der Vernunft und des Gesetzes riß, muß uns gezeigt werden; das Blut, das an ihren schönen Händen klebt, muß sich begreifen lassen, man muß trotz ihrer jetzigen gebrochenen Stimmung die Gewalt ahnen, die Herr über sie werden konnte.

Die Aufführung erfolgte 14. Juni 1800. Die gefeierte Caroline Jagemann, seit 3 J. in Weimar und von dem Herzog bereits lebhaft beschützt, hatte die Rolle der Elisabeth übernommen. Schiller selbst war über die seiner Absicht ganz entgegengesetzte Wirkung der Haderscene überrascht: Maria erschien weich, leidend und gedemüthigt. Diese Scene, nach der technischen

Anordnung der Höhepunkt des Stücks, hat neben dem Bedenken, daß sie unhistorisch ist, noch das Schlimmere, daß sie sittlich und ästhetisch unmöglich ist. Schiller fühlte das selbst: Elisabeth konnte ihre Feindin nur sehn, wenn sie ihr verzeihn wollte; theils um diese Scene möglich zu machen, theils aus unfreier Liebe zu seiner Heldin, schildert er ihre Feindin mit einem Raffinement des Hasses, daß damit auch alles Interesse an ihr aufgehoben wird; und doch ist sie die einzige wirklich dramatische Person des Stücks, in der etwas vorgeht, deren Seele in wilder Bewegung zwischen Vernunft und Leidenschaft schwankt; sie ist's auch allein, die das Schicksal trifft, der Rückschlag ihres bösen Willens in der That, die sich von ihrem Willen ablöst. Aber wer könnte vor dieser ganz gemeinen Heuchlerin, die nicht einmal starken Verstand und Willen zeigt, irgend welche Theilnahme empfinden! Die technische Arbeit ist meisterhaft, namentlich wenn man die freilich unnöthigen Schwierigkeiten der Aufgabe betrachtet, den Mangel aller wirklichen Spannung, da die Sache von vornherein entschieden ist; bei dem letzten Ausbruch Maria's gegen Elisabeth möchte man ausrufen: „Schach dem König!" Aber diesem technischen Geschick ist die Würde der Tragödie geopfert; sie ist aus einem historischen Drama zu einem gemeinen Intriguenstück herabgesetzt, einem Intriguenstück, zu dessen Hebel Schiller sogar die erbärmliche Figur Leicesters, die seiner innersten poetischen Natur widerstrebte, erfinden mußte.

Was für einen prachtvollen Stoff hatte Schiller verscherzt, und wie leicht wäre es ihm geworden, den wahren Geist desselben zu treffen! Hart neben jener Scene steht diejenige, welche eigentlich in den Mittelpunkt des Stücks hätte gerückt werden müssen, die Scene zwischen Maria und Mortimer. In dieser Scene rächt sich die Vergangenheit an der Heldin, sie muß fühlen, daß sie in den Augen ihres leidenschaftlichen Verehrers ebenso tief steht als in den Augen ihrer erbitterten Feindin. Gegen die Vorwürfe der letzteren darf sie sich mit dem vollen Stolz einer Königin erheben, die den aufgedrungenen Richterstuhl nicht anerkennt, gegen den feurigen Jüngling, der in ihr nur das Weib sieht, fruchtet dieser Stolz nicht. „Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an, dich kann die heiße Liebesbitte rühren, du hast den Sänger Riccio beglückt und jener Bothwell durfte dich entführen. . . . . . Du zittertest vor ihm, da du ihn liebtest! Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann, beim Gott der Hölle! erzittern sollst du auch vor mir!" — Dieser Mortimer ist bei weitem die interessanteste Figur des Stücks, und es war lächerlich von Kotzebue, ihn eine Nachahmung des schwächlichen Golo zu nennen. Die Art und Weise, wie Mortimer seinen Uebertritt zum Katholicismus aus artistischen Motiven erklärt, in derselben Zeit, wo die romantische Schule Miene machte, mit ähnlichen Motiven, die später bitterer Ernst

werden sollten, vorläufig zu spielen, und die Folgen, die dieser Uebertritt für sein Gemüth hat, durfte nur in das rechte Licht gestellt werden, um die ganze Tragödie begreiflicher und würdiger zu machen. Die Hinrichtung Maria's bleibt ein Justizmord und ein Flecken auf Elisabeth's Charakter, aber es wäre selbst für Maria tragischer gewesen, als Opfer eines großen historischen Verhängnisses zu fallen, als durch die lächerliche Eifersucht eines wüthenden Weibes und durch Intriguen schaler Menschen, von denen man nicht erräth, was sie wollen, unterzugehn. — Mortimer hat Ablaß empfangen für alle Sünden, die er begehn wird, er will nicht blos die Königin umbringen, sondern seinen Oheim; nun male man sich aus, daß es diesem Mann gelingt, Maria zu befrein und zur Königin zu machen, den Protestantismus zu stürzen und das Reich der blutigen Maria Tudor wieder heraufzubeschwören: und man wird über Schiller erstaunen, daß er aus dem Führer der populären Leidenschaft, die Maria's Tod fordert, nichts Anderes zu machen wußte, als den traurigen Burleigh.

Als Napoleon 1808 mit Goethe sprach, kamen sie auch auf die Schicksalstragödie. „Was will man jetzt immer mit dem Schicksal," rief der Kaiser aus, „die Politik ist das Schicksal!" So paradox es klingt, die Sache hat einen guten Grund. Die antike Form des Schicksals, in der es wie eine fremde Macht über den Menschen kommt, ist nicht mehr für das moderne Bewußtsein; wir wollen Grund und Folge sehn, und zwar so, daß Grund und Folge einander ebenbürtig sind. Bei allem historischen Sinn war Schiller zu sehr von der Form der Antike ergriffen, um die sittlich-historischen Probleme so zu vertiefen, daß daraus ein ernsthafter Fortschritt im Bewußtsein des deutschen Volks hervorgegangen wäre. Dieselbe Form hatte ihn verführt, bei der Bearbeitung des Macbeth, die 14. Mai gegeben war, die volksthümlichen mythologischen Vorstellungen der Hexen in's Griechische hinein zu idealisiren und dadurch den Schwerpunkt der Tragödie zu verrücken.

„Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen. Ich habe zur Maria Stuart 7½ Monat gebraucht, ich kann also hoffen, bei zunehmender Uebung und größerer Sicherheit in der Ausführung in ½ J. ein Stück fertig zu machen. So hoffe ich das Versäumte einzubringen und noch unter den fruchtbaren Theaterschriftstellern einen Platz zu verdienen." Gleich darauf nahm Schiller die „Jungfrau" in Arbeit; er las die Genoveva und andere romantische Dichtungen, beschäftigte sich auch viel mit den Spaniern. „Ich theile mit Ihnen," schreibt er 26. Juli, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie; aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkehren kann, und das lebendige Product einer individuellen Zeit einer ganz heterogenen zum Muster aufdrängen, hieße die Kunst

tödten, die nur dynamisch entstehn und wirken kann. Unsere Tragödie hat mit der Schlaffheit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen; die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

Der Herzog empfahl noch immer die französischen Muster; Goethe übernahm die Bearbeitung des Tancred; ursprünglich sollten Chöre dazu kommen, doch wurde das Stück ohne dieselben aufgeführt. Amenaide-Jagemann gebärdete sich um diese Zeit schon als Herrscherin der Bühne; Kapellmeister zitterten vor ihr, und als Goethe gegen sie Disciplin anwenden wollte, ließ ihn die gute Gesellschaft im Stich. Bei diesen Arbeiten war Goethe innerlich wenig betheiligt; tiefer regte ihn die Episode zum Faust auf, welche den Contrast zwischen antiker und romantischer Denkart symbolisch verklären sollte.

Die Helena wurde 12. Sept. begonnen. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens verzehrt." „Lassen Sie sich," erwidert Schiller, „ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es Schade sei, sie zu verbarbarisiren. Der Fall könnte Ihnen im Faust noch öfters vorkommen, und es möchte ein für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eignen Reiz geben, und Helena ist ein Symbol für all die schönen Gestalten, die sich in das Stück verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein in's Unreine zu gehn, statt einen Aufschwung von dem Unreinen zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist." 22. Sept. las Goethe den Anfang vor, der einen „großen und vornehmen" Eindruck auf Schiller machte: „der edle hohe Geist der alten Tragödie weht einem aus dem Monolog entgegen, der ruhig mächtig das Tiefste aufregt. Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, so wird auch der Schlüssel zum Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen: denn dieser Gipfel muß von allen Punkten des Ganzen gesehn werden und auch nach allen hinsehn."

Nach der Faustsage ist Helena ein Teufelsspuk, eine Fratze; durch die griechische Bildung gewinnt sie aber volle Farbenpracht, und nun soll sie, freventlich gewissermaßen, wie früher die Proserpina in der geflickten Braut wieder in eine Fratze aufgelöst werden. Ein tief poetisches Leben ist in eine ihm fremde Atmosphäre entrückt. Es macht den Eindruck, als wenn auf eine blendendweiße antike Marmorgruppe durch die dunkel gefärbten Fenster eines gothischen Doms ein räthselhaftes Licht fiel, Farbe und Mienen scheinen sich zu verwandeln. Und als nun ein Hauch der Wirklichkeit eindringt, bricht das schöne griechische Weib bleich und leblos in sich zusammen, die gaukelnden Nymphen zerfließen schattenhaft in alle Lüfte, und es bleibt nichts als einiges Costüm, mit dem sich Mephistopheles aufputzt.

Der große Zauber des Faustfragments lag ursprünglich in seiner ganz individuellen Haltung. Der Dichter wußte wohl, welche Schmerzen man bereitet, wenn das Gefühl nicht sicher, die Pflicht nicht gebieterisch ist. Glauben und Zweifel, Scholastik und Magie waren ihm nicht leere Worte. Je mehr Fremdes hineingeheimnißt wurde, desto schwächer war der Zauber. Man kann nicht Rafael, Shakespeare, Alexander, Voltaire u. s. w. zugleich sein, die Vorzüge der einen Person schließen die der andern aus; man kann auch nicht in seinem Innern die ganze Geschichte der Menschheit durchleben. Das ist ein Einfall des übermüthigen trotz seines vierfachen Doctorhuts noch immer unreifen Faust, über den sich Mephistopheles, der erfahrne Weltmann, mit Recht lustig macht.

Lange hatten die Romantiker gezaudert, mit Herder zu brechen. Eigentlich hatten sie doch nur im Zusammenhang wieder aufgenommen, was er früher fragmentarisch angestrebt. Auch bei ihm war es nur Vorliebe für die sinnliche Farbe, wenn er bei seiner im Grund nüchternen Denkart Mystiker wie Swedenborg gewissermaßen neben Kepler und Newton reihte. Diese seine Empfänglichkeit war nicht blos mit einem innern Schwanken in den Ideen, sondern auch mit einer principiellen Abneigung gegen die Ideen im Allgemeinen verbunden, weil jede Idee ausschließt und einschränkt. Mit reizbarer Leidenschaftlichkeit vertrat er überall die Subjectivität des Geschmacks gegen Regel und Gesetz, und drängte den Begriff des Kunstwerks auf den volltönenden Ausdruck einer individuellen Natur zurück. Es ist eigen, daß gerade solche Kritiker geneigt sind, für das Naive und Naturwüchsige zu schwärmen, die von diesen Gaben am wenigsten besitzen. In Herder's eignen Dichtungen ist alles Reflexion; auch seine prosaischen Schriften haben etwas Bildliches, Unstetes und Geziertes, und wo er darstellen will, wirkt sein eigner Dilettantismus auf die Gegenstände ein: sie erscheinen abgeschwächt und schattenhaft, und was von Kraft darin zurückbleibt, sieht wie Laune aus. In dieser Na-

tur liegt so viel Verwandtes mit der jüngern Schule, daß man sich wundert, wie so übereinstimmende Richtungen auseinandergingen.

Es war hauptsächlich die Kantische Philosophie, was sie trennte. In der „Kalligone" (April 1800) macht sich Herder über die „Urtheilskraft": das Gefühl der Zweckmäßigkeit ohne bestimmten Zweck, das Gefühl der Nothwendigkeit ohne begriffliche Analyse, das Gefühl der Befriedigung durch Ueberwindung eines Contrastes u. s. w., das alles sind Dinge, die ihn in Verwirrung setzen und für die er keinen Schlüssel findet. Was er an Stelle dieser angeblich überwundenen Begriffe setzt, gewöhnlich in der Form eines Mährchens oder einer Paramythie, ist erstaunlich leer. Zum Schluß spielt er seine großen Trümpfe aus. Die idealistische Philosophie ist ihm die Errichtung eines Reichs unendlicher Hirngespinste, blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen, leerer Buchstabenworte u. s. w. Er schlägt vor, die kritischen Philosophen sämmtlich in eine Stadt zu thun, wo sie abgesondert von allen gebornen Menschen (denn sie seien nicht geboren) sich idealistisch Brod backen und darüber ohne Object und Begriff idealistisch geschmackurtheilen, wo sie sich idealistische Welten schaffen und solche, bis Gott sein wird, nach ihrer Moral, Rechts- und Tugendlehre idealistisch einrichten, vor allem aber sich durch gegenseitige Kritik einander vollenden; ohne neu hinzukommende, neu getäuschte Jünglinge wäre ihr Aristophanischer Vögelstaat bald vollendet.

Die Kriegserklärung wurde auch von den Romantikern aufgenommen. „Herder," sagt Bernhardi im „Athenäum", „geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen. Den Hut in der Hand, läuft er nach dem bunten geflügelten Dinge, und ob es selten oder gewöhnlich, ihm gilt es gleich. Wenn er sich nahe glaubt, schlägt er den Hut auf die Erde, bisweilen fängt er etwas, bisweilen ist es etwas Gewöhnliches, nur selten der Mühe werth, sehr oft nichts: ihm aber ist der aufsteigende Staub das Kriterium, daß er etwas gefangen. Dieser Anschein von Thätigkeit, dieses Haschen nach dem Bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen, bewog die gutmüthige Menge sich ihm hinzugeben; während der gebildete Mann, der sehr wohl einsieht, daß nicht Vernunft, sondern Instinct und Schimmer Herder leitet, nicht vergißt, daß auch Gold und Edelsteine glänzen, und die vielen Winke benutzt, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in seinen Schriften stehn. diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne; die Ahndung einer Wahrheit an diesem oder jenem Ort und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann viel dabei lernen, wenn sie auch wenig lehren."

Dasselbe Heft des Athenäums, Sept. 1800, enthielt eine ziemlich mißliebige Kritik der „Bestimmung des Menschen“ von Schleiermacher, der sich auch über Kant's „Anthropologie“ in einer Weise ausließ, als ob er es mit einem Schulknaben zu thun hätte. Die Verbündeten thaten sich, da es doch einmal zu Ende war, zum Schluß noch eine rechte Güte. Da waren die Terzinen „an die Deutschen“; ein Sonett über das Athenäum selbst: „der Bildung Strahlen all in Eins zu fassen, bestrebten wir uns treu im freien Bunde!“ ein Sonett auf Schleiermacher's Reden, auf den Zerbino, auf die Genoveva, anf die „Weltseele“, auf die Lucinde: „Dich,“ schreibt A. W. Schlegel an seinen Bruder, „führt zur Dichtung Andacht brünst'ger Liebe, du willst zum Tempel dir das Leben bilden, wo Götterrecht der Freiheit lös' und binde. Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe, entführtest du den himmlischen Gefilden die hohe Glut der leuchtenden Lucinde.“ Später gestand er ein, wider seine Ueberzeugnng so gesungen zu haben. Es war ein Ton der Camaraderie, wie ihn Deutschland bis dahin noch nicht gehört. Ebenfalls A. W. Schlegel besang den „Meister, Führer, Freund“: „die Goethe nicht erkennen, sind nur Gothen; uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte, befreundet mit der Welt durch solchen Boten, göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.“

„Goethe und Fichte,“ schreibt Fr Schlegel in dem Aufsatz „über die Unverständlichkeit“, „das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das Athenäum gegeben, und für alles Unverständniß, welches es erregt hat. Das Beste dürfte auch hier sein, es immer ärger zu machen.“ „Die große Raserei einer solchen Kabbala, wo gelehrt werden sollte, wie des Menschen Geist sich selbst verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich fesseln möge, ein dergleichen Mysterium durfte ich nur nicht so naiv und nackt darstellen, wie ich aus jugendlicher Unbesonnenheit in der Lucinde die Natur der Liebe zur ewigen Hieroglyphe dargestellt habe. Ich mußte demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen Gedanken chemisch zu binden ...“ Die höchste Kunstform in diesem Zeitalter der Tendenzen sei die „Ironie der Ironie“. „Sie entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet; wenn man mit Ironie von der Ironie redet, ohne zu merken, daß man sich zu eben der Zeit in einer viel auffallendern Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann; wenn die Ironie Manier wird und so den Dichter gleichsam wieder ironirt ... Welche Götter werden uns von all dieser Ironie erretten können? Das Einzige wäre, wenn sich eine Ironie fände, welche die Eigenschaft hätte, alle jene großen und kleinen Ironien zu verschlucken und zu verschlingen ...“

„Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehn und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden euch all eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das 19. J. in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenäums gelöst sein. Welche Katastrophe!... Im 19. J. wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch finden." — „Ich habe es immer gesagt," schreibt Dorothee an Schleiermacher, „Friedrich werde noch dermaßen in der Virtuosität der Ironie zunehmen, daß selbst seine Freunde ihm nicht über den Weg trauen."

„Der deutsche Unsinn," schreibt General Klinger, Goethe's Jugendgenoß aus der Sturm- und Drangzeit, 48 J. alt, „grenzt durch eine krampfhafte, „poetische"-Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, obgleich er mit letzterer reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wohl auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung." — „Man streute ehemals Goethen Weihrauch; jetzt erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfumiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe an einem solchen Gestank nicht erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Meister und Hermann nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blasser geworden."

Otto an Jean Paul, nachdem er das letzte Athenäum gelesen, 19 Sept.: „Ich kann dir den Ekel nicht beschreiben, den ich mir daraus gegen die absprechenden verworrnen Opferpriester des Gottes „Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe" sammelte. Es wird einem ordentlich der Kopf drehend, wenn man eine Zeitlang die närrischen Lobeserhebungen, die sich die Leute gegenseitig machen, und den nichtssagenden Wirrwarr von theoretischem Gesloskel gelesen hat. Mir ist es unbegreiflich, wie Goethe einen solchen Götzendienst ertragen kann."

In denselben Tagen schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher: „Ich mache mich gern etwas selten bei Goethe: was ich von ihm haben kann, das ist geschehen, und er wird mich nie vernehmen. Von Seiten der Physik ist

ihm noch am tiefsten beizukommen, indeß auch da hat die Tiefe ihre bestimmte Breite und Länge." Er machte auf den „alten Herrn" das Epigramm: „Herrlich, ja herrlich nimmt er sich aus, besonders bei Fackeln: täuschend im Glanze erscheint lebend der marmorne Gott." Und später, im Herkules Musagetes: „Ehret die marmornen Männer, denn köstlich sind sie von ferne; doch wenn ihr glühend euch naht, friert auf der Lippe das Wort."

3. Oct. kamen Schelling und Gries in Jena an. Hier trafen sie Goethe, der sich von Ritter über Physik belehren ließ: „es ist eine Erscheinung zum Erstaunen, ein wahrer Wissenshimmel auf Erden." Nun war ihm Schelling hoch willkommen, seine alten naturphilosophischen Träume zu deuten: „wohin sich die arme Poesie noch flüchten soll," schreibt er an Schiller, „weiß ich nicht; hier ist sie in Gefahr, von Naturforschern und Philosophen sehr in die Enge getrieben zu werden. Zwar kann ich nicht leugnen, daß ich die Herren selbst auffordere und der bösen Gewohnheit des Theoretisirens aus freiem Willen nachhänge." Wenn ihm Schelling über Makrokosmus und Mikrokosmus, Paracelsus und J. Böhme Auskunft geben konnte, so enthüllte ihm dafür Goethe die Mysterien der Farbe; ein Satiriker jener Tage läßt Schelling ausrufen: „Vater Goethe, schaffe mir Licht! Geschaffen ist die Welt, doch seh' ich sie noch nicht."

Die Stelle steht in einer Posse, die man Goethe anonym als Preislustspiel einschickte. Wieland schreibt darüber: „Seit den Xenien ist unter unsere Genies ein Sansculottismus gefahren, der unsere Literatur beschmutzt; das unfehlbarste Mittel, sein Ende zu beschleunigen, wäre, zu thun, als ob gar keine Schlegel's, Tieck's, Bernhardi's, Brentano's und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären. Indeß kommt doch unter der Menge jämmerlicher Ausgeburten angebrannter Köpfe, Lotterbuben und Tollhäusler mitunter ein wirklich witziger Spaß zum Vorschein, wie z. B. „der Thurm zu Babel", der meines Bedünkens keinen gemeinen Kopf zum Baumeister haben kann." — Goethe sitzt auf der Spitze des Thurms, die Schlegel setzen ihm die Nachtmütze zurecht, Schelling, Schiller u. s. w. erwarten von ihm neue Offenbarungen; der Meister, der die Andern alle für „Gesindel und Lumpenzeug" erklärt, spricht sich zwar über seine eignen Producte sehr geringschätzig aus, aber als der ganze Thurmbau einstürzt, ist er doch der Einzige, der mit Anstand fällt.

„Diesen Winter hier zuzubringen," schreibt Schelling 31. Oct. an Fichte, „hat mich bestimmt, daß Fr. Schlegel sich der verlassnen Transcendentalwissenschaft annehmen wollte. Ich konnte unmöglich zusehn, daß der gutgelegte Grund auf solche Art zerstört und statt des echten wissenschaftlichen Geistes, wovon hier immer noch ein Fonds geblieben, der poetische und philosophische Dilettantismus nun aus dem Kreis der Schlegel auch unter die

Studenten übergehe. Er gab wahren Widersinn von sich, durch vier Stunden, die ich hielt, war er bereits todtgeschlagen und ist nun begraben." — Fichte hatte schon von andrer Seite davon gehört. „Es könnte nicht schaden, sein beständiges Rufen über die großen Dinge, die da geschehn, während er doch selbst von diesem allem nichts gethan hat, in das gehörige Licht zu stellen. Wie er anderer Urtheile über Bücher, die er selbst nie gelesen, abhorcht und sodann übertreibt und verunstaltet, habe ich neulich von Tieck merkwürdige Pröbchen gehört." Uebrigens war er auch mit Schelling nicht recht zufrieden; wenn dieser ihm schrieb: „wenn ich mich von Ihnen zu entfernen scheine, so geschieht es nur, um früher oder später, mit Schätzen bereichert, in Ihren Mittelpunkt zurückzukehren und dadurch Ihrem Systeme selbst eine Ausdehnung zu geben, die es ohne dies nicht erlangen kann!" so antwortete Fichte mürrisch und unbefriedigt. 15. Nov. übergab er dem Minister Struensee den „geschlossenen Handelsstaat". Er verkehrte fast nur mit Bernhardi, Woltmann, Hufeland, Feßler; doch sah er zuweilen Jean Paul und Tieck, die beide seit 3. Oct. wieder in Berlin waren.

Jean Paul wurde in Berlin mit offnen Armen empfangen. „Ich werde auf den Händen getragen, die sonst andere küßten." Zu seinen eifrigsten Freundinnen gehörte die Enkelin der Karschin, Helmine v. Häscher geb. v. Klencke, im 16. J. an einen liederlichen Baron verheirathet, 10 Monate darauf demselben entflohn, eben, 28. Oct., erst 19 J. alt, gerichtlich geschieden: unter zwei Scheidungen that es die poetische Familie nicht. Sie hatte sich als Kind in Schäferspielen ausgestellt, und galt sich und Andern als blendende Schönheit. Fr. v. Genlis, die sich damals, 52 J. alt, in Berlin aufhielt, nahm sich ihrer an, und lud sie nach Paris ein. Bei dieser französischen Dame, die im Ruf stand, Maitresse des Herzogs von Orleans zu sein, nahm Henriette Herz französische Stunden; als sie einmal in einem jüdischen Hause wegen ihres vortrefflichen Spiels auf dem Liebhabertheater Lob erntete, sagte sie mit vieldeutigem Lächeln: „Mais j'ai joné la comédie tonte ma vie!" — Das schönste Mädchen von Berlin, Pauline Cesar, 23 J. alt, hatte um diese Zeit dem mephistophelischen Wiesel, dem Modell zu Tieck's „Andrea", die Hand gegeben: sie selbst war die Incarnation Philinen's; ein Liebesverhältniß zu einem Russen hatte sie früh corrumpirt. „Ihr schönstes Talent ist die Liebe; sie ist eigentlich weder gut noch gebildet, aber reizend und naiv." Das junge Ehepaar reiste nach Wien, wo auch Henriette Mendelssohn sich aufhielt.

„Die Gräfin Schlabberndorf," schreibt Jean Paul 29. Oct., „ist schon da, sie knüpft sich mit schönem Herzen an mich. Offner kann man nicht von sich erzählen, und von Reise-Aventuren, als sie thut. Kein Mann geht an

diesem feurigen Busch unversengt vorüber, meine Schuhe hab' ich hineingeworfen, wie auf einen Schatz. Jetzt ist sie mir von Neuem unbegreiflich, insofern sie immer edler ist. Sie hat sogar Logik bei Kiesewetter gehört, und hat einen durchaus philosophischen Geist." — An demselben Tage fragt Caroline Meyer bei ihm an, ob sie es vor ihrem Gewissen verantworten könne, die Verlobung mit einem ungeliebten Mann, der unter ihr steht, abzubrechen. Jean Paul antwortet bejahend, und ist 10. Nov. selber mit ihr verlobt. „Ihr Vater, ein philosophisch, kantisch offner Kopf, ein äußerst moralischer und weicher Mann erzog seine vier Töchter, (die eine hat Hofrath Spazier, die andere Mahlmann), weil er sich von seiner Frau geschieden; liest mit ihnen Rousseau, und giebt ihnen, besonders durch Kiesewetter, eine philosophische Glätte. — Caroline hat die wärmsten Freundinnen unter den höchsten Ständen. Als meine Braut wurde sie auf die Feuerprobe manches Auges gesetzt, über dessen heiße Pflugschaar sie unbeschädigt wegging. — Der Vater verehrt, die Tochter vergöttert mich. — Daß ich mich blos sonst geirrt habe, und blos jetzt nicht, und daß ich nie Schuld war, seh' ich jetzt, weil ich seit unserer fast einvierteljährigen Gegenwart nie mit ihr eine neblige oder gar gewitterhafte Stunde gehabt, ohne die sonst keine erotische Woche verging." — 19. Nov. meldet Fr. v. Berlepsch ihre Verlobung mit einem jungen Pächter, Harms, den sie einige Monate darauf heirathet.

„Die gute Gräfin, die ich vor 8 J. besser errathen hätte, hat den treuesten, wärmsten, kindlichen Charakter. Sie kann opfern, sogar ihren Willen, wie keine. Sie liebte mich immer heftiger, und wollte — mich heirathen; welches ich erst von ihr erfuhr, als sie über die Nachricht meiner Verlobung krank wurde. Das erklärt manches Schiefe. Ich brachte den Cabinetsrath Schwendler zu ihr, und er, ob er gleich eine andere heftige Liebe zu einer Ehefrau hatte, folgte dem Bach, der ein ziehender Strom wurde, welcher ihn im Frühling an das eheliche Ufer absetzt." — „Caroline und die Krüdener sind Seelenfreundinnen; jede vergöttert die andere ... Ich will frei und cynisch leben, und meine gute Caroline ist überall so philosophisch, als ich nur will. Sie hat keinen Schmerz als den, daß sie nicht die allerklügste und allerschönste für mich sein kann." Von der Königin eifrig unterstützt, wirbt die Krüdener um ihn für eine Präbende, aber dem König ist des Wesens zu viel, er lehnt ab.

In einem Lustspiel „Chamäleon", welches Iffland damals aufführte, wurde, mit deutlicher Hinweisung auf die Coterie der Fünf (A. W. und Fr. Schlegel, Tieck, Bernhardi und Schleiermacher), die neue Schule als eine Verschwörung sittlich verwahrloster und verlumpter Menschen dargestellt; als ihn Tieck zur Rechenschaft zog, gab er 14. Nov. eine ausweichende und ziemlich höhnische Antwort. Auch den Freund suchte Otto 23. Nov. gegen

die Schule aufzuregen. „War je ein Kampf gegen dies Unwesen nöthig, so ist es jetzt. Ich will lieber eine Stunde im Tollhaus zubringen, als mit einem dieser Jünger. Es paßt zu einer fixen Idee nichts besser, als ihre arme bedeutsam-unbedeutsame Sprache, ihr Abscheu vor Gemeinheit, ihr moderner Gräcismus und ihre nur gepredigte Besonnenheit und Willkür, wovon sie die erste mit Widerspruch der letzten nur dadurch zeigen, daß sie ihr ästhetisches Maß immer sehn lassen; und ob ihnen wohl ihre schöne Nüchternheit, die sie über ihre negative Vollkraft ausgießen, um diese damit gleichsam zu durchwässern, zu durchhöhlen und durchsichtig zu machen, kein langes Regiment verleihen werden, so könnten sie doch eines auf ein Decennium bekommen, und — wer weiß — auch die gebildete Majorität gewinnen, die doch wahrlich weder so gebildet noch so fest ist, daß sie etwas Anderes sein sollte als ein Zeichen der Zeit. Der Anschluß an die neue Philosophie, der Besitz der Lehrstühle auf Universitäten, der idealistische Geist der Zeit, ihr revolutionäres Toben und Treiben und mehreres scheint dahin zu deuten."

Aber Jean Paul war bereits für die andere Seite gewonnen. Merkel, der Gegner der Romantiker, hatte auch ihn angegriffen, während Bernhardi, Tieck, Genelli u. s. w. ihn mit Huldigungen überhäuften; auch von Schleiermacher glaubte er sich gewürdigt, obgleich er darin irrte. „Diese Partei," schreibt er an Jacobi, „hat doch den rechten poetischen Geist, indeß die feindliche nicht einmal das Seelenorgan davon besitzt."

So erklärte auch Schiller in einem Brief an die Gräfin Schimmelmann, 23. Nov., Goethe's Beziehungen zur Schule. „Ich darf wohl sagen, daß ich in den Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur, den höchsten Ernst für das Rechte und Gute, er verachtet herzlich das Seichte im Leben und in der Wissenschaft und verabscheut den falschen Schein. Schwätzer, Heuchler und Sophisten haben sich in seiner Nähe immer übel befunden; sie hassen ihn, weil sie ihn fürchten. An der lächerlichen Verehrung, welche die Schlegel ihm erweisen, ist er unschuldig; diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen seine Feinde. Dies Urtheil ist aus Goethe's eignem Munde Insofern sie sich aber dem Haß der Philosophie und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, kann man sie gegen die andere Partei, die noch lächerlicher ist, nicht fallen lassen; wenn sie die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst auf die Spitze treiben und durch falsche Anwendung lächerlich machen, so bleiben diese Grundsätze deshalb doch richtig."

16. Dec. verschickte A. W. Schlegel aus Braunschweig die „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue, bei seiner gehofften

Rückkehr in's Vaterland". Kotzebue hatte sich, auf einen Paß des Baron Krüdener, nach Rußland begeben, war aber April 1800 auf der Grenze verhaftet und nach Sibirien geschleppt, man weiß nicht recht warum. Ein altes Stück zum Preis des Kaisers, das man demselben vorlegte, veranlaßte seine Begnadigung; doch schlug er Ehrenstellen aus, die man ihm anbot, und kehrte nach Weimar zurück. A. W. Schlegel's Stück war witzig und treffend, namentlich die Galerie der Gurli, Eulalia, Adelaide, Emilie u. s. w., leider hatte der Verfasser einige gemeine Ausfälle einfließen lassen.

Gleichzeitig veröffentlichte A. W. Schlegel „ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert", worin das erste vom Teufel geholt wird. „Arm und erbärmlich ist dein Geschlecht. Hat denn das Volk so gar keinen Sinn für des Jubels und festlicher Freude Gewinn? will immer an schwerfälligem Ernste siechen, nie kecklich leben wie Römer und Griechen? Bei denen gab's Kampfspiel und Bacchanalien, herrliche Triumph' und Saturnalien, zu allem Großen gesellte sich Scherz, da hatte der Witz noch ein ander Herz, und nie ward schöner gehuldigt den Göttern, als wenn sie wurden an ihnen zu Spöttern." „Wo bleibt die himmlische Kraft der Seher Gottes, der heiligen Väter, der Märtyrer und Wunderthäter? Ihr wollt bei euren irdischen Sinnen die Seligkeit nebenbei gewinnen, glaubt keines geistigen Heils Ankunft, und eure Unmacht nennt ihr Vernunft."

A. W. Schlegel blieb in Braunschweig, um die Wirren in Jena zu vermeiden. „Er ist ein wunderlicher Mensch," schreibt Dorothee an Schleiermacher; „ich werde ihn nie verstehn; ich bin überzeugt, daß er etwas sehr Edles im innersten Herzen trägt, aber man wird oft irre an ihm." Dorothee war im äußersten Zwist mit Caroline, die in Jena war und es ganz mit Schelling hielt: „Ich bin für den Frieden," schreibt A. W. Schlegel, „Friedrich hat sich in diese Sache auf eine mir zu nahe tretende Art indiscret eingemischt."

In der stärksten Winterkälte machte Steffens, der seine „Naturgeschichte der Erde" Goethe gewidmet, aus Freiberg eine Fußreise nach Weimar und Jena; dort sah er Fr. Schlegel zum erstenmal: „er hatte in seinem Aeußern etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches. Wenn er in seinem Stuhl saß und einen Gedanken ausspann, pflegte er mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Stirn zu umfassen, bewegte diese beiden Finger langsam gegen einander bis zwischen die Augen, endlich über die Nasenspitze hinaus in einer langen Linie in der Luft. Er sprach dabei langsam und bedächtig, und konnte mich manchmal zur Verzweiflung bringen. Wenn ich nun mit Lebhaftigkeit auf und nieder schreitend seinen Gedankengang unterbrach, so blieb er ruhig sitzen." — „Schlegel's Witz war unerschöpflich; er konnte sich an jedem Witz erfreuen,

auch wenn dieser ihn selbst traf." Ueber Schelling's Identitätssystem fand er damals das Wort: bei Nacht sind alle Katzen grau. „Er lebte ganz in der Geschichte. Die Natur war ihm fremd, selbst der Sinn für schöne Gegenden schien den beiden Brüdern zu fehlen."

Auch Hardenberg sah Steffens hier zum erstenmal. Eine immer sich steigernde Krankheit hatte diesen gezwungen, die Hochzeit aufzuschieben. „Eine hektische Constitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht war dunkel gefärbt. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, waren gewöhnlich ernst. In seinen tiefen Augen lag eine ätherische Gluth." „Er war ganz Dichter. Das ganze Dasein löste sich ihm in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler bald klarer hervor. Die Mystiker im gewöhnlichen Sinn suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimniß. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimath; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein ... Die wunderbare Anmuth seiner Sprache, seines Stils war nichts Erlerntes, sondern ihm das Natürlichste, seine tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Mährchen ebensowenig verleugnen, wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Mährchen seine wenn auch verborgene speculative Absichtlichkeit."

Die Sylvesternacht feierten Goethe, Schiller, Schelling und Steffens zusammen. „Goethe," erzählt der Letztere, war unbefangen lustig, ja übermüthig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doctrinären Explicationen erging; er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch einen geistreichen Einwurf zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung." Später kam der Arzt Hufeland dazu, der nach Berlin abging: „Die Abneigung gegen Preußen sprach sich ziemlich unbefangen aus, und er ließ sich's gutmüthig gefallen, Gegenstand unserer Scherze zu sein." Man war besonders verdrießlich darüber, daß der Herzog als preußischer General dauernd in Berlin verweilte.

Einige Tage darauf verfiel Goethe in eine schwere Krankheit; Frau v. Stein zeigte, daß sie den alten Groll noch nicht vergessen hatte. „Goethe ist sehr traurig," schreibt sie an Fritz, „besonders weint er, wenn er seinen Sohn sieht. Der arme Junge dauert mich, er ist schon gewohnt, seine Leiden zu vertrinken." Reichardt schrieb ihm einen herzlichen Brief: „ein altes gegründetes Verhältniß, wie das unsrige," antwortet Goethe, „konnte wie Blutsfreundschaften nur durch unnatürliche Verhältnisse zerstört werden; um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wiederherstellt."

In Berlin kam es 26. Jan. 1801 bei Feßler zwischen Fichte und

Jean Paul zu einem freundlichen Gespräch. „Einseitig ist Fichte bis zur Magerkeit des Sinns; gleichwohl bleibt sein Gesicht herrlich und eine Ankündigung des Gehirns." Namentlich rühmt er die „Granitstirn und Nase, so knochig und felsern wie die wenigen Gesichter, die alles ändern, nur nicht sich." Eben hatte Fichte „Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen; ein Beitrag zur Literargeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts" geschrieben und durch A. W. Schlegel herausgeben lassen. Nicolai hatte in dem lächerlichen Roman „Sempronius Gundibert" 1798 den transcendentalen Idealismus verspottet; dann April 1799 in der Schrift „über meine gelehrte Bildung" über Fichte vornehm die Achsel gezuckt. Jan. 1800 übernahm er wieder die Redaction der Allg. dt. Bibl. und fiel in einem Vorwort über alle seine Gegner her, Tieck, Schelling, Fichte, Jacobi u. s. w. A. W. Schlegel hatte ihn im Reichsanzeiger, Tieck im poetischen Journal verhöhnt; nun beschloß Fichte eine Hauptschlacht. Nicolai hatte sich über die aprioristische Construction lustig gemacht; Fichte wollte ihm zeigen, daß man sogar ein lebendiges Wesen a priori construiren könne. Aus dem ersten Grundprincip, alles besser wissen zu wollen ohne irgend etwas gelernt zu haben, construirte er den „Berliner Badeur" in allen Einzelheiten seines Seins und Thuns. Der Angriff ist witzig genug, und hat nur die eine schwache Seite, daß man sich wundert, gegen eine als völlig Null dargestellte Erscheinung eine solche Batterie schweren Geschützes aufführen zu sehn; auch einzelne Wuthausbrüche gegen Nicolai's Verleumdungen stechen wunderlich gegen den sonstigen Ton vornehmer Verachtung ab. — Aber Fichte schlug auf den Sack, und meinte den Esel: in Nicolai geißelte er den gesammten Zeitgeist; die spätern „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" sind nur eine Variation auf das Thema „Nicolai". — „Grundzug unsers Helden war Haß gegen alle positive bleibende Wahrheit . . Sein Protestantismus war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte, gegen alles Uebersinnliche und alle Religion; ihm war die Religion nur Bildungsmittel des Kopfs zum unversiegbaren Geschwätz. Seine Denkfreiheit war die Befreiung von allem Gedachten; die Ungezähmtheit des leeren Denkens, ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urtheils war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und Ignoranten, über alles sein Urtheil abzugeben . . . Der Ernst der neuen Philosophie, das Zeitalter zum Redestehn und zur Entscheidung zwischen Ja und Nein zu bringen, erschien ihm als sträfliche Anmaßung; er sah in ihren Sätzen nichts als Meinungen, die nicht besser sein wollen dürften als andere Meinungen. Seine Bibliothek fand Beifall. Der geringste unter den Lesern glaubte sich selbst zu lesen; gerade so hatte er die Sache sich auch von jeher gedacht, und nur nicht den Muth gehabt, es sich laut zu gestehn. Die Unmündigen erhielten

die Sprache, und das gefiel ihnen ... So verschmolz allmählich in seiner Seele der Begriff von deutscher Literatur und Kunst mit dem Begriff seiner Bibliothek, die Bibliothek wurde ihm zum Mittelpunkt des deutschen Geistes, er selbst zur innersten Seele dieses Mittelpunktes .. In der That hat er auf seine Zeitgenossen gewirkt, und ist, zwar nicht öffentlich anerkannt, aber wirklich der Urheber eines großen Theils des Meinungssystems gewesen, welches die Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen gemacht hatte ... Er trug kein Bedenken, alles was ihm durch den Kopf ging, sogleich auf allen Dächern zu predigen und es unaufhörlich an allen Ecken den Leuten in die Ohren zu rufen, und ließ sich schlechthin durch nichts irre machen oder aus der Rede bringen. Das Volk, das nicht selbst arbeiten mag, und dem von allen Seelenkräften beinahe nur das Gedächtniß zu Theil geworden, konnte nicht umhin, jene Weisheit sich endlich zu merken. Sie hatten nun längst vergessen, von wem sie dies alles zuerst gehört hätten ... Er aber wußte es, und die schreiende Ungerechtigkeit der Zeitgenossen, um die er sich doch so sehr verdient gemacht, mag viel zu der üblen Laune seines höhern Alters beigetragen haben."

März 1801 veröffentlichte Fichte den „sonnenklaren Bericht an das größere Publicum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie; ein Versuch, die Leser zum Verstehn zu zwingen." — Das war die Ironie der Ironie, daß ihn die Welt ebensowenig verstehn wollte wie Nicolai, und daß er, um vernommen zu werden, die Stimme immer lauter erheben mußte.

„Durch Beobachtung der Welt außer ihm und seines Gemüths erhält jeder Mensch von gesunden Sinnen einen Vorrath von Erkenntnissen, Erfahrungen und Thatsachen, den er, wenn er nur den gewöhnlichen Verstand hat, durch Nachdenken deutlicher, bestimmter, brauchbarer zu machen vermag. Die ältere Philosophie gab vor, diesen Vorrath durch bloßes Folgern erweitern zu können; der Philosoph befand sich in dem ausschließenden Besitz gewisser Kenntnisse, deren der gemeine Verstand entbehren mußte; er konnte einen Gott und eine Unsterblichkeit sich erraisonniren und sich weise und gut vernünfteln. Wollten solche Philosophen consequent sein, so mußten sie den gemeinen Verstand als unzulänglich erkennen für die Geschäfte des Lebens; sie mußten alles was menschliches Angesicht trug, einladen, ebenso große Philosophen zu werden als sie selbst, damit sie ebenso weise und tugendhaft würden."

„Die neue Philosophie macht sich vielmehr anheischig, dies Vorgeben von Grund aus zu widerlegen. — Ich erkläre öffentlich, daß es der innerste Geist meiner Philosophie ist: der Mensch hat überhaupt nichts als die Erfahrung, und er kommt zu allem, wozu er kommt, nur durch die Erfahrung, durch das Leben selbst. All sein Denken, sei es ungebunden oder wissenschaftlich, gemein oder transcendental, geht von der Erfahrung aus und beabsichtigt

wiederum Erfahrung. Nichts hat unbedingten Werth und Bedeutung als das Leben; alles übrige Denken, Dichten, Wissen hat nur Werth, insofern es auf irgend eine Weise sich auf das Lebendige bezieht, von ihm ausgeht und in dasselbe zurückzulaufen beabsichtigt. — Ich wünsche über diese Punkte endlich einmal verstanden zu werden, indem ich es müde bin, das so oft Gesagte immer zu wiederholen."

„Die Wissenschaftslehre stellt sich die Aufgabe, das Mannigfaltige des Bewußtseins auf dem Wege des Schlusses aus dem Gegebenen auf das Nichtgegebene, aus einer im wirklichen Bewußtsein gegebenen Bestimmung desselben abzuleiten. Auf den Gedanken dieser Einheit des Bewußtseins kommt der Erfinder der Wissenschaftslehre durch einen glücklichen Einfall. Das giebt nun freilich nur eine Vermuthung; und er muß auf gut Glück anfangen, sein System aufzubauen. Findet sich nun, daß wirklich alles Mannigfaltige des Bewußtseins auf jenes Vermuthete, als auf seine Einheit sich zurückführen läßt, so ist seine Voraussetzung durch die That als richtig erwiesen." — „Von diesem Punkt aus construirt die Wissenschaftslehre das gesammte gemeinsame Bewußtsein aller vernünftigen Wesen schlechthin a priori, wie die Geometrie die allgemeinen Begrenzungsweisen des Raums. Sie hebt an von der einfachsten Bestimmung des Selbstbewußtseins, der Anschauung oder Ichheit, und geht in der Voraussetzung, daß das vollständig bestimmte Selbstbewußtsein letztes Resultat aller andern Bestimmungen des Bewußtseins sei, fort, bis dieses abgeleitet ist; indem sich ihr an jedes Glied ihrer Kette stets ein neues anknüpft." — „Nur Anfang und Ende des Systems fällt in die Sphäre des gemeinen Bewußtseins; kein einziger der Gedanken, Sätze, Aussprüche der Wissenschaftslehre ist einer des wirklichen Lebens, noch passend in das wirkliche Leben. Alles, wovon sie redet, ist schlechthin nur für den, der jene Reihe wirklich construirt hat: alle ihre Sätze sind ohne diese Construction ohne Sinn. Sie wird mißverstanden, weil sie mit einem Vortrag in der vorhandenen Wörtersprache anheben mußte; hätte sie sogleich anfangen können, wo sie freilich endigen wird, sich ein ihr durchaus eigenthümliches Zeichensystem zu schaffen, dessen Zeichen nur ihre Anschauungen und die Verhältnisse derselben zu einander, und außer diesen schlechthin nichts bedeuten, so hätte sie nicht mißverstanden werden können. Jetzt hat sie das schwierige Unternehmen zu bestehn, von der Verworrenheit der Wörter aus Andere zur Anschauung zu leiten. Das, worauf es ankommt, ist bisher nicht gesagt, noch durch das Wort bezeichnet worden, auch läßt es sich nicht sagen, sondern nur anschauen. Was man durch die bloße Worterklärung herausbringt, ist in der Wissenschaftslehre sicher das Unrichtige: aber gerade die Blindheit des innern Auges der Phantasie ist das Gebrechen, an dem die heutige Wissenschaft krankt."

„Ist es weiter nichts? Eine bloße Abbildung des wirklichen Lebens wird mir gereicht, die mir im Leben nichts erspart; eine Abschilderung in verjüngtem Maßstab mit blassen Farben, von demjenigen, was ich alle Tage in der Natur ohne Mühe und Arbeit vor mir habe! Und für diesen Zweck sollte ich mich einem ermüdenden Studium unterwerfen? — Ich bedarf eurer Wissenschaft nicht und will mich an's Leben halten." — „Folge unbefangen diesem Vorsatz und halte dich nur recht an's Leben. Stehe fest in deinem Entschluß und laß dich durch keine Philosophie irre machen. Schon dadurch hätte ich den größten Theil meines Zwecks mit dir erreicht."

Indeß läßt sich der Nutzen der Wissenschaftslehre auch dem gemeinen Verstand leicht deutlich machen. „Sie giebt dem Geist nicht nur Aufmerksamkeit, Gewandtheit, Festigkeit, sondern zugleich absolute Selbstständigkeit, indem sie ihn nöthigt, in sich selbst zu wohnen. Jedes andre Geistesgeschäft ist gegen sie unendlich leicht, und dem, der in ihr sich geübt hat, fällt nichts mehr schwer. Es kommt dazu, daß, indem sie alle Gegenstände des menschlichen Wissens bis in den Mittelpunkt verfolgt, sie das Auge gewöhnt, in allem, was ihm vorkommt, auf den ersten Blick den eigentlichen Punkt zu treffen; daher es für einen geübten Wissenschaftslehrer gar nichts Dunkles, Verwickeltes und Verworrenes mehr geben kann, wenn er nur den Gegenstand, von welchem die Rede ist, kennt." „Die Selbstständigkeit des Geistes führt mich zur Selbstständigkeit des Charakters, dessen Anlage wiederum eine nothwendige Bedingung des Verständnisses der Wissenschaftslehre ist. Zwar vermag sie, so wenig als irgend ein anderes Wissen, jemand zum rechtschaffnen, tugendhaften Mann zu machen; aber sie räumt doch das mächtigste Hinderniß der Rechtschaffenheit aus dem Wege. Wer in seinem Denken sich selbst durchaus losgerissen hat von allem fremden Einfluß, der wird ohne Zweifel die Maximen des Handelns nicht daher holen, woher er die Maximen des Wissens zu holen verschmähte. Er wird nicht länger seine Empfindungen über Glück und Unglück, Ehre und Schande durch den unsichtbaren Einfluß des Weltganzen bilden und durch dessen geheimen Zug sich fortziehn lassen, sondern sich selbst bewegen, und die Grundtriebfedern dieser Bewegung auf eignem Boden aufsuchen und erzeugen."

„Die Wissenschaftslehre erschöpft alles mögliche Wissen des endlichen Geistes seinen Grund-Elementen nach, und stellt diese Grund-Elemente für alle Ewigkeit hin. Diese Elemente können in's Unendliche zertheilt und anders zusammengesetzt werden, und darin hat das Leben des Endlichen seinen Spielraum; aber es kann ihnen schlechthin kein Neues zugefügt werden; was nicht seinen Elementen nach in ihrer Abschilderung schon vorhanden ist, ist sicher wider die Vernunft. Es kann daher von dem Zeitpunkt an, da sie herrschend

geworden, d. h. nachdem alle diejenigen sie besitzen, die den großen Haufen, welcher sie nie besitzen kann, leiten, schlechthin kein Ueberfliegen der Vernunft, keine Schwärmerei, kein Aberglaube Wurzel fassen. Das blinde Tappen und Herumirren der Wissenschaften ist aufgehoben, die Staatsverwaltung kommt unter feste Regeln und Grundsätze, die Erziehung beginnt mit Erfolg zu arbeiten. Mit einem Wort: durch die Annahme und allgemeine Verbreitung der Wissenschaftslehre unter denen, für die sie gehört, wird das ganze Menschengeschlecht von dem blinden Zufall erlöst, und das Schicksal wird für dasselbe vernichtet. Die gesammte Menschheit bekommt sich selbst in ihre eigne Hand, unter die Botmäßigkeit ihres eignen Begriffs; sie macht von nun an mit absoluter Freiheit alles aus sich selbst, was sie aus sich machen nur wollen kann." — Das Studium der Wissenschaftslehre wird nicht jedermann zugemuthet; im Gegentheil beklagt Fichte, daß halbwahre philosophische Sätze in Menge schon jetzt unter das große Volk gebracht sind. „Dies aber — denn nichts verhindert, alle Ansprüche der Wissenschaftslehre schon jetzt zu offenbaren, ohnerachtet es wohl ein Jahrhundert bis zur Erfüllung derselben noch hin sein möchte — dies fordert sie: daß jeder, der eine Wissenschaft treibt, ferner jeder, der mit Menschenerziehung im Ganzen zu thun hat, und dessen Geschäft die Regierung oder die Volksbildung ist, dieselbe besitze." Zum Schluß wird den Philosophen von Profession, denen es nicht besser geht als Nicolai, gerathen, irgend ein nützliches Handwerk zu ergreifen.

Auch hier ging es Fichte wie Nicolai: je mehr er sich wiederholte, je lauter er schrie, desto ärger wurde er mißverstanden. In einem offnen Sendschreiben an Reinhold 3. April 1801 sagt er u. A.: „Als Sie sich zur Wissenschaftslehre bekannten, war sie Ihnen eine psychologische Wissenschaft. In dieser wird ausgegangen von einem Ich. Es liegt in der Sphäre des gemeinen Erkennens kein anderes Ich außer dem Individuum. Aus diesem wird Ihnen alle Erkenntniß abgeleitet, d. h., jeder erdenkt sich seine Welt durch das gemeine und auf dem Standpunkt der Psychologie als solches erkennbare, daher willkürliche Denken." „Es ist mir sehr erfreulich, endlich aus einem unverdächtigen Munde zu vernehmen, wie man die Wissenschaftslehre eigentlich versteht; ich hoffte, Nicolai bilde eine Ausnahme, nachdem Sie aber sie auch so verstanden haben, darf ich wohl annehmen, sie werde in der Regel so verstanden. Aber Nicolai nimmt dies System nicht an; Sie sind mehrere Jahre hindurch Anhänger eines solchen Systems gewesen, und das ändert ein Großes an der Sache zu Ihrem Nachtheil."

Gern und mit voller Kraft stimmte Schelling in die Schimpfworte dieser Schriften; dafür wurde ihm der verdrießliche Wink, er scheine die

Wissenschaftslehre auch nicht viel besser zu verstehn. — Für die Angegriffnen nahm Jacobi das Wort, in dem „Versuch über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen“. Humor und Pathos war in Arbeit gesetzt, die Kritik in ihrer Blöße zu zeigen. Er scherzte über die tückischen „Dinge an sich“, die einander neckten; er verglich den transcendentalen Idealismus mit einem feinen Strickstrumpf, in dessen Maschen die köstlichsten Formen und Figuren sich zeigten, ohne daß ein anderer Stoff als der idealistische Faden vorhanden sei. Seine Parodie auf die transcendentale Darstellung des Erkenntnißvermögens ist nervös überspannt, zeigt aber doch ein tiefes Eindringen. — „Das mannigfaltige, veränderliche Wesen der Sinnlichkeit widersteht dem einfachen, unveränderlichen Wesen des Verstandes. Seine Beziehung auf sie ist daher eine vertilgende, ihr Vieles und Mannigfaltiges aufhebende Beziehung; sein Streben überhaupt ein bloßes Widerstreben gegen alles außer ihm. Ueberall sucht er nur das Ende der Mühe, welche die Sinnlichkeit ihm wider seinen Willen macht. Daher jenes unaufhörliche Gleichsetzen, welches wir Verknüpfen nennen, d. h. ein fortgesetztes Vermindern und Vereinfachen des Mannigfaltigen; wenn es möglich wäre, bis zu seiner gänzlichen Wegräumung und Vernichtung. Weil eine solche gänzliche Vernichtung durch Vereinfachung unmöglich ist, darum allein bleibt der Verstand in Thätigkeit. An und für sich selbst unthätig, ohne Suchen und Verlangen, will er, in gestörter Ruhe, ewig nur die ungestörte, müßige und leere, die er mit Verdruß entbehrt, wieder haben. Durch die Anfälle der Sinnlichkeit auf sie zu merken genöthigt, fühlt er jedesmal ein solches Außersichgerathen mehr oder minder mit Schrecken; ängstigt sich und arbeitet mit Anstrengung, um auf's schnellste nur wieder zu sich selbst zu kommen; strebt immerdar nur wieder einzugehn in sein eignes Wesen, das reine (bewußtlose) Bewußtsein. Einzig und allein in jener Absicht macht er auch Begriffe. Sie entstehn ihm in dieser Angst, mit ihr und durch sie, als instinctmäßige Erfindungen der Gegenwehr, als unmittelbare Aeußerungen der Antipathie seiner einfachen Natur gegen die mannigfaltige der Sinnlichkeit. Mit Hülfe der Begriffe treibt er nun von dem auf ihn eindringenden Vielen und Mannigfaltigen so viel auf der Stelle wieder von sich aus, als Begriffe nur erfassen mögen. Ohne dies feindschaftliche Verhältniß und Bedürfniß wäre zu begreifen im Verstande weder Grund noch irgend eine Möglichkeit. Nur aus Abgunst befaßt er sich mit dem Sinnlichen, um es künstlich aufzureiben, es stufenweise zu vernichten. Immer weitere Kreise des Begriffs ziehend, die für das Mannigfaltige der Sinnlichkeit zu immer engeren des Daseins werden, will er es zuletzt in einem allerweitesten Begriff, dem Begriff eines wahren offenbaren Nichts, gänzlich vor sich untergehn und so dem leeren Erkenntnißwesen ein Ende gemacht sehn.“

„Und das," fährt Jacobi fort, „das wäre der Mensch! — eine in sich leere, wesenlose Phantasie, hier eine erträumte Natur, dort ein erträumter Gott, und in der Mitte ein Verstand, der diesem Unwesen Mensch mühsam nur seinen Traum von Wahrheit am Ende zu der Wahrheit eines Traums deutet, aus welchem kein Erwachen als in ein allgemeines Nichts .... Gewährt die Philosophie nichts Anderes als die Einsicht in diesen Zustand, enthüllt sie das Ringen nach einer nothwendig geforderten aber niemals gerechtfertigten Wahrheit, besitzt sie die zerstörende Kraft, alle Truggebäude niederzureißen, und entbehrt die Gewalt, etwas Festes wieder zu erbauen: so ist sie die ärgste Feindesgabe, ein Fegfeuer des denkenden Geistes und eine Hölle der empfindenden Menschheit! — Gesteht es nur, ihr mit eurer Vernunft wieder Vernunft postulirenden Philosophen, das ganze Gerüst eurer praktischen Lehre ist Nihilismus; eine unmögliche Hypothese; ein undenkbares, chimärisches, lediglich subjectives Object; ein Gift, das den Unverständigen berauscht, den Verständigen zum Hasser der Wahrheit macht; das unheilbar wirkt, weil es unter dem Schein der Arzenei gegeben wird; das dem Menschen in das Tiefste und Beste seiner geistigen Natur Tod und Verwesung bringt; das ihn ausdörrt zu einer kalten Mumie ohne Lust und Leben!" — Lichtenberg hatte einmal geäußert: „unsre Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben als heutzutage Gespenster." — „Und dann wieder über eine Weile," setzt Jacobi hinzu, „wird die Welt noch feiner werden, und es wird fortgehn, mit Eile nun, die höchste Stufe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch einmal sich wenden das Urtheil der Weisen: dann werden wir nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden sein wie Gott, und alles Sein ein Wesenloses. Zu dieser Zeit wird des Ernstes saurer Schweiß von jeder Stirn abgetrocknet werden, weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht: es wird lauter Lachen sein unter den Menschen."

Die Stimmung Jacobi's wurde von Vielen getheilt, wenn auch nur Wenige seinem Scharfsinn zu folgen im Stande waren. Die Reinhold, Bardili, Bouterweck, Köppen waren unermüdlich in Anklagen gegen die Nihilisten. Ein damals vielgelesenes, in alle Familien eingedrungenes Gedicht „Urania" von Tiedge, 2. April 1801, behandelte in wohlklingenden wenn auch abgeschwächten Schiller'schen Versen Glauben, Zweifel und Wissen in Jacobi's Art. Auch der sentimentale Philister lernte aus ihm mit aller Bequemlichkeit speculiren. Tiedge war 48 J. alt; nach zehnjährigem Aufenthalt in Halberstadt hatte er sich 1798 in's Gefolge der Elise v. d. Recke begeben, die er später nach Italien begleitete.

In denselben Tagen gaben die beiden Schlegel (A. W. Schlegel kam

20. Febr. 1801, ohne Jena zu berühren, nach Berlin, wo er sich mit Fichte ganz gut verständigte) ihre gesammelten Schriften heraus: Fr. Schlegel erklärte sie für sein kritisches Lebewohl, er wolle jetzt eine ästhetische Encyklopädie ausarbeiten, eine Physik der Phantasie und der Kunst, eine Quelle aller objectiven Gesetze für die praktische Kritik. In der Abhandlung über Lessing erklärte er für dessen größte That die Worte: „es muß das neue Evangelium kommen!" für sein Hauptverdienst die große Tendenz und die symbolische Form seiner Werke — ähnlich hatten sich Fichte und Tieck ausgesprochen. — Zur Einleitung jener Abhandlung dichtete Fr. Schlegel (27. Febr.) den „Herkules Musagetes". Das Gedicht enthält wieder einen kurzen Abriß der modernen Literaturgeschichte: Goethe, Lessing und Winckelmann; Fichte, Novalis, Tieck, A. W. Schlegel, Ritter, Schleiermacher, endlich Er selbst. „Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare, als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz; und die so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen, alle wieg' ich sie auf durch die erfindende Kraft." Es ist, als ob ein Dämon ihn trieb, sobald er der Sprache rhythmisch oder rhapsodisch höhern Schwung gab, das Ungehörigste auszusprechen. Auch das kann er nicht unterdrücken, daß er sich eigentlich zum General bestimmt glaubt: eine seiner Lieblingsphantasien. Dann giebt er dem jungen Dichter Regeln: „Lange schon kanntest den Stoff du, den einen, daß Fülle unendlich" (nämlich die pantheistische Anschauung der Natur); „fasse nun auch in's Gemüth dieses Geheimniß der Form. Kennst die bewegliche Drei du noch nicht und der Viere Gebilde, wahrlich, so wollt' es der Gott, findest du nimmer die Eins."

Es war sein Elend, daß er zwischen Kunst und Wissenschaft sich nicht zu entscheiden vermochte. Seine Arbeit am Plato ging fort; in der Kritik war er verwegner als Schleiermacher; aber er kam nicht dazu, etwas fertig zu machen, und brachte jenen oft in Verzweiflung. Plato war ein Liebling der Zeit: Heindorf in Berlin behandelte ihn philologisch, Ast in Jena, Schelling's Schüler, philosophisch; gleichzeitig gab der alte Wieland „Aristipps Briefe" heraus, gewissermaßen eine Fortsetzung des Agathon, mit durchgehender Polemik gegen Plato's System: sorgfältig ausgearbeitet und voll feiner Beobachtung. Fr. Schlegel benutzte den Plato auch zu Vorlesungen. Vor Schelling zu weichen, war er um so weniger gemeint, als 21. Jan. zur Hülfe desselben Hegel aus Frankfurt ankam, 31. J. alt, der sich in seiner Antrittsvorlesung de orbitis planetarum als Anhänger der Naturphilosophie bekannte. Ein eigenthümliches Mißgeschick wollte, daß er gegen die Annahme der Astronomen a priori erwies, zwischen Mars und Jupiter seien keine Planeten zu suchen: wenig Wochen, bevor der erste derselben wirklich entdeckt

wurde! — Gegen Schleiermacher's Rath entschloß sich Fr. Schlegel im März, förmlich zu disputiren: die alten Professoren benutzten die Gelegenheit, ihn offen zu insultiren, er zog sich, selbst nach Schiller's Zeugniß, mit Geist und Anstand aus der Sache.

In der „Adrastea" gab Herder seine Ansichten über die Literatur des 18. J.; aber nur Knebel und Wieland riefen Beifall, und auch der Letztere wurde durch Goethe umgestimmt. „Goethe," schreibt Frau Herder, „spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, daß ein Anderer außer seiner Clique etwas geleistet hat. Uns ekelt dieser eiteln List!" — „Adrastea ist ein bitterböses Werk," schreibt Schiller 20. März 1801 an Goethe. „Herder verfällt zusehends, und man möchte sich zuweilen fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, jemals außerordentlich gewesen sein kann. Es sind Ansichten im Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt ist; und dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen!" Aber ebenso gegen Schelling und die Schlegel: „Man hat in den letzten Jahren über dem Bestreben, der Poesie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt . . Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes zu machen. Indem sie sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten sie ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Absoluten entgegen." Goethe: „Die großen Anforderungen, die man jetzt an den Dichter macht, werden nicht leicht einen Dichter hervorbringen. Die Dichtkunst verlangt im Subject eine gewisse gutmüthige, in's Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist."

25. März drückte Fr. Schlegel in Weißenfels seinem Freunde Hardenberg die Augen zu. Novalis war noch nicht 29 J. alt; je mehr die Schwindsucht sich steigerte, je fester hatte er an das Leben geglaubt. In den letzten Tagen hatte er hauptsächlich in herrnhutischen Schriften und in Lavater gelesen. Drei seiner Schwestern starben bald darauf, seine Braut war schwer krank. Seine hinterlassenen Schriften übergab sein Bruder an Tieck und Fr. Schlegel zur Herausgabe; sie wurden das Heiligthum der Schule, und Novalis selbst, durch den frühen Tod verklärt, das Idol, zu dem sie alle emporblickten.

Jean Paul, von Gleim reich beschenkt, machte 27. Mai Hochzeit; die junge Frau fand in Weimar viel Beifall; sie zogen nach Meiningen, wo

die Herzogin seine „brünstigste Leserin" war, auch der Herzog befreundete sich sehr mit ihm. Die Gräfin Schlabberndorf, jetzt mit dem Cabinetsrath Schwendler verheirathet, hatte für ihn eingerichtet. — Hardenberg's jüngerer Bruder, in Meiningen verheirathet, meinte von Jean Paul, er werde täglich armseliger und übermüthiger: „es ist spaßhaft, wie er oft unbewußt einige Rollen im gestiefelten Kater und Zerbino übernimmt." — „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unsteten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgend mit dem Gefühl des Bleibens, wölbte sich plötzlich seine ganze Gestalt, es füllte sich sein Gesicht, er bekam ein äußerstes robustes Ansehn und wurde so dick, daß seine frühern Freunde ihn kaum wiedererkannten."

April 1801 siedelte L. Tieck mit Familie aus Berlin nach Dresden über. Er hatte in einer Woche beide Eltern verloren, andere Umstände kamen dazu, seinem Geist wieder eine trübe Richtung zu geben. Körner gefiel er Anfangs sehr. „Er ist eine graciöse, phantasiereiche und zarte Natur," giebt Schiller zu, „nur fehlt es ihm an Kraft und Tiefe. — Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herrn nach dem Höchsten nur verdrießlich." (27. April). „Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes, und voll Geschwätz. Es ist Schade um dies Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle: wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Uebrigens besitzt er viel literarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen. Leider hat die Schlegel'sche Schule viel an ihm verdorben."

In Dresden traf Tieck den talentvollen Maler Ferd. Hartmann aus Stuttgart, 28 J. alt, der vor 2 J. in Weimar einen Preis davongetragen und jetzt Goethe besucht hatte. Die Schriftsteller der Propyläen verwunderten sich über den Realisten, der von der antikisirenden künstlerischen Symbolik nicht viel wissen wollte; doch hatte er als nicht sehr gebildeter Naturmensch Interesse erregt. Auch Steffens in Tharand trat Tieck bald nahe; sie fanden sich im Jacob Böhme und den Mystikern. Steffens schilderte ihm in lebhaften Gesprächen die Eindrücke großer Gebirgsformen; aus diesen ging das schauerliche Mährchen vom „Runenberg" hervor: in dem Steinsucher ist Steffens selbst gemeint; das Grauen vor Bergen und Wäldern, die Hinneigung zur frommen Ebene gehört wohl mehr dem Berliner an. In ähnlicher Weise hat Steffens später die dämonische Macht des Spiels geschildert. — Mit Heftigkeit verfochten die beiden Freunde die Berechtigung

der katholischen Kirche gegen die Phantasielosigkeit des protestantischen Cultus; Steffens' Landsmann Möller hielt als strenger Lutheraner den Widerpart, bis in einer schweren Krankheit alles, was er gehört, zum Durchbruch kam: er trat über, und suchte nun auch die beiden zu bekehren. Noch im Frühling ging er nach Paris. Tieck hatte seine Nichten, Reichardt's Töchter, bei sich: eine davon, 17 J. alt, erweckte Steffens' Neigung. „Sagen Sie ihr," schreibt er in seinem gebrochnen Deutsch an Tieck, „daß mein Genius mich ihre Hand im Traum gezeigt hat, daß ich ihr ganzes zukünftiges Schicksal kenne. Ich freue mich darauf, die Hände, die ich nicht sehn darf, wenigstens mit zugemachten Augen küssen zu dürfen."

Es waltete damals in Dresden ein ausschweifender Madonnencultus; schmachtend, den Griffel in der Hand, starrten die jungen Leute nach der Sixtinischen. „Gewöhnlich aber," erzählt Steffens selbst, der doch stark genug von diesem Taumel ergriffen war, „betrachteten sie nicht das Bild, das vor ihnen war, vielmehr ein eignes Afterbild der Phantasie, das sich ihnen dann als Sonett gestaltete. Es waren nicht die Philosophen allein, die auf eine solche Weise über die Gegenstände weg sich eine Welt bauten; das schlechte a priori war ebenso in der Dichterwelt zu Hause ... Die Masse der Künstler suchte alles Heil in dieser leeren Begeisterung. Die Zahl der Kunstfreunde, die sich in dem nämlichen Sinn zu bilden suchte, wuchs zusehends. Die katholische Musik wurde nun über alles erhoben, Leo, Pergolese hörte man allenthalben bewundern, Händel und Bach wurden, als Protestanten, kaum genannt. Die Religion versank, eben weil sie von einem leeren, überschwenglich geistigen, völlig unbestimmten Ideal ausging, in matte Sinnlichkeit. So gestaltete sich das Ideal der Weiblichkeit, als das Höchste und Anbetungswürdigste ... Der echte Katholik konnte mit diesen Neophyten einer unreifen Begeisterung kaum zufrieden sein ... In einer Rücksicht täuschte ich mich: ich glaubte damals durchaus nicht, daß hinter diesem lockern Spiel irgend eine ernste Gesinnung läge."

Der Dichter des „Sternbald", der Mitherausgeber des „Klosterbruders" mußte in diesen Kreisen eine große Rolle spielen. Mit äußerster Herzlichkeit schloß sich der Maler Runge aus Wolgast an ihn an, der gleich nach Tieck nach Dresden kam, 24 J. alt, 4 J. jünger als Steffens und Tieck, ursprünglich in Hamburg zum Kaufmannsstande gebildet. „Er war mittler Größe. Seine Gesichtszüge waren bedeutend; wer ihn sah, ahnte in ihm eine phantasiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig sinnenden Augen waren gewöhnlich nach Innen gekehrt, und hatten eine unbeschreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geschlossenen Lippen waren ungemein zart, aus den leisesten Bewegungen derselben sprach sich etwas Sinniges und Geistreiches aus. In

Gesellschaft unbekannter Menschen still und verschlossen, gab er sich im vertrauten Kreise gern und willig hin. Das Phantasiereiche und Kindliche der plattdeutschen Sprache trat dann mit einem unwiderstehlichen Zauber hervor. Er suchte nie Worte, ich hörte nie einen Menschen sprechen, der mit großer Tiefe sich so einfach äußerte wie er. Aber die geringsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm mährchenhaft. Es giebt wenig Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellten, wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte." Mit Novalis hatte er auch das gemein, daß er hektisch war. „Es giebt keinen Künstler der neuern Zeit, der sich so unbedingt seiner reichen Phantasie hingab, und bei dem ersten Anblick scheinen seine Producte (Arabesken, Tageszeiten u. s. w.) mehr einem willkürlichen Traum ähnlich, in welchem alle bestimmten Gestalten sich durch unsichere Verwandlungen in das Gestaltlose hineintauchen und zu verschwinden drohen. Aber diese Räthsel sind sinnvoll, sie ziehn uns an, und wir können sie nicht verlassen, ohne mit aller Anstrengung ihre Lösung zu versuchen." Daß in Weimar eins seiner Bilder ungünstige Beurtheilung erfuhr, trieb ihn noch entschiedener in die Romantik. Doch trat er einige Zeit darauf Goethe durch seine Studien über Farbenlehre näher. Die beiden plattdeutschen Mährchen vom Machandelboom und vom Fischer und seiner Frau sind von ihm aufgezeichnet.

Tieck war in Dresden theils mit Herausgabe der Schriften des Novalis, theils eines Musenalmanachs beschäftigt, der den eingegangenen Schiller's ersetzen sollte. Bei jener unterstützte ihn Fr. Schlegel, der ihn gewähren ließ, bei dieser A. W. Schlegel, der, über Tieck's Unzuverlässigkeit aufgebracht, einige Male bis zu den gröbsten Injurien sich verleiten ließ. Man hatte für den Musenalmanach auf Beiträge von Goethe und Schiller gerechnet; da diese ausblieben, wurde er gewissermaßen ein neues Manifest der Romantik. Er enthält eine Reihe literarhistorischer Sonette von den beiden Schlegel; die geistlichen Lieder von Novalis; Marien- und Christuslieder aus dem Lateinischen und Spanischen, „Abendröthe" von Fr. Schlegel, „die Lebenselemente" von Tieck, ein naturphilosophischer Cyklus von der höchsten Ueberschwenglichkeit, ohne Gliederung und Plastik. Ein Cyklus von Mnioch: Hellenik und Romantik, stellt diesen Gegensatz in zwei Bildern zusammen; jedes von beiden geht aus Hexametern in Ottaven, aus Distichen in Terzinen über. Die Romanzen des Musenalmanachs verlassen durchaus das classische Gebiet; so „der ewige Jude" von A. W. Schlegel, die „Zeichen im Walde" von Tieck, eine unendlich lange Mordgeschichte in Assonanzen, die mit einer erschreckenden Ausdauer auf u auslauten; ferner eine Erzählung in Terzinen von Schelling,

der unter dem Namen Bonaventura damals auch in Romanen arbeitete. Die neue Manier erregte außerordentliches Aufsehn, und in den Almanachen der nächstfolgenden Jahre ist sie durchweg die herrschende. Was damals von jungen Talenten aufkam, versuchte sich in Sonetten und Terzinen, und trieb höhere Literaturgeschichte oder transcendentalen Idealismus. — Ueberall eine Fülle von Tendenzen, überall eine Flucht aus dem Reich der Gestalten. Wenn Goethe und Schiller sich der Wirklichkeit und der Natur entzogen, so war es nur die gothische Wirklichkeit, die gothische Natur; eigentlich waren sie sehr realistisch, sie befriedigten ihren Drang nur im fremden griechischen Leben. Bei den Romantikern aber war es eine Flucht in den düstern Nebel einer wollüstig erregten Phantasie, oder in den leeren Aether der Abstraction.

Nicht wenig wurde die Schule überrascht, als Saul unter den Propheten erschien, als Schiller mit einer „romantischen" Tragödie auftrat. — Gleich nach Aufführung der Maria hatte er die „Jungfrau von Orleans" begonnen: „man muß sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei jedem neuen Stoff die Form neu zu erfinden." „Schon der Stoff erhält mich warm, ich bin mit ganzem Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoff kämpfen mußte." „Zum Herzen sollte es auch sprechen, aber dazu gehört, daß man ein Herz habe, und das ist leider nicht überall der Fall." — 20. April schickte er das Stück an den Herzog, der, an Voltaire's Pucelle gewöhnt, auf's äußerste verdutzt, die Aufführung für unmöglich erklärte: zum Theil, wie es heißt, weil die Jagemann in einem Zustand war, der es nicht thunlich erscheinen ließ, sie als Jungfrau dem Publicum vorzustellen. „Die Wahrheit zu gestehn, Caroline ist mir zu lieb, als daß ich ihr schönes Talent so zwecklos und ihr nachtheilig gezwungen sehn möchte." Schiller war Diplomat genug, der Meinung seines Souveräns beizutreten. Seine eigne Ansicht konnte es nicht wohl sein, denn als Theaterstück betrachtet, hat weder Schiller noch sonst ein deutscher Dichter etwas geschaffen, das sich dieser glänzenden Erscheinung an die Seite stellen dürfte.

Nicht ohne Grund bezeichnete Schiller selbst sein Trauerspiel als ein romantisches. Einmal hat er aus Gründen künstlerischer Wirkung das Motiv einer ihm fremden Religion zu Grunde gelegt: die Wunder, die Johanna unter erschwerenden Umständen thut, und der Werth, der auf die Keuschheit gelegt wird. Sodann ist der Kern des Ganzen eine Gefühlsverwirrung, um die ihn Tieck hätte beneiden können: die Frage, die sich die Heldin vorlegen muß, ob sie wirklich ein Werkzeug Gottes oder des Teufels sei? Diese Gefühlsverwirrung wird zwar später abgeleugnet, aber die entscheidende Scene des Stücks, das Verhalten Johanna's der Anklage ihres Vaters gegenüber, hätte gar keinen

Sinn und wäre ein gemeiner Bühneneffect, wenn nicht in ihrer Seele dabei etwas vorginge. — Was dem Dichter vorschwebte, läßt sich wohl verstehn, nur überhört man es über dem Klingklang schöner Verse und über der bunten Pracht ganz äußerlicher Effecte; auch muß man bei mancher Inconsequenz die Augen zudrücken, die sich daraus erklärt, daß Schiller nur als Poet an die Wunder seiner Heiligen glaubte, wie Tieck nur als Poet an die Wunder seiner Genoveva. Nicht ohne Grund macht Otto auf die widersprechenden Motive aufmerksam, die aus verschiedenen historischen Zeiten aufgenommen sind: „Der Geschichte treuer, wäre Schiller tragischer geworden; er hat in das Ende des Stücks etwas hineingezogen, was hinter dem Ende liegen sollte, und was er, im Stillen gebietend, in den Gedanken der Zuschauer hätte erwecken sollen," d. h. er verflüchtigt die psychologische Studie in eine theatralische Apotheose. Das Schicksal der Jungfrau an sich ist tragisch, d. h. es enthält eine innere Nothwendigkeit. Die Hirtin, aufgewachsen in den religiösen Vorstellungen ihres Volks, zugleich in dem dunkeln aber energischen Haß gegen den Nationalfeind, in ihrer Einsamkeit zu sinnig-schwärmerischen Gedanken, d. h. zum Umgang mit Geistern geneigt, kann sehr wohl zu einer Erscheinung der Heiligen kommen, die ihr aufgiebt, die Feinde ihres Gottes zu vernichten. Da ein solcher Beruf ihrem Geschlecht widerspricht, so wird die Idee einer excentrischen Verpflichtung, die allein diesen Bruch mit der Natur sühnen könne, sich bald daran knüpfen: nur die Himmelsbraut kann ein würdiges Werkzeug der Mutter Gottes sein. Nun ist die That vollbracht, der latente Enthusiasmus der Nation, der nur eines zündenden Funkens bedurfte, um in's Leben zu treten, hat diesen Funken in der Erscheinung der Jungfrau gefunden und nachher mit selbstständiger Kraft seine Befreiung vollendet. Ueberlebt die Jungfrau den Tag des Sieges, der ihre ausschließliche Bestimmung war, so wird jenes anomale Verhältniß eintreten, daß eine Heilige vorhanden ist, die keine Wunder mehr thut; der Rausch der Begeisterung hat sich verloren und zieht eine Reaction nach sich: das Volk wird mißtrauisch gegen seinen Abgott, es begreift nicht mehr, denn es ist nicht mehr im Rausch, wie jene wunderbaren Wirkungen eines schwachen Geschöpfes mit rechten Dingen zugehn konnten. In einem Zeitalter, das allein eine ähnliche Geschichte möglich macht, wird das Mißtrauen sich bald in Entsetzen verwandeln, man wird die früher angebetete Jungfrau als Hexe verbrennen. Es ist ferner natürlich, in dem Wesen der Seele begründet und eine höhere tragische Ironie, daß sich diese äußerliche Reaction auch innerlich in dem Geist der Heldin nachbildet. In ihrer Erhebung liegt ein Bruch mit ihrer ursprünglichen Natur, eine wenn auch unfreiwillige Schuld: es sprechen zwei Geister in ihrer Brust, von denen der eine den andern nicht versteht. Sobald die Exaltation, die nicht

über eine gewisse Zeit dauern kann, vorüber ist, wird diese Selbstentzweiung als Schmerz empfunden. Der Schmerz gestaltet sich in einem religiösen Gemüth als Gefühl der Schuld, und es ist begreiflich, daß dieses Gefühl zum erstenmal hervortritt, wenn die Natur sich gegen den spiritualistischen Beruf geltend macht, wenn das Gebot nicht ausreicht, die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen: wenn also gegen die vermeintliche Pflicht der Keuschheit die erste Liebe sich empört. Die Täuschung liegt dann nahe, den Umschlag der öffentlichen Meinung als eine Folge dieser vermeintlichen Schuld, als Strafe Gottes zu betrachten. Diese Strafe trifft aber eigentlich nicht das verletzte spiritualistische Gebot, sondern die verletzte Natur. Johanna hat über das Schreckliche ihres Berufs, schon während ihrer Exaltation, ein dunkles Bewußtsein. Die Tödtung des Knaben Montgomery soll uns mit Schauder erfüllen, mit Schauder vor der geheimnißvollen Macht, die in der Jungfrau waltet, und gegen die das natürliche Gefühl Sünde ist, und zugleich mit vorahnendem Schauder vor der Unnatur eines Berufs, der das Weib sich selber entfremdet. „Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegenschickt .... Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib! Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz." — Und wenn nun das Herz dennoch einmal sprechen sollte! schon die Vorstellung flößt ihr Entsetzen ein: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung ... Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz umgeben, in die Männerschlacht sich mischen? Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte, und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" — Fast ist das letzte Ziel ihrer Aufgabe erreicht, da schaudert vorahnend die Natur in ihr noch einmal zusammen, das Gespenst ihres Gewissens, der schwarze Ritter erinnert sie an den magischen Kreis der übersinnlichen Welt, vor deren Gebot man zittert, ohne es zu verstehn; sie verschmäht die Warnung, und mit dem zündenden Strahl der ersten Liebe — der Liebe zu einem Feind! — geht ihr ein schreckliches Licht über ihre Schuld auf. „Unglückliche! ein blindes Werkzeug fordert Gott; mit blinden Augen mußtest du's vollbringen! Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild." — Sie ist sehend geworden, sie sieht auch mit Schrecken in ihre Vergangenheit zurück. Sie erinnert sich der harten Ueberhebung gegen ihre Familie. Mit der Wiederkehr des Bewußtseins, daß sie ein Weib ist, tritt die Erinnerung an jene alten Verhältnisse als geheime Selbstanklage hervor, und wenn in jener Scene, wo die Jungfrau auf dem

Gipfel des Ruhmes durch die furchtbare Anklage des Vaters getroffen wird, der Himmel mit Donner und Blitz für diese Anklage Zeugniß ablegt, so ist das die Stimme der beleidigten Natur. Johanna schweigt zu der Anklage, die in der Form unbegründet ist, angeblich weil sie dieselbe (echt katholisch) als Strafe für ihre das Gebot der Heiligen übertretende Empfindung hinnehmen will, in Wahrheit aber, weil sie anfängt in sich zu gehn, an sich zu zweifeln, und darum von der unerwarteten aber doch vorempfundenen Anklage niedergedrückt wird, ohne sie ganz zu verstehn. Ein Schauder erfaßt sie vor dem Blut, das sie vergossen, das sie nicht vergießen durfte, wenn sie ein Weib war; und daß sie ein Weib ist, weiß sie jetzt. Als gotterfüllte Heilige ging die Jungfrau ganz in ihre Pflicht auf; sie fühlte den innern Widerspruch ihres Wesens nicht, den ihr Vater richtig erkannte. Als liebendes Weib erkennt sie mit Schrecken ihre dämonische Doppelnatur, und der Fluch des Vaters ist nur der äußere Ausdruck des Entsetzens, das sie vor sich selber empfindet.

Nach Vollendung der Jungfrau besuchte Schiller Dresden; vorher, 2. Aug., traf er in Erfurt den alten Freund W. v. Humboldt, der durch sein Studium der baskischen Sprache länger als er gewollt in Paris zurückgehalten war, und nun sich wieder in Berlin festsetzte. In Dresden machte sich mit Tieck, der die neue Romantik nicht wollte gelten lassen, kein besonderes Verhältniß. Die Madonnen der Galerie ließen Schiller noch ebenso gleichgiltig als früher, er zog die Reliefs vor: von Mortimer hatte er keine Ader in sich. Doch verkehrten sie freundlich. In Dresden hatte sich auch Burgsdorf eingefunden, von längeren Reisen in Wien, Paris und London zurückgekehrt; er führte den alten Freund auf sein Gut Ziebingen ein, das er im Begriff war an seinen Oheim, den Grafen Finkenstein zu verkaufen; die Gräfin und ihre drei Töchter schwärmten für Tieck; eine derselben wurde fortan seine Herzensfreundin. Ende des Jahres siedelte er ganz nach Ziebingen über.

17. Sept. kam Schiller nach Leipzig, wo ihm zu Ehren die Jungfrau aufgeführt wurde; dem Dichter wurden glänzende Huldigungen zu Theil. Nach Weimar zurückgekehrt, traf er Friederike Unzelmann aus Berlin, die ihm von A. W. Schlegel dringend empfohlen war; sie gab in Weimar die Maria, in Berlin 23. Nov. die Jungfrau, mit außerordentlichem Beifall. „Pracht und Aufwand unsrer Darstellung," schreibt Zelter, „ist mehr als kaiserlich; der 4. Act ist mit mehr als 800 Personen besetzt, und Musik und alles andere miteinbegriffen von so eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Extase geräth. Das italienische Hoftheater behält nun gar nichts übrig, die Augen auf sich zu ziehn." Die Hauptsache war doch die glänzende Hauptrolle, welche die Johanna v. Montfaucon weit übertraf.

Goethe hatte den Sommer in Pyrmont zugebracht; in Göttingen waren ihm große Ehrenbezeigungen zu Theil geworden. Nach seiner Rückkehr wurden die „Brüder“ des Terenz, nach einer Bearbeitung von Einsiedel, aufgeführt; in antiken Masken: man wollte eben „alles und jedes“ versuchen. Auch an Nathan wagte man sich, obgleich Schiller über Lessing's Dramen ungefähr so dachte wie Fr. Schlegel. „Es ist eine fürchterliche Entreprise,“ schreibt der Herzog; „ich begreife nicht, wie unsere Leute aussprechen wollen, was mit so schwachen Contouren und wenig Linien bezeichnet ist.“ — Unsere Leute!

11. Nov. gründeten Goethe und Schiller einen Clubb, an dem Lottchen mit ihrer Schwester und ihrem Schwager, der jetzt weimarischer Geheimrath war, theilnahmen, außerdem Amalie v. Imhof und einige andere Schönheiten. Kotzebue, der sich an die beiden Dichter drängte, suchte vergebens Eintritt; aus Verdruß errichtete er einen Gegenclubb, und gab in den „Kleinstädtern“ eine neue Satire gegen die Schlegel, die ihm Goethe strich. 17. Nov. bis 3. Dec. hielt sich Gentz aus Berlin in Weimar auf, 37 J., dessen Bruder den weimarer Schloßbau leitete; aus seinen Tagebüchern sehen wir, daß schon damals die feine Gesellschaft Kotzebue und Böttiger ebenso zuströmte als Goethe und Schiller: auch Herder und Wieland hielten zu jenen. Um den Hof zu ärgern, führte Kotzebue 19. Nov. in einer Privatgesellschaft die „Jungfrau“ auf; Amalie v. Imhof spielte die Heldin, und Gentz faßte sofort eine leidenschaftliche Liebe zu ihr. Sie war die Nichte der Frau v. Stein, die sie aber nicht mochte, 25 J. alt; A. v. Humboldt und Brinckmann hatten sie angeschwärmt. Vor 2 J. hatte sie die „Schwestern von Lesbos“ gedichtet, von Goethe, Schiller und Jean Paul gleichmäßig gefeiert: „sie trat,“ erzählt Helmine v. Hastfer, „in den Dichterkreis im weißen griechischen Kleide, mit goldnen Spangen, ihr braunes wunderreiches Haar geflochten, gescheitelt, griechisch gewunden, ihre großen blauen Augen strahlend vor innerer Bewegung, die Wangen glühend, der Busen flog und wallte: welch ein Marmor war lebendig geworden! Man sah die schöne Hofdame sonst ruhig abgemessen; heute erschien uns die Sängerin wie die griechische Muse selbst.“ Gentz war täglich bei ihr und schrieb ihr außerdem bogenlange Briefe. Auch bei Hofe und in sämmtlichen Gesellschaftskreisen war er ehrenvoll empfangen; das eben beendete Buch über den Ursprung des Revolutionskrieges hatte Aufsehn gemacht; man wußte, daß er seit einigen Monaten zu den Günstlingen des Prinzen Louis Ferdinand gehörte; daß östreichische und britische Staatsmänner seine Bekanntschaft suchten; mit Humboldt, Finkenstein, Brinckmann, neuerdings auch mit Rahel war er sehr liirt, selbst seine tollen Verschwendungen machten ihn interessant. Im Tagebuch heißt es:

„täglich die fatalsten Geldgeschäfte! ein halbes, zwar artiges, doch wüstes Leben mit meiner Frau, und dabei jeden Abend Spielpartien!“ Jean Paul nennt ihn „einen trefflichen Kopf mit eigennütziger Roheit im Gesicht.“ Den Aufenthalt in Weimar betrachtete er, Amaliens wegen, als moralische Cur: „c'est une nouvelle ère qui commence!“ Bei der Abreise: „Ainsi finit ce qu'il y a de plus beau dans la vie des hommes! mais l'impression durera, je l'espère, éternellement. Amen! Amen!“

Wie an dem poetischen Horizont von Weimar, so grollte das Unwetter auch an dem philosophischen Horizont von Jena. Mißvergnügt über wiederholte Sticheleien Fichte's, entschloß sich Schelling 3. Oct., ihm reinen Wein einzuschenken. „Ich kenne zum Theil aus eignem Gebrauch die Künste, mit denen der Idealismus als das einzig nothwendige System demonstrirt wird. Diese Künste, gegen Ihre bisherigen Gegner treffend, sind gegen mich von keiner Wirkung. Ich wundere mich, daß Sie sich von Naturphilosophie einen so willkürlichen Begriff machen, da Sie ja selbst bekennen, daß diese Seite meines Systems eine Ihnen noch völlig unbekannte Region ist. Nicht undeutlich sind Sie der Meinung, durch Ihr System die Natur annihilirt zu haben; die Natur hat Ihnen keine speculative, sondern nur teleologische Bedeutung. Sollten Sie wirklich der Meinung sein, daß das Licht nur ist, damit die Vernunftwesen, indem sie mit einander sprechen, sich auch sehn? und die Luft, damit sie, indem sie einander hören, mit einander sprechen können?“ — Zum Schluß droht er, bei fortgesetzten Sticheleien, mit einer öffentlichen Darlegung ihrer Differenz.

Gleichzeitig erschien das erste Heft des „kritischen Journals“, welches in der Form eines „Gesprächs zwischen dem Autor (Schelling) und seinem Freunde (Hegel)“ das Verhältniß des „absoluten Identitätssystems zum neuesten Dualismus“ darstellt. Die Ausdrücke Schelling's über seine Gegner sind neu in der Literatur: Reinhold wird mehrmals ein Dummkopf genannt, ein Individuum mit einem Abgrund von Absurdität, das nichts als Schlamm und Unrath mit sich führe, ein Narr, der sein zusammengestohlnes Exercitium für eine neue Philosophie halte, ein lackirter Gassenjunge, ein trockner Schleicher, ein Schwachkopf u. s. w. Dieselben Ausdrücke über Bardili, Krug, Weiß, Rückert u. s. w. — „Die Philosophie ist ihrer Natur nach etwas Esoterisches, für sich weder für den Pöbel gemacht, noch einer Zubereitung für den Pöbel fähig; sie ist nur dadurch Philosophie, daß sie dem Verstande und noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist; im Verhältniß zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt. In diesen Zeiten der Freiheit und Gleichheit aber hat

das Schönste und Beste dem Schicksal nicht entgehen können, daß die Gemeinheit, die sich nicht zu dem, was sie über sich schweben sieht, zu erheben vermag, es dafür so lange behandelt, bis es gemein genug ist, um zur Aneignung fähig zu sein."

Es war Fichte nicht recht, daß die Sache in die Oeffentlichkeit kommen sollte. Ein Brief an Schelling, 15. Oct., wenngleich drohend, sucht doch zu beschwichtigen. Da er aber bald darauf an Prof. Schad in Jena, seinen Anhänger schrieb: „ich hoffe, meine zu Ostern erscheinende neue Darstellung soll Schelling's Vorgeben, daß er mein System, welches er nie verstanden, weiter geführt habe, in seiner ganzen Blöße darstellen", so erwiderte Schelling auf dies zweideutige Verhalten mit der gröbsten und bittersten Drohung.

So fand A. W. Schlegel, seit 8. Aug. wieder in Jena, die dortigen Verhältnisse völlig zerstört, Caroline und Dorothee in offner Fehde; er stellte sich im Wesentlichen auf Schelling's Seite. Fr. Schlegel versprach Schleiermacher, in seinen Vorlesungen vernünftig zu sein; er wolle sich dafür durch Unsinn im Gespräch und durch kleine Saturnalien entschädigen. Seine äußern Umstände waren schlechter als je. Tieck's Bruder, der Bildhauer, hielt sich damals gleichfalls in Weimar und Jena auf; er modellirte Goethe's Büste. A. W. Schlegel kehrte 2. Nov. nach Berlin zurück. „Ich habe," schreibt Fr. Schlegel an Tieck, „einigemal recht interessant mit ihm gesprochen, doch nimmt seine Pedanterie zu, und er wird immer breiter und härter. Wir berührten die Familienverhältnisse nicht, aber er hat dafür gesorgt, daß ich sie ein Paarmal empfunden habe." — Fr. Schlegel hatte auf Augustens Tod ein Gedicht gemacht, „der welke Kranz", Dorotheen gewidmet; es sollte in den Musenalmanach, als es ihm der Bruder unvermuthet zurückschickte, „mit einem albernen verächtlichen Geschwätz von Persönlichkeit, innerer Religion, und daß ich nicht würde mit einem zerrissenen Herzen rechten wollen." Friedrich schob diese Beleidigung Carolinen zu, „die sich in jeder Rücksicht infam gegen mich benommen hat;" „ich wünsche nur, daß — was früher oder später doch geschehn muß — ich darüber mit Wilhelm nicht auf eine Art zur Sprache kommen mag, die jede fernere Gemeinschaft zwischen uns unmöglich macht." Die unglücklichen Familienverhältnisse verwickelten A. W. Schlegel auch in einen höchst gehässigen Streit mit der L. Z., an der sich Schelling mit seiner gewöhnlichen Grobheit betheiligte: die L. Z. hatte ihn beschuldigt, durch falsche ärztliche Behandlung den Tod Augustens verschuldet zu haben.

2. Dec. 1801 folgte Fr. Schlegel seinem Bruder nach Berlin; er wohnte bei Schleiermacher. „Er ist," schreibt dieser, „über das, was er in der Welt leisten wird und soll, gewisser geworden, und ebenso ist in seinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und alles was mir fremd ist und wider-

strebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor. Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich schon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes Wesen gehalten. Auch schien er ein sehr bestimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinandergehn: das weise und schöne Wort, es sei in der Freundschaft eine Hauptsache, ihre Grenzen zu kennen, ist aus unserm Verhältniß geschöpft."

Wie wenig Fr. Schlegel über das, was er der Welt leisten wollte, sich klar geworden war, zeigt der „Alarkos", den er bei Iffland anzubringen vergebens sich bemühte. In diesem wunderlichen Experiment ist die höchste Aufgabe, die sich die neue Kunst gestellt, die Versöhnung des Antiken und Romantischen, bereits im Versmaß angestrebt: neben dem spanischen Rhythmus und Reim finden sich griechische Trimeter, sonderbarerweise durch die Assonanz verschönert: mehrere Seiten Trimeter, die auf a oder o oder u auslauten. Bei der gesteigerten Künstlichkeit der Form wird der Inhalt als etwas Accidentelles angesehn, als der unvermeidliche, aber an sich nicht wesentliche Stoff, an dem die Kunst des Metrums und des Reims geltend zu machen sei. In der Auswahl scheint nur die Rücksicht vorgewaltet zu haben, den sittlichen Vorstellungen der Aufklärung so viel als möglich zu widersprechen. Die Volkssage vom Alarkos ist durchaus im spanischen Geist gedacht. Ein Graf hat einer Königstochter die Ehe versprochen, er hat trotzdem eine andere geheirathet. An sein Wort gemahnt, bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, sein Versprechen zu erfüllen, als der Tod seiner Gemahlin. Er ermordet sie und wird nebst seinen Mitschuldigen von der Sterbenden in der Frist von drei Tagen vor Gottes Richterstuhl geladen. Will man zur Grundlage eines modernen Dramas eine Fabel nehmen, die einer ganz andern Atmosphäre des Denkens und Empfindens angehört, so muß man wenigstens die Thatsachen durch psychologische Erfindungen motiviren. Schlegel motivirt gar nicht, er nimmt alle Voraussetzungen aus der spanischen Legende unbefangen herüber, und geht nur darauf aus, die düstre Stimmung des Ereignisses auf die Phantasie wirken zu lassen; also ohne alle Vermittelung sittlicher Theilnahme sollen wir von der bloßen Macht der Thatsachen ergriffen werden. Darin liegt der Grundirrthum der romantischen Kunst. Was im Alarkos aus einer falschen Doctrin hervorging, das Bestreben, durch ungewöhnliche Erscheinungen, durch Massenanhäufung von Schrecknissen, kurz durch materielle Mittel zu wirken, wird von jedem Naturalisten unbefangen ausgeübt. Aber der Naturalist versteht es besser als der Doctrinär, denn gerade durch das, was die feine Bildung auszeichnet, eine vornehme und bei aller Aufregung gemessene Sprache, wird die Wirkung des Contrastes abgeschwächt. Man liest den Alarkos nur mit Staunen und Verwunderung; nicht einmal die Phantasie wird angeregt.

Wenn ein Naturalist, ein Werner, Müller, Raupach, oder auch Kotzebue, sich eines ähnlichen Stoffs bemächtigt hätte, so würde er zwar eine ungesunde aber bedeutende Wirkung hervorgebracht haben. Bei Schlegel wird nicht einmal deutlich, was vorgeht, noch weniger gelingt es ihm, einen Eindruck zu fixiren; die ganze Aufmerksamkeit wird durch die Form in Anspruch genommen.

Gleichzeitig hatte sein Bruder den „Ion" des Euripides bearbeitet: in der Behandlung ist Goethe's Iphigenie das Vorbild. Der Trimeter ist mit Ausnahme einiger Stellen von erhöhter Stimmung dem fünffüßigen Iambus gewichen, der Chor ist weggefallen, von den tragischen Versmaßen nur der trochäische und anapästische Tetrameter in Anwendung gebracht. Die Sprache erinnert an den Ton des griechischen Dramas, aber sie ist zugleich reines und elegantes Deutsch. Die scenischen Veränderungen sind fast durchweg Verbesserungen, obgleich das Bestreben, das Alterthum perspectivisch zu malen, d. h. so, daß die uns fremden Farben und Linien am auffallendsten hervortreten, (so die Höhle des Trophonius), eigentlich dem Zweck des Dramas zuwider ist. Wo Schlegel frei arbeitet, hat er im Ganzen den Ton schöner Leidenschaft getroffen. Aber wie unendlich steht der dichterische Inhalt dieses Stücks hinter der Iphigenie zurück! es ist ein Intriguenstück, dessen Motive uns fremd sind. Daß Apollo seinen Sohn dem Xuthus unterschiebt, ist zwar dadurch gemildert, daß nicht ein reiner Betrug stattfindet, aber nach unsern Begriffen ist es keine Ehre für einen Sterblichen, den Bastard eines Gottes in seinem Hause zu hegen, wenn auch Apollo, der ungeschickterweise zuletzt persönlich auftritt, dem Xuthus erklärt: „du wirst das holde Lager nicht verschmähn ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft." Ja einzelne Seiten des griechischen Geistes, die unsrer Gefühlsweise widersprechen, treten in dem Urbild weniger hervor als in der Nachbildung: Schlegel hat die lüsternen Scenen, die im Euripides vermieden sind, absichtlich schärfer hervorgehoben und bei den Geständnissen der Kreusa mit einer gewissen Vorliebe verweilt.

„Ion" und „Alarkos" wurden nach Weimar geschickt; gleichzeitig richtete Goethe seine „Iphigenie" für das Theater ein. Er hatte zu der dramatischen Kraft dieses wunderlieblichen Gedichts niemals rechtes Zutrauen gehabt. Seit dem ersten Versuch, sie in der ursprünglichen Form auf dem Liebhabertheater darzustellen, hatte sie geruht. Da nun die fremden Masken sich haufenweise auf das Theater drängten, glaubte man auch diese Schatten wieder heraufbeschwören zu dürfen, und wohl durfte man es wagen, denn wenn man von dem griechischen Costüm absah, so war der allgemein menschliche, jedem fühlenden Herzen verständliche Inhalt hier reicher und lebendiger als in irgend einem der romantischen Maskenspiele, die man dem Publicum zu kaltem Anstaunen

preisgab. — Schiller wunderte sich, daß die Iphigenie auf ihn nicht mehr den günstigen Eindruck machte wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibe. „Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem echten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen, aber ich hielt es für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherm Ansehn aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen. Auch wird es durch die hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, blos als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." — In der That gehören in der Iphigenie alle tiefern Wendungen des Gemüths, alle feinern Beziehungen dem deutschen Dichter an. Der Reiz des Gedichts liegt in dem feinen sittlichen Instinct, in der zarten Empfindung, in der Schüchternheit der reinen Jungfrau, wie wir sie mehr in den Zügen mancher christlichen Madonna antreffen als in den Bildwerken des Alterthums. Es ist nicht allein in dem Charakter der Heldin, sondern in der Luft, die durch die ganze Fabel weht, bis zu dem höchst modernen resignirten „Lebewohl!" ein so tiefer seelenvoller Zug germanischer Innigkeit, daß er sich mit der harten, äußerlichen Anschauungsweise des Alterthums wenig verträgt, und daß er eigentlich auch den Voraussetzungen des Stücks widerspricht.

Mit A. W. Schlegel's „Ion" wurden 2. Jan. 1802 in Weimar die Versuche begonnen. „Von dem sinnlichen Theil," erzählt Goethe, „konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in den besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleichbleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken in's Tragische gesteigert, und da in dem Stück die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren. Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux, und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben. Uebrigens ist das Stück für

gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären. Blos dadurch, daß unsre Lage erlaubt, Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geschmack finden kann, sehn wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemein gefallen." — „Die Gebrüder Schlegel hatten die Gegenpartei am tiefsten beleidigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jon's, dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn freilich die etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz (von Böttiger) war in das Modejournal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen: denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andre kurz vorher aufgebaut hatten."

„Wer darauf denken dürfte, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren, müßte vor allen Dingen darauf ausgehn, die Denkweise des Publicums, das er vor sich hat, zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht darin, daß der Zuschauer einsehn lerne, nicht eben jedes Stück sei wie ein Rock anzusehn, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müßte. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte." — Es ist auffallend, wie Goethe zwei Begriffe, die er sonst streng auseinanderhält, in dieser wichtigen Frage verwechselt: Manier und Stil. Die Griechen, die Engländer, die Spanier, die Franzosen haben in der classischen Zeit ihrer Dichtung einen ausgeprägten Stil gehabt, wobei doch der individuellen Bewegung die größte Freiheit verstattet wurde. Das Gefühl für die Form wird nicht, wie Goethe meint, durch vielseitige Empfänglichkeit für alle möglichen Formen, sondern durch Festhalten einer bestimmten Form genährt. Schauspieler, die bald in Trimetern, bald in Calderonischen Reimverschlingungen sich vernehmen lassen, werden die Form als etwas für sich Bestehendes betrachten und ihre Kunstübung theilen, und während bei einer classischen Dichtung die Form das natürliche Gewand ist, das sich dem Inhalt gefällig anschmiegt, wird bei dieser

falschen Vielseitigkeit ein doppeltes Studium verlangt, dessen eine Seite mit der andern nicht zusammenhängt. Noch schlimmer ist es mit der Verwirrung der zu Grunde gelegten sittlichen Anschauungen. Unsre Theilnahme, Rührung, Erschütterung wird, wenn wir handelnde und reflectirende Menschen vor uns sehn, durch unser Urtheil bedingt, und den Maßstab dieses Urtheils müssen wir fertig in's Stück mitbringen, weil wir während desselben keine Zeit haben, uns Grundsätze zu bilden. Wenn wir Calderon oder Corneille oder Euripides oder auch die indischen Dichter lesen, so können wir bei genügender Vorbildung gar wohl von unsern eignen Gefühlen abstrahiren und uns in die Gefühlsweise des fremden Dichters versetzen. Bei der unmittelbaren Theilnahme des Gemüths, welche auf dem Theater erforderlich ist, wäre so etwas unmöglich.

Bei der Bearbeitung der „Turandot", die 30. Jan. in Weimar aufgeführt wurde, zeigte Schiller, wie sehr die Ideen der romantischen Schule auf ihn gewirkt hatten. „Der Deutsche," erläutert Goethe, „ist ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich, wenn vom Spiel die Rede ist, besonders im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei." — Hätte man gewagt, den alten Gozzi in der Weise auf die Bühne zu bringen, wie er selber seine Stücke gedacht, so wäre eine Art von Wirkung nicht ausgeblieben, obgleich die Masken zu der Gewohnheit unsrer Fastnachtspiele nicht stimmen. Wenn man aber durch den Ernst und die Idealität der Sprache das Publicum in die Tragödie einführt, und ihm trotzdem zumuthet, es solle sich das Ganze als einen Fastnachtsschwank denken, so wird die Absicht des Dichters verfehlt.

Aus Berlin ging Fr. Schlegel 17. Jan. 1802 nach Dresden, wo er Dorothee schon antraf und mit Tieck den alten Bund erneuerte. „Er hat sich sehr an mich und gegen mich aufgeschlossen, und dem kann ich meist nicht widerstehn. Doch wirkt er auf mich freilich durch den entgegengesetzten Weg wie Fichte: ich habe in jedem Augenblick das bestimmte Gefühl, wie ich nicht von ihm lassen kann, und wie er doch so eigentlich nicht recht von sich und von mir weiß." Tieck hatte den ersten Theil des „Octavian" fertig und ging an die Bearbeitung der Nibelungen. Schlegel hatte beschlossen, auf einige Jahre nach Paris zu gehn, wovon ihn Schleiermacher umsonst abmahnte. „Weißt du nicht," schreibt ihm Schlegel 8. Febr., „wie tief das

mit meinem Innersten zusammenhängt? und daß dieser Dualismus des Lebens, den ich da suche, mir so gefehlt hat und ebenso nothwendig ist, als der Dualismus in meiner Kunst und in meinem Wissen? Ich kann nur zwei entgegengesetzte Leben leben oder gar keines. Vielleicht aber weißt du das, und willst nur andeuten, daß was mir nothwendig ist, dir in der Zeit wenigstens nicht als möglich scheint. Da magst du Recht haben, so wie auch die Leute ganz Recht haben, mehr als sie wissen, wenn sie mich für wahnsinnig halten. Das thust du nun auch, oder solltest es doch thun, und dann nicht mit solcher Vernunft drein kommen, die doch gar nichts darüber vermag, so daß es unheilig wäre, auch nur Rücksicht auf sie nehmen zu wollen."

„Den Widerspruch so geradezu zu toleriren und zu setzen," bemerkt Schleiermacher, „ist ein Uebermaß der Phantasie über die Vernunft. — Vor der Welt muß ich ihn wohl meinen Freund nennen, denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, beide nach dem Höchsten strebend, dabei lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben; aber die gänzliche Verschiedenheit unsrer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen und seine tiefe, nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne, daß ich alles anders gegen ihn aussprechen muß, als ich es für mich selbst ausspreche, damit er es nur nicht anders versteht, und daß es immer noch Geheimnisse für ihn in meinem Innern giebt, oder er sich welche macht." — Doch suchte er ihn gegen Henriette immer zu vertheidigen. „Sie weiß, daß seine übermächtige stürmische Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichsam meinem Geschmack zuwider gewesen ist, auch daß ich mit großer Mißbilligung von der Leichtigkeit gesprochen, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert." „Aber die Sinnlichkeit ist gar nicht in einem unschönen Mißverhältniß zu seinen übrigen Kräften, er ist auch dem Geist nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchstaben nach bisweilen wirklich wird. Ich habe den Mittelpunkt seines ganzen Wesens, seines Dichtens und Trachtens nur als etwas sehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit, und mit seiner Lage gegen die Welt alles was widersprechend und unrecht an ihm erscheint, sehr natürlich zusammenhängt; ich muß und kann also gegen diese Dinge, weil ich sie besser verstehe, weit duldsamer sein als andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch sehr zweifelhaft ist, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmonischen Darstellung desselben in seinem Leben oder in seinen Werken gelangt."

„Es ist meine Natur," schreibt Fr. Schlegel 8. Febr. an Rahel, „im Einzelnen alles, was an sich gut und recht ist, zu übertreiben, ohne daß ich's weiß und will; und so geschieht's, daß ich oft weh thue, wo ich gar nicht daran denke, daß meine Worte auch nur hart sein können." Dem Brief lagen „gereimte und ungereimte" Scherze gegen Schiller bei. „Es ist sehr spaßhaft," setzt er hinzu, „wie die Anempfinder immer gerade auf das verfallen, was ihnen am fremdesten ist, der bleierne moralische Schiller auf das Romantische, Phantastische, und der dickhäutige, bierschwere Bernhardi auf Mystik und Religion. Aber dies unter uns, denn Bernhardi meint es redlich, ist nicht ohne Tiefe und Verstand, und kann noch viel Wackeres lernen. Unter allen Anempfindern bleibt mein Bruder doch der edelste, gebildetste, ja auch der redlichste."

Ein Journal, welches Bernhardi herausgab, veranlaßte Jacobi 25. März zu dem Stoßseufzer: „Diese Leute sind allzu offenherzig. Der Bombast, womit die Sache angethan wird, kann sie ebensowenig verbergen als verherrlichen. Weil das Universum durch den Verstand vor dem Verstande in Rauch aufgeht, so sollen wir das Wahre, diesen Rauch, der nun unser ist, gestalten zum edlen Zeitvertreib für den göttlichen nur spielenden Geist; wir sollen, wenn die Philosophie alles aufgerieben hat durch Wissenschaft und Erkenntniß, dies alles durch Poesie schöner und besser wiederherzustellen wissen, und anstatt der wahren Realität, die eine Thorheit ist, uns eine ideale mit Freuden gefallen lassen; zuletzt aber, da es nicht anders sein kann, ein Herz fassen und lustig zum Teufel gehn. In dieser Courage besteht die Freiheit, die eigentliche, wahre Menschheit; sie ist die Religion und wahre Seligkeit."

Das wichtigste Journal der neuen Schule, Mehmel's „Erlanger L. Z.", an der auch Fichte und Schleiermacher arbeiteten, ging um diese Zeit ein. Jean Paul, der in Meiningen im intimsten Verkehr mit dem Hof lebte, schreibt 22. April an Herder: „In der neuesten Schule frißt, weil sie geistig und leiblich nichts zu leben haben, jeder den andern, der Neueste den Neuen, jedes Geschöpf seinen Schöpfer, wodurch die schmutzige, leere Seite dieser Schule bald einfallen wird, so daß alle insgesammt nur eine Seite haben, die ekelhafteste Nachbeterei." Nach Vollendung des Titan, 8. Mai, zeigte sich Jean Paul in Weimar.

Hier war es Kotzebue gelungen, einen großen Theil der Leonoren des Hofs von Ferrara auf seine Seite zu bringen; da man ihn von dem Clubb ausschloß, hatte er auf den 5. März ein fratzenhaftes Fest zur Verherrlichung Schiller's veranstaltet, offenbar um Goethe zu kränken. Amalie v. Imhof sollte als Jungfrau v. Orleans erscheinen, Kotzebue selbst als Glockengießer, auch Sophie Mereau war betheiligt. Durch geschickte Intriguen der Freunde

Goethe's wurde die Sache vereitelt, aber die jungen Damen waren empört, der Clubb ging auseinander. Wieland, Knebel, Herder hielten zu Kotzebue; Collin's „Regulus", der in Wien gezündet, und den man in Weimar März 1802 aufführte, wurde von dieser Seite ungebührlich gefeiert. Es war Goethe kaum zu verargen, daß er diesen Leuten gegenüber die Partei der Schlegel nahm.

Schiller war in der unbequemen Lage, die Proben zum „Alarkos" einzustudiren. „Leider," schreibt er 8. Mai, „ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder Gunst noch Respect erlangen wird. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage erleiden, die ich fast fürchte. Und es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu kämpfen haben, diesen Triumph erhielte." Goethe resolvirte, auf den Erfolg käme gar nichts an, die Hauptsache sei, daß die Schauspieler die äußerst obligaten Versmaße recitiren lernten.

Schiller gab das Stück der Frau v. Kalb zu lesen. „Es sind närrische Dinge dabei zum Vorschein gekommen, und ich werde mich hüten, eine solche Probe zu wiederholen. . . Sie meint, für den Verfasser der Lucinde, an der sie großes Wohlgefallen zu haben schien, sei dieser Alarkos ein sehr religiöses Product. Die passionirteste Natur im Stück, die Infantin, fand sie abscheulich und unmoralisch, gerade gegen meine Erwartung; aber es scheint, daß die gleichnamigen Pole sich überall abstoßen müssen." — Sie hatte Jean Paul in Meiningen besucht und war nahe am völligen Erblinden. „Sie jammert mich," schreibt Dora Stock 30. Mai an Lottchen; „bei deiner Erzählung ihres geistigen Zustands lief mir's ganz kalt über die Haut. Es muß ängstlich und peinigend für dich und Schiller sein, wenn ihr sie oft seht." Als der Alarkos aufgeführt wurde, kam der letzte Band des Titan in Weimar an: Fr. v. Kalb konnte sehn, was aus Linda de Romeiro geworden war, die der Dichter durch tausend Einzelheiten als ihr Ebenbild kenntlich gemacht hatte!

21. Mai kamen die beiden Schlegel, Tieck, Mahlmann, der jüngere Hardenberg in Leipzig zusammen; Friedrich nun völlig zur Reise gerüstet: „wir reiten dem Schicksal entgegen schnell!" Auch Steffens kam durch; er hatte einen Ruf nach Kopenhagen angenommen und verlobte sich mit Reichardt's Tochter. 29. Mai war, in Anwesenheit des Dichters, die Aufführung des Alarkos von Goethe selbst geleitet: „Jedes monarchische Beklatschen des Unsinns," schreibt Caroline Herder, „wurde mit einem Lachen des Publicums beehrt." „Es ist," schreibt Knebel, „eine Verwirrung darin, die dem Wahnwitz nahe kommt. Dem Verfasser ist unmöglich, in der menschlichen Natur sich etwas Zusammenhängendes zu denken." — Körner: „Es ist wirklich ein

merkwürdiges Product für den Beobachter einer Geisteskrankheit. Man sieht das peinliche Streben, bei gänzlichem Mangel an Phantasie aus allgemeinen Begriffen ein Kunstwerk hervorzubringen. Dabei ist viel Mühe auf einen künstlichen Rhythmus verwendet. . . Man sieht, es war völliger Ernst, seine ganze Kraft aufzubieten — und doch hat das Ganze so etwas Possierliches, daß man versucht wird, es für eine Parodie zu halten. Für den eigentlichen Wohlklang der Verse muß er gar kein Ohr haben. In dem Stil ist ein Gemisch von Schwulst und Gemeinheit: bald das Abenteuerliche von Jean Paul, bald der Ton der Staatsaction." „Mit dem Alarkos," bekennt Schiller, „hat sich Goethe allerdings compromittirt; es ist seine Krankheit, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmäht." Unmittelbar nach Aufführung des „Alarkos" reiste Fr. Schlegel mit Dorothee nach Paris ab; vorher mußte er noch in der jenaer Philosophenschule einen völligen Umschwung erleben.

Hegel, in Stuttgart geb., gleichalterig mit Hölderlin, 8 J. jünger als Fichte, 5 J. älter als Schelling, war im Tübinger Stift mit Hölderlin und Schelling erzogen. Die Griechen und Kant waren die Hauptnahrung seines Geistes gewesen. Nach den Principien der neuen Philosophie entwarf er auf einer Hauslehrerstelle in Bern eine theologische Encyklopädie, die sich die Aufgabe stellte, alle Einzelheiten der christlichen Lehre — mit einfacher Weglassung der Wunder — durch symbolische Auslegung, wie es schon Kant versucht, in das Reich der Idee aufzunehmen. Den Fortschritt des Christenthums gegen das Judenthum begreift er leicht: es ist die Liebe, die das Gesetz auflöst; aber wie war es mit dem Fortschritt gegen das Heidenthum beschaffen? — „Wer die Bemerkung gemacht hat, daß die Heiden doch auch Verstand hatten, daß sie in allem, was groß, schön, edel und frei ist, noch unsere Muster sind; wer es weiß, daß die Religion nicht durch kalte Schlüsse, die man sich in der Studirstube vorrechnet, aus dem Herzen und Leben eines Volks gerissen wird; wer es ferner weiß, daß bei der Verbreitung der christlichen Religion eher alles andere als Vernunft und Verstand sind angewendet worden; wer statt durch die Wunder den Eingang des Christenthums erklärbar zu finden, eher sich die Frage schon aufgeworfen hat: wie muß das Zeitalter beschaffen gewesen sein, daß Wunder und zwar solche Wunder, als die Geschichte uns erzählt, in demselben möglich werden? — wer diese Bemerkungen schon gemacht hat, wird die eben aufgeworfene Frage durch jene Ausführungen noch nicht beantwortet finden." — Die griechische Religion war eine Religion freier Völker, mit dem Verlust der Freiheit ging auch der Sinn und die Kraft derselben, mithin ihre Angemessenheit für die Menschen verloren. Im römischen Kaiserreich ging alle Thätigkeit auf's Einzelne. Vergebens suchten die Men-

schen nach einer allgemeinen Idee, für die sie leben und sterben mochten; die alten Götter, gleichfalls einzelne und beschränkte Wesen, konnten diesem Bedürfniß eines ideellen Ersatzes für das verlorne Vaterland kein Genüge leisten. In diesem verzweifelten Zustand bot sich den Menschen eine Religion dar, die unter einem Volke von ähnlicher Verdorbenheit und ähnlicher nur anders gefärbter Leerheit entstanden war. Die Gottheit, welche das Christenthum der menschlichen Vernunft anbot, wurde zum Surrogat für jenes Absolute, das mit der republikanischen Freiheit untergegangen war. Was außerhalb der menschlichen Macht und des menschlichen Wollens lag, rückte in die Sphäre des Bittens und Flehens. Wenn die Realisirung des moralisch Absoluten nicht mehr gewollt, so konnte sie nun wenigstens gewünscht werden. Da schlug die alte Phantasiereligion in eine positive um, da verwandelte sich die subjective Religiosität in den Glauben an eine objective Gottheit, das Wollen des Guten und seine Freiheit in die Anerkennung einer außermenschlichen Macht und die mit dieser Anerkennung verbundene Abhängigkeit und Schwäche. Die Objectivität der Gottheit ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen im gleichen Schritt gegangen, und jene ist eigentlich nur eine Offenbarung dieses Geistes der Zeiten. Ausführlich schildert er, wie nun auf einmal die Menschen erstaunlich viel von Gott zu wissen anfingen, wie das ganze System der Sittlichkeit von seinem natürlichen Ort im Herzen und im Sinn der Menschen verrückt, zu einer Summe göttlicher Gebote gemacht, und wie die Unterwerfung unter diese Gebote das Asyl der überhandnehmenden Feigheit und Selbstsucht wurde.

Von Bern ging Hegel 1797 nach Frankfurt; dort arbeitete er den ersten Entwurf seines Systems aus. Im Gegensatz gegen die bisherigen Idealisten hatte er ein tiefes Gefühl für alles Positive, Geschichtliche; als Aufgabe der Philosophie betrachtete er, den Gedankeninhalt alles Wirklichen zu finden. Aber nicht durch Analyse, sondern so, daß er in ein nach der Methode der Wissenschaftslehre (Satz, Gegensatz, Vermittelung) gefertigtes logisches Zellengewebe den ganzen Reichthum des Seins, der ihm empirisch bekannt war, an den Stellen einfügte, wo es sich passen wollte. Wie in einem Kaleidoskop zeigte sich die ganze Fülle der positiven Wissenschaft in einer neuen, seltsamen Gruppirung. — Die Philosophie verfolgt den absoluten Geist in seinen drei Momenten: erst an sich; dann, wie er als Natur sich setzt; endlich wie er als Geist sich wiederfindet. Alles was ist, ist der Proceß des absoluten Geistes; die Natur desselben ist in allen Dingen, so daß jedes „in ihm selbst die absolute Unendlichkeit und den Kreislauf der Momente darstellt, keines ruht und feststeht, sondern absolut sich bewegt und verändert, so daß jedes in seinem Anderswerden zugleich ist und in seinem Sein zugleich vergeht."

„Das Bestimmte als solches hat kein anderes Wesen als diese absolute Unruhe, nicht zu sein, was es ist." — Das Sein ist das Werden; das System ist die Geschichte; der absolute Begriff ist die Reihe der Metamorphosen, in welchem die Denker von Thales bis auf Hegel ihn sich gedacht haben. Jede folgende Metamorphose widerlegt die vorige, aber nur indem sie ihre Bedeutung vertieft. — Mit diesem fertigen System kam er, 31 J. alt, nach Jena, wo er sich anscheinend an die Philosophie des jüngern berühmteren Freundes völlig anschloß. Sie verabredeten ein kritisches Journal der Philosophie.

Schelling war gerade sehr in die Mystik gerathen. In einem wunderlich platonisirenden Gespräch: „Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge" schließt er mit einer entzückten Aussicht auf den Zustand des absoluten Erkennens: „Wir werden die königliche Seele des Jupiter begreifen, der in unnahbarem Aether wohnt. Auch die Schicksale des Universums und die Vorstellungen von den Schicksalen und dem Tode eines Gottes werden uns nicht verborgen bleiben, so wenig wie die Zurückziehung des göttlichen Princips von der Welt, und wie die mit der Form vermählte Materie der starren Nothwendigkeit überliefert worden. Vor allem aber wird unser Auge auf die obern Götter gerichtet sein und jenes seligsten Seins Theilnahme durch Anschauen erlangend, werden wir wahrhaft vollendet werden, indem wir nicht nur als der Sterblichkeit Entflohene, sondern als solche, welche die Weihe unsterblicher Götter empfangen haben, in dem herrlichen Kreise leben." Ebenso am Schluß der Abhandlung „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt": „die Seele, welche den Verlust des höchsten Gutes gewahr wird, eilt in ihrer Sehnsucht, der Ceres gleich, die Fackel an dem flammenden Berg zu entzünden, die Erde zu durchforschen, alle Höhen und Tiefen zu durchspähen — umsonst, bis sie ermüdet in Eleusis anlangt. Allein nur die allsehende Sonne offenbart den Hades als den Ort, der das ewige Gut vorenthält. Die Seele, der diese Offenbarung widerfährt, geht zur letzten Erkenntniß über, sich zum ewigen Vater zu wenden. Die unauflösliche Verkettung zu lösen, vermag auch der König der Götter nicht; aber er verstattet der Seele, sich des verlornen Gutes in den Bildungen zu freuen, welche der Strahl des ewigen Lichts durch ihre Vermittlung dem finstern Schooß der Tiefe entreißt."

Hegel's Einfluß veranlaßte ihn, sich in das Geschichtliche der Religion zu vertiefen. „Der Keim des Christenthums war das Gefühl einer Entzweiung der Welt mit Gott; seine Richtung war die Versöhnung mit Gott, nicht durch eine Erhebung der Endlichkeit zur Unendlichkeit, sondern durch eine Endlichwerdung des Unendlichen, durch ein Menschwerden Gottes. Das Christenthum stellte diese Vereinigung für den ersten Moment seiner Erscheinung als einen

Gegenstand des Glaubens auf. Alle Symbole des Christenthums zeigen die Bestimmung, die Identität Gottes mit der Welt in Bildern vorzustellen.... Den höchsten Punkt des Gegensatzes mit dem Heidenthum macht die Mystik im Christenthum; in demselben ist die esoterische Religion selbst die öffentliche und umgekehrt. Sehen wir von den dunklern Mysterien ab, so war die Religion wie die Poesie der Griechen frei von allem Mysticismus. Vielleicht war es im Christenthum nothwendig, daß die sich mehr und mehr der Poesie nähernde, krystallhelle Mystik des Katholicismus durch die Prosa des Protestantismus verdrängt werden mußte, innerhalb dessen erst die Mystik in der ausgebildetsten Form geboren wurde.... Die griechische Mythologie erscheint blos als ein Schematismus der Natur. Ihre Herrschaft kann, wie das Alter der Unschuld, nur kurze Zeit dauern, sie muß unwiederbringlich verloren scheinen. Das Christenthum setzt die absolute Trennung des Göttlichen vom Natürlichen voraus.... Es ist keine Religion ohne die eine oder die andere der beiden Anschauungen, ohne die unmittelbare Vergötterung des Endlichen oder das Schauen Gottes im Endlichen. Das Heidenthum sieht unmittelbar in dem Göttlichen das Natürliche, das Christenthum sieht durch die Natur als den unendlichen Leib Gottes bis in das Innerste und den Geist Gottes. — Ob unsere Zeit, welche für alle Wissenschaften ein so merkwürdiger Wendepunkt geworden ist, es nicht auch für die Religion sein werde, und die Zeit des wahren Evangeliums der Versöhnung der Welt mit Gott sich dem Verhältniß nähere, in welchem die zeitlichen und blos äußern Formen des Christenthums zerfallen und verschwinden, ist eine Frage, die der eigenen Beantwortung eines jeden, der die Zeichen des Künftigen versteht, überlassen werden muß. — Die neue Religion, die schon sich in einzelnen Offenbarungen verkündet, welche Zurückführung auf das erste Mysterium des Christenthums und Vollendung desselben ist, wird in der Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit erkannt; die erste Versöhnung und Auflösung des uralten Zwistes muß in der Philosophie gefeiert werden, deren Sinn und Bedeutung nur der faßt, welcher das Leben der neuerstandenen Gottheit in ihr erkennt."

Gründlicher verarbeitet waren diese Ideen in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums", die Schelling im Sommer 1802 in Jena hielt. Er stellt gleich Schiller der Einseitigkeit des Fachgelehrten die Nothwendigkeit allgemeiner speculativer Bildung entgegen. „Vielleicht war diese Forderung nie dringender als zu der gegenwärtigen Zeit, wo alles in Wissenschaft und Kunst zur Einheit drängt, und ein neues Organ der Anschauung fast für alle Gegenstände sich bildet. Nie kann eine solche Zeit vorbeigehn ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht

thätigen Theil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt." — Die höchste Vereinigung des philosophischen und historischen Wissens ist die Theologie. Die historische Beziehung der Theologie gründet sich nicht allein darauf, daß alle Religion in ihrem ersten Zustand schon Ueberlieferung war; auch nicht allein darauf, daß die besonderen Formen des Christenthums, in welchen die Religion unter uns existirt, nur geschichtlich erkannt werden können. Die absolute Beziehung vielmehr ist, daß im Christenthum das Universum überhaupt als Geschichte angeschaut wird. In der christlichen Religion hat das Göttliche aufgehört, sich als Natur zu offenbaren; in der Geschichte legt es die Hülle ab, sie ist das lautgewordene Mysterium des göttlichen Reichs. In der schönsten Blüte der griechischen Religion und Poesie offenbarte sich die ewige Nothwendigkeit der Natur, wo der Widerstreit des Unendlichen und Endlichen noch im gemeinschaftlichen Keim des Endlichen verschlossen ruht; die neue Welt beginnt mit einem allgemeinen Sündenfall, einem Abbrechen des Menschen von der Natur. Der Schluß der alten Zeit konnte nur dadurch gemacht werden, daß das Unendliche in das Endliche kam, um es in eigner Person Gott zu opfern und dadurch Gott zu versöhnen. Die erste Idee des Christenthums ist der menschgewordene Gott, Christus als Gipfel und Ende der alten Götterwelt, als Grenze der beiden Welten. Er selbst geht zurück in's Unsichtbare und verheißt statt seiner den Geist, das ideale Princip, welches das Endliche zum Unendlichen zurückführt und als solches das Princip der neuen Welt ist. Die Vollendung der christlichen Ansicht des Universums liegt in der Idee der Dreieinigkeit. Der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge geborene Sohn Gottes ist das Endliche selbst, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist und welches als ein leidender und den Verhängnissen der Zeit unterworfener Gott erscheint, der im Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, die Welt der Endlichkeit schließt und die der Unendlichkeit eröffnet." „Seinem Ursprung nach ist das Christenthum aus der Geschichte und Bildung der Zeit seines Entstehens natürlich und als eine blos einzelne Erscheinung des allgemeinen Geistes der Zeit erklärbar. Das römische Reich war Jahrhunderte zuvor reif zum Christenthum, ehe Konstantin das Kreuz zum Panier der neuen Weltherrschaft wählte. Die vollste Befriedigung durch das Aeußere führte die Sehnsucht nach dem Innern und Unsichtbaren herbei, ein zerfallendes Reich schuf die allgemeine Empfänglichkeit für eine Religion, die den Menschen an das Ideale zurückwies, Verleugnung lehrte und zum Glück machte. Christus als der Einzelne ist eine völlig begreifliche Person, und es war eine absolute Nothwendigkeit, ihn als symbolisch Person und in höherer Bedeutung zu fassen. Die Menschwerdung Gottes ist eine Menschwerdung von Ewigkeit; der Mensch Christus ist in der Erscheinung

nur der Gipfel und insofern auch wieder der Anfang derselben, denn von ihm aus sollte sie sich dadurch fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären." „Das Christenthum hat schon vor und außer demselben im Intellectualsystem der indischen Religion, als dem ältesten Idealismus, existirt; auch in der griechischen Bildung regen sich Ahnungen derselben, vornehmlich im Platon. Die ersten Bücher des Christenthums sind nichts als eine besondere und noch dazu unvollkommene Erscheinung desselben. Schon im Geist des Heidenbelehrers Paulus ist es etwas anders geworden, als es im Geist des ersten Stifters war. Man kann sich des Gedankens gar nicht erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung desselben die biblischen Bücher gewesen sind, die an echt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich der indischen, auch nur von fern aushalten. Darum möchte wohl der Gedanke der Hierarchie, dem Volke diese Bücher zu entziehen, den tiefern Grund haben, daß das Christenthum als lebendige Religion, nicht als eine Vergangenheit, sondern als eine ewige Gegenwart fortdauere. — Der Geist der neuen Zeit geht mit sichtbarer Consequenz auf Vernichtung aller blos endlichen Formen, und es ist Religion, ihn auch hierin zu erkennen. Der Protestantismus war zur Zeit seines Ursprungs eine neue Zurückführung des Geistes zum Unsinnlichen, obgleich dieses blos negative Bestreben, außerdem daß es die Stetigkeit in der Entwickelung des Christenthums aufhob, nie eine positive Vereinigung und eine äußere symbolische Erscheinung als Kirche derselben schaffen konnte. An die Stelle der lebendigen Autorität trat die todte geschriebener Bücher, und da diese ihrer Natur nach nicht bindend sein konnte, eine viel unwürdigere Sklaverei, die Abhängigkeit von Symbolen, die ein blos menschliches Ansehn für sich hatten. Mit Hülfe einer sogenannten Exegese, einer aufklärenden Psychologie und schlaffen Moral, haben vornehmlich deutsche Gelehrte alles Speculative und selbst das subjectiv Symbolische aus dem Christenthum entfernt. Dazu gesellte sich das psychologische Bestreben, viele Erzählungen, die offenbar jüdische Fabeln sind, aus psychologischen Täuschungen begreiflich zu machen. Zuletzt sollte auch noch der Volksunterricht rein moralisch, ohne alle Ideen sein. Aber die Moral ist nicht das Auszeichnende des Christenthums." — „An Stelle des Exoterischen und Buchstäblichen des Christenthums muß das Esoterische und Geistige treten. Der ewig belebende Geist der Bildung wird dasselbe in neue und dauernde Formen kleiden, da es dem Geist der neuen Welt am Stoff nicht fehlt, das Unendliche in ewig neuen Formen zu gebären. Die Poesie fordert die Religion als die oberste, ja einzige Möglichkeit auch der poetischen Versöhnung; die Philosophie hat mit dem wahrhaft speculativen Standpunkt auch den der Religion wieder errungen, und die Wiedergeburt

des esoterischen Christenthums wie die Verkündigung des absoluten Evangeliums in sich vorbereitet." —

Die Richtigkeit der Kantischen Resultate vorausgesetzt, hatte mit den drei großen Kritiken die Speculation ihre Schuldigkeit gethan; ihre Aufgabe ging an die positiven Wissenschaften über. So etwas war aber dem eben erwachten speculativen Geist nicht zuzumuthen. Die Kantianer wiederholten nur abgeschwächt den Beweis, daß man über das Absolute nicht zu speculiren habe; aber gerade um das Absolute und um nichts Anderes war es der Welt zu thun. Wo der Geist sich so mächtig regt wie im Faust, da ist es umsonst, ihm Gründe des Verstandes entgegenzuhalten. Wollte die Philosophie die strebsame Jugend gewinnen, so mußte sie in der Weise Faust's speculiren, sie mußte den Schatz des Gemüths vergrößern, der Einbildungskraft glänzende Bilder und lockende Perspectiven öffnen. Als die Aufgabe der neuen Philosophie begriff Schelling, das Absolute in das Reich der Erscheinung zu vertiefen; er gab ihr durch den Reichthum seiner Anschauungen im Gebiet der Natur, Geschichte und Religion einen neuen Inhalt. Unter seinen Händen verwandelten sich die dunklern Partien der Geschichte in ein Gedicht, einen Mythus, eine Allegorie. Eine Unendlichkeit von Ahnungen und Aussichten eröffneten sich dem erstaunten Blick, und die Räthsel des Lebens, die den Geist bisher gequält, verflüchtigten sich in ein sinniges Spiel, das ihn anregte und angenehm beschäftigte. Wenn bisher die Philosophie nur mit strengen Geboten und mit unerbittlicher Dialektik gegen die Neigungen und Vorurtheile der Menschen angekämpft hatte, so erweckte sie jetzt ein allgemeines Wohlgefallen an den Farben und Gestalten der bunten Welt, die sie als Symbole einer höhern Idee ehrte und pflegte. Gewiß war diese Erweiterung des Horizonts fruchtbar für die Bildung; aber die unendliche Ausdehnung der Perspectiven und die Bevorzugung des ästhetischen Maßstabes vor dem moralischen begünstigte zugleich die Unsicherheit der Ideen. Wer jetzt nur ahnte, strebte, sich sehnte, war schon dadurch im Recht, ganz abgesehen von dem Inhalt seiner Ideen und Hoffnungen. Seit Schelling kann man von der Speculation nicht mehr mit Mephistopheles sagen, daß sie von einem bösen Geist auf dürrer Haide umhergeführt wird, während ringsumher grüne Weide liegt; sie hat alles Mögliche gethan, diese grüne Weide mit ihrem Netz zu umspannen. Die griechischen Götter und die gothischen Spukgestalten, die phantastischen Gebilde des Urwalds und des Meeres, die finstern, himmelstürmenden Titanen und die lieblichsten Amoretten der alten Kunst verschlingen sich gleich zierlichen Arabesken in die Hieroglyphen der heiligen Sprache, in die grauen Abstractionen des „Sein" und „Nichtsein", des „Ansich" und „Fürsich" u. s. w. Die Metaphysik umschlang mit aller Liebe, die eine lange Entbehrung begreiflich

macht, die Blüten des Lebens: sie suchte in ihnen die Symbole der absoluten Idee, und setzte die lebendigsten Individualitäten zu einem Schema des reflectirenden Verstandes herab.

Ohne Widerspruch der alten Verbündeten ging diese neue Wendung nicht durch. „Schelling's neues System," schreibt Fr. Schlegel 12. April, „habe ich dieser Tage gelesen, und bin ordentlich erschrocken es so zu finden. Noch nie ist die absolute Unwahrheit so rein und deutlich ausgesprochen; es ist wirklich Spinozismus, aber ohne die Liebe, d. h. ohne das Einzige, was ich im Spinoza werth halte. Es ist nun das, wovon die Leute so lange gesprochen und danach getrachtet haben, ein System der reinen Vernunft, der ganz reinen nämlich, wo von Phantasie, Liebe, Gott, Natur, Kunst, kurz von allem was der Rede werth ist, gar nicht mehr die Rede sein kann. Persönlich ist's Schelling's Letztes. Aus diesem bodenlosen Nichts, dieser vollendeten Erkältung, giebt's keinen Rückweg, wenn man sich selbst so hineingearbeitet hat. Fichte hat Recht, es unbedingt zu verachten. . . Der Mysticismus in Schelling hat mich oft zu lachen gemacht; es ist gerade wie das Romantische in Schiller's Johanna."

Gleich darauf sagte sich in der Abhandlung Hegel's „Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität in der Vollständigkeit ihrer Formen", das Identitätssystem auch von seiner nächsten Voraussetzung, der Wissenschaftslehre, zum erstenmal unumwunden und leidenschaftlich los. Der vermeintliche Sieg der „Vernunft" über die Religion hat nach Hegel zu dem Resultat geführt, daß die Vernunft ihre eigne Leere erkannt und sich wieder zur Magd eines neuen Glaubens gemacht hat. Nach Kant ist das Uebersinnliche unfähig, von der Vernunft erkannt zu werden; nach Jacobi ist dem Menschen nur das Gefühl seiner Unwissenheit, nur die Ahnung des Wahren gegeben; nach Fichte ist Gott etwas Unbegreifliches und Undenkbares, das Wissen weiß nichts, als daß es nichts weiß, und muß sich zum Glauben flüchten. Nach allen ist das Absolute für das Erkennen leer, und der unendlich leere Raum des Wissens kann nur mit der Subjectivität des Sehnens und Ahnens erfüllt werden. In diesen drei Formen der Speculation ist eine mächtige Geistesform zu ihrer vollendeten Selbstanschauung gekommen: das Princip des Nordens oder des Protestantismus, die Subjectivität, in welcher Schönheit und Wahrheit in Gefühlen und Gesinnungen sich darstellt, die Religion, welche im Herzen des Individuums ihre Tempel und Altäre baut und mit Seufzern und Gebeten den Gott sucht, dessen Anschauung sie sich versagt, weil Gefahr vorhanden ist, daß der Verstand das Angeschaute als bloßes Ding erkennen würde. Zwar trat dieser Idealismus der Aufklärung und ihrem Glückseligkeitsprincip entgegen, im Grunde steht er aber

auf demselben Boden. Der Dogmatismus der Aufklärung bestand nicht darin, daß sie Glückseligkeit zum Höchsten machte, sondern darin, daß sie nur von der empirischen Glückseligkeit sprach. Weil ihr das Endliche die einzige Realität war, so war ihr die Sphäre des Ewigen das Unbegreifliche; ein unerkennbarer Gott, der jenseit der Grenzpfähle der Vernunft liegt, eine Unendlichkeit, welche nichts ist für die Anschauung, nichts für den Genuß, nichts für das Erkennen. Dieser Grundcharakter des Eudämonismus, welcher die schöne Subjectivität des Protestantismus in eine empirische, die Poesie seines Schmerzes, der mit dem empirischen Dasein alle Versöhnung verschmäht, in die Prosa der Befriedigung mit dieser Endlichkeit umgeschaffen hatte, ist durch die neue Philosophie keineswegs verwischt, sondern nur auf's höchste vervollkommnet worden. Es ist in ihr nichts zu sehn, als die Cultur des gemeinen Menschenverstandes, der sich bis zum Denken eines Allgemeinen erhebt, aber entweder auf das Anschauen des Ewigen überhaupt Verzicht thut, oder es nur als Sehnsucht und Glauben hegt. Sie geht nicht darauf aus, Gott zu erkennen, sondern den Menschen: nicht als Abglanz der ewigen Schönheit, sondern als eine Sinnlichkeit, welche aber das Vermögen des Glaubens hat. Wie wenn die Kunst, auf's Porträtiren eingeschränkt, ihr Idealisches darin hätte, daß sie in's Auge eines gemeinen Gesichts noch eine Sehnsucht, in seinen Mund noch ein wehmüthiges Lächeln brächte, so soll die Philosophie nicht die Idee des Menschen, sondern das Abstractum der empirischen Menschheit darstellen, und indem sie sich ihre sinnliche Schranke deutlich macht, sich zugleich mit der oberflächlichen Farbe eines Uebersinnlichen schmücken, indem sie im Glauben auf ein Höheres verweist. Die Kantische Philosophie ist ihres Princips der Subjectivität geradezu geständig. Sie geräth öfters auf ihrem kritischen Wege beiläufig auf Ideen, welche sie aber bald als leere Gedanken wieder fallen läßt, und die höchste Idee, welche sie in ihrem kritischen Geschäft als einen bloßen Schulwitz, aus Begriffen eine Realität herauszuklauben, behandelte, stellt sie selbst am Ende ihrer Speculation als ein subjectives Postulat auf. Die ganze Aufgabe dieser Philosophie ist nicht das Erkennen des Absoluten, sondern das Erkennen dieser Subjectivität. Die höchste Frage der Philosophie hat Kant richtig gestellt; aber er hat sie nur äußerlich aufgefaßt. Der bloße Formalismus des Systems zeigt sich am deutlichsten, indem die Leerheit der reinen Vernunft sich als praktische Vernunft einen Inhalt geben und in der Form von Pflichten sich ausdehnen soll. Indem Kant die absolute Entgegensetzung des Ideellen und Reellen behauptet, „genießt der bornirte Verstand seines Triumphs über die Vernunft, welche die absolute Identität der höchsten Idee und der höchsten Realität ist, mit völlig mißtrauenloser Selbstgenügsamkeit“. Auch in der „Urtheilskraft“ gelingt es Kant nicht, einen

Inhalt zu gewinnen. Eine ästhetische Idee kann nach ihm keine Erkenntniß werden, weil sie eine Anschauung der Einbildungskraft ist, der niemals ein Begriff adäquat gefunden werden kann: eine Vernunftidee kann nie Erkenntniß werden, weil sie einen Begriff vom Uebersinnlichen enthält, dem niemals eine Anschauung angemessen gefunden werden kann. Es wird also vom Uebersinnlichen, insofern es Princip des Aesthetischen ist, wieder nichts gewußt, und das Schöne erscheint als etwas, das sich allein auf das menschliche Erkenntnißvermögen und ein übereinstimmendes Spiel seiner mannigfaltigen Kräfte bezieht. Wenn man dem praktischen Glauben der Kantischen Philosophie, dem Glauben an Gott, etwas von seinem unphilosophischen Kleide nimmt, so ist darin nichts Anderes ausgedrückt als die Idee, daß die Vernunft zugleich absolute Realität habe, daß in dieser Idee aller Gegensatz der Freiheit und der Nothwendigkeit aufgehoben sei. Das Speculative dieser Idee ist freilich von Kant in die humane Form gegossen, daß Moralität und Glückseligkeit harmoniren: nämlich die Vernunft, wie sie im Endlichen thätig ist, und die Natur, wie sie im Endlichen empfunden wird. Während die schlechte Moralität, die nicht mit der Glückseligkeit, und die schlechte Glückseligkeit, die nicht mit der Moralität harmonirt, von der wahren Philosophie für ein Nichts erkannt wird, schmäht diese Reflexions-Moralität die Natur, als ob ihre Einrichtungen nicht vernünftig, sie hingegen in ihrer Erbärmlichkeit ewig wäre, und meint sich sogar zu rechtfertigen, daß sie im Glauben die Realität der Vernunft sich wohl vorstellt, aber nicht als etwas, das wirklich sei. — Wenn die Kritik der Kantischen Philosophie sehr hart ausfiel, so ist die Kritik Jacobi's ein fortgesetzter Hohn. „Das Interesse der Jacobi'schen Schriften beruht auf der Musik des Anklingens und Widerklingens speculativer Ideen, die aber, indem die Ideen sich in dem Medium der Reflexion brechen, nur ein Klingen bleibt und nicht zu dem artikulirten wissenschaftlichen Wort gedeiht. Jacobi kann das Absolute nicht in der Form für vernünftige Erkenntniß, sondern nur im Spiel mit Reflexionsbegriffen oder in einzelnen Ausrufungen ertragen, das Vernünftige nur als schöne Empfindung, Instinct und Individualität." Die Kantische Philosophie geht darauf, daß im Endlichen und Zeitlichen keine Wahrheit sei. Jacobi verlangt dieses Nichtige in seiner ganzen Länge und Breite, und erhebt ein Zetergeschrei über die Vernichtung dieser Nichtigkeit. Freilich hat Jacobi neben dem Glauben an die Wirklichkeit und an die sinnliche Erfahrung auch noch einen Glauben an das Ewige; aber dieser Glaube, indem er in die Philosophie eingeführt wird, verliert seine eigentliche Natur. Wenn bei ihm die protestantische Subjectivität aus der Kantischen Begriffsform zur subjectiven Schönheit der Empfindung und der Lyrik himmlischer Sehnsucht zurückzukehren scheint, so ist der Glaube und die individuelle Schön-

heit durch die Beimischung der Reflexion und des Bewußtseins aus der Unbefangenheit herausgeworfen, wodurch die Subjectivität allein fähig ist, schön und fromm und religiös zu sein. Das Absolute ist ihm, wie Kant, ein absolutes Jenseits im Glauben, aber es ist zugleich etwas Particuläres, Geistreiches, das ebensowenig in die Allgemeinheit aufgenommen, als die Vernunft sehend werden darf. Die Schönheit der Individualität wird dadurch getrübt, daß der Glaube, insofern er auf das Ewige geht, eine polemische Rücksicht hat und auch auf das Zeitliche ausgedehnt wird, so daß das Zeugniß der Sinne für eine Offenbarung gilt, und Gefühl und Instinct die Regel der Sittlichkeit enthalten. Durch die Reflexion auf die besondre Persönlichkeit verwandelt sich die Sehnsucht in ein Wohlgefallen an den eignen schönen Gedanken und Empfindungen. — Fast mit nicht geringerer Bitterkeit wird Fichte's „Bestimmung des Menschen" kritisirt. „Der reine Wille soll reell werden, durch Handeln; die Realität, die ihm durch Handeln entspringt, soll aus ihm kommen; das Ich soll schlechthin frei den Begriff entwerfen, und der Wille soll durch keine andre Realität afficirt werden, die er sich als irgendwoher gegeben zum Zweck machte. Indem der Mensch sich zum Handeln bestimmt, entsteht ihm der Begriff eines Zukünftigen, das aus seinem Handeln folgen werde. Aber der Wille ist nur insofern rein, als er ein durchaus Formales ist; es ist unmöglich, daß sein Zweckbegriff aus ihm einen Inhalt habe, und es bleibt nichts als dieser Idealismus des Glaubens und die hohle Declamation, daß das Gesetz um des Gesetzes willen, die Pflicht um der Pflicht willen erfüllt werden müsse, und wie das Ich sich über das Sinnliche und Uebersinnliche erhebe, über den Trümmern der Welten schwebe u. s. w." — „Der ungeheure Hochmuth, der Wahnsinn des Ich, sich vor dem Gedanken zu entsetzen, ihn zu verabscheuen, wehmüthig zu werden darüber, daß es eins sei mit dem Universum, daß die ewige Natur in ihm handle; in Verzweiflung zu gerathen, wenn es nicht frei ist, frei von den ewigen Gesetzen der Natur: — setzt eine von aller Vernunft entblößte Ansicht der Natur voraus. Die ältere Teleologie bezog zwar die Natur im Einzelnen auf außer ihr liegende Zwecke, im Ganzen aber faßte sie dieselbe als einen Abglanz ewiger Schönheit. Die Fichte'sche Teleologie dagegen faßt die Natur als etwas absolut Unheiliges und Todtes, welches nur dazu vorhanden sei, um den freien Wesen einen Spielraum zu bilden, und um zu Trümmern werden zu können, über denen sie sich erheben. Es brechen hier die gemeinsten Litaneien über das Uebel in der Welt ein, indem Fichte den Voltaire'schen Pessimismus, den dieser dem frömmelnden Optimismus empirisch entgegensetzt, in eine philosophische Form bringt, und ihm so seine relative Wahrheit nimmt. Die Moralität bedarf eines Zwecks, sie kann ihn aber nicht aus sich selbst schöpfen, da

sie an sich leer ist, sie muß ihn aus der Mannigfaltigkeit der Empirie entnehmen. Aber dieser Inhalt hebt sogleich den reinen Willen, das absolute Pflichtgefühl auf, und macht die Pflicht zu etwas Materiellem. Die Leerheit des reinen Pflichtgefühls und der Inhalt kommen einander beständig in die Quere. Wenn in der wahren Sittlichkeit die Subjectivität aufgehoben ist, so wird dagegen durch jenes moralische Bewußtsein das Vernichten der Subjectivität gewußt, und damit die Subjectivität selbst in ihrem Vernichten festgehalten und gerettet, und Tugend, indem sie sich in Moralität verwandelt, zum nothwendigen Wissen um ihre Tugend, d. h. zum Pharisäismus. Nebenbei liegt bei dieser blos formellen Moralität noch die Gefahr nahe, alle moralischen Zufälligkeiten in die Form des Begriffs zu erheben und der Unsittlichkeit ein gutes Gewissen zu verschaffen. Die Pflichten und Gesetze, da sie in dem System eine unendliche auseinandergeworfene Mannigfaltigkeit sind, machen eine Wahl nothwendig. Nun kann kein wirklicher Fall einer Handlung erdacht werden, der nicht mehrere Seiten hätte, denn jede Anschauung eines wirklichen Falls ist unendlich durch den Begriff bestimmbar, und so verfällt das Individuum leicht in jene traurige Unschlüssigkeit, welche darin besteht, daß es nur Zufälligkeit um sich sieht. Den Grad der Pflichten genau zu wissen und zu unterscheiden, ist, weil sie empirisch unendlich sind, unmöglich, und doch wird es als Pflicht schlechthin gefordert."

Hegel sucht zum Schluß die relative Berechtigung dieser Reflexionssysteme innerhalb der Entwickelung des Denkens festzustellen, aber auch diese Rechtfertigung klingt wie Spott. Es sei nothwendig gewesen, den geschichtlichen Schmerz um den Verlust des Ideals, der sich am klarsten in Pascal's Worten ausspricht: la nature est telle qu'elle marque partout un Dieu perdu et dans l'homme et hors de l'homme, in die Sphäre des reinen Gedankens zu erheben, und durch diese ungeheure Abstraction den speculativen Charfreitag, dem die Auferstehung der absoluten Freiheit folgen solle, vorzubereiten. Es ist das ein schwacher Trost für die Gläubigen, die bisher mit so vielem Ernst an der Philosophie gearbeitet.

Zwölf Jahre später schreibt Steffens an Tieck: „Es war eine wunderliche, ahnungsvolle Zeit. . . Durch große Hoffnungen und sonderbare Wünsche getrieben, ließ ich mit einem großen kindlichen, recht eigentlich absichtslosen Muthwillen all meine Gedanken und Anschauungen, geschenkte und eigne, ein loses leichtes Spiel treiben. Ich denke oft mit inniger Freude daran. . . Aber so gewiß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling, du, die Schlegel, Novalis, Ritter und ich, uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen

sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dies Werk des Hochmuths unter seine eignen Trümmer. Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern; ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich! Und ein jeder trennte sich in die entgegengesetztesten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf eigne Weise zu bauen." Aber mit demselben Recht fährt er in seiner Selbstbiographie fort: „es war nicht eine blasirte Zeit, die sich stimuliren mußte; nicht die krampfhafte Zuckung eines Sterbenden: — es war ein sprudelndes, übermüthiges Leben."

Zweites Buch.

1.

Der Orient und die Mystik.

Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz Gottsched's beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinahe so fremd wie in jenem merkwürdigen Buch. Alles wetteiferte, für die Gebilde der Phantasie Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man scheute sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, als ewige Wahrheit auszusprechen, und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen; jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in solchen Irrfahrten gewann: aber es war viel Farbe in dieser liebenswürdigen Zeit, und wir können sie nicht ohne Rührung betrachten. Gleichviel! die Empörung war nothwendig. Es ist nicht blos der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht blos die größere Breite und Höhe unserer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehen mit einem ganz neuen sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Das Leben gilt uns mehr als die Kunst, die Sache mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung, das Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt.

Es ist noch nicht genug darauf geachtet worden, daß die Romantiker es waren, die zuerst auf Deutschland hinwiesen. Freilich geschah es auf einem wunderlichen Umwege: durch die Grille und den souveränen Witz ging es zur Religion und zum Patriotismus, durch den Spuk des mittelalterlichen Aberglaubens in eine nationale Politik, über Indien zu den Gothen, über Paris nach Deutschland.

Gegen das Kleinbürgerthum hatte man immer geeifert, man fing an zu merken, daß die Kleinstaaterei damit zusammenhing. In der Weltstadt Weimar-Jena stand den Einfällen und Eingebungen der spielenden Personen kein energisches, mit einer festen sittlichen Meinung ausgestattetes Volk gegenüber, sondern nur eine schönheitsdurstige Gesellschaft ohne Traditionen, ohne Inhalt, amusabel aber gelangweilt. Es war zuletzt ein rechtes Klatschnest geworden. In Berlin war es etwas besser, aber die ewigen Gardeofficiere und gebildeten Jüdinnen ermüdeten zuletzt doch auch. Wien galt damals kaum noch für eine deutsche Stadt.

Hatte man Sehnsucht nach großem Leben, so mußte man nach Paris pilgern. Von dort hatte man Perspectiven auf die ganze Welt, wie im altrömischen Reich; die Kunstschätze aus allen Ländern hatte man zusammengeschleppt, die Gesellschaft strahlte im höchsten Glanz. Napoleon Bonaparte, seit dem Frieden von Luneville im Besitz des Rheins, hatte 15. Juli 1801 durch das Concordat die katholische Kirche wiederhergestellt; 2. März 1802 trieb er die „ideologische" Opposition — welche die Principien von 1789 auch gegen die Autorität vertheidigen wollte — aus dem Tribunat und aus Frankreich (darunter B. Constant, 35 J.) und machte sich 2. Aug., 33 J. alt, zum Consul auf Lebenszeit. Gleichzeitig veröffentlichte Chateaubriand, 35 J., den Génie du Christianisme und den René: eine Verherrlichung des Christenthums von seiner künstlerischen Seite, und eine Apotheose des gefräßigen, unersättlichen und daher ewig unglücklichen Lebensbedürfnisses; und Frau v. Staël, 36 J., die „Delphine", über den Beruf und die Natur des Weibes. Um sie sammelte sich die Opposition. Die bildungssüchtigen Deutschen trieb es mit unwiderstehlicher Gewalt nach diesem Mittelpunkt der europäischen Cultur: nach der Reihe finden wir die Humboldt's, Burgsdorf, Brinckmann, Kleist, Baggesen, Jacobi (bis 18. Jan. 1802) da, Rahel u. s. w.

„Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisirt. Keine öffentliche, legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit. Alles stiehlt." So schreibt Caroline v. Wolzogen an ihre Schwester. Sie war ihrem kranken Mann, der als Begleiter des Erbprinzen von Weimar nach Paris gegangen war, 3. Juni 1802 dahin gefolgt. und blieb bis in den Herbst. Baggesen war seit 2 J. da; öfters verkehrte sie mit Heinrich Füßli und dem Grafen Schlabberndorf. „Er ist ein

Mensch von großer Tiefe, der unendlich durch die Revolution gelitten hat, weil er wirklich sein ganzes Gemüth in wundersamer Verblendung hineingelegt hatte. Ich hörte selten schöner sprechen; alles wird ihm zum Gegenstand der Reflexion; klar und frei liegen alle Verhältnisse vor ihm wie sein eignes Leben." 52 J. alt, Sohn eines preußischen Präsidenten, lebte er seit der Revolution einsiedlerisch, als Sonderling in Paris. Reichardt, der gleichfalls da war, ließ sich von ihm Materialien für die Geschichte Napoleon's geben.

Nun kam auch Fr. Schlegel mit Dorothee an, die er geheirathet hatte. „Ich sehe sie gar nicht," schreibt Fr. v. Wolzogen 4. Juli, „ob er gleich alle Tage im Museum vor mir herumgeht. Er scheint mich auch nicht mehr zu kennen, und sieht wirklich recht niederträchtig aus." — 16. Aug. — „Ich habe geradezu gesagt, ich möchte nicht mit ihm zusammen sein, weil er sich grob gegen meine Freunde benommen. Das hat er wieder erfahren und sehr lamentabel gesagt, er hätte gedacht, seine alten Sünden seien vergeben, es sei aber recht liebenswürdig von mir, daß ich mich so benähme. Nun habe ich erklärt, ich wollte diesen Ruf der Liebenswürdigkeit nicht wieder verlieren. — Er steckt sehr in Armuth, und will allerhand Entreprisen machen. Seine Art von Narrheit wird hier nie etwas gelten, weil sie doch eine Art von Gehalt hat, und ohne Urbanität ist, die man hier immer will."

Was Fr. Schlegel in Paris wollte, hatte er sich selber nicht klar gemacht. Er hoffte die französische Regierung zur Errichtung einer deutschen Akademie zu bewegen und in dieser eine Stelle zu finden; zu diesem Zweck wollte er ein philosophisches Buch französisch schreiben. Zunächst vertiefte er sich in orientalische Studien. „Es sind," schreibt er 13. Sept. an Tieck, „ungeheure Quellen und Hülfsmittel hier, ein Reichthum von orientalischen Manuscripten, über den selbst die erstaunen, die aus Benares kommen; Persisch und Sanskrit. Ich habe große Lust, beides zu lernen. Ich fühle mich unglaublich nach dem Orient gezogen; ich überzeuge mich immer mehr, daß der Norden und der Orient in moralischer und historischer Rücksicht die guten Elemente der Erde sind, daß einst alles Orient und Norden werden muß, und ich hoffe, unsere Bestrebungen sollen sich von diesen beiden Seiten her begegnen und ergänzen; so daß auch in unserm Thun und Werden dieselbe Einheit und Freundschaft ist wie in unserm Herzen." — 10. Nov. „Im Persischen bin ich schon ziemlich weit, und ganz erstaunt, daß es in dem Grade dem Deutschen nicht ähnlich, sondern durchaus das Deutsche selbst ist, beides wirklich nur eine Sprache, aber jene ebenso arabisirt als unsere latinisirt. Die großen mythischen Dichter fange ich nun bald an, vielleicht finde ich's da ebenso als in der Sprache." Später: „Sogar der Gang der Poesie und Li-

teratur bei Persern und Deutschen ist zum Erstaunen ähnlich: in der ältesten Epoche eine Masse von alten mythischen Nationalgedichten; dann eine romantische Zeit, wo das Arabische durchaus angenommen, aber auch mehr geformt wird."

„Die schönsten Stunden," schreibt Dorothee 21. Nov. an Schleiermacher, „bringen wir bei den Gemälden und Kunstsachen zu. Friedrich hält eine deutsche Vorlesung über Literatur; wir leben fast unter lauter Deutschen, denn wie dumm die Franzosen sind, das ist unglaublich. — Wir lassen es uns herzlich sauer werden! Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehn will, und ich es so gar nicht dahin bringen kann, daß Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben könnte! Der arme Mensch thut was er kann, ihr Herren habt gut reden, die ihr nicht für das tägliche Brod zu sorgen habt! Täglich fühl' ich mich in der Seele mehr und mehr an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück, mit ihm zu leben. — Uebrigens lese ich viel in der Bibel, Luther's Uebersetzung. Man ist wohl nicht gescheut, wenn man jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben. Ich finde nach meinem Gefühl das protestantische Christenthum doch reiner, und dem katholischen weit vorzuziehn. Dieses hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, so viel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntniß abzulegen, halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig; denn sogar darin liegt nur eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit."

Schleiermacher war mit der pariser Reise wenig einverstanden: „es war eine falsche Tendenz, und seine luftigen Ideen darüber das Stärkste der Art, was wohl jemals in seinen Sinn gekommen ist ... Es ist eine schöne Aufgabe von Friedrich, daß ein recht gebildeter Mensch sich in jedem Augenblick soll stimmen können, wie er will; das Lächerliche ist, daß niemand auf Erden weiter davon entfernt ist als er." Mit Verdruß sah er voraus, daß seine orientalischen Studien ihn vom Plato abziehn würden; auch warnte er ihn davor, mit zu großer Vorliebe für eine a priori entworfene Construction die orientalischen Quellen anzuschauen.

Neben seinen Sprachstudien nahm Fr. Schlegel seine journalistische Thätigkeit wieder auf. Das erste Heft der „Europa", welche zugleich seine kritische Encyklopädie sein sollte, Jan. 1803, wird durch einen Bericht über seine Reise nach Paris eröffnet, untermischt mit Gedichten von einem neuen Stil und Inhalt. Die Burgen am Rhein begeistern ihn zu Dithyramben, in denen das romantische Leben des Mittelalters geschildert wird, freilich auf



eine Weise, die mit keiner Periode der wirklichen Geschichte die entfernteste Aehnlichkeit hat. Dann geht Schlegel auf das Schicksal des deutschen Volks ein, das „der Größe seiner Bestimmung unterliegt". Seine Ansichten und Wünsche sind ghibellinisch. Er findet den Höhepunkt der deutschen Geschichte in Kaiser Friedrich 2.; er wünscht, daß der Mittelpunkt der Kirche nach Deutschland wäre verlegt worden; einverstanden mit Karl 5. in seinem Streben nach einer deutschen Universalmonarchie, wäre er auch zufrieden, wenn Gustav Adolf „den vortrefflichen Gedanken eines schwedisch-deutschen Kaiserthums ausgeführt und die natürliche Einheit der nordischen Nationen wiederhergestellt hätte". — Allein bald geht er wieder zu einem ganz überschwenglichen Weltbürgerthum über. Die moderne Literatur habe sich einseitig auf den Standpunkt der abendländischen Bildung gestellt. Das Abendland habe schon in der Zeit der Griechen jenes Princip der Individualisirung verfolgt, das endlich zur Zersplitterung aller geistigen Kräfte führte; nur der Orient habe die ursprüngliche Fülle des Lebens in ungesonderter Kraft bewahrt. „Die geistigste Selbstvernichtung der Christen und der üppigste wildeste Materialismus in der Religion der Griechen, beide finden ihr höheres Urbild im gemeinschaftlichen Vaterland, in Indien. Denkt man nach über die erhabne Sinnesart, welche dieser wahrhaft universellen Bildung zu Grunde liegt, und selber göttlich alles Göttliche ohne Unterschied in ihrer Unendlichkeit zu umfassen weiß, so wird uns, was man in Europa Religion nennt oder auch ehedem genannt hat, kaum noch diesen Namen zu verdienen scheinen, und man möchte demjenigen, der Religion sehn will, rathen, er solle, wie man nach Italien geht, um die Kunst zu lernen, nach Indien reisen, wo er gewiß sein darf, wenigstens noch Bruchstücke von dem zu finden, wonach er sich in Europa vergeblich umsehn würde. — Es ist der katholischen Religion bis auf einen gewissen Grad gelungen, die poetische Mannigfaltigkeit und Schönheit der griechischen Mythologie und Gebräuche sich zu eigen zu machen, soweit dies bei der gänzlichen Verschiedenheit der Principien möglich war; aber auch das wenige Gute, was dadurch erreicht war, mußte theils nur Anlage bleiben, theils bald wieder verschwinden oder entarten und verderben wegen der durchaus fehlerhaften politischen Constitution und noch mehr durch die ursprüngliche klimatische Unfähigkeit Europas zur Religion. — Der Charakter Europas ist ganz zum Vorschein gekommen und vollendet, und eben das ist es, was das Wesen unsers Zeitalters ausmacht. Daher die gänzliche Unfähigkeit zur Religion, die absolute Erstorbenheit der höhern Organe. Tiefer kann der Mensch nicht sinken. — Sollte es wirklich Ernst sein mit einer Revolution, so müßte sie aus Asien kommen. Eine wahre Revolution kann nur aus dem Mittelpunkt der vereinigten Kraft hervorgehn, sonach ist das Organ für dieselbe in Europa

gar nicht vorhanden; im Orient aber kann die Möglichkeit des Enthusiasmus nie so bis auf die letzte Spur vertilgt werden, weil die Natur selbst eine ursprüngliche und nie ganz versiegende Quelle desselben dorthin gelegt hat. — Was ehedem Großes und Schönes war, ist so ganz zerstört, daß ich nicht weiß, wie man in diesem Sinne auch nur behaupten könne, daß Europa als ein Ganzes noch vorhanden sei; es sind vielmehr nur noch die zurückgebliebenen Resultate, wohin jene Tendenz der Trennung endlich nothwendig führen mußte. Sie kann als vollendet angesehn werden, da sie bis zur Selbstvernichtung gekommen ist. So wäre wenigstens Raum für etwas Neues: weil alles zertrümmert ist, findet man Stoff und Mittel zu allem, und an dem Muth, eine neue Welt aus der Zerstörung aufzubauen und zu gründen, kann es uns auch nicht fehlen, wenn wir erwägen, daß zufolge der organischen Ordnung der tellurischen Kräfte gerade hier der eigentliche Sitz des Streits ist, daß hier das Gute der Erde mit dem Bösen am heftigsten ringt und hier also die Sache der Menschheit endlich entschieden werden muß." — Nach der herkömmlichen Lobrede auf die Freunde und Genossen spricht sich dann Fr. Schlegel mit einer Mischung von Begeisterung und Ironie, die an die Lucinde erinnert, über die esoterische Poesie aus, die Poesie der blauen Blume. — „Esoterisch nennen wir diejenige Poesie, die über den Menschen hinausgeht und zugleich die Welt und die Natur zu umfassen strebt. Zu dieser Gattung werden wir nicht nur umfassende didaktische Gedichte rechnen, deren Zweck doch kein andrer sein kann, als die unnatürliche und verwerfliche Trennung der Poesie und Wissenschaft wieder aufzuheben; oder solche Gedichte, deren eigentlicher Zweck es wäre, die Poesie auf ihre Quellen zurückzuführen, die Mythologie herzustellen und den alten Fabeln ihre Naturbedeutung wiederzugeben; sondern auch diejenige Poesie, welche davon ausgeht, das der Poesie entgegengesetzte Element des gemeinen Lebens zu poetisiren und sein Entgegenstreben zu besiegen, bei welchem Geschäft sie nicht selten die Form und das Costüm desselben annehmen zu wollen scheinen kann: den Roman."

Einer ziemlich unbestimmten Einladung der Fr. v. Genlis folgend, war Helmine v. Hascher, 18 J. alt und schon geschieden, 2. Juni 1801 nach Paris gekommen, von wo sie „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Sterne's Manier" in ein deutsches Journal schickte. Zwischen den beiden Damen kam es Juli 1802 zu unangenehmen Scenen; sie trennten sich, und Helmine ließ sich von Mesmer in die Geheimnisse des Magnetismus einweihen. Ein Philolog Schweighäuser, mit dem sie sich verlobt, wurde ihr untreu. „Die empörenden Umstände dieser Begebenheit werden mir zartfühlende Leser erlassen. Ich glaube jedoch einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber

nur wenige glauben: es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat." Sie schloß sich nun an Schlegels an; der Tochter Mendelssohn's wurde die Enkelin der Karschin bald werth. „So schnell als Dorothee sah Fr. Schlegel ein, was mir fehlte, und es ergötzte ihn. Meine Unkunde aller Dinge des Lebens war ihm neu und erfreulich, er drehte mich gleichsam in seiner Hand herum, wie ein Bildhauer den Marmorblock. Ich begriff nach und nach, daß es eine andere Welt von Ideen gebe, als die in meinem Dunstkreis lag." „Er selbst war einklanglos: weich wie ein Kind und schroff wie ein Gigant, hinwogend im Aether und wühlend im Boden nach Vergnügungen, die ganz irdischer Natur waren. Er sagte zu Dorothee, der Alarkos sei noch lange nicht undurchdringlich genug dargestellt, und er hätte beim Dichten nur mehr Opium nehmen sollen, so würde er das erreicht haben, was er gewollt. Er sagte vieles aus reiner Ironie; er sagte auch mit vollem Bewußtsein und absichtlich vieles Unverständige. Ueberhaupt war das Eckige und Schroffe, das öfters bei ihm hervortrat, Willkür; wenn er irgend Lust hatte, konnte er die feinste und anmuthigste Haltung behaupten." „Dorotheen's vorsorglicher Sinn wußte die Häuslichkeit angenehm zu gestalten. Immer war's bei ihr heimlich und traulich; noch heute verstehe ich nicht, wo sie Zeit zum Schreiben fand. Allein die Getreue, deren flinke Hand Friedrich's Wäsche nähte und in Stand erhielt, war auch die Copistin aller seiner Schriften. Sie arbeitete für die Europa, übersetzte den Merlin, führte eine ausgebreitete Correspondenz, berichtete über Theater, Concerte und Kunstausstellungen und las Abends vor." Helmine zog bald zu ihnen; auch sie arbeitete für die Europa, oft das wunderlichste Zeug. Von den alten Bekannten schickten Ast und Hülsen Beiträge ein. Hausfreund war der Orientalist Chézy, 29 J. alt, der Fr. Schlegel in seinen persischen Studien unterstützte; er faßte bald eine Neigung zu Helmine.

Eifriger als das „Athenäum" beschäftigt sich die „Europa" mit der bildenden Kunst: fast zwei Drittel des Raums werden von Besprechungen und Reflexionen über Gemälde ausgefüllt. Fr. Schlegel referirt über die pariser Kunstausstellung, mit ziemlich schüchterner Polemik gegen die Schule David's; dann über alte Gemälde in Brüssel. In einem Aufsatz über Rafael stellt er die vorrafaelische Periode mit der neuern in Parallele. „Von dieser neuern Schule, die durch Rafael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michel Angelo vorzüglich bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst ursprünglich abzuleiten." Dieser Satz wird als so ausgemacht betrachtet, daß Schlegel gar nicht nöthig findet, ihn zu begründen, und man wird nicht wenig über-

rascht, als er zwei Seiten darauf gesteht, er kenne den Michel Angelo gar nicht aus eigner Anschauung. „Es ist zu beklagen, daß ein übler Genius die Künstler der jetzigen Zeit von dem Ideenkreis und den Gegenständen der ältern Maler entfernt hat. Die Bildung kann sich nur an das Gebildete anschließen. Wie natürlich wäre es also, wenn die Maler auf dem alten Wege fortgingen und sich in die Ideen und Denkart der alten Maler von neuem versetzten. Wie unsicher schwankt der Künstler umher, und greift in der Fülle des Unbestimmten bald nach diesem, bald nach jenem immer noch unschicklichern Gegenstand, meist nach einem sogenannten historischen, der die tiefere Allegorie und damit den eigentlichen Zweck der Malerei unmöglich macht; oder wenn es hoch kommt, nach einem Gegenstand aus der alten Mythologie, deren innerstes Wesen so ganz mit der Plastik übereinstimmt, daß es in der Malerei durchaus nicht ausgedrückt werden kann." — Bald darauf wird die symbolische Kunst nicht blos als die höchste, sondern als die einzige bezeichnet und alle übrigen Gattungen der Malerei verworfen. „Der Maler soll ein Dichter sein. Die Poesie der alten Maler war theils die Religion, theils Philosophie, wie beim tiefsinnigen Leonardo, oder beides, wie in dem unergründlichen Dürer. Aber seitdem sich die Philosophie aus den mathematischen und physikalischen Wissenschaften in das Gebiet der Worte und der Abstraction zurückgezogen, wohin dem Künstler ganz zu folgen keineswegs angemessen ist, und seitdem Religion wenigstens aus dem, was äußerlich so heißt, völlig verschwunden ist, dürfte für den Maler, dessen Kunst doch auch eine umfassende, universelle, nicht so beschränkte Kunst ist, als Plastik und Musik, kein andrer Rath bleiben, als sich an die universelle Kunst aller Künste anzuschließen, an die Poesie, wo er, wenn er sie gründlich studirt, beides vereinigt finden wird, sowohl die Religion als die Philosophie der alten Zeit." — Für die Anschauung war Paris damals ein günstiger Ort; von allen Gegenden der Welt, namentlich von Italien und Spanien hatten die Eroberer eine unermeßliche Fülle von Kunstschätzen zusammengeplündert, und Schlegel fand für seinen Kampf gegen den akademischen Stil den reichhaltigsten Stoff in dem Wetteifer der verschiedenen Nationalitäten. Die Idee, daß jede Kunst einen nationalen Boden haben müsse, und daß jede Nachahmung einer fremden Kunstform nicht blos für die Eigenthümlichkeit, sondern auch für die Idealität schädlich sei, findet sich schon in der „Europa" ausgesprochen, freilich nur wie ein verlorner Einfall in einer Reihe ganz entgegengesetzter Ansichten.

Von den zurückgelassenen Verbündeten hatte Fr. Schlegel wenig Freude. Nur sein Bruder hielt treu zu ihm. Sept. 1802 sandte er ihm ein Gedicht ein, worin er auf die dauernde Gemeinschaft ihres Strebens hinwies. „Der-

weil dich Morgenblüthe, Medschnuns und Leila's Liebe in Persiens Gärten zieht, und schon dich dein Gemüthe hinlockt mit kühnerm Triebe, gleich weltumfahrnen Schiffern zu lauschen, wie am Ganges getönt voll sel'gen Klanges manch indisch Blumenlied, und Weisheit zu entziffern aus heiliger Sanskrit: hält auf Hispaniens Fluren an Manzanares Ufer mein Calderon mich fest. Phantastischer Naturen viel Labyrinthe schuf er, doch triumphir'nder ringen die Lieder noch, entschleiert Mysterien er, und feiert seine Phönix-Opferfest; daß mich, ihm nachzusingen, die Sehnsucht nie verläßt." „Und was wir beide ernten, dem andern aufzuspeichern, ist uns willkommne Pflicht." A. W. Schlegel legte also hauptsächlichen Werth auf die wissenschaftliche Thätigkeit seines Bruders. Das wollte dieser doch nicht ganz zugeben. „Sowie der Gießbach über die Klippen mit wildem Strom zur Tiefe flieht, so braust begeistert mir von den Lippen ein ungeregelt Heldenlied." Im Uebrigen antwortete er warm und zärtlich: „Es brach die Welt sich wandelnd, schwankte, daß irrend alles abwärts wankte, doch unsre Freundschaft blieb erprobt." „Wie sollte der Unmuth sich dein bemeistern ob eitler Knaben schnödem Spiel, ob einer auch von den bessern Geistern in Knechtes Wahn erniedert fiel!"

Ein Hauptbeitrag für die „Europa" waren die Vorlesungen, welche A. W. Schlegel 1802 in Berlin gehalten hatte. Er bekämpft den Begriff der Illusion und der Nachahmung des Wirklichen; diese Grundsätze heben die Kunst völlig auf: „es kommt nur darauf an, daß ein Dichter uns durch den Zauber seiner Darstellung in eine fremde Welt zu versetzen wisse, so kann er alsdann in ihr nach seinen eignen Gesetzen schalten." In diesen Vorlesungen fand sich, wie bei Fichte, die berliner Goethe-Schule zusammen, Jüdinnen und Baronessen, Künstler und Officiere. Sie lauschte um so andächtiger, je greller es über das Zeitalter herging. „Wenn man unter dem Begriff der Literatur ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist, wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Bessern sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Strebungen, von übelverkleideter Geistesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, dann haben wir allerdings eine Literatur. Heißt aber Literatur ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art System unter einander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt, so leuchtet es ein, daß wir keine Literatur haben." — Zwischen den berühmten und gelesenen Schriftstellern liegt eine

unübersteigliche Kluft, die bessern Schriftsteller ziehen sich ganz und gar von dem Leben des Volks zurück und daraus geht auf der einen Seite die frivolste Fabrikarbeit, auf der andern „excentrische Dummheit" hervor. Ueberall Dilettantismus des Schaffens und Empfangens. — Leider läßt sich Schlegel die Sünden, die er tadelt, selber zu Schulden kommen. In seiner Verdrießlichkeit gegen das Zeitalter stellt er die Behauptung auf, daß wir in allen Künsten und Wissenschaften rückwärts gehn; er dehnt diese Behauptung z. B. auch auf die Musik aus, in einer Zeit, wo diese in Deutschland den höchsten Gipfel erstieg. Er verwirft die gesammten modernen Wissenschaften, weil sie die mathematische Methode verfolgen und der Poesie widerstreben. „In dem Sinn, wie man Kepler den letzten großen Astrologen nennen kann, muß die Astronomie wieder zur Astrologie werden. Die Astrologie ist durch anmaßende Wissenschaftlichkeit in Verachtung gerathen; allein durch die Art der Ausübung kann die Idee derselben nicht herabgewürdigt werden, welcher unvergängliche Wahrheiten zu Grunde liegen. Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzen beseelt seien und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben, dies sind unstreitig weit höhere Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie todte, mechanisch regierte Massen denkt. Selbst in dem am meisten phantastisch und willkürlich behandelten Theil, der judiciären Astrologie, ist die innige Anschauung von der Einheit und Wechselwirkung aller Dinge, da jedes ein Spiegel des Universums ist, aufbewahrt, und gewiß erhebt es den Menschen, dem der Anblick der Gestirne nur darum gegönnt zu sein scheint, um ihn über das Irdische zu erheben, mehr, wenn er überzeugt ist, daß sie sich auch individuell um ihn bekümmern, als wenn er sich für einen bloßen glebae adscriptus, einen Leibeignen der Erde hält. Ebenso wie die Astrologie, fordert die Poesie von der Physik die Magie: unmittelbare Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbaren, unbegreiflichen Wirkungen. Die Natur soll uns wieder magisch werden, d. h. wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistreicher Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen uns, wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnißvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen. Die Aufklärung, die keine Ehrerbietung vor dem Dunkel empfindet, hat die wahren Stoffe der Poesie durch die Vernichtung des Traumlebens, der Mystik u. s. w. zerstört. — Aber die Aufklärung hat doch dem Menschen durch Befreiung von den Beängstigungen des Aberglaubens eine große Wohlthat erzeigt? Ich sehe nicht, daß diese so arg waren, vielmehr finde ich jeder Furcht eine Zuversicht entgegengesetzt, die ihr das Gleichgewicht hielt und von jener erst ihren Werth bekam. Gab es traurige Ahnungen der Zukunft, so gab es auch wieder göttliche Vorbedeutungen; gab es eine schwarze

Zauberei, so hatte man dagegen heilsame Beschwörungen; gegen Gespenster halfen Gebete und Sprüche; und kamen Anfechtungen von bösen Geistern, so sandte der Himmel seine Engel zum Beistand. — Die Reformation hat wider Mißbräuche geeifert, deren Abstellung in der Gesammtheit der Kirche vielleicht allmälicher, später, aber universeller und dauernder zu Stande gekommen wäre. Die Reformatoren gleichen schon darin den neuern Theologen, daß sie, Gegner aller Mystik, gleichsam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil sie etwa damit abkommen möchten, daß sie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten, und endlich, daß sie sehr unhistorisch zu Werk gingen, indem sie die ganze Geschichte des Christenthums von beinahe anderthalbtausend Jahren, nur etwa die ersten Generationen abgerechnet, mit einem Streich vernichteten. Die protestantisch gewordenen Länder erlitten durch sie anfangs einen großen Rückschritt in eine barbarische Controverszeit. Noch hat die Malerei in keinem protestantischen Lande zu einigem Flor gelangen können (Holland etwa ausgenommen: was bedeutet das aber gegen die großen italienischen Gemälde aus dem 16. Jahrhundert!), und es läßt sich leicht nachweisen, daß dies von der religiösen Verfassung herrührt. Deutschland, als die Mutter der Reformation, hat auch an sich selbst die schlimmsten Wirkungen von ihr erfahren: in zwei Nationen, die nördliche und südliche, geschieden, die ohne Zuneigung und Harmonie von einander nicht wissen und sich hinderlich fallen, statt gemeinschaftlich herrliche Erscheinungen des Geistes hervorzurufen, hier durch Mißbrauch der religiösen Freiheit erschlafft, dort durch geistlichen Despotismus gedrückt und dumpf geworden, und noch ist keine Aussicht zur Vereinigung da." — Diese Vorlesungen wurden in der Hauptstadt eines protestantischen Staats, dem angeblichen Mittelpunkt der Aufklärung, vor einem auserlesenen Publicum von Herren und Damen gehalten! — Zum Schluß charakterisirt A. W. Schlegel die Richtung der neuen Schule. „Mehrere meiner Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherlei Art in Gedichten und in Prosa, im Ernst und im Scherz verkündigt, und gewisse ehrenfeste Männer, die von keiner andern Zeit einen Begriff haben als der, welche die Thurmglocken anschlagen, haben uns aus diesen frohen Hoffnungen ein großes Verbrechen gemacht .... Wir schmeicheln uns keineswegs einer schon erfolgten allgemeinen Veränderung, wir behaupten nur, es seien Keime eines neuen Werdens ausgestreut: unter welchen Zeitbedingungen sie sich fruchtbar erweisen werden, läßt sich nicht im voraus bestimmen. Auch wenn man ganz allein bliebe und gar nicht auf einen sich erweiternden Bund gemeinschaftlich strebender Geister rechnen dürfte, so wäre man darum nicht weniger berechtigt zu sagen, es fange eine neue Zeit an, sobald man es in sich fühlt."

Am nächsten stand A. W. Schlegel mit Bernhardi's, deren Ehe nicht sehr glücklich war: Tieck's Schwester fühlte sich dem spöttischen Gemahl gegenüber sehr femme incomprise, der geschmeidige Schlegel würdigte ihre Nerven viel intimer. Außerdem fand sich ein Herr v. Knorring als Hausfreund ein. Sie hatte 1801 einen Roman geschrieben, „Julie St. Albain", der an Lucinde, auch ein wenig an die „Liaisons dangereuses" erinnert: der Zweck ist moralisch. — In ihren Dichtungen („Wunderbilder und Träume") sind Blumen, Springbrunnen und andere Naturgegenstände unermüdlich geschäftig, Gedanken und Empfindungen von sich zu strahlen und das Herz der Menschen zu bezaubern, das ihnen keinen Widerstand entgegensetzt. Die blaue Blume verbreitet einen so narkotischen Duft, daß nur die Sehnsucht übrig bleibt, die sich nach der Sehnsucht sehnt und nicht weiß, daß sie die Sehnsucht ist. „Mir ist, als hätte ich gestern ein großes Gut besessen, und mein träger Geist kann sich nicht darauf besinnen; mir ist, als gäbe es einen Klang in der Welt, wonach mein Herz mit Sehnsucht schmachtet, und mir dünkt, wenn dieser Klang mich wieder berührte, so würde ich glücklich sein; aber wie soll ich ihn suchen, wo soll ich ihn finden, da ich ihn nicht einmal zu nennen weiß?" „Ihr schöne Pilgerin habt uns eine große Wohlthat erzeigt, die uns lebenslang euch zu dienen zwingt, doch weiß ich mich ihrer nicht zu erinnern." „Als du geboren wurdest, hat er dein Bild gesehn, und seit der Zeit liebt er dich mit der heißesten Sehnsucht, und zieht nun durch die Welt, um dich zu suchen." — Bei dieser gegenstandlosen Sehnsucht weiß keiner von den Reisenden, wohin er will, sie überlassen ihren Lauf dem Schicksal. Zuweilen bildet sich jemand ein, daß er einen andern erschlagen habe, dann trifft er ihn wieder, erschlägt ihn wieder, dann ist es ein Mädchen, die er heirathet u. s. w. Oder jemand springt, von Sehnsucht getrieben, in einen verzauberten See, erwacht wo anders, springt wieder in den See u. s. w., oder er wird in einen Vogel verwandelt, so in den „Bezauberungen der Nacht", in welchen wir das ganze Vers- und Reimregister des Octavian wiederfinden. Der Refrain ist in der Regel, daß man einem schwarzlockigen Frauenbild begegnet, man fühlt ein seltsam Weh in seinem Busen und stürzt weinend zu ihren Füßen, wo sich dann in der Regel ergiebt, daß sie eine andere ist als diejenige, die man gesucht, etwa eine Hexe, die einen wieder in einen Vogel verwandeln will, aber die Macht der Augen ist doch so stark, daß man wie todt zu ihren Füßen gestreckt wird, daß man den Staub mit heißen Thränen benetzt, in einer Mischung von Grauen, Furcht und Entzücken vor dem lieblichen Gesicht, dem man zum Spiele dient. Kurz, man ist stets außer sich. Zuweilen verblüht man sanft wie eine Blume, und in der Ferne klingt dazu ein Waldhorn. Indeß ist das Resultat zuweilen auch greifbarer. „Wenn

einer sprechen wollte, so küßte der andere die Worte von seinen Lippen. Unter solchen Tändeleien war es Nacht geworden, und die Dunkelheit schloß sie inniger und vertraulicher aneinander. Als der Morgen heraufdämmerte, erwachte Belinde als Fernando's Weib."

Ein treuer Jünger Schlegel's war Baron Fouqué, Enkel des bekannten Generals, 26 J. alt, der den Champagnefeldzug als Lieutenant mitgemacht hatte, und nun in Berlin unter dem Namen Pellegrin romantische Schäferspiele dichtete. Die Liebe zu der 3 J. ältern Frau Caroline v. Rochow trieb ihn, sich scheiden zu lassen; auch sie ließ sich von ihrem Mann scheiden, die Hochzeit fand 9. Jan. 1803 in Neunhausen, dem Gut ihres Vaters v. Briest statt, der dort die Anhänger der neuen Schule, Hülsen u. a. gern empfing. Sie war eine sehr schöne, hohe, glänzende Erscheinung, an Verstand ihrem Mann bedeutend überlegen; auch fruchtbare Dichterin als „Serena". Fouqué war mit Fichte nicht weniger intim als mit Schlegel.

Zu ihnen gesellte sich W. v. Schütz aus Berlin, 27 J. alt; er hatte ein Drama „Lacrimas" geschrieben, das A. W. Schlegel Febr. 1803 mit einem begeisterten Empfehlungssonett versah. Es ist eine Uebung in dem neumodischen spanischen und italienischen Versmaß; zuweilen stehn 6 Sonette neben einander, auch an Canzonen ist kein Mangel. Der Held weint das ganze Stück durch, sämmtliche Personen sehnen sich mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth wäre; es werden drei Träume erzählt, in denen es noch blumiger aussieht, als im Stück selbst. Die dramatische Kunst ist völlig in die Wiege zurückgekehrt: es tritt eine Person auf und besingt ihre Sehnsucht, eine andre begegnet ihr und thut dasselbe, dann gehn sie ab u. s. w. Der Liebhaber einer christlichen Dame ist eigentlich ein muhamedanischer Prinz, eigentlich aber auch nicht, sondern der Sohn eines Christen, und ein Andrer ist der maurische Prinz, obgleich Christ; eine dritte christliche Dame ist eigentlich eine maurische Prinzessin und umgekehrt — man kann die Personen nicht von einander unterscheiden. Die Sitten sind weder aus Spanien noch aus Afrika, sondern aus dem Garten des Zerbino.

Gleichzeitig mit dem „Lacrimas" erschien das Lustspiel „Ponce de Leon" von Clemens Brentano, der sich bei seinem Schwager Savigny in Marburg aufhielt; es hatte schon einige Jahre in seinem Pult geruht. Es soll nach der Vorrede den Zweck haben, durch den Uebermuth freier Seelen zu belustigen (etwa wie „Verlorne Liebesmüh"), da für das eigentlich Komische unsere albern gewordene Zeit den Sinn verloren habe. — Ein junger Cavalier liebt eine junge Dame, sie liebt ihn wieder, die Eltern sind einverstanden, trotzdem verführt ihn sein eigner Vater, sie zu entführen: und dieser

närrische Einfall wird in zwei Intriguen wiederholt. Außerdem läuft jede der betheiligten Personen ohne irgend einen Grund bald nach links, bald nach rechts und stößt mit einer andern Person, die dasselbe thut, zusammen. Dergleichen belustigt im Ballet, wenn die zusammenstoßenden Personen wirklich umfallen und bei dieser Gelegenheit närrische Purzelbäume schlagen; aber wenn sie zur Abwechselung in die Mystik gerathen, so ist das unerträglich. Der Held ist ein phlegmatischer junger Mann, in den sich alle Mädchen verlieben, ohne daß er diese Liebe erwidert, bis er endlich durch die Beschreibung einer Dame, daß sie im Bett „auf der linken Seite ausgestreckt liegt und auf Gespräche mit ihrem zukünftigen Gatten sinnt", zur Liebe angeregt wird. Dieser große Moment wird durch folgende feierliche Parenthese eingeleitet: (Ponce ergreift ein Glas und spricht schläfrig, doch bestimmt und mit ruhiger, launiger Wärme. Diese Rede muß der Schauspieler gut verstehn, wenn er sie nicht verderben will. Sie ist nicht Wortspiel, sie ist der Charakter des Ponce, der um wenige Punkte ein größeres Leben dreht, bis ihn die Liebe verwandelt.) — „O, gern will ich des Schlafes Ehre trinken; doch lieber Mohn als Wein, dann schlief die Ehre ein, und auf der Ehre Schlaf läßt sich gut trinken .... Aus Liebe wacht die Liebe wieder auf, und endlich macht die Ehre sich eine Ehre daraus, einzuschlafen. Sie drückt ein Auge zu; nun kann die Liebe recht erwachen, und nun ist es gefährlich, die Ehre der Ehre steht auf dem Spiel. — Darum trinke ich auf der Ehre Schlaf; der Schlaf wäre wahrlich nicht zu ehren, er wäre blos zu schlafen, wenn die Ehre nicht mit ihm einschliefe, daß die Liebe wachen könne. O pfui des Schlafes, Schlaf — eiapopeia, Ehre." — —

Wichtiger als diese eignen Stilübungen waren die Nachbildungen romanischer Poesie. Herder fand die Romanzen vom Cid: er verarbeitete sie sehr geschickt für das deutsche Publicum, dem sie bald eine Lieblingslectüre wurden. Das entgegengesetzte Princip strenger Wiedergabe befolgte A. W. Schlegel bei der Uebersetzung des Calderon, deren erster Band 15. Febr. 1803 fertig war. Er hatte sich erst gegen diesen Dichter gesträubt, und Tieck's Begeisterung verlacht: nun führte er ihn durch überschwengliche Sonette ein. Der 1. Bd. enthält ein christliches und ein heidnisches Stück. „Die Andacht zum Kreuz" und „Ueber allen Zauber Liebe", recht als hätte der Uebersetzer zeigen wollen, daß es bei der Anwendung der Mythologie auf die besondere Religion nicht ankomme; doch hütete er sich wohl, es auszusprechen.

„Man hat getadelt," schreibt Gries, „daß Schlegel seine Uebersetzung mit einem Stück eröffnet, worin sich der Katholicismus in seiner ganzen Stärke ausspricht. Mit Unrecht. däucht mir, denn warum sollte man sich nicht ebensogut in diese Mythologie als in die griechische versetzen können? Sie ist gewiß

consequenter als jene, und hat man sich einmal in diese Welt hineingesetzt, so wird man durch nichts weiter gestört." — In der That ist „die Andacht zum Kreuz" in ihrem religiösen Inhalt die schamloseste Verhöhnung des Protestantismus, des Gewissens und des gesunden Menschenverstandes, in der Ausführung ein Meisterstück: sobald man das Grauen einmal überwunden hatte, konnte an dem Dichter nichts mehr fremd bleiben. Held und Heldin begehen eine Reihe unerhörter Greuelthaten, die aber dadurch in einen träumerischen Schein aufgelöst werden, daß sich das göttliche Kreuz, dem sie immer vertraut, ihrer erbarmt. Die Hauptsache des Lebens ist, vor dem Tode die letzte Beichte abzulegen und damit Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit zu erlangen. Gegen diese gehalten, ist der übrige Inhalt des Lebens gleichgiltig. Der Held des Stücks stirbt ohne Beichte und würde daher zu den Verworfenen gehören; aber das Kreuz thut ein Wunder, er wird von den Todten auferweckt, um seine Beichte abzulegen, und geht darauf in den Himmel ein. — „So brennt, sagt Eichendorff, das heilige Kreuz als ein christliches Fatum düster durch das ganze Stück, bis es zuletzt alles Irdische verzehrend und verklärend in stillen Flammen emporleuchtet!" — Wir kennen diese Flammen! ein Abglanz ihres unheimlichen Lichts schimmert noch über den verödeten Ländern, deren schönste Blüte ein Raub der Scheiterhaufen wurde. Man verwechsele nicht den reflectirten jesuitischen Katholicismus des 17. J. mit der Kirche des Mittelalters, die uns ebenso angehört als den heutigen Katholiken. Dante kann die eine Kirche so gut verstehn als die andre, denn in ihm sind die Gegensätze noch gebunden; aber Calderon war eine Empörung gegen das ausgesprochene Wort. Calderon war ein Ausdruck für den Sieg, welcher in Spanien die Inquisition und der Despotismus über den protestantischen Geist davongetragen; für jene Romantik, die diesmal mit Bewußtsein das der Bildung und der Natur feindliche Glaubensmoment vertrat; für jene sittlich-ästhetische Convenienz, die in ihrem ritterlich phantastischen Wesen, in ihrem casuistischen Ehrenpunkt, in ihrer Transscendenz des Göttlichen das Mittelalter bei weitem überbot.

Der Charakter der protestantischen wie der germanischen Literatur ist sittliche Freiheit, Herleitung der Schuld und des Schicksals aus dem Innern der Menschen; der Charakter der romantischen Dichter dagegen ist die Unfreiheit. Sie stellen ihrer Poesie keine sittlichen Probleme, sie lassen nur die überlieferten Regeln an einem bestimmten Beispiel zur Geltung kommen. Ihre Tragik wie ihre Schuld liegt lediglich in den äußerlichen Situationen, von einem Kampf im Innern der Seele wissen sie nichts, und darum ist die Leidenschaft, die sie darstellen, nur ein Rausch, das Schicksal ein Traum, die Versöhnung ein Act der Gnade, die Entwickelung ihrer Charaktere eine Reihe

von Wundern oder auch ein Rechenexempel. Ihre Figuren sind stereotyp, ihre Ideen geprägte Münzen, ihr Sittengesetz ein sinnloser Katechismus der fixen Idee. Freilich schmeichelt sich diese frostige Welt durch eine bilderreich phantastische Sprache und eine glühende Atmosphäre, die allen Gestalten einen zauberischen Reiz verleiht, den Sinnen ein, und man sucht um so mehr hinter dieser räthselhaften Mährchenwelt, je verworrner sie aussieht.

Die Uebersetzung machte augenblicklich großes Aufsehn. Schiller schreibt: „es ist recht interessant, den südlichen Geist mit dem nördlichen zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenschaft bezeichnet jenen, diesen eine moralische Tiefe des Gemüths. Indeß ist in Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehn: selbst was als regellos in's Auge fällt, wird von einer großen Einheit zusammengehalten." Er bedauerte, ihn nicht früher gekannt zu haben, er würde viel von ihm gelernt haben. Der Meinung war Goethe nicht, doch wurde auch er von Calderon sehr eingenommen, namentlich vom „standhaften Prinzen": „Ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Erde verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen."

Gewiß ist A. W. Schlegel nicht zu schelten, daß er einen Dichter von solchen Gaben, einen so wunderbar fremden Horizont dem deutschen Volke zeigte. Mehr Lob hätte er verdient, wenn er ihn auf dem Wege, den er überhaupt der Kritik anwies, auf dem historischen, verständlich gemacht hätte. Neben Murillo, Rubens, Corneille, Molière, Pascal, Spinoza gestellt: dieses harte Nebeneinander von höfischer Frivolität und priesterlicher Bigotterie, von farbenvollster Sinnlichkeit und grübelnder Ascese; dieser absolute Gegensatz des heimlich begehrenden Herzens gegen die finstern Schreckgestalten des Glaubens; diese bunten Heidengötter neben dem Gekreuzigten: — welch prachtvolles historisches Bild! — Schlegel hat es nicht gethan, theils weil er mit dieser Zeit zu wenig vertraut war, theils weil es ihm mehr darauf ankam, der modernen Poesie eine neue Richtung zu geben. An der Spitze seiner Schule verherrlichte er seinen Dichter unermüdet in Sonetten und Canzonen, und die erstaunlich leere und erstaunlich liebebedürftige Jugend wußte nichts Besseres zu thun, als diesem Vorbild nachzustreben. Und die Nachahmung war nicht zu schwer. Von Calderon lernte man durch den Wechsel des Versmaßes und den Blüthenreichthum der Sprache der jedesmaligen Stimmung einen sinnlichen Ausdruck geben; man lernte den sittlichen Eindruck des Ganzen an einzelne Operneffecte verzetteln. Shakespeare schrieb seine Stücke von innen heraus; er nahm den sittlichen Inhalt seines Zeitalters, und sein eignes Gewissen gestaltete ihn zu concreten, mit Sinn und Geist angeschauten Individualitäten, und ließ die herkömmliche Kunstform frei gewähren. Die Romantiker gingen

vom Aeußern auf's Innere; sie bildeten sich zuerst eine ideale Kunstform, für die sie die angemessene Sprache, den angemessenen Rhythmus, die angemessene Maschinerie erdachten, und für diese Form suchten sie nun die passenden Charaktere und sittlichen Vorstellungen. Das Gewissen, der sittliche Inhalt und der Charakter waren ihnen nur ein unentbehrliches Theaterrequisit. Wenn sie wirkliche Menschen für ihre Maschinerie nicht brauchen konnten, so nahmen sie Gespenster, Heilige, Automaten. Die innere Motivirung und die Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Gefühl war ihnen gleichgiltig. Calderon befriedigt in seinen Dichtungen nicht seine subjectiven ästhetischen Gelüste, er drückt in ihnen den fertigen Inhalt des Volksglaubens aus, wie er aus den Händen der Inquisition hervorgegangen war. Unsere Romantiker verherrlichten den Katholicismus, das Ritterthum u. s. w. nicht als Vertreter ihres Volks, auch nicht als den Ausdruck ihrer eignen Ueberzeugung, sondern weil sie zum Behuf der höhern Kunst dergleichen Fictionen für nöthig hielten. Zuerst freuten sie sich über den fremdartigen Inhalt, der nur für auserwählte Seelen verständlich sei; dann gingen sie weiter und erkannten bei ihren romantischen Vorbildern, was sie für ihr eignes Kunsttreiben nicht hatten wollen gelten lassen: daß jene Dichter darum classisch geschrieben, weil ihrem Gemüth der Inhalt glaubensvolle Gegenwart war; und so kamen sie endlich zu dem Schluß, daß man, um ebenso classische Kunstwerke zu schaffen, sich den nämlichen Glauben aneignen müsse.

Es beginnt nun eine Lügenhaftigkeit auf unserm Theater, von der keine andere Nation einen Begriff hat. Lügt man aber erst in der Kunst, so greift dieser böse Geist auch in die Wirklichkeit ein; hier wie dort treibt man ein witziges Spiel mit dem Heiligsten. An Delicatesse der Empfindung fehlte es nicht, aber die Unmittelbarkeit des Glaubens ging verloren, die sich durch den Wechsel der Gesichtspunkte nicht irren läßt. Diese mit Ironie zersetzte Empfindsamkeit, welche die Annehmlichkeiten des Ideals kosten wollte, ohne sich in den Ernst desselben zu vertiefen, diese Weltanschauung aus der Vogelperspective, die endlich keinen andern Gegenstand hatte als den leeren Aether, mußte eine Gleichgiltigkeit gegen die Unterschiede hervorrufen, die das Unsinnige zuletzt am liebsten hegte, weil es der kräftigste Ausdruck der individuellen Willkür war. Zuletzt kam die Philosophie der Kunst zu Hülfe und gab der übermüthigen Jugend eine neue ars magna, durch die sie spielend der Geister Herr wurde: die überreizte Phantastik endete in der schalsten Verstandesspielerei.

A. W. Schlegel hat durch die Consequenz, mit der seine Kritik und seine eigne Poesie seinen Uebersetzungen in die Hände arbeitete, die einen durch die andern stützte, und das Fremdartigste für das Musterhafteste ausgab, der deutschen Dichtung eine bestimmte, ein Menschenalter hindurch vor-

haltende Richtung gegeben, und diese Richtung war eine falsche und schädliche. In der Form hat er mit seiner unendlichen Sprachgewandtheit sehr Bedeutendes geleistet: er hat Sonette, Ottaven, Canzonen, Assonanzen nachgebildet, und seine Nachfolger haben ihn noch überboten, weil sie auf einem fertigen Mechanismus weiter bauen konnten. Aber wer das Gefühl für Musik und Rhythmus nicht ganz verkümmert hat, muß zugeben, daß diese Leistungen zum Theil auf Einbildung beruhen. Mit dem Auge finden wir die Vocale in den Assonanzen, die Reimverschlingungen in den Canzonen heraus, aber sie zu hören ist unmöglich, denn ihre Wirkung beruht auf einem ungeschwächten Vocalismus, und diesen haben wir nicht mehr. So ist in den „Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" seine Technik wieder bewundernswerth: er hat den Ton gefunden, der uns den Geist jener Sprachen versinnlicht und sich doch dem Gesetz der deutschen Sprache gefällig anschmiegt. Aber sie veranlaßten jenen schmachtenden, farblosen verschwimmenden Ton, jene Wortspielerei ohne gemüthlichen Inhalt und jene Physiognomielosigkeit der Sprache, die im Anfang den Roheiten der Naturdichter gegenüber den Gebildeten blendet und bezaubert, die aber alle Kraft und Sinnlichkeit untergräbt. Wenn wir den Romantikern Dank wissen, daß sie uns von der todten mythologischen Nomenclatur und von den gräcisirenden Wortfügungen befreit haben, so haben sie etwas Schlimmeres an die Stelle gesetzt. Während die Nachbildung der antiken Rhythmen der poetischen Sprache im Ganzen einen männlichen Charakter verlieh, haben die romanischen Formen, gerade wie die italienische Musik, sie verweichlicht. Die Sündflut von Sonetten, die sich seit Schlegel's Vorgang über Deutschland ergoß, hat das musikalische Moment unsrer Poesie abgeschwächt, und uns gewöhnt, der Form größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als dem Inhalt, oder vielmehr den Inhalt lediglich nach dem Bedürfniß der Form aufzusuchen; sie hat die Empfindung und Anschauung durch den Witz und die Reflexion verdrängt. Man gewöhnte sich, die trockenste Fabrikarbeit, die gemeinste Prosa für Poesie anzusehn, wenn sie in anspruchsvollen Ausdrücken auftrat, blos weil der fremdartige Anstrich das Poetische ersetzte.

Daß die Freude an der Farbe nicht ganz unbefangen war, daß sich die Sympathie auch auf den Stoff bezog, zeigt die Zueignung der Blumensträuße. „Eins war Europa in den großen Zeiten, ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen, was Edle kann in Tod und Leben leiten; ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen, für einen Glauben wollten alle streiten, die Herzen waren einer Lieb' erschlossen, da war auch eine Poesie erklungen in einem Sinn, nur in verschiedenen Zungen. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen, man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen. Sie habe enge Weisheit

sich ersonnen; was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien. Doch mit unheiligem Gemüth begonnen, will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen. Ach diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe: wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?" — Diese ziemlich deutlichen Ermahnungen mußten das deutsche Volk darauf aufmerksam machen, daß die licentia poetica doch ihre Bedenken habe. Eben fing Stolberg an, seine apologetischen Schriften für die katholische Kirche zu veröffentlichen.

Neben der unerquicklichen Thätigkeit, sich in der „eleganten Welt" mit mittelmäßigen berliner Schauspielern herumzuschlagen, und die Ungebühr der L. Z. abzuwehren, neben seinem Calderon und Shakespeare nahm A. W. Schlegel sich ernsthaft des Mittelalter an. Er machte gründliche historische Studien über das Nibelungenlied, und versuchte eine Nachbildung des Tristan; wie fein er oft sah, zeigt eine Bemerkung gegen Tieck: „man muß diese Geschichte als eine Mythologie betrachten, wo man wohl modificiren, erweitern, flüchtige Winke glänzend benutzen, aber nicht rein heraus erfinden darf . . . Darüber kann ich nicht mit dir einig sein, daß das Religiöse im Tristan spöttisch zu nehmen sei: es scheint mir rechter Ernst, daß Gott der schuldigen Isolde bei der Feuerprobe durchhilft. Dies Gemisch von Sündlichkeit und Unschuld, von Leichtfertigkeit und Frömmigkeit scheint mir eben der eigenste Geist des Gedichts, und Tristan besonders wird als ein wahrer Heiliger und Märtyrer der Treue dargestellt."

L. Tieck dachte an eine Bearbeitung der Nibelungen; zunächst gab er eine Sammlung der „Minnelieder" heraus, modernisirt, mit besonderer Vorliebe für die kunstvollsten Rhythmen dieser ritterlichen Versuche. „Unsere Zeit," heißt es in der Vorrede, „ist bemüht, jeden Geist auf seine ihm eigne Art zu fassen, und alle Werke der verschiedensten Künstler, so sehr sie alle für sich selbst das Höchste sein mögen, als Theile einer Poesie anzuschauen und auf diesem Wege ein heiliges, unbekanntes Land zu ahnen und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeisterten Gemüther geweissagt haben. Denn es giebt doch nur eine Poesie . . . Ihre Geschichte kann keine andere sein, als die des Gemüths von den ersten Offenbarungen und dem Wunderglauben der Kindheit, den schönen Ahnungen des jugendlichen Lebens zur Reife der Phantasie, bis in all ihre Verirrungen, die sie wieder zur frühen kindlichen Klarheit zurückführen, dazwischen wechselnd mit prophetischen Träumen, mit Anschauungen, welche verloren gehn und sich wieder suchen . . . Es steht zu erwarten, daß die Lieder der Provençalen, die Romanzen des Nordens und die Blüthen der indischen Imagination uns nicht mehr lange fremd bleiben werden, und es ist vielleicht an der Zeit, von Neuem an die ältere deutsche Poesie zu erinnern. — Die Zeit der Artussagen ist die eigent-

liche Blütenzeit der romantischen Poesie. Liebe, Religion, Ritterthum und Zauberei verweben sich in ein großes, wunderbares Gedicht, dessen Mittelpunkt der h. Graal ist . . . Der Sinn für Poesie war in jener Zeit ebenso innig als umfassend; alte Tradition vereinigte die Gemüther zu einem Interesse. Der Ritterstand verband alle Nationen, die Kreuzzüge machten diesen Bund noch enger und veranlaßten ein wunderbares Verhältniß zwischen Orient und Abendland; vom Norden sowie vom Morgen her kamen Sagen, die sich mit den einheimischen vermischten; der unabhängige Adel hatte ein glänzendes Leben, in welchem sich die erwachte Sehnsucht ungezwungen und freiwillig mit der Poesie vermählte, um klarer und reiner die umgebende Wirklichkeit in ihr abgespiegelt zu erkennen . . . Die Dichtkunst war kein Kampf gegen etwas, kein Beweis, kein Streit für etwas; sie setzte in schöner Unschuld den Glauben an das voraus, was sie besingen wollte, daher ihre ungesuchte, einfältige Sprache, dies reizende Tändeln, diese ewige Lust am Frühling, seinen Blumen und seinem Glanz, das Lob der schönen Frauen und die Klagen über ihre Härte oder die Freude über vergoltene Liebe. Jedes Wort steht um sein selbst willen da, aus eigner Lust, und die höchste Künstlichkeit und Zier zeigt sich am liebsten als Unbefangenheit oder kindlicher Scherz mit den Tönen und Reimen . . . In diesen Gedichten begreift man die Entstehung des Reims, welcher die ganze neuere Poesie gestimmt und beseelt hat. Es ist die Liebe zum Ton und Klang, das Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in deutlicher oder geheimnißvoller Verwandtschaft stehn müssen; das Bestreben, die Poesie in Musik, in etwas Bestimmt-Unbestimmtes zu verwandeln; die Sehnsucht, die Laute, die in der Sprache einzeln und unverbunden stehn, näher zu bringen, damit sie ihre Verwandtschaft erkennen und sich gleichsam in Liebe vermählen ... Es ist oft, als wenn die Worte sich irrend suchen, aber aus weiter Ferne nur mit der Sehnsucht zu einander herüberreichen; andere springen sich entgegen, wie sich selbst überraschend . . . In diesem lieblich labyrinthischen Wesen von Fragen und Antworten, von Symmetrie, freundlichem Wiederhall und einem zarten Schwung und Tanz mannigfaltiger Laute schwebt die Seele des Gedichts, wie in einem klar durchsichtigen Körper, die alle Theile regiert und bewegt, und weil sie so zart und geistig ist, beinahe über der Schönheit des Körpers vergessen wird . . "

Die „Minnelieder" erschienen gleichzeitig mit den „Blumensträußen" Mai 1803; A. W. Schlegel, der die Correctur besorgte, war mit der Bearbeitung nicht ganz einverstanden. Tieck hatte sie bei Burgsdorf in Ziebingen vollendet; mit demselben machte er im Juni eine Reise über Dresden, wo er Fouqué traf, durch das Fichtelgebirge, nach Bamberg, Würzburg, Nürnberg, Heidelberg. Die Reise erfrischte seine Gesundheit. In Weimar

traf er **Brentano**, der sich wieder sehr an ihn anschloß und sein großes mimisches Talent bewunderte.

Um dieselbe Zeit vollendete er den „Octavianus", an dem er seit 2 J. arbeitete; Goethe, der ihn Mai 1802 zugleich mit dem Alarkos erhalten, hatte ihn seiner Formlosigkeit wegen dem letztern nachgestellt. Und in der That ist diesmal die Form- und Inhaltlosigkeit auf die Spitze getrieben. Der Stoff ist dem alten Volksbuch entnommen, die Composition Shakespeare's „Wintermährchen" nachgebildet. Tieck hat die Kunst seines Meisters nicht richtig verstanden. Das Wunderbare und Tragische bildet bei dem britischen Dichter nur einen phantastischen Schimmer, der das Mährchenhafte des Stoffs übermüthiger hervortreten läßt. Die Grundfärbung des Stücks ist einheitlich; niemals wird die heitre Stimmung durch tragischen Ernst gestört, denn alles Tragische ist mit einem so possenhaften Anstrich vorgetragen, daß man bei einem Dichter, der niemals sich selbst ironisirt, die Absicht augenblicklich herauserkennt. Shakespeare hat ein paarmal in einem Anflug übermüthiger Laune Geographie und Geschichte in Verwirrung gesetzt. Tieck übertreibt diesen Einfall. In seinem Stück treten auf: der römische Kaiser Octavianus, König Dagobert von Frankreich, der Majordomus Pipin, König Eduard von England, König Rodrigo von Spanien, König Balduin von Jerusalem, der Sultan von Babylon, König Arlanges von Persien, ein Riesenkönig u. s. w. Der Witz ist auf den Spießbürger berechnet, dem es Freude macht, sich im Gegensatz der unwissenschaftlichen Phantasien des Dichters seiner eignen geographischen Kenntnisse bewußt zu werden. Da die Handlung noch weitläufiger, noch mehr durch Episoden unterbrochen und von unnützen Figuren überfüllt ist als in der Genoveva, so hat der Dichter zwei Theile daraus gemacht, jeden zu fünf Acten. Im Wintermährchen sind, wie es sich gebührt, die wunderbaren Abentheuer schlicht, einfach und mit großer Deutlichkeit erzählt, und zwar erzählt, wie es im Drama geschehen muß, so daß die Erzählung wieder dramatisch belebt ist. Tieck macht es sich bequemer. Wie in der Genoveva den Bonifacius, so bringt er hier jedesmal, wo etwas geschehn soll, die **Romanze** hinein, die in einer langen Rede in Assonanzen dem Publicum dasjenige referirt, was es eigentlich auf der Bühne sehn sollte. So bleibt, abgesehn von den lustigen Scenen, nichts übrig als die lyrische Stimmung, die in allen nur erdenklichen Versmaßen Calderon's und der deutschen Minnelieder angeschlagen wird. Der Duft dieser Blumenpoesie ist so narkotisch, daß man in einem hoffnungslosen Opiumrausch und auf den Gegenstand der Stimmungen kaum aufmerksam ist; nebenbei ist in diesen Stimmungen keine Spur von Ursprünglichkeit. Einzelne Gruppen sind Shakespearisch gedacht, wenn auch in's Fratzenhafte übertrieben; dagegen ist in der Ausführung das Meiste aus Cal-

deron, die Nachbildung beinahe sklavisch. Für die Mehrzahl der Monologe, Arien, Recitative u. s. w. würde man eine bestimmte Stelle bei Calderon auffinden, die dem Dichter vorgeschwebt hat: nicht blos die ewigen Wettgesänge zwischen der Rose und Lilie, Roxane und Lealia, nicht blos die christlichen Predigten und Ottaverimen und die bombastischen Prahlereien der babylonischen Heiden, sondern einen großen Theil der komischen Scenen. Freilich würde es Calderon nie so arg gemacht haben: er hat nicht blos eine leicht bewegliche Zunge, sondern eine lebhafte Phantasie, und aus seiner Stimmung entwickelt sich meist ein dramatisches Moment. Der Octavianus sieht wie eine Sammlung lyrischer Gedichte aus, die sich zufällig zusammengefunden haben und durch unbedeutende Dialoge nothdürftig verbunden sind. In einzelnen dieser Gedichte ist wohl eine schöne Bildersprache, aber weil diesmal dem Dichter das Vorbild der romanischen Poesie zu lebhaft vorschwebte, fehlt ihnen alles ursprüngliche Gefühl, alles natürliche Leben und alle bestimmte Physiognomie. Die Gefühle zerfließen in gegenstandlose Seufzer, die Bilder in schillernde Arabesken. Die einzige heitre Episode in diesem Wust von Schwulst und Empfindsamkeit ist die Geschichte von Florens, dem ritterlichen Eulenspiegel, bis dieser sich endlich auch, wie der spätre Thiodolf, in's Mystische verliert.

Daß man dieses schlechte Stück Jahrzehnte hindurch als ein Muster pries, lag wohl hauptsächlich in dem Vorspiel, das eine neue Theogonie poetischer Symbole gruppirt, die von der andern, Scherz, Albernheit, Liebe, Schreck, Pan u. s. w. bedeutend abweicht. — Die allegorischen Masken: die Romanze, ihre Eltern Glaube und Liebe, ihre Begleiter Tapferkeit und Scherz nebst dem Chor von Hirten, Rittern, Pilgern, Reisenden bilden keineswegs eine wenn auch in scheinbarer Thätigkeit zusammengefügte Gruppe, sie stellen sich ganz in der fadenscheinigen Romantik, in welcher sie später der Maler Hübner auf dem Vorhang des dresdner Theaters abgebildet hat, dem Publicum nur dar, um unter obligatem Waldhorn Glossen auf das Thema der mondbeglänzten Zaubernacht zu singen. Der Mondschein ist lieblich genug, nur muß man dabei etwas sehn können! Schärfer noch, als in diesem Thema, das von den jüngern Dichtern unermüdlich glossirt ist, hat Tieck in einem zweiten: „Liebe denkt in süßen Tönen, denn Gedanken stehn zu fern", sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, daß die Hauptsache der Kunst Farbe und Stimmung sei. Gewiß ein ebenso falsches Princip, als wenn die Malerei Farbe und Stimmung ohne Gegenstand anwenden wollte. Die Hauptsache der Poesie ist vielmehr der Gegenstand und sein ideeller Inhalt, für welchen der Dichter die passende Farbe und Stimmung zu finden hat, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Wenn die Liebe nicht anders zu denken versteht als in süßen Tönen, so möge sie bei der Musik stehn bleiben, denn das Organ der Poesie ist das Wort, und die Seele

des Worts ist der Gedanke. Freilich wird es dieser abstracten Liebe ebensowenig gelingen, die Welt der Töne zu beherrschen, denn auch die Tonkunst hat ein materielles Organ, über welches nur derjenige verfügt, der das Gesetz sich angeeignet hat; und so hilft sich der Romantiker in der Musik mit einem umgekehrten Dilettantismus: während er in der Dichtkunst die Worte von ihrem ideellen Inhalt ablöst und sie nach dem Gesetz der Farben und Töne gruppirt, bemüht er sich in der Musik, den Eindruck von Gedanken oder von sinnlichen Farben nachzubilden.

Im „Octavianus" hat die Mystik noch einen rein poetischen Zweck; in den gleichzeitigen „Söhnen des Thals" strebt sie nach einer religiösen Weihe. Der Dichter derselben, Zacharias Werner, aus Königsberg, 5 J. älter als Tieck, gleichaltrig mit Schleiermacher, hatte im 14. J. seinen Vater verloren und war ausschließlich von der Mutter erzogen, einer geistreichen aber höchst excentrischen Frau, die von dem hohen Beruf ihres Sohns die wunderlichsten Vorstellungen hegte. 16 J. alt kam er zur Universität; er hatte viel Verkehr mit Schauspielerinnen, und lebte in beständigem Wechsel zwischen arger Liederlichkeit und genußvoller Reue. Er wurde Freimaurer und schloß sich der verdrehtesten Richtung des Ordens an. Sein Führer war ein gewisser Chr. Mayr, eine Zeitlang Geheimsecretär bei Wöllner. Er hörte oft an einem Tage des Morgens Messe, auf seinem Angesicht liegend, ertheilte dann in der lutherischen Kirche die Communion und endete den Tag mit Besuch der Mennonitengemeinde, der Synagoge und der Freimaurerloge. Beim Abendmahl wollte er wirkliches Fleisch und Blut hervorbringen, das Geheimniß der göttlichen Zeugung erläuterte er in der Weise der spätern Schönherr'schen Secte. Dieser Mann wollte Werner dem Bund der „Kreuzesbrüder im Orient" zuführen; der glaubensbedürftige Zacharias gab sich ihm in blinder Inbrunst hin; in einem Brief „küßte er ihm seine heiligen Hände".

Nachdem er eine Reise nach Berlin und Dresden gemacht, trat Werner 1793 in den Staatsdienst und wurde 1795 nach Warschau versetzt. Die preußischen Beamten standen dort sehr isolirt; einen Freund gewann Werner erst an J. J. Mnioch, dem Mitarbeiter des Tieck'schen Almanachs, der, 31 J. alt, 1796 als Criminaldirector nach Warschau kam, wo ihm 1799 seine junge hochbegabte Frau starb; dann 1799 an dem 19j. Referendarius Itzig aus Berlin. Eben war Werner im Begriff, sich zum zweitenmal scheiden zu lassen; er heirathete gleich darauf zum drittenmal, eine sehr schöne Polin, die aber kein Wort Deutsch verstand, wie er kein Wort Polnisch. Mit derselben ging er Anfang 1801 nach Königsberg zurück.

Er hatte den ersten Theil der „Söhne des Thals" vollendet: „Das Ganze," schreibt er 22. Febr. 1801 an Itzig, der wieder in Berlin war,

„ist ein Hymnus auf echte Maurerei.“ Gleich darauf klagt er dem Freund über seine vergeudete Jugend; allein „des Herren Kraft ist im Schwachen mächtig!“ „Des Herren Kraft aber, was kann das anders sein als Kunst und Religion? . . . Wer ist Künstler? der, welcher in Worten, Tönen, Farben das Geringste nachzuklimpern versucht, was der Religiöse in Minuten der Weihe empfindet? oder derjenige, der sich und sein Inneres wie eine Aeolsharfe dem schönen Sausen der harmonischen Schöpfung darbietet und sich von ihm durchströmen läßt? . . . Du bist in Berlin, in der Mitte zwischen jämmerlicher Frivolität und genialischer Renommisterei. Gott hat nach seinem unerforschlichen Rathschluß diesen Sammelplatz alles Staubes und aller Schaalheit gleich einem andern Bethlehem gewürdigt, in ihm ein neues Licht — nicht aufgehn, aber in einem Brennpunkt concentriren zu lassen. . . Ich mache keinem ein Geheimniß, daß ich Schleiermacher's Reden sehr viel Anregung in mir geschlummerter Ideen verdanke; selbst was ich hier geschrieben, klingt wie Nachbeterei. Aber dieser Verfasser hat auch nur einem andern weit Größern nachgebetet: dem Jacob Böhme. Ich habe ein Bändchen seiner Schriften erschnappt; habe es mit frommer unschuldiger Andacht gelesen, und habe gefunden, nicht nur daß er das Vorbild der jetzt werdenden Dichtkunst wirklich ist, sondern auch, daß er eine artem poeticam für den Künstler enthält, wie sie wohl die bisherigen Geschmackslehrer nicht geliefert haben möchten. . . Warum haben wir nicht einen Namen für Kunst und Religion! Das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das anspruchslose Ergießen einer reinen Seele in dies reine Meer, was kann der Mensch Tröstenderes haben? Ich lasse dir deinen Unglauben an Unsterblichkeit; ja unter uns gesagt, ich mache mir nicht mehr viel aus dieser Unsterblichkeit, und fühle wohl, warum der Glaube an sie, sei er auch gegründet, in den Reden über Religion irreligiös genannt wird: aber baden möchte ich mich, auflösen und verfließen in diese unendliche See, und das mußt und kannst du auch.“

„Ich muß Sie bitten,“ schreibt er 1802 an seinen Verleger Sander in Berlin, „in mir den prosaischen Menschen vom poetischen zu unterscheiden. Prosaisch bin ich mit dem kältesten Denker einverstanden, daß Aufklärung unsers Verstandes und Veredlung unserer moralischen Freiheit die Hauptgüter der Menschheit sind, und uns die schönsten Bilder weder von Erfüllung unsrer Handlungspflicht noch von Erfüllung unsrer Denkpflicht ableiten sollen; ich trenne die hohe Moral ganz von der Aesthetik. Aber aus eben dem Grunde mache ich letztere auch nicht zur Dienerin der Moral oder Humanität, welche ich beide für hoch erhaben aber für total prosaisch halte. Kunst und Religion sollen das Herz durch Anschauen des Schönen und des Universums nur reinigen, soweit, daß es für die höhern Wahrheiten der Moral

empfänglich ist, nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern. Nun sind aber die Herzen der Alltagsmenschen kalt; sie müssen also durch Bilder des Uebersinnlichen erst entflammt werden, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht, ehe die reine Milch der Moral in sie gegossen werden kann. In dieser poetischen Hinsicht nehme ich nicht nur die Maçonnerie, sondern manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja sogar den jetzt wieder Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubenssystem, sondern als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube, theoretisch und praktisch in Schutz; und so sehr ich Sie bitten muß, bei Beurtheilung meines Werks aus dieser Maxime die anscheinenden Schwärmereien zu erklären, ebensosehr muß ich mich dagegen verwahren, daß meine individuelle Ueberzeugung nicht nach dem beurtheilt werde, was als Künstler zu sagen ich mich berufen fühle. . . . Ich kenne niemand, dessen Lob mir erfreulicher wäre als Feßler: er ist einer der allerbedeutendsten Maurer, und Katholik, und dadurch in Rapport mit mir, der ich zwar nicht selbst katholisch, aber fest überzeugt bin, daß, die Sache poetisch angesehn, der Katholicismus nicht nur das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern auch, auf seine Urform zurückgeführt, allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit für immer verloren hat, vorzuziehn ist; daß unter allen Erzeugnissen der Christusreligion Katholicismus das Beste ist, und daß allen europäischen Kunstgenius und Kunstgeschmack allmählich der Teufel holt, wenn wir nicht zu einem geläuterten (NB. nicht metamorphosirten) Katholicismus wiederkehren." So bezeichnet er (28. Oct. 1802, an Itzig) als die Tendenz seines Drama „den Sieg des geläuterten Katholicismus mittelst der Maurerei über den in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen aber dem Menschengeschlecht nicht angemessenen durchaus prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Kriticismus"; und als sein Glaubensbekenntniß, daß nur „unter dem Glockenklang der Religion und dem Harfenspiel der Kunst der auf den Tempel gepfropfte Bund gedeihen kann."

Itzig ist indeß in einen Bund poetischer Jünglinge getreten, der sein Symbol vom Polarstern nimmt: darunter v. Chamisso, Varnhagen, Neumann; sie geben einen grünen Almanach heraus. „Ich sehe daraus," schreibt ihm Werner 17. Oct. 1803, „daß du dich endlich in die Arme der Kunst geworfen hast, die mit ihrer hohen Mutter, der Religion, und mit der echten Liebe eine innere Verbindung bildet, die ich durch den Namen der Grazien nicht entehren mag, sondern schlechtweg durch den Namen der Dreieinigkeit bezeichnen muß. . . Bei all deinem Gefühl für Kunst warst du doch noch halb ein Ungläubiger: du bist bekehrt. — Ich kann dir schwören, daß ich die Kunst blos aus dem höhern Gesichtspunkt, insofern sie uns Ahnungen

der Gottheit giebt, betrachte, und daß es mir nur darum zu thun ist, wenn auch nur wenig Gemüther für das Heilige zu gewinnen, das die Welt nicht kennt. Ich betheure dir, daß ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, blos Mitglied einer echt religiösen Secte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, warum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck. Darum hat es mich in der Seele gefreut, in euch, meine Herren, wenn ihr nicht ästhetische Lügner seid, verbündete Jünglinge zu sehn, die sich dem hohen Ziel entgegenschwingen. Daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zweck erblicke. Wäre ich mit diesen Menschen einen Tag zusammen, sie müßten mich entweder in ihren Bund aufnehmen und sich zu einer kräftigeren Wirksamkeit entschließen, oder mich für einen incurabeln Narren erklären. Alles poetische Andeuten von einbrechender Morgenröthe u. s. w. kann nichts helfen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen von Gott entfremdeten Welt, das Beispiel einer solchen Verbindung in Natura; sie mag Secte, Orden oder wie sie will getauft werden. Kann ich zu einem solchen Zweck mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig. Betrachte es nicht als einen hübschen ästhetischen Traum, als eine plaisante, nie zu realisirende Idee. — Du bist an der Quelle; suche A. W. Schlegel's Bekanntschaft; mache dich mit Schütz bekannt. Associire dich ihnen. Ist dieser oder jener ein Narr: thut nichts, wenn er nur echten Sinn hat für das, was dem Menschen Noth thut. Vor allem sondire diese Menschen, ob die Idee einer Verbindung der Bessern zur Vergöttlichung der Menschheit eine poetische Floskel, mithin eine leere Gasconade ist, oder etwas mehr. Sollten sie glauben, daß auf die Menschheit durch literarisches Zeug gewirkt werden könne, so kannst du sie versichern, daß hier in Königsberg die Genoveva, die Phantasien, die Herzensergießungen, Bücher, von denen ich noch Trost auf dem Sterbebett hoffe, kaum gekannt werden."

Die „Söhne des Thals" erinnerten die junge Generation lebhaft an die Grillen des vorigen Jahrzehends. — Ein ungerechter Proceß wird gegen die Templer geführt, wir sehen sie leiden und sterben, und können ihnen nur jenes kränkende Mitleid schenken, welches diejenigen trifft, die mit Unrecht untergehn, für deren Dasein sich aber auch kein erheblicher Grund anführen läßt. Um uns aus diesem unschönen Gefühl des gemeinen Mitleids zu er-

heben, hat Werner ein Mittel gebraucht, das, im höchsten Grade unpoetisch, dennoch die Richtung der Zeit charakterisirt: der Untergang der Templer ist ihm nicht ein nothwendiger, durch die willenlose Naturkraft der Geschichte vollzogener Act, sondern wird durch eine geheime Gesellschaft veranlaßt, das Thal, welche die Vorsehung auf Erden vertritt, und der die weltlichen Leidenschaften, Intriguen und selbstsüchtigen Absichten der Großen als Werkzeug dienen. Durch diese Erfindung zerfällt das an sich schon unförmliche Stück in zwei Massen, die in der Stimmung wie in der historischen Farbe einen schreienden Contrast bilden. Im historischen Theil steht man zwischen Schiller und Kotzebue, wie denn auch beide Dichter an diesem Drama großes Gefallen fanden. Die Effecte sind stark und durch äußerliches Beiwerk geschickt hervorgehoben; die Charaktere von der einfachsten Anlage und leicht zu unterscheiden, weil durch die dicksten Farben charakterisirt. Uebrigens empfinden diese historischen Personen ganz wie unsereins, in ihrer Art zu denken liegt nichts Supranaturalistisches; am glücklichsten ist Werner in der Zeichnung jener polternden Alten, die hinter einer borstigen Außenseite ein feines, ja zartfühlendes Innere verbergen. Nun sind diese treuherzigen Leute, aus denen die Masse des ersten Theils besteht, in der wunderlichen Lage, einem mystischen Orden anzugehören, dessen geheimnißvolle oder vielmehr lächerliche Ceremonien uns in großer Breite vorgeführt werden. In diesem Opernspuk tritt nur ein Punkt deutlich hervor: daß die Recipienden genöthigt werden, das Kreuz mit Füßen zu treten und dem Abgott, dem sie bisher gedient, zu entsagen; möglicherweise kann es der Fürst dieser Welt sein, möglicherweise auch der Gott, den die Kirche lehrt; die „Wissenden" scheinen darüber selbst nicht im Klaren: sie sind Werkzeug eines höhern Ordens, der ihnen selbst unbekannt ist. Von wem geht nun die Verderbniß des Ordens aus, von den Gründern oder von dem jungen Geschlecht? Das letztere enthält zwar einige unreine Elemente, aber im Ganzen scheint es untadelhaft, und der kreuzbrave Großmeister Molay kritisirt mit seinem ganz richtigen Gefühl, daß das Cölibat eine unnatürliche Einrichtung sei, nicht sowohl den jetzigen Zustand des Ordens als vielmehr dessen Gründer, das Thal. — Nun spielt aber in diese historische Welt ein Spuk hinein, der mit ihr in keinem verständlichen Zusammenhang steht. Man ist froh, wenn man hie und da einigermaßen eine Anschauung von dem sich bilden kann, was der Dichter zu wollen scheint; aber es verdrießt, wenn man zuletzt inne wird, wie wenig sich die Anstrengung lohnt. Diese Mystik ist dem Werke nur als Ausschmückung beigemengt; die Stellen, die sie einnimmt, sind nicht motivirt und greifen nicht ein. Sie wird verkündigt durch abgeschiedne Geister, bald in Prophezeiungen und Gebeten, bald in Warnungen, in lyrischen Ekstasen und Träumen; überdies verlieren sich diese Verkündigungen

meist in farb- und gestaltlose Bilderspiele nach dem Costüm der katholischen Kirche. Da klingen die fünf Wunden mit den sieben Sacramenten, das Lamm und der Seelenbräutigam, die Dornenkron' und Gottessohn auf das wunderlichste durcheinander. „Die Thränen gehn herauf zu Gottes Throne, die wir am fünfgeröhrten Quell vergießen; was Gott gesendet, strebt zu ihm zurücke. Aus sieben Sternen läßt Er Strahlen fließen, auf daß der Mensch im Dunkel nimmer wohne und bei der Lampen Glanz den Torus schmücke. Doch wenn des Menschen Blicke geschauet das, was nur für Ihn vorhanden, so hat er den, der alles ist, gefunden; die Thränen sind, die Sterne sind verschwunden, dann ist er Sein und macht den Schein zu Schanden. Jetzt mögen Thränen noch und Sterne blinken, bis jene trocknen und bis diese sinken: wir wollen beten und der Herr wird winken." Im ersten Theil ist das Geisterwesen unter zwei Personen vertheilt, die bei bedenklichen Auftritten als Propheten oder Gewissensräthe unversehens erscheinen in mancherlei Gestalten, und zuweilen blos ihre Stimmen bald hier, bald da hören lassen, so daß sie wirklich nach Molay's Bemerkung Versteckens spielen. Diese Geistermanier ist weiter nicht originell; sie wird es erst, wenn beide ganz häuslich unter sich sind, denn sie haben am Meere ein eignes Hüttchen und ihre eigne Wirthschaft. Eudo, der Geist eines bereits vor hundert Jahren gestorbnen Herzogs von Aquitanien, ruft die junge Pilgerin Astralis aus dieser Hütte, bricht ein Brod und „giebt ihr ihre Hälfte, die sie mit Freudigkeit genießt; als er die andere Hälfte an seinen Mund bringt, wird solche fließend, und reinigt, indem sie tropfenweise zum Theil auf sein Gewand herabträuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er das Uebrige genossen, legt er sich hin und schlummert so lange, als die Oekonomie des Stücks es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis sich ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blütenkeime, und als diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild; dann erwacht Eudo wieder. — Hast du geopfert? — Nein, gestaltet nur. — Hast du gebetet? — Ja, geglüht für Robert. — Ein schön Gebet!" U. s. w. — Jene Combination der Isis und der Jungfrau Maria verräth, daß vom Christenthum nicht die Rede sein kann, wir werden fortwährend daran erinnert, daß die Söhne des Thals sich überall den klimatischen und nationalen Vorurtheilen accommodiren, daß sie sich auf ihren Weltreisen der Formeln jeder einzelnen Religion bedienen. Astralis, die ihrer Jugend wegen weniger Uebung hat, verspricht sich alle Augenblicke, und redet von Horus, wo sie Christus nennen sollte. Das folgende Gebet würde schwerlich den Beifall der Kirche haben. „Isis, du gottbegnadete Mutter, die du tränkest

alle Wesen mit göttlichem Licht, die du die Zarte, die Ewige, als Jungfrau dich nahend dem sündigen Menschen, verkläret, gewältigt durch ewige Kraft, den Meister, den Heiland gebarst! O Horus, mein Meister, wenn du mir flammtest im Blute des Frühroths, wenn du, o Isis, mir strahltest im Spiegel der Meerflut! Stärkt zum gewaltigen Werk mich die Zarte; genug zu thun für ihn der mein ist, zu glühn mit ihm in dem der All ist — durch Schönheit zu sühnen den Sohn der Kraft!"

Im Anfang des zweiten Theils werden wir dem Wirken der Gesellschaft näher geführt. Der zweite Sohn des Thals, dem wir begegnen, Erzbischof Wilhelm, der die Inquisition gegen den Orden leitet, ist von der Ungerechtigkeit der Verfolgung überzeugt, verachtet seine Helfershelfer, liebt und ehrt die Ritter, die er opfern muß. Ein menschlich fühlender Cardinal stellt ihm die Greuel vor, die auf sein Anstiften mit den unschuldigen Templern vorgenommen sind, und fragt ihn, ob sie nicht sein Gewissen drücken. Wilhelm verneint und beginnt seine Rechtfertigung als gebildeter Dialektiker mit der Frage: „Wenn etwas ist, kann es zugleich auch nicht sein?" — Genug, er zeigt dem Freund, daß die Templer, ursprünglich zum Dienst der Kirche bestimmt, nicht mehr an Christus glauben. „Sie sagen's — und darin liegt es! ihren Bübchen ohne Bart, daß der nicht Gott ist, der's für uns sein soll. Das ist doch dumm — nicht wahr?" — „Ein schwer Verbrechen, wenn 's erwiesen ist!" „Sonst nichts als dumm, doch leider zu erwiesen." Deshalb muß die Kirche sie ausrotten. „Die Kirche geht ihren festen Schritt, wie jedes Riesenkind des ew'gen Schicksals. Sie lechzt nach Blute nicht; doch sie zertritt, was ihr im Wege steht, und das Zertretne verdichtet wieder sich zu kräft'germ Leben." — „Du sprichst als Priester! ist das Schreckbild, das der Fanatiker die Kirche tauft, der Opfer werth, die wir ihm schlachten?" — „Wo ist ein beßrer Glaube für die Menschheit? Wir tödteten das Leben kühner Vorzeit; womit bevölkern wir den öden Raum, wenn wir ihn nicht mit Wärme neu beseelen? Dem heitern Griechen lebte seine Welt; wir raubten ihr des Lebens hellen Firniß. Der Weltkreis ist für uns ein Todtenhaus; vernichtet ist der Mensch, wenn nicht zum Leben mit Adlerflug das Ideal ihn reißt. Hier strahlt der Kirche volle Glorie" u. s. w. — „Sollten aber die Templer, was ihnen Wahrheit ist, nicht auch verbreiten?" — „Haben sie's vermocht? verläßt das Volk die Tempel unsrer Götzen? Freund, hier ist der Erfolg der Prüfungsstein: das wirklich Große, niemals kann's mißlingen; was nicht gelingen konnte, war nicht groß..... Glaubst du im Ernst, daß ich die Ketzereien vertilgen will, wenn ich die Ketzer opfre? Ist Verfolgung nicht die Kelter, in die das Schicksal alles Kühne preßt? Was Wahrheit sei, wir können's nicht entscheiden; doch wenn im Elend sie die

Probe hält, dann zeigt sie erst sich in verklärtem Glanze." Die Masse der Menschen besteht aus Pöbel, diesem darf auch die Wahrheit nicht gezeigt werden, da die Gefahr des Mißbrauchs in rohen Händen nahe liegt. „Die Kirche ist das große Gleichgewicht, vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr, daß nie der Herrscher sich vermesse, das Heiligste der Menschheit anzutasten. So lange der Koloß noch aufrecht steht, bleibt auch der Menschheit Kleinod unverloren... Die Kirche ist ewig wie der Geist, der sie zu seinem Tempel auserkor; denn ewig bleibt der Cirkel der Geweihten, der nichts gemein hat mit der niedern Welt. Sein sichtbar Haupt — und wär' es schlechter noch, als der Tiaren-Jude Clemens schlecht ist — doch bleibt es Schlußglied jener starken Kette... Wenn einmal — was der Menschheit Engel wehre! diese Kette dennoch zerrissen würde: ja dann sind wir arm. Doch dafür soll das Thal — —" — Also ein Ungläubiger, wie Schiller's Großinquisitor, treibt mit Gefühl und Gewissen ein frevelhaftes Spiel, schürt die Scheiterhaufen, zerreißt alle Bande der Menschlichkeit, für ein Ideal des bloßen Verstandes! — Erzbischof Wilhelm ist übrigens nur Schüler; im Innersten der Thalgrotte, die unter dem Karmeliterkloster zu Paris liegt, setzt ein „Aeltester des Thals" diese Belehrungen fort. Er beweist zuerst die Nothwendigkeit einer Association der Guten gegen das Böse; die Nothwendigkeit, im Kampf gegen das Schlimme die Waffen der Schlangen zu gebrauchen. Das Schlimmste aber ist, wenn man dem Menschen den Glauben an das Göttliche raubt. „Was dir dein Glaube an dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch. Man kann ihm alles nehmen, nur nicht das, am wenigsten, wenn man's ihm nicht vergütet. Man soll es ihm nicht nehmen; denn der Glaube an etwas Göttliches ist ja der edelste Krystall der Schöpfung. Wie die Natur im Phantasienspiel übt sich der Geist in regellosen Launen; doch immer bleibt's Krystall, in welchen Formen er anschießt, das ist einerlei; und besser der Formen abenteuerlichste dulden, als den Krystall gestaltend zu zerbröckeln. Das ist der Grund, warum wir jedes Volkes Glauben ehren, warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges Braminen sind; und da der Mensch es einmal nicht vermag, die Gottheit ohne Mittler anzuschauen, warum wir, durch Messias und Prometheus, durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus, dem staubbedeckten Geiste Flügel leihn, um sich zu seinem Urquell aufzuschwingen." — Den Glauben des Pöbels angetastet zu haben, ist das eine Vergehn der Templer; schwerer fällt ein zweites in's Gewicht. Sie haben den gemeinen Interessen des Pöbels, der Politik u. s. w. zu Liebe die höhern Zwecke der Geweihten geopfert; der höchste Zweck ist aber — — die Stoffe zu verwandeln und dadurch die Menschheit allmächtig zu machen!! „Der Mensch kann alles, wenn er nur sich selbst vergißt und sich der Sinnenwelt

entäußert: die erste Handlung dieser Selbstentäußerung ist Reinigung, die letzte ist der Tod; und das, was uns dem Ganzen wiedergiebt, die herrliche Verwesung ist die Krone. Um diese zu erlernen sind wir hier. Die Wissenschaft der Größen, und die Kunst, in's Unermeßliche sie zu zerflößen, das ist die Weisheit eines Thalsgenossen. Des Stoffs Zerlegung lehrt uns unsre Allmacht, die Auflösung giebt uns Allgegenwart. Doch wie der Geist nur in sich selbst versinkt, und durch Vernichtung dessen, was nicht er ist, des Denkgesetzes ew'ge Regel formt, so mußt du auch, willst du den Stoff beherrschen, vom Eignen dich durch Selbstertödtung scheiden. Nur wenn dir Geist und Stoff Erscheinung sind, gespiegelt im Unendlichen, nur dann kannst du ihr launenhaftes Wechselspiel mit regelrechtem Willen umgestalten." Diese Lehren regen den Schüler — eben jenen Robert, der zu Anfang des Stücks gegen die Regel des Ordens gefrevelt — zu einem neuen Gedanken an: „Der Tod, so dämmert's mir, er soll vielleicht, er, der von uns so gar nichts übrig läßt, vielleicht Symbol sein dieser Selbstverleugnung — vielleicht noch mehr — ich hab' es! — Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? die unser eignes jämmerliches Ich mit allem Unrath fortspinnt in's Unendliche — auch sie muß sterben; unser schales Selbst, wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt, wir können es, wir müssen es verlieren, um einst in aller Kraft zu schwelgen!" — „Triumph! ertönt der Chor des Thals, er hat es selbst gefunden! Preis dem Licht!" Und Robert wird zum Großmeister des neuen Ordens der Kreuzesbrüder ernannt, der die Principien des Thals in Schottland verjüngt wiederherstellen soll. — Jetzt gewinnt der Untergang der Templer eine andre Beleuchtung, es ist nicht eine Strafe, es ist eine Verklärung; sie werden gefoltert, gepreßt, zerrissen, verbrannt, um als Heilige in das All aufzugehn; Molay's Name strahlt neben Christus, und mit den scheußlichsten Farben wird das Entzücken der „weiß und grünen" Verwesung gefeiert. Zuletzt unterscheiden wir in diesem Leichenduft nichts mehr, da uns vor Thränen, Gebeten, begeisterten Reden, Blicken gen Himmel, feierlichen Kleidern, Gott, Ewigkeit und andern schönen Dingen, so himmelangst wird, daß alle Gedanken schwinden. Bengalische Flammen, unter- und überirdische Stimmen, Hoboen und Flöten, lebende Geister und fühlende Statuen, redende Sphinxe und musicirende Memnonssäulen, der Vogel Phönix und der in der Luft schwebende jugendliche Großmeister, kurz die vollständige Zauberflöte in einer überschwenglichern und schwülstigern Sprache, als diese mystische Posse Schikaneder's, aber nicht mit einem Gran mehr Verstand. Vergebens würden wir uns in diesen schreienden Dithyramben nach der Spur eines Gedankens, nach der Spur eines wahren Gefühls umsehn. Die Tragödie hat sich in den gemeinsten Opern- oder eigentlich Balletspuk verwandelt.

Die Tragik des Stücks ist eine durchaus äußerliche, sie liegt weder in den Personen noch in Zuständen, und die Handlung beschäftigt sich nur mit kleinen Gemüthsconflicten. Alle Menschen, die Werner schildert, mit Ausnahme der nöthigen Bösewichter, sind von jener nachlässigen Gutmüthigkeit, die nur für idyllische Scenen paßt; es sind jene weichen, mit dem Uebermuth der Schwäche nach einem subjectiven Halt strebenden Phantasiebilder, wie wir sie bei Kotzebue antreffen, wenn auch mit einem starken Mysticismus zersetzt und gedankenreicher. Harte eiserne Menschen zu schildern, ist er ebenso unfähig wie Kotzebue. Wo er es unternimmt, wird unter seinen Händen daraus ein Renommist. Man muß lange alles natürliche Gefühl für Wahrheit untergraben haben, um solche weichmüthige Menschenfresser zu erfinden wie den Erzbischof Wilhelm und den spätern Attila. Werner that sich am meisten auf die empfindsamen Stellen zugute; namentlich vor einer Scene, wo ein Vater seinen Sohn wiederfindet, und im Hintergrund der Harfenspieler dazu die Cither schlägt, hegte er eine wahrhaft rührende Begeisterung. Er begriff gar nicht, wie er so etwas hätte schreiben können, und doch hätte er dergleichen melodramatische Scenen bei Kotzebue auf jeder dritten Seite antreffen können. Er nennt sie eine Einwirkung, deren ihn Gott gewürdigt habe. „Dies wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geschrieben, und zwar in den trivialen Stellen besonders, hin und wieder schwache Spuren entdecken kann, bin ich ein erbärmlicher Mensch, der sich selbst so wenig als andern zu rathen weiß. Ich versuchte es, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt; sollte es Gottes Wille sein, so werde ich künftig vielleicht einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann ebenso albernerweise tadeln. Indessen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lange die Leute noch darauf hören." —

„Von der poetischen Schule," schreibt Schleiermacher 26. Nov. an Brinckmann, „kann ich, da ich so ganz unpoetisch bin, entweder gar nicht oder wenigstens nur sehr unpartheiisch reden. Was sie hervorbringt, kann ich wohl nicht recht beurtheilen; der Alarkos ist ein wahrer Pendant zur Lucinde, der Lakrimas hat eine Schülerhaftigkeit, der man eigentlich die Presse verweigern sollte, wie man den Kindern kein Fleisch giebt vor den Pocken. Aber was den Weltbegriff und die Weltverhältnisse dieser Schule betrifft, so glaube ich mit dir, daß der Grund, warum sie eine Secte bildet, mehr außer ihr liegt als in ihr. Wenn man betrachtet, wie gänzlich verschieden in ihren Productionen und in ihren Principien (wenigstens in der Art, wie sie dazu gekommen sind, und wie sie sie selbst ansehn) Fr. Schlegel, Tieck und A. W. Schlegel sind, und immer sein werden, so muß man wohl gestehn, daß hier

keine Neigung sein kann offensiv eine Secte zu bilden, sondern höchstens defensiv; sie könnten also unmöglich existiren, wenn die Andern, die sich die alte Schule zu bilden einbilden, nicht offendirten. So scheint mir auch Goethe's Protection nur von dieser Seite erzwungen zu sein; und jene drei glauben ebensowenig an die Gleichheit seiner poetischen Principien mit den ihrigen, als er daran glaubt; aber man hat sie mit Gewalt an einander gedrängt. Sie brauchen ihn nur wie am Anfange des vorigen Jahrhunderts die Philosophen die chinesische Moral gegen die Orthodoxen brauchten."

2.

Die Antike und das Schicksal.

Als viele Jahre später A. W. Schlegel und Tieck sich der jüngern romantischen Generation gegenüber wie der Zauberlehrling vorkamen, der die Geister, die er rief, nicht wieder los werden konnte, bekannten sie offen die schädliche Einwirkung Calderons auf das deutsche Theater. Aber sie klagten als Mitschuldigen Schiller an. Gleichzeitig mit der „Andacht zum Kreuz" und den „Söhnen des Thals" erschien die „Braut von Messina". Dies glänzende Irrlicht verleitete das deutsche Drama, das durch den Erfolg des Alarkos wahrlich nicht wäre zu bestimmen gewesen, in das Labyrinth der Schicksalstragödie, wo das Gespenst des altheidnischen Fatums ein paar Jahrzehnte das Gemüth des deutschen Volks verfinsterte. Nur zweierlei übersahen die bekehrten Romantiker: ihre eigene schwerere Verschuldung, und daß bei den Dichtern von Weimar, wie oft sie sich auch an dem Getändel dieser romantischen Fratzen betheiligten, trotz der falschen Doctrin immer wieder der Instinct des Lebens erwachte. „Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie," schreibt Schiller an Humboldt, „daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. Jeder steht für sich, und muß sich seiner Haut, wie im Naturzustand, wehren."

Schiller war seit 16. Nov. 1802 ein Edelmann. „Es traf sich," erläutert er seinem Körner, „daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten v. d. Pfalz den Adel geschenkt bekam; er wollte ihn hier geltend machen, wurde aber abgewiesen und obendrein ausgelacht: er hatte sich immer

als der gröbste Demokrat ausgelassen, und wollte sich nun in den Adel eindrängen." Der Herzog, wohl zum Theil durch Wolzogen angeregt, verwandte sich nun für Schiller in Wien; der Adelsbrief wurde daselbst 7. Sept. ausgefertigt: unter den Motiven wurde auch des Dichters adlige Heirath angeführt. „Es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt hatte. Dies bringt nun der Adelsbrief in's Gleiche, weil meine Frau, als Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. In einer kleinen Stadt ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist, denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm."

Noch als Schiller im Wallenstein war, hatte er sich bemüht, einen Stoff in der Weise des Oedipus zu finden. „Das Geschehene, als unabänderlich, ist seiner Natur nach viel fürchterlicher, und die Furcht, daß etwas geschehn sein möchte, afficirt das Gemüth ganz anders als die Furcht, daß etwas geschehn möchte ... Aber ich fürchte, der Oedipus ist eine eigne Gattung; am wenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an dieser Tragödie, der durch nichts zu ersetzen ist, und wollte man das Wesentliche der Fabel bei veränderten Personen und Zeiten beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist." Aber der Gedanke ließ ihn nicht ruhn, und Mai 1801 hatte er sich den Stoff zur Braut von Messina für die strengste griechische Form, mit Chören ausgedacht. „In meiner jetzigen Klarheit über meine Kunst hätte ich den Wallenstein nicht gewählt." Sept. 1802 war er mitten im Werk: „ich bedurfte eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form, und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre. — 6. Febr. 1803 war das Stück fertig, und in einer gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern vorgelesen. „Jetzt habe ich Hoffnung, es mit dem Chor auch auf die Bühne zu bringen. Es ist nichts nöthig, als daß ich ihn, ohne an den Worten zu ändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse. Sie sollen mir den Chor spielen, ohne es zu wissen." Zu dieser Veränderung, die eigentlich den Begriff des Chors wieder aufhebt, hatte ihn der Herzog bestimmt. Dieser äußert sich gegen Goethe über das Stück 11. Febr. ziemlich unzufrieden: „Die Hauptpersonen sind Stockkatholiken, der Chor Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Um die lästigen Confidents zu verbannen, ist, dünkt mir, eine viel lästigere Maske eingetreten. Indeß hüte ich mich wohl, etwas der Aufführung des Stücks entgegenzusetzen."

„Sie werden nun urtheilen," schreibt Schiller 17. Febr. an Hum-

boldt, „ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller Dichter genannt, und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen könne. Ich will indeß nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein." — Körner, 18. Febr.: — „Mir ist kein modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in einem solchen Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Mir ist zuerst recht anschaulich geworden, wie viel die dramatische Darstellung durch den Chor gewinnt. Es gehört zur Würde der Handlung, daß der Einzelne von einer Gruppe theilnehmender Menschen umgeben wird. Malerei und Musik kennen die Vortheile solcher Gruppen sehr gut."

19. März 1803 wurde „die Braut" in Weimar aufgeführt. „Der Eindruck," berichtet Schiller, „war ungewöhnlich stark; es imponirte dem jüngern Theil des Publicums so sehr, daß man mir nach dem Stück ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm." Der Verdruß über diese Ungebührlichkeit war in Weimar so groß, daß Goethe eine strenge Untersuchung verfügte. — „Ueber den Chor sind die Stimmen getheilt, da ein großer Theil des Publicums seine prosaischen Begriffe vom Natürlichen nicht ablegen kann. Ich selbst kann wohl sagen, daß ich in dieser Vorstellung zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam; auch Goethe meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherm eingeweiht worden." In der That konnte die Braut nur ein Theaterdichter von erstem Range schreiben: die Niobehaltung Isabella's, die leidenschaftliche Bewegung und Gruppirung der beiden Parteien, die edle, vornehme Sprache; es ist, als hörte man eine herrliche Oper ohne Musik.

In der Vorrede trat Schiller für die neue Kunstform in die Schranken. „Auch in der Tragödie hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie aufhebt. Der bildenden Kunst giebt man nothdürftig eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man Illusion, die, wenn sie wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde. — Durch Einführung der metrischen Sprache ist man der poetischen Tragödie schon um einen großen Schritt näher gekommen; es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen: aber mit dem Einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt.

Die Einführung des Chors wäre der entscheidende Schritt, dem Naturalism offen den Krieg zu erklären; eine lebendige Mauer, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren. — Die alte Tragödie fand den Chor in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind an sich öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen, d. h. er muß mit der Fabel eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird. Der Chor leistet ihm weit wesentlichere Dienste als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die gemeine moderne Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerstrebt. Der Palast der Könige ist geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht. — Aber wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig zu machen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und fühlbar zu machen, ebenso durchflicht und umgiebt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit Würde und Ruhe bewegen. — Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dies mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter

einhergeht; er reinigt das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet. — Wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so legt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen, und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. — Wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung. Das Gemüth des Zuschauers soll in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affecte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung: denn eben diese blinde Gewalt der Affecte ist es, die der wahre Künstler vermeidet; diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung aufeinanderfolgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile auseinanderhält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, giebt er uns unsere Freiheit zurück, die im Sturm der Affecte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln: denn sie sind keine individuellen Wesen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, sondern Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt, und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motivirt die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publicum zu reden."

Einige Jahre darauf sagt A. W. Schlegel in der Geschichte des griechischen Theaters: „Neuere Dichter, und zwar vom ersten Range, haben versucht, den Chor in ihren Stücken anzubringen, meist ohne einen lebendigen Begriff von seiner Bestimmung. Wir haben keinen angemessnen Gesang und Tanz, wir haben auch bei der Verfassung unserer Bühne keinen schicklichen Platz für ihn. Ueberhaupt möchte die griechische Bühne für unsre heutigen Theater immer eine ausländische Pflanze bleiben, der man kaum im Treibhaus gelehrter Kunstübung einiges Gedeihen versprechen darf. Der Stoff der alten

Tragödie, die griechische Mythologie, ist der Denkart und Einbildungskraft der meisten Zuschauer ebenso fremd, als deren Form und theatralische Darstellungsweise. Einen ganz andern Stoff aber, z. B. einen historischen in jene Form zwängen zu wollen, ist ein mißlicher Versuch."

Schlegel vergißt, den Grund anzuführen. Bei den Griechen war der Zweck des Chors, die allgemeingiltige sittliche Basis gegen die Einseitigkeit der Leidenschaft festzuhalten. Das ist in einem Stück nicht möglich, wo der Dichter nicht blos die Basis der angenommenen Sittlichkeit verläßt, sondern seine eigne sittliche Ueberzeugung um des künstlerischen Zwecks willen verleugnet. Die Kunstform seines Stücks bedingte die Prädestination, die Orakel. Wenn im Oedipus die Orakel der Götter gegen die Vermessenheit der Einzelnen in Erfüllung gehn, so ist der Chor in vollem Recht, seine Anerkennung auszusprechen, denn der Glaube an die Wahrheit der Orakel gehörte zur griechischen Religion. Wenn aber der Chor der Braut ihm darin nachfolgt, so schlägt er damit nicht blos der christlichen Religion in's Gesicht, sondern auch der gesunden Weltanschauung des Dichters selbst.

Das ist die zweite Paradoxie des Stücks, die Schiller in der Vorrede zu vertheidigen sucht. „Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. — Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiednen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dies auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten findet." — So war nun von einem großen Dichter der Versuch wirklich gemacht, den Fr. Schlegel empfohlen hatte. Er fiel nicht zur Zufriedenheit seiner Lehrmeister aus. „Die romantische Poesie," sagt A. W. Schlegel 1808, „sucht zwar das Entfernteste zu verschmelzen, allein geradezu unverträgliche Dinge kann sie nicht in sich aufnehmen: die Sinnesart kann nicht zugleich heidnisch und christlich sein."

In der That sind die Religionen nicht ein bloßer Flitterkram phantastischer Formen, die man nach Belieben durcheinanderwerfen könnte, sondern jede hat ihr Lebensmotiv, das sich organisch in allen Zweigen des sittlichen Empfindens ausbreitet. Wenn es in der Geschichte vorkommt, daß verschiedne Religionen sich in demselben Local aneinanderdrängen, so darf die Kunst von dieser Freiheit keinen Gebrauch machen, es sei denn, daß sie eben den Kampf dieser Religionen zum Gegenstand macht. Die im Drama kämpfenden Ideen

muß der Geist der Religion oder das sittliche Ideal des Dichters beherrschen und ihnen die richtige Perspective geben.

Dies Uebergewicht des formal Aesthetischen über den eigentlichen Kern der Poesie rächt sich auch an den allgemeinen Aussprüchen, auf die Schiller besondern Werth legt. Die Poesie hat den Zweck, die Einsicht in die Gewalten zu verleihen, welche das Leben regieren. Das thut weder die Handlung des Stücks, noch die Reflexion des Chors: läßt man sich durch die Pracht der Sprache nicht täuschen, so findet man bald Trivialitäten („das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld!"), bald unhaltbare Paradoxien („die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" ein Einfall, den der erste beste Blick in die Thierwelt widerlegt). Es handelt sich weder um ethische Probleme noch um psychische Analyse. Im Wallenstein war der Sternenglaube ein psychologisches, dem Charakter der Handlung entsprechendes Motiv; hier ist durch Uebertragung der griechischen Schicksalsidee, in der trotz der Ueberfülle heiterer Göttergestalten das göttliche Wesen ein verborgenes war, auf die mittelalterliche Welt, in der man trotz aller Ueberschreitung der Phantasie den allmächtigen Gott des Himmels und der Erde zu verstehn wenigstens mit Ernst sich bemühte, die poetische Idee in Widerspruch gegen den poetischen Stoff gesetzt. „Ich leide schuldlos, doch in Ehren bleiben die Orakel!"

In dem Maskenzug, den Goethe 15 J. später in Weimar aufführte, schildert er bei Gelegenheit der „Braut von Messina" den Zustand: „wenn von dort, woher wir Heil erflehen, . . . uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammt, seltsam geregelt, Strahl am Strahle strahlt, in Schreckenszügen Feuerworte malt: das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammt!" „Vergebens willst du dir's vernünftig deuten; was soll man sagen, wo es bitter heißt: ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen! Ein schwierig Räthsel, räthselhaft zu lösen." „Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen, der Sinnende, der alles durchgeprobt."

Das trifft den Kern: Erstaunen wollte Schiller erregen, nicht Verständniß. Daß er das Leben als ein Räthsel darstellt, ist an sich nicht zu tadeln; denn der soll noch gefunden werden, der es völlig auflöst. Aber der Dichter muß es wenigstens zeigen, wie es ist. Auch für Goethe war die Weltmacht generis neutrius; so oft er „den Gedanken von dem Ungeheuern, Unfaßlichen abzuwenden" versuchte, so drängte sich doch immer von Neuem seiner Beobachtung die Spur eines Gesetzes auf. „Er glaubte in der Natur etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte, und deshalb unter keinen Begriff gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht

teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen. Dies furchtbare Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, bildet eine der moralischen, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen. Ich nannte es dämonisch, nach dem Beispiel der Alten, und suchte mich vor ihm zu retten, indem ich mich hinter ein Bild flüchtete." Wie es sich auch mit der tiefern Wahrheit dieses Bildes verhalten mag, es entspringt aus wirklicher Beobachtung des Lebens, während der Dichter der „Braut von Messina" aus theatralischen Absichten zu einer nicht blos fremden, sondern offenbar roheren und längst überwundenen Form der Weltanschauung zurückkehrte.

Humboldt erklärte die „Braut" für Schiller's Meisterstück; er ging noch weiter: er wollte den Chor noch idealer halten und seine äußere Erscheinung gar nicht motiviren. „Uns," schreibt Jacobi, „hat die Braut, einige schöne Stellen ausgenommen, ungefähr so gefallen wie der Alarkos, und nicht viel weniger zu lachen gemacht. Alle Personen in diesem Stück handeln nicht, sondern werden gehandelt; ein grauses Schicksal thut alles. Welch ein ekelhafter Spuk aus zusammengemischter Hölle und Himmel!" — Am entschiedensten trat die A. Dt. Bibl. (Martyni-Laguna) auf. — Auf die Ausbildung der Handlung sei so wenig Kunst verwandt, daß selbst zweideutige Göttersprüche und der Kunstgriff des Verschweigens nicht verschmäht werden, um sie in Gang zu halten; statt aller entscheidenden Motive wirke ein unbekanntes Etwas, das Schicksal, das, man wisse nicht welche Schuld rächen wolle. — Schiller sei immer in Gefahr, das Object mit dem Subject zu verwechseln; aber statt dieser Gefahr aus dem Wege zu gehn, scheine er sie hier recht aufgesucht zu haben: statt eine Handlung zu erfinden, die ihn genöthigt hätte, aus sich selbst heraus und in den Charakter der handelnden Personen einzugehn, habe er eine Reihe bewegungsloser Scenen gegeben. Um die griechische Einfachheit zu erreichen, knüpfe er seine Geschichte an eine Vorzeit, von der wir nichts wissen und nichts erfahren; um das tragische Gedicht zu reinigen, d. h. die Reflexion von der Handlung abzusondern und durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft auszurüsten, führe er den alten Chor zurück: während es weit natürlicher wäre, den Zuschauer die Reflexion für sich machen und sie aus der Handlung selbst hervorgehn zu lassen. „Wir hoffen, Schiller werde es bei diesem verunglückten Versuch, unser Theater zu gräcisiren, bewenden lassen. Ein Dichter, der zugleich ein so trefflicher Kritiker ist, sollte doch den Unterschied zwischen Zeiten, Sitten und Völkern richtiger in's Auge fassen,

als die excentrischen Kunstjünger, die sich durch ihr loses Geschwätz über Griechen und Griechheit ein Ansehn zu geben meinen."

Offen für Schiller trat Klingemann in der „eleganten Welt" auf, ein jüngerer Freund Cl. Brentano's, den man in Jena auch zur Schule gerechnet hatte. Auch er verwirft unsre gegenwärtige Bühne. „Wir lieben die Natur, d. h. nicht die alles schaffende, sondern eine conventionelle Wirklichkeit; in unsrer sogenannten Tragödie zerstörte dies jeden Aufschwung, und statt tragischer Erhebung gab es nichts als Heulen und Wehklagen. Der Idealität der tragischen Darstellung widersetzte sich die Individualiät des Schauspielers; das Metrum selbst war noch zu locker und willkürlich" ... Er verlangt nicht nur den Chor und den Trimeter, sondern auch die Maske und den Kothurn. Wieland brachte eine lange Abhandlung über den Chor, in seiner Weise, abwägend, vermittelnd, ohne greifbares Resultat. Kotzebue, der Oct. 1802 mit Goethe völlig gebrochen, als dieser in seinen „deutschen Kleinstädtern" eine pasquillantische Stelle gegen die Schlegel strich, und nach Berlin übergesiedelt war, wo man ihm eine Stelle in der Akademie und eine Pfründe von 1800 Thlrn. gab (seine Gesammteinnahme schätzte man auf 8000 Thlr.), gab mit Merkel den „Freimüthigen" heraus, der schon Febr. 1803 eine lebhafte Polemik gegen Goethe eröffnete. Hier wurden auch Schiller's Ansichten über den Chor verspottet. Gleichwohl machte Kotzebue, der alles nachahmen mußte, auch ein Trauerspiel mit Chören, „die Hussiten vor Naumburg": der Chor besteht aus den Kindern, die vom Viertelsmeister Wolf geführt, die grausamen Hussiten zum Erbarmen treiben. Nicht schlecht wurde dies alberne Stück in Mahlmann's „Herodes vor Betlehem" persiflirt. Kotzebue schrieb damals noch mehrere edelmüthige Trauerspiele in Schiller's Manier, Hugo Grotius, Heinrich v. Planen u. s. w.

Am härtesten, wiederholt, sprach sich Tieck aus; er behauptete, die „Braut von Messina" habe das deutsche Theater aus den Fugen gerenkt. „Hier hat mit aller Kunst der Rede das völlig Undramatische, ja Unmögliche zum Grundsatz des echten Schauspiels erhoben werden sollen. Handlung, Charakter, Motive, innere Nothwendigkeit und das Wahrscheinliche werden nun als ebenso störend und überflüssig, wie das Nationale, Hergebrachte behandelt. Und diese Umkehr entspringt nicht etwa aus Ueberfülle dichterischer Kraft, aus Ueberschwang sich mißverstehender Genialität, sondern aus irregehender Systemsucht, die ein einseitiges Speculiren mit Begeisterung verwechselt, und alten Pedantismus durch blendende Gedanken und Reden für das kurzsichtige Auge unkenntlich macht."

Wenige Wochen nach der „Braut", 2. April 1803, wurde Goethe's „natürliche Tochter" aufgeführt. Von der Arbeit an diesem Stück hatte er

selbst Schiller ein Geheimniß gemacht. Den Stoff hatten ihm die „Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti" gegeben, Mai 1799. Der Inhalt dieses Romans ist ungefähr, wie man ihn aus Goethe kennt; nur daß die Heirath mit dem Procurator Guachet, einem geizigen und bigotten Menschen, als erzwungen dargestellt wird. Die Verfasserin trieb sich in abentheuerlichem Aufzug in allen möglichen Gegenden Deutschlands herum; Goethe kannte sie nicht, mit Brentano und Fr. Schlegel war sie sehr vertraut. Die Memoiren machten auf Goethe einen ähnlichen Eindruck wie früher die Halsbandgeschichte, und wenn in der Kunstform die ganz antik gehaltene „natürliche Tochter" das volle Gegentheil des naturalistischen „Großcophta" ist, so ist doch die Beziehung eines individuellen Schicksals auf das große Schicksal der Revolution und der Welt in beiden gemeinsam; auch die Auffassung der Revolution weicht nicht wesentlich ab. Dec. 1801 hatte Goethe den ersten Act fertig, dann arbeitete er im Stillen weiter. Von den beiden folgenden Theilen der Trilogie haben wir nur ein dürftiges Schema.

Als Intriguenstück betrachtet, leidet das Stück zunächst an dem Fehler, daß man den Zusammenhang nicht versteht. Goethe äußerte sich später gegen Eckermann tadelnd, es sei eine Kette von lauter Motiven; mit ebensoviel Recht könnte man sagen, es sei ein Stück, dem alle Motive fehlen. In einer Novelle würde dies Dunkel einen romantischen Eindruck machen, auf der Bühne verstimmt es. Kein einziger Schachzug, kein einziger Plan wird dem Zuschauer deutlich, so breit sich auch sämmtliche Personen aussprechen. Diese Breite veranlaßt mehrmals ein völliges Stillstehn der Handlung, so in der Putzscene Eugeniens, so in der Klage des Herzogs; beides Reminiscenzen aus der Antike, die für unsere Art anzuschauen unerträglich ist. Dramatisches Interesse erweckt keine einzige Figur, keine einzige Situation.

Die symbolische Handlung ist mehr ein Spiel mit dem Schicksal, als ein Versuch, ihm in's Angesicht zu sehn. Nach der alten Fabel wurde Proserpina an die Unterwelt gefesselt, weil sie daselbst einen Apfel gegessen: die Schuld steht in keinem verständlichen Verhältniß zu dem daraus hervorgehenden Schicksal. So ist es mit dem Eugenien auferlegten Verbot, auf welches wiederholt mit Bedeutung hingewiesen wird. Wir sind dem menschlichen Causalnexus entrückt und der Prädestinationslehre verfallen. Auch was der Mönch in geheimnißvollen Worten über die Bestimmung der leidenden Unschuld andeutet, kann kaum des Dichters Meinung enthalten. Wenn Schiller die Zuschauer zum Erstaunen zwingen will, so begnügt sich Goethe, sein eignes Erstaunen auszudrücken.

Das größte Interesse liegt in der Auffassung der Revolution. Die mit dem reinen Despotismus nothwendig verbundene Unsittlichkeit ist prachtvoll ge-

schildert; die einzelnen Sätze prägen sich unwillkürlich dem Gedächtniß ein. Man begreift auch, wie diese Maschine des Despotismus am verderblichsten wirkt, wenn sie in den Händen eines wohlmeinenden Schwächlings liegt. Die Fäulniß der höhern Stände ist mit einer grausen Wahrheit gezeichnet, und um Nichts übertrieben; nur ist das Bild nicht vollständig. Es sieht so aus, als ob unmittelbar nur die Aristokratie darunter leide. Der Gerichtsrath sagt: „in abgeschlossenen Kreisen lenken wir, gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende. Was droben sich in ungemessnen Räumen, gewaltig seltsam, hin und her bewegt, belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil, das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.“ Nur auf die Sphäre des Hofs findet das Recht keine Anwendung; das Haus des Bürgers ist eine Burg auch gegen die Großen. — In der Wirklichkeit sah es schlimmer aus. Ganz weggelassen ist ein Zug, welcher der Revolution den schrecklichen Charakter gab: die völlige Rechtlosigkeit der niedern Stände gegen die Aristokratie, und die in ihnen kochende Wuth gegen die Unterdrücker: symbolisch von keinem Dichter prägnanter wiedergegeben, als neuerdings von Dickens. Die Zerwürfnisse des Adels begannen den Umsturz, die Rechtsanschauung des Bürgerthums that den zweiten Schritt, aber das Entscheidende war die Leidenschaft der Masse. Die hohen politischen Zwecke der Revolution sind gescheitert, aber die sociale Umwälzung ist sichergestellt: die Rechtlosigkeit der untern Classen hat aufgehört.

Daß Goethe dies Motiv nicht in's Auge faßte, hätte wahrscheinlich der Fortsetzung eine ungenaue Färbung gegeben. Eugenie bleibt zurück, um in dem zu erwartenden Sturz dem König und ihrem Stande beizustehn; sie entfremdet sich ihrem Gemahl, als sie seine revolutionäre Gesinnung erkennt. Die ausführliche Beschreibung des Geburtstagssonetts, welches Eugenie in den geheimen Wandschrank verschließt, damit es später nach dem Ausbruch der Revolution durch einen Zufall wieder aufgefunden werde und die goldne Zeit, die verloren gegangen, versinnlichen helfe, deutet darauf hin, daß dem Dichter vor allem die Störung der Kunst am Herzen liegt, die bei der fürchterlichen Aufregung der Gemüther nothwendig eine Zeit lang aus dem Horizont des Volks verschwinden muß. Bei einer andern Gelegenheit bemerkt Goethe, er wolle den Deutschen die Umwälzungen nicht wünschen, die nothwendig wären, um eine classische Poesie hervorzubringen. Mit viel größerm Recht aber durfte man sagen, daß das Fortbestehen der Zustände, welche uns die „natürliche Tochter“ versinnlicht, auch selbst dann nicht wünschenswerth war, wenn nur innerhalb derselben so zierliche Geburtstagssonette geschrieben werden konnten.

Herder hatte ursprünglich die Eugenie die köstlichste Frucht eines tief

nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen geborgen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge gegenwärtig freilich kaum befähigt erscheine. Ebenso schrieb seine Frau an Knebel: „Das Thema hat eine große Anlage, den ewigen Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen . . . Goethe hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln . . . Zwischen diesen kommt nun Eugenie in's Gedränge . . . Hier zeigt sich nun in den verschiednen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Die menschlichen Verhältnisse treten mit den politischen in Collision. Nur einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz u. s. w. . . . Es ist das Höchste, Schönste, was Goethe gemacht; ein Licht der Kunst, bei dem das Schiller'sche Irrlicht verschwindet." Diese Begeisterung beruhte auf einem Mißverständniß. Bald darauf schreibt sie an Knebel: „Wenn man seine Grundsätze kennt, so ist's nur allzu wahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet! Herder giebt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht . . . Entwickelt der Dichter das Ganze zu Gunsten der Stände, so ist er freilich ein Teufel, und sein Talent mag in die Hölle fahren!" Etwas der Art muß Herder dem alten Freunde haben merken lassen; Goethe „sah ihn schweigend an und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn auf das fürchterlichste".

„Die hohe Symbolik," schreibt Schiller August 1803 an Humboldt, „mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Durchaus mißfällig äußerten sich Goethe's Jugendfreunde, und geradezu geringschätzig die jüngern Anhänger der weimarischen Dichterschule, die bereits merkten, daß der Bund mit Goethe keine Dauer versprach. Das Publicum war nur verwundert. „Ich hatte, erzählt Goethe, den unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß ganz vernünftig erklären läßt. Einen tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Mährchen, man müsse bei wunderbarer Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehn, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen

werden. Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen."

In Berlin gab Me. Fleck die Eugenie, Iffland den Vater. „Das berliner Publicum," schreibt Fichte 20. Juli 1803 an Schiller, „hat die Züchtigung erlitten, Goethe's unsterbliches Meisterwerk förmlich auszupochen. Daß es sehr langweilig ist und keine Handlung hat, darüber ist Hof und Stadt einig . . . So sehr ich Iphigenie und Tasso stets geliebt und verehrt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor, und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein streng geordnetes, in sich selbst zusammenhängendes organisches Ganze zu sein . . . Daß ein solches Stück von irgend einer Truppe nach seinem wahren Geist ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist ohne Zweifel Verzicht zu thun; dagegen schene ich mich nicht, dem wahren Zuschauer anzumuthen, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurch zu erblicken . . . Ich komme vielleicht darum, weil ich selbst fast täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, immer mehr in die unbarmherzige Gesinnung, daß man das Höchste und immer nur das Höchste darstellen soll, ohne Mitleid mit der Unbehaglichkeit und Langeweile der Ungebildeten."

„Wir unterschreiben," sagt Huber, „jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbart hat. Stolz darf die Nation auf dies Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das Vollendetste darstellt. Stellt es aber, in all seiner Schönheit, nicht auch die Erschöpfung und Erkältung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unsers poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sei, und sich nun, für den Augenblick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unserer Literatur gründet sich die Existenz unserer heutigen Hyperpoeten und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsere angehenden guten Kräfte hat." — „Wir mögen es nicht bergen, wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsere Bewunderung des zierlich edlen Prunks der Rede, und dieser Schmerz ist es, den wir uns hier zu deuten versuchen." — Huber erinnert an Klinger's Ausspruch: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu sein, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht." — In früherer Zeit sei die Poesie einfach auf Rührung ausgegangen; dann habe man die Empfindung

durch Geist zu veredeln gesucht: „wie aber nennt man die widerstrebende, unbehagliche Bewunderung, die unsere Meister, seitdem sie die Rührung zum Gespött machen, durch ihre neuern Werke in Anspruch nehmen?" — „Als Kranke erscheint die Poesie in der natürlichen Tochter, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie schon in Schiller's grund- und bodenlosen Versuchen, die Chöre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren." „Die Wirklichkeit macht den modernen Dichter nicht; aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergebliche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen, richten; er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehn suchte, wenn es nicht anders sein kann, zurückstellen auf den rechten Punkt."

Eine Reihe der wunderlichsten Versuche, das Antike mit dem Romantischen zu versöhnen, wurden nun in Weimar unternommen. Der Herzog empfahl den Alexandriner; an die „Jungfrau" wagte man sich 23. April zum erstenmal; Terenz in Masken mußte das Publicum sich gefallen lassen. Schiller wollte einen Oedipus schreiben; Iffland wußte ihn durch wiederholtes Drängen (30. April) zu bestimmen, daß er vorläufig den Tell vorzog. Als kühnster Versuch galt 21. Aug. die unverkürzte Aufführung des „Cäsar" nach A. W. Schlegel's Uebersetzung. Goethe verschmähte dabei keinen Kunstgriff, um die Sinne zu reizen und zu beschäftigen; er dehnte den Leichenzug weiter aus, als das Stück ihn forderte, und schmückte ihn nach den Ueberlieferungen aus dem Alterthum mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern mit verschiedenen Feretris, welche Burgen, Städte, Flüsse, Bilder der Vorfahren zum Schauen brachten, mit Freigelassenen, Klageweibern, Verwundeten und dergleichen aus, so daß er hoffte, dadurch auch die rohere Masse anzuziehn, bei Halbgebildeten dem Gehalt des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen. Schiller bekannte, daß er einen großen Eindruck mitgenommen, der für seinen Tell ihm von unschätzbarem Werthe sei. — Goethe war mit dem Versuch nicht recht zufrieden. „Shakespeare," schreibt er in jenen Tagen, „spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehn, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlet's Geist, Macbeth's Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen

sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen. So gehört Shakespeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. — Nun hat sich das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare Wort für Wort aufführen müsse und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgend gelingen, wovon die weimarische Bühne das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakespearisch Stück sehn, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; behält jenes Vorurtheil die Oberhand, so wird Shakespeare in wenig Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden."

Je mehr man das Theater rein artistisch behandelte, je mehr man die Griechen und Spanier cultivirte, desto weiter rückten Shakespeare und Lessing in den Hintergrund, die dem Theater wie der ganzen Poesie die Aufgabe stellten, die Wahrheit des Lebens zu zeigen, die also von Innen heraus schrieben. Hatte man früher sich das Ideal gestellt, Shakespeare und Sophokles zu versöhnen, so schien man jenen jetzt ganz opfern zu wollen. Aber in denselben Tagen, wo Goethe im Begriff war, die natürliche Tochter zu vollenden, Schiller die Braut von Messina, Werner die Söhne des Thals, März 1803, wurde in Osmannstedt bei Wieland von einer großen Dichterkraft noch einmal der Versuch gemacht, jenes alte Ideal zu verwirklichen. Es war die Tragödie „Robert Guiscard", der Dichter Heinrich v. Kleist.

Er war 26 J. alt, aus Frankfurt a. O. gebürtig, Officiersohn. Im 19. J. war er als Fähndrich bei der Garde in Potsdam eingetreten; seinen Vater hatte er früh verloren. Eine unglückliche Liebe, mehr aber wohl der angeborne Bildungstrieb warf ihn in's Studium der Mathematik und Logik; bald erkannte er, daß er in der Garnison nicht gründlich würde arbeiten können; rasch entschlossen, nahm er 18. März 1799, 22 J. alt, seinen Abschied, und kam nach seiner Vaterstadt, die damals noch eine Universität hatte, um ganz den Wissenschaften zu leben.

Seine Werke sind so ganz der Abdruck seines Innern, sie bleiben ohne Kenntniß desselben so räthselhaft, daß alle Aeußerungen, die wir von ihm haben, von Wichtigkeit sind. 12. Nov. 1799 schreibt er an seine Schwester Ulrike: „Große Entwürfe mit schweren Opfern auszuführen, ohne auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern aber nicht verlangen dürfen . . . Wenn ein Anderer einen Roman gelesen hat, der ihm die Seele füllte, wenn er nun mit diesem

Eindruck in eine Gesellschaft tritt, er kann sich mittheilen und man versteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematischen Lehrsatz ergründet habe, dessen Größe mir auch die Seele füllt, wenn ich nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer versteht mich?"

Kleist ist heftig, ungestüm in seinen Entschlüssen, er ist von unendlichem Eifer im ersten Versuch ihrer Durchführung; aber diese Hast ist die Reaction gegen das dunkle Gefühl seines Wankelmuths, und dieser Eifer läßt nach, sobald er zu lange mit dem Widerwillen oder der Gleichgiltigkeit der Andern zu kämpfen hat. Er bedarf der Anerkennung; die Heftigkeit des Räsonnements, womit er seine Entschlüsse vertheidigt, verdeckt eine innere Unsicherheit. Noch irrt er in seinem Lebensberuf; er ist nicht zum Gelehrten bestimmt. Einem Mathematiker von Profession ist es gleichgiltig, ob sich die Damen seines Umgangs für den pythagoreischen Lehrsatz interessiren; sein geselliges Leben und sein wissenschaftliches sind zweierlei. Bei einem Dichter ist es anders, und schon schlummerte in Kleist der Dichter, ohne ihn doch durch entschiedenes Hervortreten zu beglücken. Die Stütze der positiven Religion fehlte ihm; er mußte seinen Schwerpunkt selbst suchen, und der Genius in seinem Innern sprach nicht vernehmlich genug. — Bei Gelegenheit einer kleinen Reise aus Berlin nach Frankfurt schreibt er: „Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeschick unwiderruflich entscheidet."

Seinen ungemessenen Bildungstrieb verwandte er auch auf einen Kreis junger Damen, denen er Vorlesungen hielt. Ein Frl. Minette v. Zengg, mit der er sich verlobte, und die er mit Eifersucht und willkürlichen Anforderungen quälte, suchte er in die Regeln der Grammatik, Rhetorik und selbst der kritischen Philosophie einzuweihen, mit der er sich angelegentlich zu beschäftigen anfing. Im Sommer 1800 hält er sich vorübergehend in Berlin auf, in einem Kreis junger strebsamer Officiere, darunter v. Pfuel und Rühle v. Lilienstern. Mit einem derselben verabredet er Aug. 1800 nach Wien zu gehn; über die Gründe macht er seiner Schwester geheimnißvolle Andeutungen. Sie kommen nur bis Würzburg; nach Berlin zurückgekehrt, 27. Oct., soll er Rede stehn. „Du möchtest wohl die Einzige sein, bei der ich zweifelhaft sein kann, ob ich das Geheimniß nun beenden soll oder nicht. Zweifelhaft; denn bei jedem Andern bin ich entschieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indeß die Erklärung wäre sehr weitläufig . . . Das unausstehliche Fragen! . ."

Er tritt in Berlin als Volontair beim Finanz-Departement ein, und denkt über seine Zukunft nach. „Die Vernunft muß dabei mitsprechen,"

schreibt er seiner Braut 13. Nov., „und wir wollen hören, was sie sagt. Ich will kein Amt nehmen. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. — Ich passe auch für kein Amt. Ordnung, Genauigkeit, Geduld sind Eigenschaften, die mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern, und da bin ich unverdrossen... Aber kann ich jedes Amt ausschlagen?.... Lieben wollen wir uns und bilden, und dazu gehört nicht viel Geld — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, hinreichend? das ist eben die Frage.... Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich.... da stände mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Ich könnte nach Paris gehn und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen.... Aber so lange sollen wir noch getrennt sein? Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Gläubiger mahnen, zu befriedigen suchen.... Mein Plan wäre dieser. Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Es würde mir in dieser Entfernung leicht werden, ganz meiner Neigung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehn.... Aber daß ja Niemand von diesem Plan etwas erfährt!"

An seine Schwester, 5. Febr. 1801. „Gern möchte ich dir alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, was sie giebt, sind nur Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden." — „Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß?" — „Ich passe nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen wie bei dem Spiegel eigentlich auf die eigne Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht blos der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Aber die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur

in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. — Ach es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — sie zeigt mir alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist. Wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, im Innern ganz schwach, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden! wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von Elegant uns durch die matteste Persiflage vernichten kann. — Das alles verstehst du vielleicht nicht, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung, und der Andere müßte das alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehn. — Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. Ich meine die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Das Leben ist ein schweres Spiel, weil man immer von Neuem eine Karte ziehen soll, und doch nicht weiß, was Trumpf ist; weil man immer von Neuem handeln soll, und doch nicht weiß, was recht ist."

An Minette, 22. März. „Ich hatte schon als Knabe mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Aus diesem Gedanken bildete sich nach und nach eine eigne Religion. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist .... Vor kurzem wurde ich mit der Kantischen Philosophie bekannt — und dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich .... Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, seien grün, und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstand. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich ....

Wenn die Spitze dieses Gedankens dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr.... Seit diese Ueberzeugung vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offne Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußern Tumult mit glühender Angst bearbeitete: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken! In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen! Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zweck. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schooß legen und denken. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Fleck. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten und schützt mich vor einer andern, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, kehre ich um, ich schwöre es dir." — Sie sucht ihn durch Zärtlichkeit, selbst durch Vernunftgründe zu beruhigen, aber er weist sie leidenschaftlich zurück (28. März): „Ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unsrer Liebe nicht den Sturz drohen, sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit und doch ohne Ziel, — ja, dann freilich wäre ich ewig unglücklich, und selbst deine Liebe könnte mich nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löst, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken.... Auch werde ich mich unter Fremden wohler fühlen als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerstes zu zeigen."

Der Gang dieses Briefs ist psychologisch merkwürdig; er beginnt anscheinend mit einer ruhigen Deduction, die Dialektik geht aber schnell in Leidenschaft über und endet in Verzweiflung. Es ist nicht blos eine lange verhehlte Grübelei, der Schmerz des Denkens entzündet sich plötzlich, gewissermaßen im Lauf der Operation; dann aber wird er so gewaltig, daß sein ganzer Geist in qualvoller Verwirrung zuckt: ein Proceß, dem wir in seinen spätern Dichtungen nur zu oft begegnen. — Was nun den Inhalt des Briefs betrifft,

so wird er den meisten Lesern wunderlich und etwas überspannt vorkommen. Wir haben alle mehr oder minder von der Kantischen Philosophie gehört, von der Subjectivität des Erkennens und von der Frage, ob synthetische Urtheile a priori möglich seien? und es hat unsere Nächte nicht angegriffen. Männer selbst wie Jacobi empfanden anders; bei unruhigen, zerstreuten Gemüthern mußte der geheime Reiz des Zweifels die Freude am Glauben überwiegen, und nach Auslöschung des Lichts, das allen geleuchtet, suchte jeder im Nebel seinen Weg. Am schmerzhaftesten mußte der Gedanke denjenigen werden, deren Denken mit sinnlich plastischer Kraft, wie körperlich, im Gehirn arbeitete. So war es bei Kleist. Es war nicht seine Meinung, im romantischen Dunkel behaglich zu verweilen, er rief mit Angst und Leidenschaft nach Licht!

Nicht weniger bemerkenswerth ist, daß Kleist jene Briefe — mit dem ganzen dialektischen Gang — für beide Freundinnen copirte. Schon damals regte sich der Dichter, der sich noch in eigentlichen Schöpfungen keine Luft machte, und freute sich an dem Rhythmus jener Schmerzen, an dem Klang jenes leidenschaftlichen Denkens.

Daß er nicht zum Gelehrten geboren war, fühlte er entschieden; daß er ein Dichter sei, sollte er erst lernen. Zunächst empfand er sich als unbrauchbar, und suchte der Qual dieses Gefühls durch eine Reise zu entfliehn. Gleich in der ersten Aufwallung forderte er Ulrike auf, nach Paris zu gehn, und sprach zu Andern von seinem Entschluß: das wurde für ihn verhängnißvoll durch die Scham, ein ausgesprochnes Wort zurückzunehmen. „Meine einzige Freundin!“ schreibt er 9. April, „ich nehme Abschied von dir! Ach mir ist es, als wäre es auf ewig! Mir flüstert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht. . . . Wir denken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort . . . Kann man nicht in Lagen kommen, wo man selbst mit dem besten Willen etwas thun muß, das nicht ganz recht ist? . . . Ach in meiner Seele ziehn die Gedanken durch einander wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll . . . Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften, und allen Ehrgeiz für immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!“ — Noch schmerzlicher 14. April: „Du hattest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? . . . Verzeihe mir diese Reise, ja verzeihe! ich habe mich nicht in dem Ausdruck vergriffen, denn ich fühle

selbst, daß die erste Veranlassung dazu nichts als eine Uebereilung war. . . . Mir ist dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich blos zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich . . . . Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen und fürchten soll . . . Nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich: Du! . . . Ich will mich bemühen, die ganze unselige Spitzfindigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser innern Verirrung ist."

Bald nach diesem Brief reisten Heinrich und Ulrike wirklich ab, zunächst nach Dresden. „Nichts war so fähig, mich wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt angehäuften Werke der Kunst. . . . Nirgend fand ich mich aber in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen. Unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande; aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen kniete ein gemeiner Mensch, betend mit Inbrunst; ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihm niederzuwerfen und zu weinen. Ach nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust wäre ich katholisch geworden." „Erlaß mir eine weitläufige Mittheilung, (4. Mai) ich kann dir nichts Frohes schreiben, und der Kummer ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen." — 21. Mai — „Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner bewußt ward, meine schönsten, jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schauder denken kann. Auch dieses war ein Grund, warum ich dir so selten schrieb. Warum bin ich verdammt, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen!" — 4. Juni. „Ich soll dir etwas aus meinem Innern mittheilen. Ach das ist leicht, wenn alles in der Seele klar und hell ist, wenn man nur in sich selbst zu blicken braucht, um deutlich darin zu lesen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, ist es schwer zu nennen, was in der Seele herrscht, weil noch der Sieg unentschieden ist. Ja selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andere in's Dunkel, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken darüber hinziehn." „Ich fange an zu glauben, daß der Mensch zu etwas mehr da ist, als blos zu denken. — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein, was mich ruhiger machen kann. Alles was mich beunruhigt, ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, ein ganzes Leben zu verpfuschen. Ich habe fast eine Ahnung von dem rechten: — wirst du mir dahin folgen, wenn du dich überzeugen kannst, daß

es das rechte ist? Doch laß mich lieber schweigen von dem, was selbst mir noch ganz undeutlich ist." — So taucht in seiner Seele ein neuer Gedanke auf, den er im Stillen fortwachsen läßt, bis er sich seiner blinden Gewalt nicht mehr entziehn kann.

Auf der Fahrt über den Rhein hat er einen Sturm: „Jeder klammerte sich, alle Andern vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. Ach es ist nichts ekelhafter als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte wie ein unverständiges Buch: sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt."

Aus Paris an ein Frl. v. Schlieben, die er in Dresden kennen gelernt: „Wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde; sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht ist, in den Himmel. . . . Am Tage sehen wir wohl die schöne Erde; doch wenn es Nacht ist, sehn wir die Sterne. . . . Zu schnell wechseln die Erscheinungen im Leben, und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangenen schwinden, Platz zu machen den neuen. Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es empfindet. Ach es muß öde und traurig sein, später zu sterben als das Herz."

An seine Braut: „Meine schnelle Abreise von Berlin, ohne Abschied von dir zu nehmen, der seltsame, dir halbverständliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei sparsamen Briefe — o sage, hat dir nicht zuweilen eine Ahnung von Mißtrauen das Herz berührt?" „Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig mich zu beschäftigen, hatte ich Berlin verlassen, blos weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe gerade

am wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise begriffen, ohne Zweck, ohne begreifen zu können, wohin mich das führen würde! Mir war es zuweilen, als ob ich einem Abgrund entgegenginge. Und nun das Gefühl, auch dich mit mir hinabzuziehn. — Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, dich zu verlassen." Aber: „soll ich mir denn die einzige Aussicht in die Zukunft zerstören, die mich noch mit Lebenskraft erwärmt?" — 15. August: „Alle Sinne bestätigen mir hier, was längst mein Gefühl mir sagte, daß nämlich die Wissenschaften uns weder besser noch glücklicher machen, und ich hoffe, daß auch das zu einer Entschließung führen wird. Ich kann dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Diese Nation ist reifer zum Untergang als irgend eine andere. . . . Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseau's u. s. w. stehen, denke ich, was haben sie genutzt? . . . . Und doch, gesetzt, Rousseau hätte bei der Frage: ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, Recht, wenn er sie mit Nein beantwortet, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es müßten viele Jahrtausende vergehn, ehe so viel Kenntnisse gesammelt würden, als nöthig wäre, einzusehn, daß man keine haben müßte. Also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen, und somit finge das Elend wieder von vorn an. . . . Und so mögen wir am Ende thun was wir wollen, wir thun recht. Ja wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will; wenn niemand den Zweck seines Daseins und seiner Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich, die Seele und das Leben zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht giebt — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Neuseeländer zu, ihn zu braten, und mit Andacht ißt er ihn auf. Was heißt das auch, etwas Böses thun, der Wirkung nach? Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt; jede Handlung ist die Mutter von Millionen anderen, und oft die schlechteste erzeugt die beste. Sage mir: wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort? Was uns auch die Geschichte von Nero und Attila erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen sich, und die Menschen leben, genießen und sterben nach wie vor. Leben, so lange die Brust sich

hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde — und dann sterben: — dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. . . . . Ich werde das immer deutlicher einsehn, immer lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken. Sei ruhig bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritt, der die ganze Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal! denn ich verachte alsdann entweder meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. . . . . Erlasse es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt, und ein geschriebenes Wort ist ewig." — Die Erklärung erfolgt 10. Oct. 1801. „Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt: etwas Gutes zu thun! Ich glaube fast, daß dieses Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mich jetzt seiner blos deutlich bewußt worden bin . . . . Ich fühle mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu passen. Ich finde viele der menschlichen Einrichtungen so wenig meinem Sinn gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung oder Ausbildung mitzuwirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen . . . . Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte . . . . Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit vom Urtheil Anderer schwach nennen, und ich muß dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist. Ich selbst freilich habe durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? — Und warum soll ich gerade ihre Erwartung erfüllen? — Es ist mir zur Last. — Es mag wahr sein, daß ich eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Ich habe mir, da ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, überliefern kann . . . . Weißt du, was die Alten thun, wenn sie funfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einem Heerd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst nennen sie sich weise! Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und früher dahin gehn, wohin man am Ende doch soll? . . . . Ich habe noch etwas

Vermögen, es wird hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe dir das so trocken hingeschrieben, weil ich dich durch deine Phantasie nicht bestechen wollte. Ich will im eigentlichen Verstand ein Bauer werden. — Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von dir zu verlangen. Aber wenn du mir selbst es bringen könntest! .... Ich habe kein Recht auf solche Aufopferungen, und wenn du diese mir verweigerst, werde ich darum an deiner Liebe nicht zweifeln. Indessen weiß ich fast keinen andern Ausweg." Immer heftiger treibt ihn die Unruhe; schon 27. Oct. schreibt er wieder: „Ich habe überlegt, daß es nothwendig sei, mit der Ausführung meines Plans zu eilen. Sei nicht unruhig. Deine Einstimmung ist ein Haupterforderniß. Ich werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von dir erhalten habe. Auch wenn aus der Ausführung dieses Plans nichts werden sollte, ist es mir doch lieb, aus dieser Stadt zu kommen .... Mit Ulriken hat es große Kämpfe gekostet. Sie hält die Ausführung meines Plans nicht für möglich, und glaubt nicht einmal, daß es mich glücklich machen wird .... Dies alles mußt du auf das sorgfältigste verschweigen."

Wilhelmine, die wohl einsehen mochte, daß dem neuen Plan kein anderes Motiv zu Grunde lag als dem alten, entdeckte ihn ihren Eltern, die ein ungünstiges Urtheil fällten, und that ihm dies so schonend als möglich zu wissen. Die Folge war, daß Kleist fünf Monate ganz schwieg und ihr zuletzt nur noch einen kurzen Brief schrieb, in welchem er sich bitter über ihre Kälte beklagte: sie habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben. — Er brachte Ulrike bis Frankfurt a. M., wo er sie Dec. 1801 verließ, um nach Basel zu gehn. „O Gott! (16. Dec.) wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!" —

Zschokke, aus Magdeburg, der Dichter des „Abällino" und Verfasser der „Stunden der Andacht", jetzt 30 J. alt, war seit 3 J. in der Schweiz, wo er eine ziemlich ansehnliche Rolle spielte. Kleist, der ihn 1795 in Frankfurt a. O. kennen gelernt, folgte ihm nach Bern. Er fand bei ihm zwei junge Poeten, den Sohn und Schwiegersohn des alten Wieland, L. Wieland und Geßner. Alle drei schwärmten für Goethe, Schlegel und Tieck; L. Wieland wollte selbst seinen Vater nicht mehr als Dichter gelten lassen. In Zschokke's Zimmer hing ein französischer Kupferstich: la cruche cassée, „in den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespäärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolicakrug und einen großnasigen Richter zu erkennen." Sie verabredeten in der Behandlung des Stoffs einen poetischen Wettkampf. — Kleist hat endlich seine Bestimmung erkannt; aber die Briefe verschweigen es.

Bern 12. Jan. 1802, an Ulrike: „Zurückkehren zu euch ist, so unaussprechlich ich euch liebe, doch unmöglich, unmöglich. — Laß mich, erinnere mich nicht mehr daran. — Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die 10—12 Augen ängstigen, die auf mich sehn. Unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich ihnen zu antworten, wenn sie mich fragen: wie hast du sie erfüllt? — Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehn müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann. — Und im Ernst, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich zum Beispiel, wie konnte ich dich oft in demselben Augenblick so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih mir! ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht."

Er besieht bei Thun ein Landgut, das ihm gefällt; aber schon 19. Febr. hat er sich anders besonnen: „Wundere dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hat allen Anschein, daß die Schweiz französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken." An Zschokke: „Die Natur hat hier mit Geist gearbeitet und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg. Jetzt steht sie zwar unter den Schneeflocken wie eine 80j. Frau aus, aber man sieht ihr an, daß sie in der Jugend schön gewesen sein mag! — Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei! bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirn mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des See's stehe." Hier arbeitete er an der „Familie Schroffenstein".

April 1802 zog er auf eine Aarinsel bei Thun; ein Fischermädchen führte ihm die Wirthschaft; sie wollten zuweilen sparen und lachten dann einander aus. Er las weder Bücher noch Zeitungen, er arbeitete nur an seinem Werk: „ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als daß man es erhaben wegwerfen kann." (1. Mai). — Aug. 1802 schreibt er aus Bern einen verzweifelten Brief an seinen Schwager: er liege seit zwei Monaten krank und habe sein Geld verloren. — Ulrike eilte zu ihm und pflegte ihn.

Mit ihr und seinem Freunde L. Wieland, der schon viel von ihm seinem Vater geschrieben hatte, geht er erst nach Jena, dann nach Weimar; häufig besuchte er den Freund in Osmannstedt. „Wiewohl mir nichts pein-

licher ist als ein überspannter Kopf," erzählt der alte Wieland, „konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehn. Er war zurückhaltend, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tief in ihm zu liegen schien, hielt mich in einer Entfernung, die mir penibel war."

9. Dec. an seine Schwester: „Der Anfang meines Gedichts, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen und dann mag er thun was er will." Um Weihnacht lud ihn Wieland ein, ganz nach Osmannstedt zu ziehn; er kam, und lebte seitdem wie ein Glied der Familie.

„Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Auffallend war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehn schien, so daß er nichts weiter von dem hörte, was man mit ihm sprach; ferner daß er häufig etwas zwischen den Zähnen murmelte, und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Ort beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehn, daß er in solchen Augenblicken an einem Trauerspiel arbeite; aber ein so hohes Ideal seinem Geist vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich sei, es zu Papier zu bringen; er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten erschien die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Scenen aus dem Gedächtniß vorzudeklamiren. Ich gestehe, daß ich erstaunt war, und glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleist's „Tod Guiscards", sofern das Ganze dem entspräche, was er mich damals hören ließ. Sie stellen sich vor, wie eifrig ich nunmehr war, ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

„Als ich meine Tragödie," schreibt Kleist an seine Schwester, „dem alten Wieland vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir über seine innerliche Bewegung vor Freude die Sprache verging, und ich zu seinen Füßen stürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend . . . In Kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück."

Leipzig 13. März. — „Und dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O du Unglückliche! wann werde ich den Brief schreiben, der dir so viel Freude macht, als ich dir schuldig bin! . . Ich weiß

nicht, was ich dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Kurz, ich habe Osmannstedt wieder verlassen. Zürne nicht! ich mußte fort, und kann dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer dir! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!" — — Warum mußte er fort? — Wer dem Pulsschlag der folgenden Briefe, mitergriffen, folgt, hat keinen Zweifel: Wieland drängte ihn, den Guiscard zu vollenden, das machte ihn rasend und trieb ihn fort. — „Wenn ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei euch fortarbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden würde, rasend zu machen, so würde ich — ja ich würde! . . . Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O ihr Erinnyen mit eurer Liebe!"

Dann ist er in Dresden, bei Henriette von Schlieben. Einmal sagt sie ihm, tiefsinnig über die Abwesenheit ihres Bräutigams: „wenn der Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt." „Sie haben Recht," versetzte Kleist, „es ist das Beste, was Sie thun können; und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole, und schieße Sie und mich todt: ich kann Ihnen den Gefallen schon thun."

An Ulrike, 3. Juli: „Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes (Pfuel) annehmen, von seinem Geld so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiet der Kunst, die ihn sehr interessirt, völlig an's Licht gestellt habe. Ich soll mit ihm nach der Schweiz gehn, wo ich diese literarische Arbeit, die sich allerdings über mein Erwarten verzögert, unter seinen Augen vollenden soll." Statt dessen bittet er die Schwester „so viel Fristung meines Lebens, als nöthig ist, um seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun." — Ulrike kommt persönlich nach Dresden; die Reise findet doch statt — einerlei wohin? — In Dresden quälen sie ihn wieder mit Fragen über das, was er leisten will!

5. Oct. 1803 aus Genf an Ulrike: „Der Himmel weiß (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig! Aber du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so viel Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. Das Schicksal will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich über-

zeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. — Und so soll ich denn niemals zu euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! rede mir nicht zu. Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. — Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. — Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner bemeistert: ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streit Recht hat und sich nicht aussprechen kann. — Ich bin auf dem Wege nach Paris, sehr entschlossen, ohne Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht."

In dieser Stimmung kam er nach Paris, entzweite sich mit Pfuel und verschwand plötzlich. Der nächste Brief ist aus St. Omer, 26. Oct.: „Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene! ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte! Du wirst mein letzter Gedanke sein."

An demselben Tage schrieb er einen „sonderbaren" Brief an den Marquis Lucchesini, der ihm später zu folgender Erklärung gegen den General Köckeritz Veranlassung gab: „Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer

Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde . . . Jene Einschiffungsgeschichte hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum des Arztes weit eher als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechselung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn loszuwerden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfall der Schmerzen beging."

Nur eine Verkettung von Zufällen rettete ihn. Er kehrte zurück, verfiel aber in Coblenz in eine schwere Krankheit — die ihn vielleicht vor etwas Schlimmerem bewahrte. Dort suchte ihn Ulrike auf und brachte ihn nach einiger Zeit nach Berlin zurück. Indeß hatten die schweizer Freunde sein Ritterstück „die Familie Schroffenstein" herausgegeben; auf ihren Rath hatte der Dichter die Handlung aus Spanien nach Deutschland verlegt.

„Eine gute Kunde," schreibt Huber im „Freimüthigen", „haben wir zu geben: die Erscheinung eines neuen Dichters, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich eines Dichters! So wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung dieses Drama's mit den Meisterstücken Goethe's und Schiller's zulassen, so ist doch sehr die Frage, ob die Details in ihren Dramen von eben dem wahrhaft Shakespeare'schen Geiste zeugen. Das Stück ist eine Wiege des Genius, über der ich mit Zuversicht der schönen Literatur unsers Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage. Der Verfasser mag zu den außerordentlichen Geistern gehören, deren Entwickelung bis zur Reife hin selten ohne einige Bizarrerien und Unarten abläuft."

Huber's Empfehlung wurde wenig beachtet: die Erscheinung war zu fremd, als daß man sich so bald in sie hätte finden können. Fast in allen Jugendwerken jener Zeit nimmt man ein unbestimmtes Schwärmen in Gefühlen und Stimmungen wahr, denen die Ereignisse nur als Grundlage dienen; das musikalische Moment drängt das plastische zurück. Davon ist bei Kleist nicht die Rede: ein finsterer Gegenstand zeichnet sich in greller Bestimmtheit, die Figuren treten dicht vor das Auge; aber reflectirt wird nur sachlich. Der Dichter hält sich als strenger Realist rein an den Stoff, seine Stimmung und seine Gedanken darüber hatte er fast geflissentlich versteckt, man konnte keine Sentenzen, kein erhöhtes Gefühl nach Hause tragen. Und das wollte die gebildete Welt, sie hungerte nach Ideen. An den Prunk und den Bilder-

reichthum Calderon's, Schiller's, Tieck's, an die Mystik der Freimaurer gewöhnt, was sollte man mit diesem harten, eckigen Holzschnitt anfangen, dessen düstern Eindruck kein Strahl des überirdischen Himmelslichts symbolisch verklärte?

Zudem merkt man in der gewählten Kunstform, daß nicht alles so durchgearbeitet ist, wie der Dichter es sich dachte. Die sinnliche Farbe des Geschehenden ist von einer Bestimmtheit, wie bei keinem andern deutschen Dichter, auch bei Schiller nicht; der Dichter hat alles gesehn, man sieht es mit. Gerade deshalb fällt es mitunter auf, daß die Farbe einzelner Scenen zu denen anderer nicht stimmt. Zuweilen z. B. athmet man Seeluft, die in die ganze Landschaft eigentlich nicht gehört. Der Verkehr der beiden Burgen tritt uns zuweilen so deutlich vor Augen, daß wir in andern Fällen, wo die Voraussetzung ganz anders wird, nachrechnen müssen. Und die Landschaft ist zugleich die Grundlage dessen, was wir glauben sollen: die Criminalgeschichte wird so gründlich besprochen, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit werden juristisch so genau erwogen, daß es uns peinigt, wenn wir in der Rechnung einen Bruch finden. Das Licht fällt plötzlich, grell hinein; dann ist wieder Nacht, und wir verlieren den Weg.

Für diese Unbehaglichkeit entschädigt uns die Macht der Seelenbewegungen: sie sind mit einer Schärfe und Präcision wiedergegeben, daß man sieht, der Dichter empfindet in jedem Augenblick den Pulsschlag des Lebens bis in jede einzelne Faser. Die Verwirrung des Weltlaufs ist nur da, um das Gefühl der Helden zu verwirren. Am hinreißendsten ist das Bild des wilden Rupert: er glaubt zuerst nur als Rächer eines Verbrechens aufzutreten, er wird dadurch selber zum Verbrechen verleitet, ein tiefes Gefühl der Scham erfaßt ihn, aber diese Scham facht gegen den Feind, dem er die Last seiner eignen Sünde aufbürdet, seinen Haß noch grimmiger an und stürzt ihn in wildere Unthaten. Auch Sylvester bricht zusammen, als ihm, dem Unschuldigen, die Anklage eines entsetzlichen Verbrechens in's Gesicht geschleudert wird, als ihm die Umstände so entgegentreten, daß er selbst nicht weiß, wie er sich rechtfertigen soll. „Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch, und welchen Gott trifft, denk' ich, der darf sinken.“ „Ich bin dir wohl ein Räthsel? nun tröste dich — Gott ist es mir!“ — Man denke tiefer über den Sinn dieser Worte nach, und man wird die Schlußwendung, die künstlerisch freilich nicht zu rechtfertigen ist, wenigstens begreiflich finden. Als Kleist den Freunden diesen Schluß vorlas, brach allgemeines Gelächter aus; alle Kritiker seit Tieck waren darüber einig, daß hier die so schön vorbereitete Tragödie fällt. Aber leichtsinnig angeklebt, wie man auch gemeint hat, ist der Schluß nicht; die Dissonanz, die das Ohr schmerzhaft zerreißt, ist beabsichtigt, wie im Lear oder Timon: was ist es mit unsern Vorsätzen, unsern Charakteren,

unserm Rechtsgefühl! Der Unsinn regiert die Welt; nicht ein Unsinn, der in uns liegt, nicht unsere Schuld, sondern ein fremder Unsinn. — Shakespeare peinigt uns gewaltiger; zu lachen wird es niemand einfallen, aber Unrecht haben beide, Unrecht auch im bestimmten Fall. Die Mißverständnisse der Familie Schroffenstein sind eine Reihe von Verschuldungen, die man, eben wegen der deutlichen Zeichnung, genau abwägen kann; der schmerzvolle Hohn der Narren im Epilog ist unschön, denn er istunwahr. Aber für den Dichter ist es kein Scherz, er empfindet so.

Nun liegt in dem Drama noch ein zweites Räthselhafte: die Liebesscenen, an sich von einer namenlosen Süßigkeit, wie im Romeo, bilden nicht, wie in diesem, die Tragödie selbst, sondern eine Tragödie in der Tragödie. Im Romeo ist der Haß nur die Folie der Liebe, und wenn auch die Liebenden untergehn, sie haben gelebt, und ein Glück besessen, wofür man schon den Untergang in den Kauf nimmt. In den Schroffenstein webt sich die Stimmung der einen Scenenreihe fremd und unverhältnißmäßig in die andern. Dies zu verstehn, muß man die Weise des dichterischen Schaffens bei Kleist in's Auge fassen. Er selbst hat sich niemals darüber ausgesprochen, hochwillkommen muß daher die Aufzeichnung eines neuern Dichters sein, der mit jenem verwandt war wie kein anderer: Otto Ludwig.

„Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe; dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegen einander . . . Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahr' ich nicht die Fabel zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene ein todter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehn. Ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Causalnexus mir zu

verdeutlichen, die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge; ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinct angehört, alles Absicht und Berechnung ist. Jedes Stück Charakterentwickelung ist gleichsam ein psychologisches Präparat, jedes Gespräch eine Reihe von charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven . . Nun mach' ich mich an die Ausführung, das Stück muß aussehn, als wäre es blos aus dem Instinct hervorgegangen. Alles Abstracte wird in Concretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr Bemerkungen über ihre Entwickelungsmomente machen; man muß an der Gebärde der Rede merken, was in der Person vorgeht, aber sie darf es nicht mit dürren Worten sagen. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, einmal die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, dann die psychologischen Entwickelungsmomente, die so zu sagen ohne Wissen, ja oft wider Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es verlangt auch einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinirte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dies bei leichteren psychologischen Momenten, die die Oberfläche der Rede nur so leicht afficiren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selber erst später klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden. Die Personen müssen ihren Charakter wider ihren Willen zeigen, sie müssen, indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen ihren wirklichen schildern."

Aus dieser Darstellung Ludwig's wird uns vieles auch bei Kleist klar. Zuerst geht ihm in hellster Farbe eine Scene auf, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist: an diese schießt dann eine ganze Reihe. So hier das wollüstige Geplauder über die Mysterien der Hochzeitnacht; an diese schießt das Flechten des Kranzes, der vermeintliche Giftmordversuch, eine Reihe kleiner reizender Genrebilder: die große Dialektik des Stücks bildet dann eine andere Reihe, die sich in diese verwebt. So im Homburg das allerliebste Bild von der Vision des Mondsüchtigen, im Käthchen die Stelle, wo Friedrich das schlafende Kind ausfragt; so in jedem seiner Stücke. Andere Scenen hatte er sich ausgedacht, die dann nicht ausgeführt wurden: stets von warmer Sinnlichkeit. Aber bei diesem Doppelschaffen blieb in dem Stoff stets ein irrationeller Rest.

Ueber die Technik, die man damals leicht über der Inspiration vergaß, hat Kleist so ernsthaft nachgedacht, wie außer Schiller kein anderer Poet. Leider haben wir von dem Guiscard, welcher das Ideal seiner Kunstform darstellen

sollte, nur eine Scene, von dem Plan des Ganzen wissen wir nichts. Aber eins sehen wir deutlich: er wollte Sophokles und Shakespeare verschmelzen. Die Masse sollte in Bewegung sein, wie bei den Griechen; das „Volk", das vor dem Zelt des Helden wogt, ist, was Schiller bei der Braut von Messina vorschwebte. — Aber die symbolische Form der Antike verschmähte er; seine Darstellung will realistisch sein, imitativ; er merzt mit Aengstlichkeit aus, was nur gedacht ist; er will nicht blos die Erscheinung zeigen, sondern den Geist, der hinter ihr steht. Er hat es offenbar gemacht, wie O. Ludwig andeutet: er hat die Charaktere, deren Wesen seinem Bewußtsein deutlich waren, erst dann in's Bewußtlose übersetzt und dadurch ganz wahr und poetisch zu machen versucht. Den Leitton gab sein eignes Gemüth, wie wir es in seinen Briefen finden: dieser leidenschaftliche Wechsel von Frost und Hitze, von Muth und Erschlaffung, von Sehnsucht nach Mittheilung und Verschlossenheit; dieser Widerspruch zwischen dem lebhaftesten Schönheitssinn und dem Gelüst nach dem Ungehörigen, dieser Drang nach Licht, dieser Haß gegen alles Schwankende und Unbestimmte — und dann wieder dieses hoffnungsvolle Grübeln, das wie in einem bösen Traum befangen ist.

Die einzelnen Eigenschaften, die den großen Dichter machen, besaß Kleist in einem ungewöhnlichen Grade. Zunächst eine plastische Kraft, wie wir sie bei keinem andern deutschen Dramatiker antreffen, auch bei Schiller und Goethe nicht. Jedes Ereigniß, jede Figur, die er darstellen wollte, zeigte sich den Augen seines Geistes in sinnlicher Gegenwart, und seine Hand war sicher genug, was er gesehn, nicht blos in allgemeinen Umrissen, sondern bis in die kleinsten einzelnen Züge wiederzugeben. Die Farben und Linien, die er anwendet, sind oft hart und schreiend, aber nie undeutlich, und sie kommen ihm ungesucht, das Bild lebt wirklich in seiner Seele. Die Kunst der Farbe geht so weit, daß die jedesmalige Stimmung, der Duft des Ereignisses sich auf das bestimmteste der Phantasie einprägen, bei einem sehr großen Reichthum an Stimmungen: es gelingt ihm zuweilen, das Unmögliche glaubhaft zu machen. Diese Kunst hängt mit seiner Wahrheitsliebe zusammen. In einer Zeit, wo fast alle Dichter sich in's Musikalische verloren oder die Menge durch wohlklingende Phrasen zu bestechen suchten, wagte er, den Gedanken und das Gefühl in seiner völligen Nacktheit vorzuführen. Niemals opferte er die herbe Wahrheit seinen Gelüsten; wenn er die Probleme aus der Entzweiung seines Herzens nahm, so machte er für die Verkörperung derselben sehr ernste und mühsame Studien nach der Natur. — Ebenso besitzt er die Macht der Leidenschaft: wenn bei einem seiner Helden das Blut in Gährung kommt, so ist kein Widerstand möglich; wie sie wahrhaft aus des Dichters Seele hervorquillt, so reißt sie alles mit sich fort. Ihr Ausdruck ist häufig wild und

unschön, ja er streift an den Wahnsinn, und doch empfindet man nicht blos die Gewalt des innern Lebens, sondern auch jene angeborne Anmuth, die bei einem der Natur angehörigen Organismus zuweilen selbst das Häßliche adelt. — Zwar wird die Erde, die er darstellt, fast immer von wilden, finstern Wolkengebilden überdeckt, aber sie hat doch das Gefühl, daß ein Himmel über ihr steht, wenn auch dieses Gefühl zuweilen sich nur in grellen Schmerzenslauten äußert. Das Göttliche ist ein Verborgenes, aber die Menschen suchen danach, ja dieses Suchen ist ihr eigenster Lebensinhalt. Das Leben erscheint als ein Räthsel, dessen Wort man nicht ahnt, aber man hat die Empfindung, daß es irgendwo vorhanden sein muß. Die heftigen Zuckungen seines kühnen Verstandes verrathen nur den Pulsschlag des wild bewegten Herzens.

Wenn trotz so hoher Gaben der Dichter nicht verstanden wurde, so wäre es voreilig, deshalb ausschließlich die Menge anzuklagen: in der Vereinsamung liegt immer eine geheime Schuld.

Ein classischer Dichter hat in seiner normal angelegten Seele, die ihren Schwerpunkt in sich selbst findet, den Typus des allgemein Menschlichen so ausgeprägt, daß seine Schicksale und seine Charaktere noch in spätester Zeit, wenn die Lebensbedingungen sich ganz umgewandelt haben, die Empfindung der Nothwendigkeit erregen; wir wissen, daß es so zugehn muß, und sind im Wesentlichen befriedigt, auch wenn er uns das Schrecklichste zeigt. — Ein romantischer Dichter wie Calderon geht von den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit aus, die ganz in ihm leben und die daher ein einheitliches Bild verstatten; er ist seinem Zeitalter ein Prophet, der Nachwelt das lehrreiche Abbild einer verschwundenen Periode. Ein romantischer Dichter zweiten Ranges wie Z. Werner wird von den Liebhabereien des Tages bestimmt, er hat jedenfalls einen Kreis, der ihn versteht, weil er seine eignen Grillen in seinen Dichtungen wiederfindet.

Von alle dem ist bei Kleist keine Rede. Weit entfernt, den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit, den Liebhabereien des Tages zu huldigen, ist er ihnen gänzlich fremd; man kann nicht einmal sagen, daß er sich dagegen empört, er ignorirt sie in schweigender Verachtung. Die Abneigung gegen die Phrase verleitet ihn nicht selten zur Reaction gegen die Ideen. Wenn bei Schiller — und auch bei Goethe mehr als man glaubt — das Individuelle dem Ideellen dient, wenn manche Situation nur um der abschließenden Sentenz wegen da ist, so versteht sich Kleist nur in den seltensten Fällen dazu, die Erscheinung in's Gebiet des Gedankens zu erheben. Und das ist zur Versöhnung, d. h. zum dauernd wohlthätigen Eindruck ebenso nothwendig, als der abschließende Accord nach einer grellen Dissonanz. — Aus diesem übertriebenen

Realismus erklärt sich die Neigung, auf die letzten Gründe des Geistigen, von der Psychologie auf die Physiologie zurückzugehn, und so jenem dunkeln Naturgebiet anheimzufallen, das keine Kunst zu enträthseln im Stande ist. Das gilt namentlich von dem geschlechtlichen Verhältniß. Fast in jedem seiner Stücke, namentlich in den Novellen, finden sich anstößige Scenen, zuweilen durch gar keinen innern Grund gerechtfertigt, oder mit einer beleidigenden Paradoxie vorgetragen. Zwar wird er nie lüstern, er stellt nicht das Sinnliche dar, sondern nur das Nackte, aber auch in dieser Vorliebe für das Nackte liegt eine gewisse Empörung gegen die sittlichen Begriffe des Zeitalters, und die Menge erträgt eher die Verletzung der Moral als eine Beleidigung der Scham. Diese Vorliebe für das Nackte zeigt sich auch darin, daß er alle Empfindungen auf die Spitze treibt; er würde in seiner Aufrichtigkeit einem Volk wie die Franzosen, die doch in ihren Romanen wahrlich keine Moralisten sind, in jeder Zeile gleich unverständlich und ungenießbar sein.

Das Gefühl spricht selten bei ihm unmittelbar, ungehemmt; es hat Mühe, durch die Eisrinde des Verstandes durchzubrechen, und dieser Ausbruch erfolgt deshalb stets mit einer Explosion, die alles Maß verkennt. Der erste Grund seines Schaffens ist eine höllenheiße, qualvolle Empfindung, die aber das Hirn ebenso angreift als das Herz; und so wird scheinbar der Verstand, das Denken der Träger der Leidenschaft. Zuweilen ist es ein Fieber der Dialektik, die sich im Frost schüttelt, um gegen die innere Gluth zu reagiren. Dieser Proceß macht die Darstellung seiner Stücke so schwer: welcher Schauspieler hat Seele genug, um diesem dämonischen Spiel einer ureignen Natur zu folgen!

So ist die erschütternde Wahrheit seiner Dichtungen eine subjective; um sie ganz zu verstehen, muß man sich in die Seele des Dichters vertiefen, in jene Seele, die schmerzvoll nach dem Licht des Glaubens ringt, und in dem Nebel des von Gott verlassenen Daseins mit finstrer Grübelei sich selbst belauscht, um eine Spur des göttlichen Funkens zu entdecken. Dieser Individualismus verstößt nicht blos gegen das Gemeingefühl, er hat noch eine zweite schlimmere Wirkung: er bringt den Dichter in Widerspruch mit sich selbst. Fast in allen seinen Werken ist Folgendes die Aufgabe. Ein Mensch von kräftiger und edler Anlage wird durch die Ereignisse, deren sittlichen Zusammenhang er nicht versteht, die ihm Gott verbergen, in Verwirrung gesetzt, sein eignes Gefühl wird ihm unsicher. Aus dieser beklemmenden Herzensangst sucht er sich durch verschiedene Mittel zu retten, nicht selten durch ein scheinbar frostiges Raisonnement. Hat er dann auf die eine oder andere Weise den Punkt gefunden, wo sein Gefühl mit sich selbst einig den Ereignissen gegenüber eine bestimmte Haltung gewinnt, so concentrirt sich die ganze Kraft seines

Gemüths zu einer Explosion, die etwas Furchtbares hat. Das Tragische ist fast überall, daß er sich irrt, daß der Punkt des Friedens, den er gefunden zu haben glaubt, ein trügerischer ist; das Entsetzliche, daß der Dichter den Irrthum seines Helden theilt. Er stellt nicht blos das Räthsel des Lebens dar, er ist selbst darin befangen.

Mit diesem organischen Fehler hängen alle andern zusammen. Indem der Dichter das Gefühl seines Helden entwirrt, verwirrt er sein eignes und verwirrt dadurch das Ganze. Der Irrthum übt eine rückwirkende Kraft, auch die Voraussetzungen sind hart oder gar unmöglich, und wenn man dem Dichter während der Handlung, durch den Zauber seiner Plastik umstrickt, Glauben schenkt, so treten bei reiferem Nachdenken die Widersprüche desto greller hervor. Die Gemüthsbewegungen selbst sind so convulsivisch, in so excentrischen Schwingungen, daß die geläufigste Phantasie, sobald sie aus dem Bann des Dichters heranstritt, sich diesen Zumuthungen nicht fügen kann. Darum ergreift uns zuweilen in der höchsten Begeisterung plötzlich das unheimliche Gefühl, daß etwas Fremdartiges, Unvermitteltes in die Dichtung eintritt. Man könnte nicht selten den Punkt bezeichnen, wo der Dichter aufhört, Herr über seine Gedanken zu sein, wo sie über ihn kommen, wie angstvoll er sich ihrer zu erwehren sucht, und ihn willenlos mit sich fortreißen. Wenn die andern Romantiker mit den dunkeln Mächten ein frevelhaftes Spiel treiben, so steigen diese bei Kleist mit finsterm Schauer aus dem tiefsten Kern seines Gemüths hervor. Der verborgene Wahnsinn stammelt mit dem Anschein kalter, spröder Besonnenheit Worte der Weisheit. Selbst die plötzlich hervorbrechende Wildheit einer lange verhaltenen Leidenschaft erschreckt noch nicht so, als was ebenso oft bei ihm begegnet: das brütende Versinken in die Nacht des Innern, die Grübelei über seine Zustände, das krampfhafte Wühlen in dem eignen Herzen. Goethe sagt einmal von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."

3.

Die schönen Seelen.

„Es giebt ein Farbenspiel — ich will es so nennen — in unserer Brust, das so zart ist, daß, sobald wir es aussprechen wollen, es zur Lüge wird; ich sehe die Worte, wenn sie sich aus meinem Herzen gearbeitet haben, wie in der Luft vor mir schweben; und sie bilden eine Lüge; ich suche andere, die Zeit geht vorüber, und auch wären sie nicht besser geworden. Diese Schen hält mich ab zu sprechen." — Das ist eine Stelle aus Rahel's Tagebüchern: vom Schreiben hielt sie jene Scheu nicht ab. — „Wenn man nur immer die Geschicklichkeit hätte, wahr sein zu können, so wäre es nicht möglich, sich je schämen zu dürfen. Man hat nur keine Aufmerksamkeit, keine Geschicklichkeit die Wahrheit zu finden, oder am öftersten keine Gegenwart des Geistes, sie zu sagen; so lügt man; dann sie nachzuholen, dazu gehört schon eine heroische Tugend, und Fleiß. — Man lernt spät lügen, und spät die Wahrheit sagen."

Es ist das beständige Thema in dem Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und seiner 7 J. jüngeren Schwester Bettina, die meist bei ihrer Großmutter Sophie Laroche in Offenbach lebte. An wilder Ausgelassenheit, wo es die Verspottung des Pflichtbegriffs gilt, übertrifft sie ihn bei weitem; dagegen wird sie zuweilen über die empfindsame Art, mit der er die Lüge rechtfertigt, in Verwirrung gesetzt.

Eine gemeinsame Freundin war die junge Stiftsdame Caroline v. Günderode, 2 J. jünger als Clemens, die unter dem Namen „Tian" Gedichte und Dramen schrieb, ungefähr in der Weise W. v. Schütz', aber auch etwas an Hölderlein erinnernd. Im Sommer 1801 schickte Brentano seiner Schwester jene Me. Guachet zu, deren Memoiren Goethe zur „natürlichen Tochter" den Stoff gegeben hatten; sie sprengte in Frankfurt als Amazone vor Bettinens Thür; später besuchte sie Fr. Schlegel in Paris.

Juni 1802 brachte Brentano seinen Freund Achim v. Arnim nach Offenbach mit: aus Berlin gebürtig, 3 J. jünger als Clemens, hatte er in Göttingen Naturwissenschaft studirt und 1799 eine „Theorie der elektrischen Erscheinungen" geschrieben; eben hatte er einen Roman „Hollins Liebesleben" vollendet. Er machte durch sein schönes, vornehmes Aeußere, durch sein Gemüth, seinen Humor, und auch etwas durch seine parfümirten Handschuhe auf Bettina großen Eindruck; sie machten zusammen Jagd auf Volkslieder; Clemens überall leidenschaftlich verliebt. — Frau v. Kalb, die eben Jean Paul

besucht hatte, schreibt 28. Sept. 1802 an Schiller: „In Offenbach besuchte ich die alte Mutter Laroche. Sie ist gekleidet in den Nachtnebel des 18. J.; und Bettina Brentano, die Erstgeburt des 19., stand und lag neben ihr in der gröbsten Naivetät des 19. Sie könnte ebenso anmuthig mit ihrem schönen Kopf sein, als sie meist unerträglich ist. Man muß sie sehn, nicht Sie (Ihnen wäre es wohl etwas fatal!), Goethe, dem sie sagen läßt, sie wäre in ihn entbrannt wie Mignon. Bruder Clemens, der ihr Held ist, läßt jetzt Mährchen von ihr drucken.“ Sie war 17 J. alt.

Arnim machte vom Rhein aus Reisen durch England und Frankreich; in Paris verweilte er längere Zeit bei Fr. Schlegel, schrieb auch einiges für die „Europa“. „Im Umgang,“ erzählt Helmine, „suchte er seinem tiefen Gefühl theils durch Spott, der selten anmuthlos war, theils durch Ernst einen Damm zu setzen. Er gerieth oft in Streit mit Schlegel, und kam mir alsdann etwas bitter vor; sein schönes Herz glich jedoch bald alles wieder aus.“

Clemens wurde April 1803 durch einen Brief Sophie Mereau's nach Weimar gerufen. Die Liebe war etwas unruhig, und er war unschlüssig über den entscheidenden Schritt; er forderte Bettina auf, Richterin über seine Liebe zu sein, die sich anfangs ziemlich kühl verhielt; doch kam es Ende 1803 zur Hochzeit — Clemens 25, Sophie 32 J. — und er führte seine Frau nach Marburg, wo sein Schwager v. Savigny, 24 J. alt, der eben sein epochemachendes Werk „vom Recht des Besitzes“ vollendet, Professor war. Die Briefe, die Bettina später als „Frühlingskranz“ gesammelt hat, geben eine artige Studie zur Geschichte der Schönseligkeit.

„Ich habe,“ schreibt die Günderode an Bettina über Clemens, „eine Art Zutrauen zu seinem innern Kern, der nur durch allerlei Unarten verborgen ist, wie wenn ein gesunder Born sich theilweise in Schlamm und Sand versickert . . . Ich bin nie weiter gekommen, als seine Augenblicke ein wenig zu verstehn; von dieser Augenblicke Zusammenhang und Grundton weiß ich gar nichts. Es kommt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, so geht sie fort und eine andre tritt an deren Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre.... Wie ein böser Traum sind mir manche bittre und trübe Erzählungen von ihm vorübergegangen; sein Brief hat mich betrübt, weil er mir die verworrenen Schmerzen seines Gemüths deutlich und doch wieder dunkel darstellt; auch wenn ich ihn nie gesehen hätte, würde mich dieser kalte Lebensüberdruß tief und schmerzlich bewegen. Er stellt sich an den Rand der Jugend, als habe sie ihn ausgestoßen . . . Es ist mir ordentlich rührend, daß, während er selber sorglos leichtsinnig, ja vernichtend über sich und alles hinausgeht,

was ihm in den Weg kommt, er mit solcher Andacht vor dir verweilt; es ist, als ob du die einzige Seele wärst, die ihm unantastbar ist. Er ist hingerissen von deinen kleinen Briefen, wo du ganz anders, wie ein Kind schreibst, und an mich so ausgelassen; was soll ich von dir denken?" — „Glaub' nicht," erwidert Bettina, „daß ich ihn belüge; ich bin anders mit ihm, weil ich so sein muß; er zieht immer das Register der Kinderstimme aus meiner Brust."

„Clemens," schreibt die Günderode ein andermal, „thut es leid um jeden Athemzug, der von dir verloren geht: du müßtest fortwährend dichten, und nichts dürfe dich berühren, als was deine Kräfte weckt; der Naturschmelz in deinen Briefen müsse in Mährchen aufgefaßt werden. Ich glaub's nicht. In dich herein bist du nicht selbstthätig, sondern ganz hingegeben bewußtlos, aus dir heraus zerfließt alle Wirklichkeit in Nebel. Du kannst nicht dichten, weil du das bist, was die Dichter poetisch nennen." — „Am Dichten," entgegnet Bettina, „hindert mich mein Gewissen, wenn ich denke, wie viel reiner tiefer Sinn dazu gehört. Manchmal wandelt es mich freilich an, ich sehne mich danach wie ein eingesperrtes Kind nach dem Spiel in freier Luft, ja es schmerzt mich tief, daß ich nicht kann wie ich will, und daß alle Sprache, mit der ich mein Sinnen festzuhalten versuche, wie dürres Holz in der Gluth meines Herzens zusammenbrennt. Wie oft hatte ich Momente, deren feierliche Mahnung mich auf etwas Ernstes, Tiefes vorbereitete; doch all dies Leben, dies innere Beben und Aufrauschen ging vorüber, ohne etwas zu erzeugen. Ich habe Visionen, wenn ich die Augen zumache; ich seh' nicht allein, ich höre auch entzückende Töne; nun fehlt ja nur die eine Stufe, daß der Ton sich in Geist der Sprache übersetze: aber in dies Inselland will's keine Brücke schlagen, alle Erscheinung zerfließt vor der Sprache. Ich habe wohl einen dunkeln Begriff, warum ich nicht dichte: weil eben das Tiefe, was mich gewaltsam ergreift, etwas ist, was sich in der Erscheinungswelt nicht legitimirt; oder um schneller und ohne Umschweif mich auszudrücken, weil's Unsinn ist, was mir in der Seele wogt, weil's Unsinn ist, was meine Gedanken mir vorbeten, weil's Unsinn ist, was mich ahnend als höchstes Gesetz der Welt ergreift."

Religion war der Lieblingsgegenstand der schönen Seelen. Rahel bemerkt in ihren Tagebüchern über das Christenthum: „Diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustand entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Verleugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs Allerheiligste getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt wer-

den sollte. Zusammen auszuüben und zur Prachtreligion ist sie nicht zu machen. Weil sie aber Aufopferung heischte, verbreitete sie sich wie eine Leidenschaft über die Erde; so ist sie würdig und schön in den Herzen, wo sie herrscht wie Leidenschaft: aber angewandt auf Staat und Leben verkehrt und Jahrtausende hemmend, und so allgemein und tief eingedrungen, daß sie auch da wirkt, wo man sie gar nicht zu finden glaubt und nicht ahnen sollte. Dabei dauert sie zu lange. Sie ist auf die natürlichste Weise in ihren Wirkungen ihrer Natur widersprechend; denn das Leben quillt wieder hervor, und sie strebt Tod erzielend nach dem Himmel. So ist sie bereits in Ermattung: und keinem Zustand steht diese weniger an, als dem enthusiastisch leidenschaftlichen."

Kühner faßt die 14 J. jüngere Bettina die Religion auf: „Wenn Gott die Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, so begreife ich das so: Gott hat eine Persönlichkeit, die kann aber nur er selbst fassen, denn er steht sich selbst allein gegenüber; aber als Poet verschwindet ihm seine Persönlichkeit, sie löst sich auf in die Erfindung seiner Erzeugungen. So ist Gott persönlich und auch nicht. Der Dichter stellt dir's dar . . . Gott ist die Poesie, der Mensch ist nach seinem Ebenbild geschaffen, also geborner Dichter, aber alle sind berufen und wenige auserwählt . . . Laß uns doch eine Religion stiften . . . Ich weiß nicht, es duftet mir ordentlich im Geist, als würden wir auf sehr wunderbare Entdeckungen kommen. — Ich wundre mich über meine Gedanken! Dinge, über die ich nie etwas erfahren, stehen hell und deutlich vor meinem Geist. Kann ich denn nicht wissen, ob ich nicht vielleicht von einem Geist besessen bin? . . . Der Irrthum der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben, denn Gott ist die Leidenschaft! groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ocean; und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme, und sie alle umfassend ist Leidenschaft die höchste Ruhe . . . Himmel und Erde regieren, wo Sonne und Mond und alle Sterne schon für die Ewigkeit angeklebt sind, das kann der Weisheit kein Reiz sein; sich in der Menschen Angelegenheiten mischen, ihre Gebete erhören, die alle verkehrt sind . . ."

Die Tollheiten Andrer durchschaut Bettina schnell und sicher; wenn ihre Günderode sich einmal erlaubt, im Stil der Freundin zu weissagen, so wird sie scharf zurechtgewiesen; sich selber kritisch zu betrachten, ist Bettina nie im Stande. Der Dämon der Genialität, um dessen willen nach ihrer Ansicht die Welt geschaffen war, ist nichts weiter als die bekannte weibliche Laune, etwas im Mignon-Costüm. Sie coquettirt gern und mit Virtuosität, einerlei mit wem. „Der Tanz," schreibt sie einmal, „ist der Schlüssel meiner Ahnung von der andern Welt." Die Günderode warnt sie vor der Zeit,

„wo du vor Hochmuth nicht mehr auf ebnem Boden wirst gehen können, ohne einen Purzelbaum wider Willen zu schlagen. Du brauchst deine Füße nicht zum Schreiten, deine Begriffe nicht zum Fassen, dein Gedächtniß nicht zur Erfahrung, und diese nicht zum Folgern." Allerliebst ist sie aber meist in ihren Einfällen. „Wäre ich auf dem Thron, so wollt' ich die Welt mit lachendem Muth umwälzen." „Die Regierungsgedanken steigen mir in den Kopf: so nach Grundsätzen die Welt regieren, die in innerster Werkstätte meiner Empfindung erzeugt wären, und alles Philisterthum um und umstoßen, das sind solche Wünsche, die mir an heißen Sommertagen in den Kopf steigen." „Obschon ich keine Weltgeschichte studiren mag, und beim Zeitungslesen mich vor Ungeduld kaum zusammennehmen kann, so ist's doch die Welt, die ich regieren möcht', und mich reißt's hin, darüber nachzudenken. Schreib dem Clemens, das scheine mir mein entschiedenstes Talent, die Welt zu regieren; weiß er Gelegenheit, mich darin zu üben, so will ich fleißig sein Tag und Nacht. Schon jetzt nehmen mir die Regierungsgedanken den Schlaf; von allen Seiten, wo ich die Welt ansehe, möcht' ich sie umdrehen." „Du kannst doch nicht leugnen, liebes Kind, sagt Großmutter, daß die Großen dazu berufen sind, die Welt zu leiten? — Nein, liebe Großmama, mir scheint vielmehr, daß ich dazu berufen bin. — Geh schlaf aus, du bist ein närrisch Dingele." — 20 J. war die Kleine alt.

Mit entschiedner Theilnahme betrachtete der ganze Kreis den unglücklichen Hölderlin, der, schon halb irrsinnig, in Homburg verweilte. „Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bittern Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzt sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung." Selbst die letzten gräcisirenden Versuche findet Bettina hochpoetisch. „Man erklärt die Sprache für Spuren der Verrücktheit, so wenig verstehn die Deutschen, was ihre Sprache Herrliches hat. Ich verstehe alles. Mir sind seine Sprüche wie Orakelsprüche, die er als Priester des Gottes in Wahnsinn ausruft, und gewiß ist alles Weltleben ihm gegenüber wahnsinnig, denn es begreift ihn nicht. Wahnsinn, merk' ich, nennt man das, was keinen Wiederhall hat im Geist der Andern; aber in mir hat dies alles Wiederhall, und ich fühle in noch tiefern Tiefen des Geistes Antwort darauf hallen, als blos im Begriff." „Ja so geht's, wer mit den Göttern zu nahe verkehrte, dem wenden sie's zum Elend!"

„Wir befinden uns," heißt es in Fr. Schlegel's „Europa", „in der schmerzhaftesten Zeit der Weltgeschichte. Die Weltseele scheint noch, ein unerzogenes Mädchen, mit ihrer Bildung aus Erdschollen zu spielen, sie hängt fast immer einen gewaltigen Geist und ein gewaltiges Schicksal einem schwachen

Körper zum Schabernack an. Dann brennt das Licht über die Laterne hinaus, jeder, der sie anfaßt, verbrennt sich die Hand, zuckt und zeigt der Welt die Nervenzufälle, unter denen Europa leidet, dahingegen wir jenes Licht mit seiner Laterne endlich in eine unordentliche Masse zusammenschmelzen sehn, und das nennen wir Wahnsinn. Die Wahnsinnigen sind die modernen Helden, die zuckenden Nervenkranken, die für nichts, für kein heiliges Grab, für kein milderes Klima streitenden Völker; das ist in wenig Worten der Zeitgeist. Europa ist in diesem Zeitraum weder tragisch noch komisch, und ein kühner Dichter, der diesen Geist aufzufassen vermöchte und sich von allen Schlingen des bisherigen Theaterwesens losmachte, würde weder Lachen noch Weinen, sondern unmittelbar Nervenzuckung hervorbringen."

Das Eigenthümliche der schönen Seelen ist, stets vor dem Spiegel zu stehn, mit ihren Gedanken, ihren Empfindungen, ihrem Glück und ihrem Leiden; alles was in ihnen vorgeht, zu wichtig zu nehmen, und um doch etwas zu sehn, auch wohl der Natur nachzuhelfen. Mitunter macht das die Menschen grenzenlos unglücklich; aber es kann auch seine lustige Seite haben. Diese tritt uns in den Tagebüchern von Gentz entgegen.

„Effect der Vorsätze von Weimar. — 23. Dec. 1801 verlor ich alles was ich hatte im Hazard. — Fortdauernd lange Briefe an Amalie Imhof geschrieben. — 26. Jan. 1802 finde ich bei Rahel die (Schauspielerin) Christel Eigensatz, und sie gefällt mir. — 21. Febr., als ich Morgens nach Hause komme, finde ich einen Brief von meiner Frau, qui a décidé du sort de ma vie. Et le leudemain, notre résolution a été prise — vermuthlich die, uns scheiden zu lassen. Abends Hazard. — 13. März. Die Passion für Christel wird förmlich declarirt, und am folgenden Tage erlaubt sie mir, die Nacht mit ihr zuzubringen. Aber gleich darauf, theils durch mein schlechtes Benehmen, theils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers (Zinnow) bricht der Teufel los. — Die große Gesellschaft wird nun etwas weniger frequentirt. — Prinz Louis, Pauline, Rahel werden die Hauptfiguren; Alles bezieht sich auf Christel. — Aufenthalt bei Humboldt in Tegel. — Bei meiner Rückkehr, 31. März, steht es äußerst schlecht mit mir: la solitude que je trouvais dans la maison, tout ce que je savais, tout ce que je sentais, tout ce que je craignais, m'a jeté dans des transes de désespoir. — 5. April kommt aus London eine Rimesse von 1000 L. St. an. — Die tolle Passion für Christel geht ihren Gang. Mit Zinnow hatte ich Freundschaft geschlossen. — Zinnow verliebt sich in Pauline. Nun bin ich oben drauf bei Christel. — 5. Mai setzt der Gedanke, Berlin zu verlassen und meine Ehe zu trennen, sich in mir fest. 13. Mai sagte ich meinem Schwiegervater un adieu éternel. 24. zieht meine Frau ohne mich

nach Schöneberg. Der Abschied muß traurig gewesen sein. Abends ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er einen Anfall von Schwindel bekommt und sich am Kopf verwundet. Nach solcher Scene konnte ich von Gott Verlassener den Abend mit Zinnow und Christel zubringen! Indeß söhne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater aus, und der redliche alte Mann giebt mir noch Geld zur Reise! — Unterdessen mit Christel bald Frieden bald Krieg. Nach unendlichen Wortwechseln bleibe ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni bei ihr. Après cette nuit céleste il ne me restait qu'à me jeter entièrement dans les préparatifs du voyage. Am nämlichen Abend verliere ich eine große Summe. 20. Juni früh fahre ich mit Adam Müller von Berlin, um es nie wieder zu sehn." A. Müller, aus Berlin, 23 J., hatte eben seine juristischen Studien in Göttingen absolvirt.

„Mit A. Müller bis 15. Juli in Dresden; vornehme Bekanntschaften, Diners, Landpartien, Spiel. 27. Juli in Wien. Die eigentliche Geschichte meiner Anstellung kenne ich selbst nicht. 6. Sept. eröffnete mir Cobentzl, daß der Kaiser mich mit 4000 Gl. als Rath in seine Dienste nähme. — Urlaub nach Berlin. — 22. Sept. in Dresden. Hier faßte ich den Entschluß, nicht wieder nach Berlin zu gehn, sondern bat schriftlich um meinen Abschied. 29. Sept. macht mir Elliot (der englische Gesandte) den Vorschlag, mit ihm nach England zu reisen. 1. Oct. nach Weimar." (Eben war W. v. Humboldt, der als preußischer Ministerresident nach Rom ging, dort gewesen, um Abschied zu nehmen.) „Von Elliot aufs äußerste tyrannisirt, nach Calais. Aus London zurück; über Brüssel (4. Jan. 1803) nach Frankfurt. Auf der Reise las ich mit großem Interesse die Delphine der Frau v. Stael. In Weimar, wo ich 16. Jan. 1803 ankam, erhielt ich aus Berlin die Nachricht vom Tode meiner Frau. Ich war tief gerührt; doch genoß ich 4 T. den Umgang mit dem Hof, mit Amalie Imhof, die ich noch immer sehr liebte, mit Schiller, Goethe, Mlle. Jagemann . . . In Dresden (22. bis 31. Jan.) fand ich Adam Müller. Ich hatte denkwürdige Gespräche; ich selbst war in tiefbewegter Stimmung, kräftig, lebendig religiös, und doch auch zur Ausschweifung sehr geneigt und sehr fähig. Müller's großer Geist hatte mir nie so eingeleuchtet. Unter anderm sagte ich ihm in einer nächtlichen Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele, sein System habe in mir den Tod überwunden."

Der Briefwechsel zwischen den Beiden giebt über die moralischen Krankheiten der Zeit bedeutenden Aufschluß. Nirgend zeichnet sich Gentz so unbefangen, mit so vollständiger Naturtreue ab; Johannes Müller oder Rahel gegenüber spielt er immer eine gewisse Rolle: er lügt nicht etwa — so son-

derbar es klingen mag, es hat selten einen wahrheitsliebendern Menschen gegeben —, aber er steigert seine Empfindungen zu einer Höhe, die an die äußerste Grenze seiner Fähigkeit geht, und zeigt nur die Ausnahmezustände seiner Seele. Gegen Adam Müller hatte er das nicht nöthig. An Alter, Bildung und Geist ihm bedeutend überlegen, von dem jüngern Mann angeschwärmt, konnte er sich in seiner vollen Natur ihm preisgeben. Je zahlreicher die Widersprüche in diesen Briefen sind, desto sicherer können wir uns auf ihre innere Wahrheit verlassen. Auf den ersten Anblick erscheint es freilich sonderbar, wie dieser helle Kopf, der die wüsten Phantasiebilder des Freundes zuweilen mit unbarmherziger Analyse zerlegt, dennoch so viel Interesse, ja so viel Begeisterung zeigt. Aber abgesehn davon, daß auch für den ruhigsten Verstand ein Anbeter immer eine interessante Erscheinung ist, daß Gentz bei der Heftigkeit seines Temperaments sich stets in Superlativen ausdrückt, liegt darin die Romantik seiner Natur. Der nüchterne Rationalismus verlangte nach einer Ergänzung, und er blickte auf Adam Müller, auf Görres und ähnliche Figuren, wenn sie ihn auch im gewöhnlichen Leben zur Verzweiflung brachten, wenn er auch seine Ironie ihnen gegenüber fast nie unterdrücken konnte, doch mit einem gewissen Neid. Die Gabe der Weissagung wäre ihm gar nicht unbequem gewesen, und wenn er mehrmals versichert, er habe auf's eifrigste nach dem Glauben gerungen, so ist das ganz ernsthaft gemeint, nur daß er freilich immer so ehrlich war, einzugestehn, sein Ringen sei vergebens gewesen. „Ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll." Der eingefleischte Realist und Weltmann hat eine geheime Kammer seines Herzens, die sich nach Idealismus sehnt; da er aber nicht stark genug ist, Ideale zu finden, lehnt er sich an Phantasten, so wenig das Schwankende einer solchen Stütze seinem Scharfblick entgeht.

Wichtig für Gentz' Zukunft war die Bekanntschaft, die er in Dresden mit Metternich machte. 16. Febr. kam er in Wien wieder an; man behandelte ihn mit Achtung, aber mit Mißtrauen. Er schloß sich an Stadion an, größeren Einfluß aber hatte auf ihn der britische Gesandte. In der politischen Welt traten eine Reihe wichtiger Veränderungen ein. Der Reichsdeputationsschluß, 23. Febr., der die neue Ländervertheilung Deutschlands in Folge des Luneviller Friedens ordnete, warf alles drunter und drüber. Ein Fürst-Primas — Dalberg — residirte in Aschaffenburg; Bayern, regiert durch den französirenden aber aufgeklärten Minister Montgelas, erwarb Ulm, Würzburg und Bamberg; das neue Kurfürstenthum Baden dachte an die Erneuerung der Universität Heidelberg; Süddeutschland kam in eine lebhafte geistige Bewegung. — 18. Mai erklärte England an

Frankreich von Neuem den Krieg; 20. Juni wurde die Continentalsperre decretirt.

Gentz hatte in Wien die buntesten Verhältnisse; mit Frau v. Eybenberg (Marianne Meyer) sagte man ihn schon verlobt; leidenschaftlicher stellte er sich zur Prinzessin von Kurland; auch Christel mit Zinnow kam in Wien an, doch war diese Passion vorüber. Desto zärtlicher äußert er sich gegen Rahel. — 28. Sept. 1803: „Ihre Neigung zu mir ist das seltsamste, paradoxeste, unerklärbarste Phänomen Ihres ganzen Lebens. Sie wissen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüth hervorgeht. Ich bin überhaupt unverändert derselbe, der ich war, als ich zu Ihren Füßen saß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein Alles!" — 19. Oct. „Schreiben denn Menschen so? Nein! aber auch Götter nicht! . . . Welch ein Glück, daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst. Ihre ätherischen Gespräche! Aber alt werde ich ja nie; zuweilen sogar jünger. Meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsspeise bleibt immer dieselbe. Und wenn ein Wesen mir sagt: unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel! so bete ich das Wesen gleich auf neue Aeonen an. Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer, unter dem Vorwand, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit ihrem Bilde. — Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich sind. Denn ohne mich an die Martern, von denen Sie sprechen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein so ganz aus Liebe gesponnenes Herz wie das Ihrige, in welchem selbst alles andre Große und Schöne nur aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächst, glücklich sein muß, sobald es wahrhaft liebt. Für mich besorgen Sie nichts. Die Leidenschaften haben schlechthin ausgetobt in mir; und ob ich gleich immer der lebendigsten Gefühle und selbst Aufwallungen fähig bleiben werde, so ist doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet. Von dieser Seite betrachtet ist meine Jugend geschlossen; und es freut mich ewig, daß ich sie nicht wie ein Lumpenhund langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausch vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, mich emporhob."

Man hat aus dieser Lyrik zu viel schließen wollen. Gentz sprach immer in Superlativen, und wenn die geistreiche Frau alle ihre Correspondenten veranlaßte, Worte zu combiniren, die nichts mit einander zu thun haben, so war keiner dieser Verführung so ausgesetzt als Gentz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. — Ein neuer Erguß: „Engel des Himmels! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen schrei-

ben kann? Giebt es denn Antworten auf solche Briefe? Haben Sie Sich denn vorgesetzt, mich wahnsinnig zu machen? — O meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrsamkeit, meine Festigkeit, wenn es auf das Innerste vom Innern des Menschen ankommt! Wie oft habe ich es gesagt, daß Sie das erste Wesen auf dieser Welt sind! Wo ist denn noch eins, das so lieben, so denken, so rasen kann! Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir und der Gottheit außer mir! . . . Sie nennen mich ein Kind; es ist das Höchste, das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war, und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthenduft Ihrer alles aufthauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre wieder zum Kinde herabsank? wie ich mich täglich, stündlich verjüngte? — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten: wie Kinder, die mit Greisen schlafen, diesen Greisen neue Kräfte beibringen, so war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus. Aber meine Empfänglichkeit ist ohne Grenzen; Ihr ewig fruchtbarer Geist traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher."

7 J. später: „Es ist eigentlich ein unendlicher Mißgriff — soll ich sagen von uns oder von der Natur? — gewesen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander, — ich meine zur ordentlichen, vollständigen gelangt sind! — Es wäre zwischen uns ein Verhältniß ausgebrochen, desgleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Statt dessen haben wir beide unser Bestes an Leute (wie Sie diese Classe ganz vortrefflich bezeichnen) verschwendet, und sind, ein jedes auf seine Weise verarmt. Es war doch hauptsächlich Ihre Schuld; Sie standen höher, sahen freier und weiter als ich. Sie mußten in Rücksicht auf meine in verderbter Hülle unschuldig gebliebene Seele alle gemeine Scheu bei Seite setzen, und mir sogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen. So sollte es nicht sein. Es ist sonderbar, daß auch der wahre Mensch, ob er gleich nur einmal lebt wie der schlechteste, sich am Ende doch immer sagen muß, daß er schlecht gelebt hat, weil er es nicht besser wollte, daß er das Beste, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von sich stieß.

Und im Grunde, wenn man es recht untersucht, ist es immer nichts als die niedrigste aller menschlichen Tücken, nämlich die Eitelkeit, das unsinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze echte Realität des Daseins betrügt. In diesem schmachvollen Kloak geht unsere Weisheit, unsere Kraft, mithin auch unsere Glückseligkeit unter."

Zwischen Gentz und Adam Müller stand Paulinens Mann, Wiesel, der den Letzteren zum Behuf eines neuen Denksystems mit den nöthigen Paradoxien versorgte. Später charakterisirte ihn Müller so: „Seine Augen waren zu scharf: kein geringes Unglück für den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umrisse der Dinge, und da war denn Rechnung und Zahl bald zur Hand . . Er behauptete, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre . . . Und doch war in allem wieder lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit." Dieser Wiesel regte A. Müller zur Conception einer neuen Philosophie an, der „Lehre vom Gegensatz" — was das heißen soll, wird man begreifen, wenn man sich an die Einleitung dieses Bandes erinnert. — Der Grundzug war, daß die Vorsehung sich in Contrasten offenbart, und daß die äußersten Extreme in Bezug auf die Entwickelung der Menschheit gleiche Berechtigung haben. Den Einfall des pantheistischen Schalks trug Müller mit theologischer Salbung vor, und kritisirte nun von der Höhe dieses Standpunkts aus die neuesten Erscheinungen der Philosophie mit souveräner Verachtung. „Alle diese Erscheinungen, hinter denen sich das Hinneigen nach der Armuth und dem Tode versteckt, werden weichen, und sicher weichen. Aber die Lehre des Gegensatzes steht so unerschütterlich fest, daß die Irrthümer, die sie aus Gegenwart und Zukunft verscheucht, die aber doch einst da und wirksam waren, ruhig am Himmel der Geschichte der Erinnerung, wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen. Einseitig, absolut traten sie auf, der Idealismus, die romantische Wuth, die Sentimentalität, die Aufklärung, als Verirrungen des Einzelnen werden sie verfolgt und vernichtet; aber im Universum giebt es keine Verirrungen, im Ganzen betrachtet lösen sich die einzelnen Dissonanzen in harmonische Accorde auf. Hier zeigt es sich, daß die Verirrung selbst wieder nicht absolut, nicht isolirt, nicht ohne entgegengesetzte, wahre Antiverwirrung dastehn kann; sobald aus falscher Ansicht des Wissens sich die Aufklärung im Zeitalter erhebt, sobald und zu derselben Zeit und nothwendig steigt ein entsprechender Irrthum der Phantasie, wenn ich so sagen darf, die süßliche, friedliebende, humane, Hussiten-, Rumfordssentimentalität herauf. Beide Erscheinungen mußten neben einander gehn, eine wurde nur durch die andre möglich, nur durch ihr Gegengewicht konnten sie bestehn. So

stolz der Idealismus auf die Aufklärung, die neue Romantik auf die Sentimentalität herabsieht, so ist vor Gott und dem Gegensatz der Idealismus doch nichts als Quintessenz, als höchster Gipfel der Aufklärung, wie die Tieck'sche Romantik nichts als Gipfel der Sentimentalität. Auch diese Erscheinungen mußten nothwendig neben einander gehn; aber es ist auch nichts gewisser, als daß eine immer nur durch die andre begreiflich wird; um Fichte zu kennen, muß man Tieck und seine Schule betrachten, und umgekehrt." — „Noch lebt in der Philosophie der unglückliche Wahn, daß eine bessre Welt erzeugt werden könne durch eine Vernichtung des eignen Selbst, durch ein Erheben zur Idee, daß die Lebenskunst im Wegwerfen des sogenannten Häßlichen und Schlechten bestehe. Wie in der Aesthetik das Schöne, so wird in der Moral das Ideal durch eine unerhörte Abstraction gefordert und der Wirklichkeit als despotische Macht gegenübergestellt. Nach dieser spröden Pflichtenlehre müßte das Herz erst aufhören zu schlagen, es müßte seinen ursprünglichen Takt erst ganz verleugnen und vergessen, um sich in diesen unmusikalischen und unrhythmischen Zustand zu finden. Selbst in der Dichtung bluten diesem eiskalten Götzen zahllose Hekatomben: Delphine, Corinna, Ottilie, Mignon, Werther müssen einem Pflichtgefühl sterben: die kalte Sitte, der finstre Wille einer transscendenten Macht herrscht über das warme Leben, nur die Abstraction oder ein leerer Seufzer bleibt dem armen Herzen übrig, und die sentimentale Klage über die Unerreichbarkeit des Ideals, über die Schranken der Wirklichkeit, über das unbefriedigte Sehnen nach dem Vollkommenen. Aber es kommt eine Revolution, die der feigen Moral ein Ende macht, und aus dem moralischen Bankerott geht ein verklärtes Dasein hervor. Die Moral soll nichts Anderes sein als eine schöne Kunst. Wäre das Ideal der ewig wirkende Theil des Schönen im Menschen, so würde er auch beständig sich bildend äußern, alles was sich in der Wirklichkeit ihm darstellte, würde er mit Schönheit zu ergreifen wissen. Falsch ist's, eine andere Bestimmung der Menschheit anzunehmen als die Schönheit: ihr dürft das schönste Vorrecht des Menschen, um seiner selbst willen zu leben, nicht aufgeben. Die Schönheit ist überall oder nirgends. Die Trennung zwischen dem Schönen und Häßlichen geht aus einem mangelhaften Verständniß der Natur hervor. Alles was lebt, ist insofern es lebt auch schön. Häßlich ist das Leben, das wir nicht begreifen, häßlich der Tod, weil wir in ihm das Leben nicht begreifen, häßlich jeder neue Zustand, der herannaht. Leben wie Schönheit ist da vorhanden, wo Harmonie ist zwischen Bewegung und Ruhe. Nun vermindert sich der Umfang des Häßlichen wie des Todten zusehends. Bisher wurden die einzelnen Naturerscheinungen für sich hingenommen; da aber der Totalaccord fehlte, so kam bei der Naturforschung nichts heraus als die Er-

kenntniß eines durchaus sinnlosen Kampfes todter Kräfte. Jetzt macht sich in der Naturphilosophie das Leben überall geltend."

Eine eigenthümliche Verwandtschaft hat diese pantheistische Lebensansicht mit der Sittenlehre eines Mannes, der sonst wahrlich nicht mit A. Müller zu vergleichen ist: Schleiermacher's. — In dem Briefwechsel mit Brinckmann kommt Schleiermacher öfters mit Selbstgefühl auf ihre Kunst zurück, das Innere anderer Menschen zu ergründen. „Etwas davon glaube ich auf Rechnung der Gemeinde setzen zu können: das zeitige Insichselbstschauen und in einem solchen Detail, wie es fast nur dort möglich ist, bildet gewiß den reifsten Menschenbeobachter. . . Ich bin überzeugt, daß die Herrnhuter recht guten Grund haben in der Religion; nur freilich in der Theologie ist er schlecht; aber das ist ja das Exoterische. Ich gestehe, der Brüder unmäßiges Anhangen an ihrem Exoterischen und meine eigne Unfähigkeit, unter dieser Bedingung zwischen der Heuchelei und dem Anstoß durchzukommen, ist das Einzige, was meinen Wunsch, einmal wieder unter den Herrnhutern zu leben, zurückhält. Denn das auf allen Seiten so erbärmliche Wesen in der Welt, dem ich zwar ruhig und ohne eine Ansteckung zu fürchten zusehe, das mich aber doch auf mancherlei Weise stört, und in das ich nicht thätig eingreifen kann, wäre sonst für mich ein mächtiger Beweggrund dazu."

Um Leonoren freie Luft zu lassen, folgte Schleiermacher 30. Mai 1802 einem Ruf nach Stolpe. Die ausführlichen Briefe an Leonore sind mehr lehrhaft als leidenschaftlich: er grübelt über den innersten Kern ihrer Natur und veranlaßt auch sie darüber zu grübeln: sein Interesse für die Empfindungsweise der Frauen hatte etwas Ueberreiztes und war wenig geeignet, ihm die Sachen zu zeigen, wie sie waren. 7. Dec. schickte er den Anfang der „Kritik der Sittenlehre" an G. Reimer.

19. Jan. 1803 starb Marcus Herz. „Wie unerwartet schnell ist das über dich gekommen!" schreibt Schleiermacher an Henriette, die er seit seiner Abreise duzte. „Alles was so tief in's Leben greift, muß ernst machen. Herzens Verhältniß zu dir und deinem Leben war ein vielfaches und wunderbar verschlungenes." 3. B., er war 23 J. ihr Mann gewesen. — — Bei seiner reichen Einnahme hatte Herz ein großes Haus gemacht; das hörte nun auf, Henriette blieb fast mittellos zurück. Verschiedene Anerbietungen, z. B. von der Herzogin von Kurland, führten zu nichts. — Sie war 38 J. alt; es wurde damals noch als etwas Ungewöhnliches angemerkt, daß sie keinen Puder und keine Ringe trug. — Ein Graf Dohna, der sie lange liebte, soll ihr in jenen Tagen seine Hand angeboten haben; sie schlug sie aus.

Seit zwei Monaten war der 16j. Sohn eines reichen jüdischen Wechslers

aus Frankfurt a. M., Lion Baruch, bei Herz in Pension. Er war in Gießen mit Privatunterricht vollgepfropft, hatte Jean Paul und Werther halb auswendig gelernt, und führte ein Tagebuch, in welchem er die Leere seines Herzens und das Verlangen seiner Brust sorgfältig aufzeichnete. Mit der deutschen Grammatik stand es schwach, den Dativ vom Accusativ vermochte er noch mehrere Jahre nicht zu unterscheiden. Henriette gab ihm Privatstunden; in zwei Tagen war er verliebt, zu Weihnacht brach die Passion aus: „eine laue Wehmuth ergriff mein klopfendes Herz, ein namenloses Gefühl beherrschte mein Innerstes, und mit Flammenzügen steht's gräßlich vor meinen Augen: du liebst sie, und diese Liebe wird dich unaussprechlich elend machen." Große sittliche Kämpfe; 17. März 1803 schickte er ihr eine Erklärung. „Jetzt schwebt Tod und Leben auf ihren erstaunten Lippen . . . Mein Herz will springen; ich zittre wie ein Verurtheilter; kalter Schweiß dringt aus meinen Gliedern . ." Henriette weist ihn sanft zurück; er schreibt 20. März einen Zettel an einen benachbarten Apotheker, worin er um Arsenik bittet; der Zettel wird offen dem Hausmädchen übergeben; große Scene. 31. März schreibt Henriette: „Ich wollte, daß strenger Ernst immer der herrschende Ausdruck in meinem ganzen Wesen gegen Sie gewesen wäre, vielleicht hätte ich dann anders auf Sie gewirkt und glücklicher, oder Sie hätten es wenigstens nicht zu sagen gewagt, wie ich auf Sie gewirkt habe." Der Junge fühlt sich immer wichtiger: 1. April neuer Brief an den Apotheker, in der alten Weise; es werden 10 Louisdor geboten. Diesmal findet sie den richtigen Ton. „Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen!" Er fällt zwar in Weltverachtung, merkt 19. April einen ersten Sündenfall an (er wird 18. Mai 17 J.), läßt sich aber doch bestimmen, nach Halle auf die Schule geschickt zu werden.

Prinz Louis Ferdinand stellte in jenen Tagen Henriette einer Gesellschaft mit den Worten vor: „Sehn Sie diese Frau an! und sie ist nie so geliebt worden, als sie verdient hätte." — Sie selbst erzählte im Alter: „Nicht irgend ein Verhältniß eines Mannes zu einer Frau, selbst nicht das was man den Hof machen nennt, kann stattfinden, geht die Letztre nicht auf irgend eine Weise darin ein, oder läßt doch geschehn, was sie nicht geschehn lassen sollte. Auf wie feine geistige Weise ein Mann sich einer Frau nähere, sie hat es in ihrer Gewalt, ihn von sich entfernt zu halten. Sieht er die unzweifelhaft ernste Absicht, er wird entfernt bleiben. — Hiermit habe ich mir mein Urtheil gesprochen. Meine Eitelkeit allein war schuld, daß so viele Männer aller Arten und Stände mir den Hof machten, ja in heftiger Leidenschaft zu mir entbrannten." — Einiges Behagen blickt durch dieses Schuldbewußtsein durch.

„Du mußt," schreibt ihr Schleiermacher, „sobald als möglich suchen,

deinem Leben einen bestimmten Charakter zu geben, und zwar nicht blos einen speculativen, wie dein Griechisch und alles Wissenschaftliche, sondern einen recht praktischen. Du mußt dir bestimmte Zwecke vorsetzen und einen bestimmten Wirkungskreis. Nur muß keine Art von Despotismus dabei sein, wozu du einige Anlage hast." — Er selber war in einer peinlichen Lage. Leonore hatte sich seine offnen Briefe verbeten; wie er fürchtete, einem Versprechen zufolge; heimlich mit ihr zu correspondiren, verboten ihm seine Grundsätze. So schwankte das Verhältniß hin und wieder. „Eine schwere Periode durchlebe ich jetzt. Es ist ein Sturm, der mich, wenn nicht zerschmettern, doch höchst wahrscheinlich weit verschlagen wird von dem Hafen, in den ich so bald einzulaufen gedachte. Aber es ist mir nicht für mich, sondern um Leonore ängstigt sich meine Seele. Doch liebe ich sie nur desto mehr. Denn es ist wahrlich selten, bei so viel Kraft und Derbheit und so gänzlicher Entfernung von aller Empfindelei so überweich zu sein vor lauter hingebender Milde und Liebe. Einen Theil ihres Lebens hat sie sich jetzt gewiß verkürzt, und mir wird es auch die Anstrengung, mit der ich alles dies und die schreckliche Entfernung ertrage, nicht verlängern." — 9. März. „O wie kann eine schöne Seele sich quälen, wenn es eine bedenkliche dunkle Stelle giebt, an welcher sich die Zukunft aus der Vergangenheit entwickeln soll. Sie fürchtet, daß sie kein volles Recht hat, die Folgen ihres Irrthums aufzuheben, und sie fürchtet, daß es mehr als ihre Pflicht sei, was sie aus der Zukunft ausspricht."

In dieser Stimmung sah er seine Lucindenbriefe wieder an; ihm wurde seltsam zu Muth. „Ich glaube," schreibt er 25. Mai an Henriette, „Jacobi könnte jetzt plötzlich mein Freund werden, und es würde mich nicht recht freuen. Freude habe ich an nichts! ich jage recht danach, aber umsonst." Einige Wochen darauf: „Es ist geschehn! sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan, wie du dachtest. Die Unglückliche! sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher stürbe als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen. . . Laß sie es nicht entgelten, daß sie deinen Freund unbeschreiblich elend gemacht hat. . . Ich kann nicht mehr, ich zerfließe in Seufzer und Thränen!" — 21. Juni. „Ich wollte weit ruhiger sein, wenn Leonore gestorben wäre. Freilich würde ich auch dann mein Leben überflüssig finden und mir den Tod wünschen, aber mein Leben würde doch bis dahin einen Charakter haben. Ein rechtes Verwittwetsein giebt ein schönes, schwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll sein kann; jetzt ist aber mein Leben ganz zerfahren, unstät und nichtig." —

30. Juli. „Mein Geist hat die Schwindsucht, ich vergehe zusehends von einem Tage zum andern. Warum sterbe ich nicht bei diesem bestimmten Gefühl? Feigherzigkeit ist es nicht, aber etwas nicht viel Besseres, ein schwacher Schimmer kindischer Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegenglänzt. Und für ein Leben mit Leonore, sei es so spät es wolle, möchte ich dies elende Leben noch sehr lange aushalten." — 7. Dec. „Es ist ein eignes Gefühl, wenn man sich den Tod eines Menschen, den man auch nur einigermaßen liebt, nahe denkt . . . Seit meinem Geburtstag ist die Idee auf's neue lebhaft in mir geworden, daß ich sterben will, wenn der Plato vollendet ist. Denn dies ist eine übernommene Schuld, die ich erst abtragen muß. Wenn ihr, die ihr mich liebt, das Sterben aus meinem Gesichtspunkt ansehet, so könnte es euch keine sonderlich trübe Empfindung machen, sondern es müßte euch ganz in der Ordnung vorkommen. Denn über nichts muß man einen Menschen doch so bedauern, als über das vergebliche Existiren, und wer nicht mehr wird, sondern versteinert ist zum Bleiben was er ist, der existirt doch wirklich vergeblich."

Die lange vorbereiteten „Grundlinien zur Kritik der Sittenlehre" waren indeß erschienen; 20. Aug. hatte er den Schluß des Manuscripts abgeschickt, 19. Oct. kamen sie heraus. Es wäre ein Wunder gewesen, hätten sie nicht etwas von der Farbe seiner Stimmung angenommen: die Bitterkeit gegen Kant und den kategorischen Imperativ, die zuweilen alle Grenzen des Anstandes überschreitet (Kant wird z. B. seine starke Eßlust vorgeworfen!) erklärt sich doch zum Theil daraus, daß Leonore durch den kategorischen Imperativ verhindert war, sich mit ihm zu verbinden.

Der Stil übertrifft an Wunderlichkeit alles, was je ein deutscher Schriftsteller gewagt. Das ziemlich starke Buch geht in einem Athem fort, ohne Absätze, als ob das Ganze sich in natürlicher Entfaltung aus einem Grundgedanken ausspönne. Und das ist keineswegs der Fall: es liegt zwar ein festes, sehr scharfsinnig ausgearbeitetes Register zu Grunde, aber an sich betrachtet hängen die einzelnen Gedanken nur durch Association zusammen. Alles wird gleich würdig und feierlich vorgetragen, kein größerer Gedanke hebt sich deutlich hervor, man wird beim Lesen müde und abgespannt. Bei der scheinbar haarspaltenden Dialektik ist der Ausdruck doch nie genau, oft rhetorisch und schöngeistig unbestimmt, und die das Ganze durchziehende Polemik ist oft ganz unverständlich, weil der Gegenstand derselben nie bestimmt bezeichnet wird. Schleiermacher geht von der Voraussetzung aus, die Systeme der Ethik prüfen zu können, zunächst, ohne ihnen ein eignes Princip entgegenzusetzen: er thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß auch der scharfsinnigste Kritiker nicht errathen soll, von welchem Glauben er selber ausgehe. Aber mehr: er glaubt

diese Prüfung rein formell anstellen zu können, ohne den Inhalt der Systeme zu prüfen: der Werth soll sich nach der Vollständigkeit und absoluten Uebereinstimmung des Systems bestimmen. — Dieser Voraussetzung liegt eine zweite zu Grunde: alles Thun des Menschen fällt unter das Schema der Moral, und ein echtes System der Moral muß ein Regulativ für alles Thun enthalten, für die Eroberung der Welt wie für das gewöhnliche Essen und Trinken; er glaubt an die Allgegenwart des sittlichen Begriffs, und lengnet gleich den Pietisten alle Adiaphora. Wenn bei Kant und Lessing ein scharfer Gegensatz zwischen Scherz und Ernst besteht, will Schleiermacher auch den Scherz um Gotteswillen treiben; wenn jene die Ausübung der Freiheit, die Wahl, den Entschluß auf solche Fälle beschränken, wo wirklich ein Conflict besteht, so will Schleiermacher die gewöhnlichen Geschäfte des Tages in den Kreis der Freiheit und Moral ziehn. Was dabei leicht herauskommt, hat ein moderner Dichter in der Figur des Pecksniff gezeigt.

Die Vollständigkeit der Kritik ist nur scheinbar: eigentlich ist es ihm nur um eine völlige Vernichtung Kants zu thun. Auf das, was Kant selber gewollt, was er in der Metaphysik der Sitten ausgesprochen, kommt es ihm gar nicht an: er legt ihm sein Frageregister vor, und verlangt überall rund und voll eine Antwort. Zu diesem Zweck hebt er die Tugend- und Pflichtenlehre hervor, Werke des Alters, die in der That nicht viel werth sind, und zieht außerdem die willkürlichsten Consequenzen, die Kant mit größter Bestimmtheit verleugnen würde. Keinen einzigen Satz läßt er in seinem organischen Zusammenhang, es ist ein tolles Durcheinander von zerrissenen Sätzen, die in der größten Aufregung hin und hergeworfen werden.

Es war Kant und Fichte nicht um ein Schema für das moralische Handeln, sondern um eine Kritik des moralischen Urtheils zu thun. Urtheil heißt die Subsumption des Besondern unter das Allgemeine; die Berechtigung des moralischen Urtheils leiten sie daraus her, daß der mit Vernunft begabte Mensch zugleich Einzelner und Allgemeiner ist, daß er als intelligibles Ich Gesetzgeber, als empirisches Ich Gegenstand der Gesetzgebung ist. Schleiermacher dagegen will aus der empirischen Natur, aus der absoluten Einzelheit, das Gesetz herleiten, und das ist ein Widerspruch.

„Das Ausgehn von der Individualität," schreibt er 14. Mai an Brinckmann, „bleibt gewiß der höchste Standpunkt. Ist denn die ganze Welt etwas Anderes als Individuation des Identischen? ... Wenn die strenge Philosophie der Gegensatz ist zur Poesie, wie soll man das unstreitig Höhere nennen, was beide verbindet? ... Es ist die lebendige Persönlichkeit, die auch nachbildend jenen Gegensatz in sich zu überwinden sucht, wenn dies gleich nie völlig zu Stande kommt. Wer aber Philosophie und Leben so strenge trennt wie Fichte,

was kann an dem Großes sein? Ein großer einseitiger Virtuose, aber wenig Mensch. Seitdem ich recht inne ward, daß ihm um nichts als das Wissen zu thun ist, wußte ich, wie ich mit ihm stand. Schelling ist eine ungleich reichere Natur, aber ich fürchte doch fast, daß er Fichte ähnlicher ist, als er denkt."

Für die Moral ist bei Kant und Fichte der kategorische Imperativ das Höchste; aber die Moral ist ihnen nicht die einzige, nicht einmal die höchste Werthbestimmung des Lebens. „Sie haben," schreibt Fichte an Jacobi 8. Mai 1806, „eine zu enge Ansicht von meiner, ja aller Sittenlehre. Sittenlehre kann eben nicht anders ausfallen, als sie bei Kant und mir ausgefallen ist; aber die Sittenlehre selbst ist etwas sehr Beschränktes und Untergeordnetes; anders habe ich es nie genommen, und, wenigstens als Kritiker der Urtheilskraft" (er hätte hinzusetzen können, in der Philosophie der Geschichte) „nimmt es auch Kant nicht anders." Wenn es nur eine Werthbestimmung des Lebens gäbe, so wäre es freilich bequemer; aber diese giebt es eben nicht: Tugend und Schönseeligkeit, Rechtschaffenheit und Größe, ist nicht dasselbe.

„Es thäte mir sehr nöthig," schreibt Schleiermacher 10. Juni an Henriette, „mich manchmal eine Note höher zu stimmen, als die trockne Kritik der Moral. Ach das Schreiben ist ein großes Elend, aber gar ein Buch von dieser Art; in meinem Leben nicht wieder! Ich glaube, ich habe diese ganze Zeit über nicht einen gescheuten Gedanken gehabt, lauter kritische Späne. Der einzige Spaß ist, wenn ich mir vorstelle, wie Fichte sich ärgern, mich noch tiefer verachten wird, A. W. Schlegel die Nase rümpfen, daß es nichts weiter ist als das, und die alten Herren sich wundern, wie ich ein so nüchterner und gründlicher Kritiker geworden, und abwarten, ob ich eine solche Verwandlung überleben werde. Indeß sollen sie bald wieder sehn, daß ich noch der alte Mystiker bin."

Das Buch that gar keine Wirkung; die Freunde begnügten sich, die Bitterkeit der Polemik gegen Kant zu tadeln; durchgelesen haben es wohl die wenigsten. Spalding schreibt 21. Oct.: „Ich komme davon wie von einer Algebra, mit dem wehmüthigen Seufzer Gellert's gegen Kästner: und das verstehn Sie nun so alles? — Durchgelesen habe ich das Buch in ununterbrochener Lesung. Aber wie? wie ein schaufelnder Maulwurf. Nichts, durchaus nichts habe ich verstanden im Zusammenhang. Seien Sie mir nicht böse, wie ich Ihnen nicht böse bin."

Einigermaßen wurde Schleiermacher selbst irre: „In der Philosophie werde ich immer nur ein Dilettant bleiben. Mit der Gelehrsamkeit sieht es noch schlechter aus, besonders seitdem ich in diese Wüste versetzt bin. Das

Einzige, worin ich es vielleicht zu etwas hätte bringen können für die Welt, ist wohl die Philologie in jenem höhern Sinn, wie sie Schelling nimmt, und jetziger Zeit wohl niemand besser darstellt als Fr. Schlegel. Meine Ideen würden wohl nicht so viel umfassend sein als die seinigen, und meine Construction nicht so groß, aber die Ausführung in mancher Hinsicht tüchtiger und brauchbarer. Allein diese höhere Philologie hat keine andere Basis als die niedere, und ohne große Virtuosität in dieser schwebt jene nur in der Luft." —

Fr. Schlegel schreibt ihm aus Paris, 5. Mai 1803: „Mir hat unsere schlechte Lage oft alle Kraft und Fähigkeit zu arbeiten geraubt. Denke nicht, daß es so blos äußerliches Leiden ist; für Dorothee ist es durch mehrere in ihrer Gefühlsart unabänderliche Beziehungen ein inneres." — „Bittere Sorgen," setzt Dorothee hinzu, „verdecken wie schwarze Gewitterwolken den blauen Himmel der Wünsche und Hoffnungen in uns. Es will nichts, nichts gelingen; Sie würden jammern, wenn Sie sähen, wie der Arme sich fruchtlos abarbeitet! Es hat sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß ich ihn am Fortkommen hindre. Ich glaube gewiß, es wird ihm nach meinem Tode recht gut gehn. Noch kann ich mich von eitlen Hoffnungen nicht rasch losreißen, aber mit mehr Ruhe sehe ich der Abnahme meiner Kräfte zu." Um diese Zeit waren auch Pauline Wiesel und die Guachet in Paris.

Die Zerstreuung in seinen Arbeiten hielt Fr. Schlegel vom Plato ab; der Buchhändler verlor die Geduld, und Schleiermacher mußte sich Juli 1803 entschließen, die Fortsetzung allein zu übernehmen, was jenen wieder sehr verstimmte. „Anfangs," schreibt er 15. Sept. an Tieck, „hat mich die Kunst und die persische Sprache am meisten beschäftigt; jetzt ist alles vom Sanskrit verdrängt. Hier ist die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles ohne Ausnahme stammt aus Indien. Ich habe über vieles eine ganz andere Ansicht und Einsicht bekommen, seit ich aus dieser Quelle schöpfen kann. Was wir Poesie nennen, ist verhältnißmäßig spätern Ursprungs, und ganz bestimmt die Poesie der Helden und Fürsten, der zweiten indischen Kaste; die einfachere und tiefere Poesie der Brahminen ist nie nach Europa gekommen. Aelter aber als die Poesie ist die Religion und die Oekonomie: Ackerbau und Ehe, beide aber ganz als gottesdienstliche, blos symbolische Handlungen; die früheste Art der noch körperlichen Gebete."

Die alte Literatur verschwand mehr und mehr vom Schauplatz. 24. Febr. 1799 starb Lichtenberg, 57 J., in Göttingen; 27. Sept. 1800 Kästner, 81 J., in Göttingen, 29. Sept. Denis, 71 J., in Wien; 2. Jan. 1801 Lavater, 59 J., in Zürich, 28. Juni Engel, 61 J., in Berlin, 24. Oct.

Corona Schröter, 50 J., in Weimar. Voß trat Juli 1802 von seinem Amt zurück, nahm von seinen Freunden in Norddeutschland Jacobi, Schönborn, Klopstock, Claudius, Overbeck, Gerstenberg zärtlichen Abschied, sah den erblindeten Gleim noch in Halberstadt, und siedelte sich dann vorläufig in Jena an, wo sein Sohn studirte. Gleim starb 18. Febr. 1803, 84 J.; Klopstock 14. März in Hamburg, 79 J.: sein Begräbniß war das glänzendste, das vor Goethe einem Dichter zu theil geworden; es war wie das eines Fürsten; man verehrte ihn um so mehr, je weniger man ihn las. Heinse starb 22. Juni, 54 J.

Die Zustände in Jena gingen ihrer Auflösung entgegen. Der Schloßbau in Weimar hatte große Summen gekostet, für die armen Docenten blieb wenig übrig. Zuerst ging, zum allgemeinen Erstaunen, Schelling, April 1803; er hatte sich mit Caroline trauen lassen, die nun von A. W. Schlegel geschieden war: Schelling 28 J., Caroline 40 J. alt. Sie wollten mit einander nach Italien, wurden aber in Würzburg zurückgehalten, wo Schelling eine Professur erhielt.

Juni 1803 wurden der Anatom Loder und der Philolog Schütz nach Halle berufen. Der Letztere ging damit um, die L. Z. dahin zu verlegen. Goethe war sehr betroffen, er fürchtete den völligen Ruin der Universität. Als der „Freimüthige" plauderte, erging an Schütz eine positive Anfrage; 6. Aug. bekannte die L. Z. selbst ihre Absicht, und nun griff Goethe mit einer Energie durch, wie er sie selten gezeigt hat. In kurzer Frist wurde für das neue Institut einer Jenaischen L. Z., die der Hallischen entgegentreten sollte, als Redacteur der Philolog Eichstädt gewonnen; Goethe, Schiller, Meier verpflichteten sich zu Arbeiten; an die beiden Schlegel, Schleiermacher, Schelling, Bernhardi, J. Müller, F. A. Wolf wurde geschrieben; auch an Steffens, der 4. Sept. in Halle Reichardt's Tochter heirathete und seine junge Frau nach Kopenhagen führte. Als Kunstkenner trat in das neue Institut Fernow ein, der Sept. 1803 aus Italien nach Weimar zurückkehrte, und Carstens' Zeichnungen so wie ungedruckte Schriften von Winckelmann mitbrachte. Gentz bot sich selber an. Mit besonderem Eifer nahm sich A. W. Schlegel der Sache an, der hier ganz in seinem Element war: die Zeitschrift wurde für die nächsten 4 J. das wichtigste Organ der deutschen poetisch-philosophischen Entwickelung, der Naturphilosophie und absoluten Kunst, während ihre Collegin in Halle sich ganz dem alten Rationalismus in die Arme warf.

Auf uns, die wir das Zeitalter im Großen und Ganzen übersehn, macht es leicht den Eindruck einer vollkommenen Uebereinstimmung. Wenn aber einer von den tonangebenden Dichtern oder Philosophen einmal aus den Mit-

telpunkten der Literatur heraustrat, so merkte er bald, daß Fragen, die man in Weimar und Jena mit der größten Leidenschaft behandelte, als ob das Wohl des Vaterlandes von ihnen abhinge, an andern Orten gar keine Beachtung fanden. Die Journale der Zeit, der Mercur, die Allgemeine deutsche Bibliothek, der Freimüthige u. s. w., behandelten die neue Bewegung mit Spott und Geringschätzung, und sie drückten die Meinung der großen Masse aus. In der unsichtbaren Kirche bildete sich die öffentliche Meinung auf eine andere Weise. Ein Briefwechsel unter allen bedeutenden Personen durchkreuzte Deutschland von allen Punkten, und man kann sich die damalige literarische Welt als eine unsichtbare Republik denken, deren Fäden immer einer und der andere in den Händen hielt. Die Kritiken, die einem Schriftsteller Eingang verschafften oder denselben hemmten, lagen fast mehr in diesem Briefwechsel als in den öffentlichen Blättern, und es durfte nur einer in Weimar einen Ton angeben, um denselben von Königsberg und Kiel bis nach Zürich erklingen zu machen. Freilich gingen diese Correspondenzen über das eigentlich literarische Publicum nicht hinaus, und darum war es für die Göthe'sche Schule so wichtig, daß sie sich der „Literaturzeitung" bemächtigte.

Voß berichtet 13. Oct. dem alten Hainbundsfreund Miller: „Mich wird in Jena wohl schwerlich eine Muse anlächeln; hier gedeiht nur trockne Gelehrsamkeit und Metaphysik; man hört nichts als Gespräche über Wegziehn und Verödung, und alte und neue L. Z., mit allem Widerwärtigen der Leidenschaft vermischt. Wohl dem, der sich nicht in dem Strudel mit herumdrehen darf! aber noch wohler dem, der auch sein Geräusch nur aus dumpfer Ferne vernimmt!"

20. Oct. erhielt Paulus, dessen rationalistisches „Leben Jesu" kurz vorher erschienen war, einen förmlichen Ruf nach Würzburg, und nahm an; Niethammer, Hufeland, v. Hoven waren schon da; Schelling wurde mit einem ansehnlichen Gehalt fixirt. Sie wurden sämmtlich in einem Hause einquartirt. Mit Neid blickten die Zurückgelassenen ihnen nach. „Jena," schreibt Schelling an Hegel, „war der Indifferenzpunkt des nord- und süddeutschen Geistes; nachdem dieser auseinandergesprengt, wird der eine Theil nach Norden, der andere nach Süden geworfen, und Preußen wird allmälig ein Institut für preßhafte und zu Schaden gekommene Gelehrte."

Den ganzen vergangenen Sommer hatte Herder wegen einer Augenkrankheit in Aachen zubringen müssen; doch hatte ihn das nicht abgehalten, an einer vom französischen Institut gestellten Preisaufgabe über den Einfluß der Reformation auf den Fortschritt der Aufklärung zu arbeiten. Das Verhältniß zu Goethe war immer häßlicher geworden: „ach er hat eine Wolfsnatur!" schreibt Frau Caroline an Knebel. — „Herder," schreibt Jacobi

28. April 1803, „wird in seinen Productionen immer loser und lockerer, madeporischer. Ich vergesse, indem ich ihn lese, eher was ich weiß, als daß ich etwas von ihm lernte; er zerstreut mich ohne mich zu erfrischen. Es muß ein ganz eigenes Unebenmaß in seinen Kräften sein, denn was hätte nicht sonst aus ihm werden müssen! Nun gleicht er dem im niederländischen Sand sich verlierenden Rhein."

Mai 1803 verfiel Herder in eine schwere Krankheit; seine Stimmung wurde immer schwärzer. 12. Juli reiste er nach Eger, indem er seiner Frau den fertigen Cid zurückließ. Auf der Rückkehr verweilte er drei Wochen in Dresden. „Ueber mein Erwarten," schreibt Körner 5. Sept., „hat er hier bei der vornehmen Classe und selbst bei der herrnhutischen Partei Glück gemacht. Es war natürlich, daß er sich bei Leuten von Einfluß angenehm zu machen suchte, da sein Sohn in kursächsischen Diensten ist; aber er treibt es mit zuviel Leichtigkeit und Gewandtheit. Bei dem plattesten Gespräch bemerkt man an ihm keine Langeweile; er sagt etwas dazu, das besser ist, aber sich doch nicht so sehr über das Gemeine erhebt, daß man darüber stutzte ... In seiner Ansicht der Dinge ist etwas Krankes und Mattes, das mich verstimmt." „Deine Schilderung," erwidert Schiller, „stellt mir Herder ganz dar: er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will."

18. Sept. kehrte Herder nach Weimar zurück, voll von Entwürfen zu neuen Arbeiten. 18. Oct. überfiel ihn eine schwere Krankheit; hart hielt er am Leben: „ach wenn mir nur eine neue, große geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe! ich würde auf einmal gesund." „Mein liebster Freund!" rief er öfters schluchzend seinem Sohn zu, der ihn ärztlich behandelte, „rette mich noch, wenn es möglich ist!" — 18. Dec. entschlief er, 60 J. alt.

Der alte Freund Jean Paul sorgte für seine Verherrlichung. „Gleichsam mit einem Liebestrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt er wie ein Brahmine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüthe werth und am Herzen fest ... Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt wie er. Die Meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang ... Ueberall das Entgegengesetzte organisch-poetisch sich anzueignen, war sein Charakter ... So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller

reinmenschlichen Verhältnisse, und in einem lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder vom Staat geheiligten Gifte derselben ... Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche ...! ... Zwei Reden von ihm bleiben, obwohl Andern unbedeutend, mir immer zur Betrachtung: die eine, daß er einst an einem Sonntag mit wehmüthigem Schmerz über die kahle kalte Zeit unter den rein aus den alten Jahrhunderten herüberfließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes sagte, er wünschte, er wäre im Mittelalter geboren; die zweite, daß er sich eine Geistererscheinung wünschte, und daß er gar nichts von dem gewöhnlichen Geisterschauder dabei ahnte. O die reine geisterverwandte Seele! Ihr war dies möglich — so dichterisch sie auch war, und so sehr gerade eine solche am meisten erschaudert vor den langen stillen Schleiern, die hinter dem Tode wohnen und gehn ..."

Auch Fr. Schlegel sprach sich mit größerer Achtung als die Heißsporne der Schule über Herder aus, „welcher die umfassendste Kenntniß mit dem zartesten Gefühl und der biegsamsten Empfänglichkeit vereinigt, und durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, tieffühlender Charakteristik und nachdichtender, in jegliche Weise und Form sich hineinempfindender Phantasie den ersten Grund gelegt und die Züge vorgezeichnet hat zu der neuen Art der Kritik, welche als die eigenthümlichste Frucht aus der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft hervorgegangen ist."

Noch war Herder nicht todt, als Frau v. Staël 14. Dec. in Weimar erschien. 37 J. alt, hatte sie seit 7 J. durch eine Reihe geistvoller Schriften (de l'influence des passions; de la littérature dans ses rapports avec les institutions sociales), zuletzt durch den Roman „Delphine"*) die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich gezogen. Ihr Mann, von dem sie lange Zeit getrennt gelebt, war 9. Mai 1802 gestorben, Napoleon hatte sie als gefährliche Frau aus Paris verbannt; sie lebte bei ihrem Vater Necker auf dem Schloß Coppet am genfer See. Sie wollte nun die literarischen und socialen Zustände Deutschlands studiren, ganz Weimar gerieth in Aufregung: es war den

*) Ueber die „Delphine" schreibt Jacobi 21. Febr. 1803 an El. Reimarus: „Die Erwartungen, welche die Vorrede erregt, werden fast in nichts erfüllt. Nur die egoistischen Personen sind meisterhaft und hie und da mit unnachahmlicher Laune dargestellt; die andern sind da, wo sie am erhabensten erscheinen sollen, abgeschmackt, verkehrt, unausstehlich. Nichts für die Entwickelung der Begebenheiten Bedeutendes trägt sich zu, wie es sich unter wirklichen Menschen von gesundem Verstand und wahrem Gefühl zutragen könnte. Den Roman als Roman hat die Eitelkeit geschrieben und verdorben: aber kaum wüßte ich ein Werk, das einen größern Schatz der feinsten, tiefsten und scharfsinnigsten Betrachtungen enthielte."

deutschen Dichtern doch nicht gleichgiltig, wie man jenseit des Rheins über sie dachte. Goethe wich ihr nach Jena aus, und überließ dem Freunde die Vertretung der „Hyperboräer, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch ganz wohl in Nutz und Putz verwandeln ließen." — „Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig. Sie ist von mittler Größe und etwas dick, schwarze Augen und Haare." „Es ist," berichtet ihm Schiller 21. Dec. 1803, „alles aus einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Das macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Philosophie, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialen Vermögen. Sie will alles erklären und ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischen, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie eine sehr leichte Communication mit ihr haben." — Sie selbst erzählt: „Ich vertheidigte mit Wärme die Ueberlegenheit unsers dramatischen Systems über alle andern; Schiller verschmähte nicht, mich zu bekämpfen, und unbekümmert über die Schwierigkeiten des Französischen fand er Worte innigster Ueberzeugung. Anfangs bediente ich mich französischer Waffen, der Lebendigkeit und des Spottes, bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, mitten durch die Hemmnisse des Worts so viel Ideen; diese Charaktereinfalt, die einen Mann von Genie einen Kampf unternehmen ließ, in dem es seinen Gedanken an Worten fehlte, machte einen solchen Eindruck auf mich; ich fand ihn so bescheiden und so unbesorgt, was seine eignen Erfolge betraf, so stolz und erregt in der Vertheidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblick bewunderungsvolle Freundschaft weihte."

„Unsere Herzogin," schreibt Frl. v. Knebel nach Herder's Tod, 23. Dec.,

„zeigt sich wie das ewige Schicksal, doch sagt Prinzeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre und sich mit ihr mit Wehmuth davon unterhielte. Frau von Staël aber darf nichts davon gewahr werden. Dagegen habe ich nichts, daß sie Geschmack an ihrem Verstand und ihrer schönen Redekunst findet, doch würde ihr es die Staël gewiß nicht übel deuten, wenn ihr die Herzogin auch mehr Gefühl zeigte. Den Herzog ergötzt die Staël auch sehr, er glaubt einen seltnen Mann zu hören, so schnell, richtig und umfassend ist ihre Rede .... Sie hat durchaus nicht das Preciöse und Pedantische, was unsre gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Halbreifes, sondern gesund bei aller ihrer Freiheit .... Ihr Sprechen ist wirklich das seltenste Talent, was mir noch vorgekommen ist; nie etwas Schneidendes, Decidirtes, was eine Frau besonders oft lästig und ungraziös macht; ebenso weit ist sie aber von affectirter Nachgiebigkeit und Koketterie entfernt — und doch weiß niemand besser als sie nachzugeben und einzulenken. Das Kennzeichen ihres Talents ist doch gewiß, daß ihr Gespräch nur ermuntert, nie ermüdet, und wenn unsereins aus Trägheit oder Ungewohntheit sich ihr den andern Tag mit etwas Widerwillen nähern könnte, so fühlt man sich leicht emporgehoben, und die innere Unzufriedenheit verschwindet. Diese Wirkung habe ich an der Herzogin öfters beobachtet .... Von Goethe sagt sie, qu'il pouvait être aimable, quand il était sérieux, mais qu'il ne doit jamais plaisanter. Eigentlich spricht sie nichts an, als was Wärme und Gefühl hat. Wenn sie leidenschaftlich ist, so ist sie es doch mit Liebenswürdigkeit, auch selbst wenn sie sagt: qu'on est toujours indécis dans tout ce qu'on entreprend, quand on n'est pas entrainé par la passion" .... „Die französische Sprache wird sich leicht finden; bei ihr glaubt man, daß es keine andre gäbe. Sie sagte neulich von Lavater, als der Herzog sie fragte, ob er gut französisch gesprochen hätte: il s'exprimait comme tous les gens d'esprit, on se comprend. Sie ist wirklich äußerst gut und liebenswürdig, und ich kann mir kein Jahrhundert denken, daß noch so eine Frau hervorgebracht hätte."

Schiller war am Abschluß seines Tell: „und nun führt mir der Dämon die französische Philosophin her, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Du kannst denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns herabgeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß; ich wundere mich, wie ich jetzt noch etwas machen kann."

4. Jan. 1804 kam B. Constant an. Endlich mußte sich doch auch Goethe entschließen, nach Weimar zu kommen und ihr Rede zu stehn. „Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem so in körperlichem Sinn etwas Reizendes,



und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst: ich habe niemals einem Mann vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre. — Mit entschiednem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsre Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen. als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeinem Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt zu durchdringen. Dann aber wollte auch sie gekannt sein, und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machend. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, das Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf. Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. Sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten, war ihre eigentliche Leidenschaft. Natürlich trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren, und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte. Durch das alles war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte, und sie durch hartnäckige Gegensätze oft in Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat. Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte."

Sehr enge schloß sich an die Staël die schöne Amalie v. Imhof, die sich 12. Juli 1803 von einem schwedischen Obersten v. Helvig hatte entführen lassen und 4. Oct. als Frau v. Helvig nach Weimar zurückgekommen war; ebenso Joh. v. Müller, der auf einer längern Urlaubsreise 22. Jan. 1804 nach Weimar kam, um mit seinem Bruder und der Witwe Herder den Nachlaß ihres verstorbenen Gemahls zu ordnen. 7. Febr. reiste

er nach Berlin weiter; die Staël folgte ihm 29. Febr. „Mir ist zu Muth," schreibt Schiller, „als hätte ich eine große Krankheit überstanden." Knebel: „Sie hat innere und äußere Activität zugleich, welches selten schicklich und in einem bedeutenden Grade beisammen steht. Aber so viel macht frühe Bildung und Umgang mit vielen Menschen, wenn man selbst in einem bedeutenden Range steht. Wir andern Allemannier behandeln das Geisteswerk wie das Schatzgraben, heimlich und bei Licht, und glauben, der Schatz wäre schon entflohn, wenn wir nur den Mund aufthäten."

Frau v. Stein wurde jetzt mit andern Damen zuweilen zu Goethe eingeladen, um seine Kunstsammlungen zu sehn. „Ich glaube, Frau v. Staël hat ihm das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehn, als bisher seine Umgebung war." Sie glaubte sich im Recht, den alten Freund mit dem, was vor 14 J. geschehn war, noch zuweilen zu necken und ihm den Kaffeebrief in Erinnerung zu bringen. Einmal beklagt er sich leidenschaftlich: „daß Sie meine redlichen, treuen, heiligen Worte so gerad an der Quelle parodiren und trüben. Frage man doch nicht mehr, warum Freunde sich zurückziehn und eine Scheu haben sich mitzutheilen . . Wie sehr ich als ein starrer Deutscher von der spanischen Anmuth entfernt bin, fühl' ich diesmal, da ich unserm Mißverständniß gern auf Calderonische Art nachgeholfen hätte. Es will aber nicht gehn, und ich muß also nur geradezu, insofern ich Recht habe, um Nachsicht, insofern ich Unrecht habe, um Verzeihung bitten."

„Wegen dem Geheimerath lebe ich sehr in Sorge; er ist manchmal Hypochonder, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft ist," schreibt Christiane. — „Wie kommt's, daß du so traurig bist? . . Und hab' ich einsam auch geweint, so ist's mein eigner Schmerz. . . Ach nein, verloren hab' ich's nicht, so sehr es mir auch fehlt. . Die Sterne die begehrt man nicht . . ." Das Lied wurde damals gedichtet; es ist ein altes Volkslied, aber die Farbe hat wohl Goethe's Blut gegeben.

In Berlin elektrisirte Frau v. Staël nun die ganze Gesellschaft; Brinckmann war ihr Cicerone. Das glänzendste Haus machte die noch immer schöne Herzogin Dorothee von Kurland. Dort fand sich Prinz Louis Ferdinand mit der berühmten Fremden zusammen; Fichte, der Jacobi auf sie einlud, Müller, der von dem Prinzen ganz bezaubert war, der berühmte Don Juan Graf Tilly, damals 40 J. alt, von dem Rahel meint, in der Hülle eines verderbten Weltmanns habe ein Kind in ihm gesteckt; die Herz, A. W. Schlegel. Dem letztern brachte die Staël ein Empfehlungsschreiben Goethe's mit, und suchte ihn ganz zu gewinnen; sie hatte darin mit Sophie Bernhardi zu ringen, die er für die Kälte ihres

Mannes trösten mußte. Im Uebrigen steckte er tief in dänischen und altdeutschen Studien, wobei ihm J. Müller's Gelehrsamkeit sehr zu statten kam.

Ungenirt in diesen Kreisen bewegte sich auch Frau Pauline Wiesel, die eine Maitresse des Prinzen — einer andern, Henriette Fromm, hatte er einen förmlichen Hausstand eingerichtet. Pauline behandelte ihren Liebhaber schlecht genug; oft ließ sie ihn im Regen vor ihrem Fenster stehn. Rahel, die viel mit ihr verkehrte, behauptete, nur ein Berliner könnte dies seltne Wesen recht verstehn. Der Prinz schreibt einmal an Rahel, die er immer seine „liebe Kleine!" nennt: „der große Aufwand von Kraft, jener stete Wechsel von Gefühlen, von den heftigsten Sensationen, vom Glück zum Schmerz, hat mich ganz abgestumpft, und mein Herz ist öde und todt . . . Sie haben gesehn, wie heiß und heftig meine Liebe zu Pauline ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten Henriette hänge; dies scheint räthselhaft, manchem unbegreiflich, und doch haben es die sonderbaren Umstände so gewollt, daß ich in dieser Verwickelung nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedener Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe sie so ganz umfaßt! — Mir ziemt es nicht, wie ich gethan, Zeit und Kraft an Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen." — An Pauline (von der grammatischen Correctheit des geistvollen Prinzen doch einige Proben!): „Ich fühle es wie du, ohne dich, ohne deine Liebe kann ich nicht leben. Alles liebe ich an dich, den steten Kampf selbst von Leidenschaft und Gutmüthigkeit, dein inneres Leben, das Eigenthümliche deiner Ausdrücke, die vielen großen und schönen Gefühle, die in deiner Brust liegen und die du gar nicht einmal ahnst, solchen unbeschreiblichen Liebesreiz! — Streng treu liebe und vergöttere ich dich! mit unbefangenem Herzen könnte ich jeden Augenblick des Lebens dich bei mir erscheinen sehn, und stets deiner Liebe würdig. . Empfange das gewisse Versprechen, Louis Ferdinand wird nie eine Andere als Pauline Cesar besitzen, keine Verführung ist mächtig genug, dein Bild einen Augenblick aus meinem Gedächtniß zu reißen. Meine Einsamkeit selbst ist für mich voller Reiz; der Gedanke, in derselben so ganz dem Gefühl meiner Liebe zu dir nachzuleben, erhellt mein Herz mit dem süßesten Gefühl! . . . Es stand im Himmel geschrieben, vom Schicksal, von der Natur waren wir bestimmt, uns zu lieben. Ich schwöre dir: den Augenblick, wo du mich verläßt, vernichte ich mich! Nur sei unsre Liebe nicht klein, sondern sie spreche sich so aus, wie es in unserm Herzen ist! Dies erbärmliche Schwanken, es muß weg! Ganz für dich will ich leben, und gewiß soll das Jahr nicht enden, ohne daß uns die engsten Bande verbinden. Nur mache

bald, daß du von Wiefel geschieden! Wie oft denke ich an den Augenblick, der uns vereinen wird! überfallen will ich dich, ich will die Geliebte entkleiden, mit zarten liebevollen Küssen jedes Glied bedecken, und dann will ich dich in meinen Armen festhalten in himmlischer Umarmung . . . Ich fühle es so wahr, so tief, nur durch dich bin ich wahrhaft glücklich, nur du verbreitest über mein ganzes Wesen einen Seelenzauber. Alles in dir trägt ein unverkennbares Gepräge von Wahrheit, deine Aufwallungen, deine Ungerechtigkeiten, alles lieb' ich, obgleich es mich quält, nichts möchte ich anders wissen. Alle diese Fehler scheinen mir nur Auswüchse einer zu kraftvollen Natur, in der manches zwar nicht ganz entwickelt, vieles zurückgehalten, indeß nichts Schönes ganz erstickt worden. Alle Kraft, die in deinem Wesen liegt, zu entwickeln, dazu gehörte ein Geist, wie es wenige giebt! Auch das ist mir gewiß, daß vielleicht eine höchst vollkommene Erziehung dich zwar zu einem in andrer Art sehr interessanten Wesen würde gebildet haben, aber daß auch manches andere in dir wäre verborgen geblieben, welches nun so seltsame Wendungen deines Lebens in dir aufgeregt haben, und das dich dem, der dein Wesen so tief ergriffen, noch reizender machen muß. Du kennst ja die Wunder unsrer Liebe, und so wie wir im Kelch der Wollust tranken, thaten es wenige."

Der Aufenthalt der Frau v. Staël in Berlin wurde durch die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung ihres Vaters Necker unterbrochen. 24. April war sie wieder in Weimar; A. W. Schlegel, den sie als Hauslehrer ihrer Kinder engagirt, brachte sie mit. Hier traf sie die Nachricht von Necker's Tod (9. April): „sie soll in einem wahrhaft fürchterlichen Zustand sein, und weiß ihren Schmerz keineswegs zu bezähmen." 30. April reisten sie weiter, nach Coppet; unterwegs berührte A. W. Schlegel auch Würzburg, ohne aber seine geschiedne Frau aufzusuchen. Diese stand in Krieg mit der ganzen Damenwelt; sie suchte durch Witz und Gelehrsamkeit die Männer an sich zu fesseln, ärgerte die Andern durch Prachtliebe; ihren jungen Mann sollte sie ganz beherrschen. Man verfehlte nicht, das Andenken an ihre alten mainzer Erlebnisse wieder wach zu rufen. Am aufgeregtesten äußerte sich Frau v. Hoven: sie nannte sie nie anders als „Dame Lucifer". Auch die Männer wurden in diese Fehde verwickelt.

Im Herbst entfloh Sophie Bernhardi ihrem Mann, und ging zu ihrem Bruder L. Tieck nach Dresden, wo sich auch Frau v. Helvig und Elise Bürger eingefunden hatten. Tieck reiste mit seiner Schwester nach Italien; in München holte sie Bernhardi ein, es kam zu fürchterlichen Scenen. Eine schwere Erkrankung Tieck's nöthigte die Geschwister, in München zu bleiben. —

12. Febr. 1804 starb Kant, 80 J.; die letzten Jahre seines Lebens

war er fast nur noch ein Schatten gewesen; 26. Mai Spalding, 90 J., 8. Dec. Teller, 70 J., 16. Dec. Weiße, 78 J.: die alten Größen waren nun fast alle abgetreten.

4.

Einkehr in's deutsche Leben.

Die classische Periode hatte dadurch gesündigt, daß sie gegen das geschichtliche Leben gleichgiltig war. Dieser der Wirklichkeit abgeneigte Idealismus wurde jetzt durch einen andern abgelöst, der Ehrerbietung vor dem Wirklichen bekannte. Kunst und Wissenschaft zeigen gleichmäßig das ehrliche Bestreben, sich im geschichtlichen Leben zurecht zu finden.

J. Müller hatte mit der Schweizergeschichte den Weg gebahnt: sie war weder ausschließlich für den Gelehrten noch für den Staatsmann bestimmt; sie wollte weder blos das Wissen vermehren noch die ewigen Regeln des Geschehenden entdecken: sie wollte die alte Zeit in ihrer Farbe, ihrer Sprechart, ihrer Gesinnung in einem künstlerischen Bilde wiedergeben. Aehnliche Versuche finden sich auch in der Poesie; Brentano's „Chronik des fahrenden Schülers" (1803) bemüht sich, ein Stück Mittelalter nachzuschaffen; Sternbald hat wohl etwas den Ton gegeben, aber der Dichter ist belesener in den alten Quellen und hat ein richtigeres Verständniß. Sieht es mitunter so aus, als sollten die geschilderten Zustände für die normalen gelten, so erkennt man aus G. Freytag's „Bildern", was für ein Zweck unbewußt dem Romantiker vorschwebte.

Unter den Geschichtschreibern hatte J. Müller eine ganze Schule. — In Sartorius' „Geschichte des hanseatischen Bundes" (1802—1808) heißt es: „Ein merkwürdiges Monument des stolzen Geistes dieser deutschen Bürger! Es werden die schwächlichen Nachkommen die Erzählung ihrer verschwundenen Größe um so mehr bewundern, da sie des Gefühls ihrer eignen Ohnmacht sich nicht entschlagen können. Das ganze gothische Gebäude kann nicht mehr in all seinen Theilen zu voller Anschauung hervorgezaubert werden, doch die Trümmer lassen den Aufwand von Kraft noch deutlich erkennen. Spätere rühmen sich einer größern Geistescultur; der Vorfahren verschwundne Kraft können sie nicht ohne Wehmuth vernehmen. Statt ihrer Herrschaft über fremde Länder erkennen die Nachkommen fügsam das Recht Ausländern zu, daß über ihr Loos auf fremden Tischen gewürfelt werde. In jenen Zeiten

war der deutsche Name durch die Kraft der städtischen Corporationen geehrt: den Nachkommen bleibt, in der Ideenwelt Reiche zu erobern. Jene hatten Liebe zu ihrer Corporation; diese haben sich in die Arme der allgemeinen Menschenliebe und des Kosmopolitismus geflüchtet. Die Kraft theilnehmend zu ehren, womit jene einem unerbittlichen Geschick eine Zeit lang entgegenstrebten, dieser allgewaltige Trieb in des Menschen Brust sei auch die Entschuldigung für diese Geschichte."

Eine ähnliche Apologie des Mittelalters findet man im „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit" (1802) von Niclas Vogt, einem Schüler J. Müller's, der Bettinen und ihrem Kreise nahe stand. „In der gothischen Verfassung behauptete die Natur ihre Rechte. Gegen einander strebend, in den verschiedensten Tönen doch harmonisch, erschienen auf Reichstagen, Parlamenten, Cortes, Generalstaaten, Könige, Adel, Geistlichkeit und Volk. Da war in den Städten demokratische Gleichheit, Kunstbetriebsamkeit, Zierlichkeit; man sah in König und Adel den monarchischen Glanz, in den Geistlichen das Gute, was auch die Theokratie hat; ein Gemisch von Ordnung, Freiheit und Schönheit, wie weder in den unruhigen Republiken alter, noch in den eroberungssüchtigen Monarchien neuerer Zeit." „Vor den letzten Kriegen war in einem Theil Europas das Volk durch herrschsüchtige Regierungen um alle Rechte gebracht, und alles schien in solche getheilt, welche verschlingen, und solche, die verschlungen werden sollten. Bei aller Unvollkommenheit galten das deutsche Reich, England, Holland, Schweizerland, Skandinavien immer noch für Zufluchtsorte verfolgter Menschheit; es war in diesen Staaten eine gewisse Rechtlichkeit; die Stimme des Publicums galt etwas; aus den Federn ihrer Gelehrten flossen die gründlichsten Schriften über das Recht. Aber eben diese Staaten waren im Wege des Faustrechts die schwächsten. — Unsere Väter haben ihre Kirchen- und Staatsverfassungen auf Grund und Boden, und ihre Reiche nach Sprachen, Gebirgen und Meeren getrennt, wie es die Natur ausweist. Daher die Kirchengüter, Adelsgüter, Domänen, Gemeindegüter, und die darauf sich gründende Festigkeit der Reichs- und Landstände, des Heerbanns und der Landwehr, und endlich die sichere Vertheidigung ihrer Grenze und Unabhängigkeit. Deswegen stand zu ihrer Zeit das hierarchisch-politische Gebäude der europäisch-christlichen Republik groß und ehrwürdig da, wie der Münster von Straßburg, dessen kühn aufstrebender Thurm nach so vielen Jahrhunderten noch jedem Sturm der Witterung und Revolution trotzt. In unsern Zeiten wechseln Priester, Könige, Adel, Reichthum und Gut fast alle Jahre. Der heute Christus gepredigt hat, rühmt morgen die Göttin der Vernunft — der heut ein mächtiger König war, zieht morgen wie ein Narr herum, und der heut Millionen gewonnen hat, bettelt

morgen an der Thür. Nichts Festes, nichts Sicheres, nichts Consequentes mehr. Ein ewiges Schwanken in Meinung, Charakter, Verfassung, Sitten und Gebräuchen!" — Bedeutende Provincialgeschichten Schwabens, Tyrols u. s. w. schärften die Aufmerksamkeit des Volks auf sich selbst.

Wichtiger als diese Versuche der Gelehrten war für die Einkehr in's deutsche Leben das Werk eines großen Dichters. Schiller's „W. Tell" schließt sich in dieser Beziehung ebenbürtig der Reihe Götz, Hermann und Dorothee, Wallenstein an. Dem Dichter war es nicht eingefallen, mit Absicht darauf hinzuarbeiten; der Stoff, wie Goethe ihn vortrug, hatte ihn dramatisch angeregt, und er benutzte Goethe's Beschreibungen vom Vierwaldstättersee, Tschudi's Chronik, vielleicht auch J. Müller zur Farbe und Staffage seines Bildes. Aber wenn ihm der dramatische Zweck mehr als je mißlang, so ist ihm ungewollt ein höherer Wurf gelungen.

Als dramatisches Kunstwerk ist der Tell nicht zu halten. Der Stoff ist durchaus episch; nicht Tell, sondern das gesammte Schweizervolk ist der Held, die Breite der Handlung geht weit über die Grenzen der Bühne heraus. Nun drängt sich aber Tell zu sehr in den Mittelpunkt, und Schiller kann nicht unterlassen, seine Handlung unter das Schema der Moralität zu stellen. Diesen Maßstab erträgt sie nicht. Für die Volkssage ist der Tyrannenmörder der ruhmgekrönte Held; der Versuch, seinen Mord aus Pflichtgefühl herzuleiten, führt zu einer Häufung toller Sophismen, deren Eindruck noch verschlimmert wird durch die unglückselige Parallelstelle mit Parricida, die, wie wir nun wissen, Schiller seinem Lottchen zu Liebe eingeschaltet hat. Meisterhaft sind die großen Scenen: Baumgartens Flucht, der Rütli, der Mord; das Ganze ist dramatisch nicht zu halten. — Aber ist es damit etwa verurtheilt? Ist denn der Götz ein dramatisches Kunstwerk? — Wie unklar Goethe gerade damals über das Wesen des Tragischen war, zeigt seine Umarbeitung jenes schönen deutschen Gemäldes für das Theater, bei der dem Leser in vollstem Sinn des Worts der Verstand stille steht. Aerger hat nie ein Dichter an sich selbst gesündigt, um einer äußern Wirkung willen, die doch nur sehr unbedeutend ist. Noch dazu gerieth die Umarbeitung so lang, daß Goethe die Aufführung auf zwei Abende vertheilen mußte.

Als Theaterstück mittelmäßig, ist W. Tell ein Schatz geschichtlicher Weisheit. Man hat Schiller als einen Dichter der Freiheit gerühmt, dabei aber gewöhnlich an die Phrasen gedacht, die er seinem Karl Moor, Fiesco und Marquis Posa in den Mund legt. Hier haben wir nun ein Bild wirklicher Freiheit; Personen, die auf eignen Füßen stehn, sittliche Zustände, die feste Linien und Grenzen haben. Das Bild vom Hause Stauffachers und von den Verhandlungen des Rütli wird im Gemüth des Volks leben bleiben, wenn

lange die neuen verwässerten Auflagen der schwachen Effecte vergessen sind. Jetzt irren uns diese Nachbildungen im Genuß des Urbilds. Wie viele Attinghausen haben uns seit der Zeit durch die Ausdauer ihres Sterbens und durch die historische Genauigkeit ihrer Prophezeiungen, von denen wir aus unsern Compendien wußten, daß sie wirklich eingetroffen sind, zur Verzweiflung gebracht! Wie viele Rudenze sind durch ein verständiges Mädchen zur richtigen Politik zurückgeführt worden! Wie viele Telle haben uns vordeclamirt, daß der brave Mann an sich zuletzt denken soll! Wie viele Hirten-, Jäger- und Fischerlieder haben uns die sittlichen Zustände eines beliebigen Landes versinnlichen müssen! Diese und ähnliche Effectstücke schweben uns nun als eine unerträgliche Trivialität vor, und verleiden uns die kernhaften Schilderungen, die tiefe Durchdringung des Volks, die uns den echten Tell theuer machen sollte. Die Eidgenossen wissen, was sie an Schiller haben, er steht ihnen noch über ihrem großen Geschichtschreiber: aber was er giebt, ist ja ebensowohl deutsches Leben. Der Hirt des Vierwaldstättersee's gehört uns an wie der Krämer von Brüssel, den Goethe im Egmont gezeichnet; und diesmal verdient Schiller den Preis.

Es ist ein Zeichen des Umschwungs, daß beide Schlegel auf dieses Stück Schiller's einen besondern Werth legten, und ganz aufrichtig: so oft sie selber noch in romantische Sünden verfielen, über Schiller's Romantik lachten sie nur, und hier trat ihnen eine Kraft entgegen, die sie, wenn auch unwillig sich überlegen fühlten. Sie hatten den Instinct, geschichtliches Leben zu suchen; hier war eine Meisterhand, die geschichtliches Leben zeichnete. Und die historische Wahrheit ist, von einem höhern Standpunkt gefaßt, auch die allgemeine, weil, was in einer großen Umwälzungsperiode als bewegende Kraft auftritt, doch nur eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur sein kann.

Das Stück wurde 17. März 1804 in Weimar aufgeführt: stark zusammengestrichen; der 5. A. war weggelassen, „weil wir des Kaisermords nicht erwähnen wollten". Dem Geschichtschreiber der Schweiz, der bei einer spätern Aufführung zugegen war, wurden große Aufmerksamkeiten zu Theil.

Wenn J. Müller in sein eignes Wesen keinen unmittelbaren Einblick hatte, so reflectirte es ihm aus dem Spiegel der Geschichte. In der allgemeinen Geschichte, an der er seit 20 J. arbeitete, heißt es über Cicero: „Wenn der Vater der Musen Latiums, von dem Cäsar urtheilte, sein Lorbeer sei herrlicher als der militärische, wenn Cicero nach der Befreiung Roms von Catilina in weiser Einsamkeit den Wissenschaften gelebt hätte, so würde mancher schwache Zug seiner schönen Seele nicht erschienen sein. Er fühlte nicht, daß er politischen Einfluß nicht nöthig hatte, um in den Jahrhunderten zu glänzen; und er schmeichelte sich vergeblich, daß Tugend und Geist ihm diesen Einfluß

sichern könnten. Bei dem fürchterlichen Umsturz der weltbeherrschenden Republik, unter Waffen, Aufruhr, Verbrechen fand M. Tullius sich einzeln mit seinem Genie, seiner zu allem Guten geneigten Seele und seiner in der Ausübung mittelmäßigen Menschenkenntniß; daher er sich bald an den, bald an diesen hielt."

„Wo ihr seid," schrieb er März 1801 aus Wien an Bonstetten, „hat man keine Idee von den Schwierigkeiten, von hier aus zu sagen und zu schreiben, was allein ich sagen möchte; und lieber schweige ich überhaupt, als schief und halb zu reden; ich habe es einige Male thun müssen, und wie ist's mir von euren nordischen Philosophen genommen worden! Ihr werdet sagen, warum ich denn bleibe? Soll ich in dieser Periode der Erschütterung in meinem 50. J. wieder in die Welt hinaus, um ein Stück Brod? In der Schweiz habe ich ja alles verloren." — Sept. 1803 besuchte ihn der päpstliche Nuntius. „Wir sprachen von dem Nutzen einer in Rom zu errichtenden und in alle Länder zu verbreitenden Association solcher, denen die neue Begründung der Basis aller menschlichen Gesellschaft und wahren Cultur am Herzen liege; offenbar soll sie sein, und, obwohl klug, nicht schonend gegen verderblichen Irrthum; Gelehrte und Männer von Welt umfassen, und nach des 19. J. Bedürfniß wirken, wie 1540 jene andre Gesellschaft, deren Umsturz 1773 so große Folgen hatte. Der Nuntius ist ein ehrwürdiger Bischof, ich sehe ihn oft. Du weißt, ich hatte für die Hierarchie allzeit Hochachtung; gewiß ist sie ein herrliches und würdiges Werkzeug, auf die Menschen zu wirken und sie zu leiten." Schon war er im Begriff sich zu fügen, als jene Urlaubsreise eintrat, die ihn über Weimar nach Berlin führte.

„Was war es," schreibt er 12. März 1804 aus Berlin, „das bei dem ersten Eintritt auf preußischen Boden mich neu belebte, mir die Jugendzeit, wo Friedrich mein Held war, zurückrief, und wie vaterländisch mir heimelte! Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien und die des Glaubens meiner Väter. Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu reformirt und Gelehrter sein zu dürfen. Hierzu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen." Müller war erst wenig Wochen in Berlin, als man ihm den Antrag machte, als Mitglied der Akademie in preußische Dienste zu treten: 3000 Thaler Gehalt, ein volles Jahrgehalt als Entschädigung des Umzugs u. s. w. „Was, Bruder, hättest du gethan? Soll ich denn mein Leben thatenlos verschlafen, im Lande, wo Montesquieu verboten ist?*) wo ich meine Bücher nicht herausgeben

*) Ein Jahr vorher erzählte der „Freimüthige", der Bibliothekar einer deutschen

darf? wo überall mich Spione umgeben?" „Hier hörte ich in den ersten Tagen mein Gemälde Friedrich's in einer Gesellschaft recitiren; andre reden mit mir von Sempach und Laupen. Eine schöne Ausgabe der Schweizergeschichte wird projectirt; von einer Sammlung Scriptor. rer. Germanicar. der Plan entworfen: Dinge, die mir so neu sind wie aus dem Monde; das sind ja lauter von der Censur verbotne Sachen. Zu aller Thätigkeit sind schöne Aussichten. Es ist ein Gefühl des Guten und Schönen, wie gewiß an wenig Orten." — „Offenbar war in Wien für mich keine Aussicht, sobald mir bestimmt erklärt wurde, daß nur ein Katholik die erste Stelle bei der Hofbibliothek bekleiden könne." In seiner 1806 geschriebenen Selbstbiographie führt er noch einige andre Gründe an. „Der Zufall einer Reise brachte ihn nach Berlin, zurück in die Erinnerung jenes großen Königs und in den Genuß grundsatzmäßiger Freiheit. Es wachte in ihm auf, was diese Organisation und Macht in der gefahrvollsten Krise dem Reich, was sie Europa war und sein müsse; er erkannte die Monarchie, welcher eine gewisse Erhabenheit in den Ideen, eine gewisse Kühnheit in den Entschlüssen, eine rege Thätigkeit in allem, und eine öftere Erneuerung voriger Großthaten zu ihrer Erhaltung nothwendig sind. Er opferte andre persönliche Vortheile einem freien Wirkungskreis auf. Von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke gewidmet."

18. Mai 1804 hatte J. v. Müller in Wien eine Abschiedsaudienz beim Kaiser, er eilte von da nach Schaffhausen zu seinem Bruder, nach Coppet zur Fr. v. Staël und kehrte Mitte Juli nach Berlin zurück. „Es lebe der gläubige Leichtsinn! Ich lebe wie auf. Es ist in dieser Monarchie für alles Gute eine große Tendenz. Friede gebe Gott und unser Preußenreich soll eins der herrlichsten werden." Er hatte vor, die Geschichte Friedrich's zu schreiben. „Es soll ein Stück der antiken Kunst, aber mit der Lebendigkeit geschrieben sein, welche in ihm war, so geschrieben, wie er stritt und herrschte, in seiner erhabnen Einfachheit und Kraft, nicht weniger zum Denkmal als zum aufrufenden Muster, gerecht und ernst, wie seine Größe es verträgt."

Man dachte auch Schiller nach Berlin zu ziehn: es handelte sich um eine Stelle bei der Akademie. Das Terrain zu sondiren, machte sich Schiller 26. April mit Lottchen nach Berlin auf. Iffland gab ihm zu Ehren seine sämmtlichen Stücke; der Dichter hielt sich in seinem Urtheil sehr reservirt; die

---

Hauptstadt, ein Gelehrter von europäischem Ruf, habe einem Durchreisenden Montesquieu nicht vorlegen können, weil dieser verboten sei. Müller bezeichnete 12. Nov. 1803 jene Notiz als eine Verleumdung, und setzte ausdrücklich hinzu: „Montesquieu namentlich ist ganz erlaubt."

neugierigen Berliner holten Lottchen aus. Prinz Louis Ferdinand zog ihn zur Tafel, auch Fichte und Henriette Herz sah er viel. „Das Profil des obern Gesichts," erzählt diese, „war sehr edel, aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten den Eindruck, wenn nicht in der Unterhaltung seine Züge sich belebten, ein leichtes Roth seine Wangen überflog und seine blauen Augen glänzten." Auch Frau v. Kalb traf er dort: ihr Mann war gestorben, sie war verarmt und blind. Erst 43 J. war sie alt, ihr leidenschaftliches Leben war zu Ende. —

„Berlin," schreibt Schiller 28. Mai aus Weimar an Körner, „gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse; es würde mir wehe thun zu gehn." Der Herzog sicherte ihm 8. Juni ein Gehalt von 800 Thlr.; er machte 14. Juni in Berlin den Vorschlag, nur einen Theil des Jahres dort zuzubringen. „Ich habe", schreibt er 16. Juni an Wolzogen, „ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben, meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken, und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist." Noch unterhielt er die Verbindungen in Berlin; so schreibt er 16. Juli an Zelter, der eine Verbindung der berliner Singakademie mit dem öffentlichen Gottesdienst im Sinn hatte: „daß es hohe Zeit, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion nicht so bleiben kann wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Die ganze Sache würde gleich ein besseres Ansehn bekommen, wenn die erste Anregung von der kirchlichen Seite herkäme. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen: es gebe nun auch die Wärme zum Licht und veredle den Protestantismus, dessen Metropole zu sein es einmal bestimmt ist." Er erklärt sich zur Mitwirkung bereit; im Uebrigen empfiehlt er Schleiermacher. „Es ist jetzt eben der rechte Zeitmoment. Es soll etwas für das Geistige, für das Sittliche geschehn; ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantischen an die Religion gedacht werde."

Von allen Seiten wurden Weimar und Jena bedroht, auch Voß suchte man nach Würzburg zu ziehn. Voß wollte sich die Sache erst ansehn. Nach-

dem er Miller in Ulm, Creuzer in Heidelberg besucht, kam er 5. Oct. 1804 nach Würzburg, der Studienplan war seinen Ueberzeugungen zuwider, er lehnte ab und war 19. Oct. wieder in Jena. Den Antrag, Böttiger's Stelle am Gymnasium in Weimar zu übernehmen, hatte er von der Hand gewiesen. Sein bäuerischer Classicismus war in keiner Weise mit dem Classicismus von Weimar verwandt. Das ideale Pathos Schiller's war ihm unleidlich, seine Dramen fand er kaum genießbar. Goethe war ihm als Aristokrat, als Hofmann und als Beschützer der Romantiker verdächtig. „Daß das Verhältniß zu Goethe," erzählt Ernestine, „kein herzliches werden konnte, fühlten wir gleich; dazu waren beide Naturen zu verschieden. Dem Mann, der sich überall vielseitig bewegte und in allen Fächern zu glänzen bemüht war, konnte das Streben, in einem engern Kreise nach Vermögen zu wirken, leicht einseitig und beschränkt erscheinen. Indessen strengten beide sich an, die Seiten, wo sie sich berührten, festzuhalten, und das Gute, das sie an einander schätzten, zu würdigen." Wie ernsthaft dieses Bestreben von seiten Goethe's gemeint war, zeigt seine Recension der Vossischen Gedichte 1804, die A. W. Schlegel so befremdete, daß er sie ironisch verstand. Beide Kritiker haben Recht: Schlegel, indem er den Maßstab der Kunst anwendet, und von diesem aus sowohl Form als Inhalt der Vossischen Gedichte verwirft; Goethe, indem er die Gedichte als den interessanten Ausdruck einer individuellen, für die Geschichte der Poesie höchst bedeutenden Natur geistreich und gemüthlich entwickelt. „In die Natur begleitet den Dichter nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlich weichen Armen den Jäger zu locken scheint; einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer übereinstimmenden Familie. — Dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt . . . Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so beugt alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. — Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der

Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft; so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. — Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß. Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höhern Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launig von heitern Gastmählern und Trinkcirkeln, wo offne Menschlichkeit vom Herzen in's Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll." — Am meisten vielleicht verdrossen A. W. Schlegel einige sehr harte Worte über Stolberg's Uebertritt. Selten standen sich zwei Naturen so fremd gegenüber als Voß und Schlegel. Voß war der Bauer, der sich demokratisch gegen alle äußerlichen Vorzüge auflehnte, auch gegen den Vorzug der Eleganz und des Geschmacks, und diese Vorzüge waren das Einzige, woran Schlegel's Gemüth bis zu Ende seines Lebens unwandelbar festhielt. — „Voß," schreibt Schlegel, „hatte eine eigne Gabe, jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen wie ein nordischer Barbar."

Mit nicht minderem Eifer empfahl Goethe Hebel's vor kurzem erschienene „Alemannische Gedichte". Hebel, aus Basel, jetzt 44 J. alt, war seit 16 J. Lehrer in Karlsruhe. Der norddeutsche Philolog hatte die Gebildeten in die trauliche Wohnstube eingeführt, wo er aus dem Studium des Homer Theilnahme für seine Landsleute, die Bauern, einsog. Der schweizer Dichter, der in der That mitten im Volk lebte, führte sie in die Kneipe ein. „Wenn antike, oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die anmuthigste Weise durchaus das Universum;

so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Sehr gern verweilt der Dichter bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, und besonders gelingen ihm Jahres- und Tageszeiten. Hier kommt ihm zugute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern: nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Ueberall predigt ihm die Natur Sittlichkeit, Fleiß und Ordnung. Ueberhaupt hat er den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus zarter oder derber die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der Höhergebildete von dem ganzen Kunstwerk die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höhern Sinn erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehn, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen; diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unsrer Büchersprache große Vorzüge hat."

Auch Jean Paul entfloh in seinem neuesten Roman dem Dunstkreis der Höfe in das kleinbürgerliche Leben. So gut es ihm in Meiningen wurde, so trieb ihn die Unruhe doch fort; er ging nach Coburg, Mai 1803. Seine schönseeligen Verbindungen hatte er meist abgebrochen, dafür war er nun als

anerkannte Größe Patron strebsamer junger Dichter und Philosophen, oft der wunderlichsten Heiligen. Seine Recensionen sind immer voll Geist, auch seine „Vorschule der Aesthetik“ enthält unter manchem Unverdauten schätzbare Bemerkungen. In den „Flegeljahren“ (1802—1805) ist er zu dem Kreis zurückgekehrt, dem er eigentlich angehörte; es ist deutsches Leben, scharfe Realität. Gottwalt, der stille, bescheidene Träumer, der sich aus seiner einsamen Klause nach der Welt sehnt, erhält durch einen wohlwollenden Sonderling Gelegenheit, in verschiedenartige Verhältnisse und mit verschiedenartigen Menschen in Verkehr zu kommen. Dieser Sonderling setzt ihn zum Universalerben seines großen Vermögens ein, jedoch unter solchen Bedingungen, daß er um dieses Vermögen mit den habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß. Obgleich der Roman nicht vollendet ist, kann man doch voraussehn, es werde das ganze Vermögen in den Händen dieser Verwandten bleiben und dem Dichter nur als ein Bildungscapital dienen, ohne ihm irgend eine Selbstanstrengung zu ersparen. Die träumerische Unschuld einer jugendlichen, aus der Armuth des Dorfs plötzlich in das Treiben der Welt mit ihren Luftschlössern hineintretenden Dichterseele, der ein reich möblirtes Zimmer, ein Mittagsessen bei einem begüterten Kaufmann und dergleichen wunderbare Erlebnisse sind, die sich aber durch ihren innern Adel kühn über diese Welt erhebt, hat an sich etwas Humoristisches, aber diesen Humor legt der Dichter diesmal nicht dem Bewußtsein des Helden unter, er läßt ihn vielmehr in seiner vollen Unschuld, und stellt ihm dafür einen Zwillingsbruder zur Seite, der wohlwollend, aber in seinen Aeußerungen mephistophelisch seine Irrfahrten ironisirt. Vult ist ein Theil von der Doppelnatur des Dichters, in dem sich aber zeigt, daß Jean Paul's Humor nur ein künstlich Anerzogenes war: er hat für den Humoristen keinen Zug, kein Ereigniß aus seinen Erlebnissen; es ist in ihm kein geschichtlicher Inhalt, er ist nur der Schatten für die ideale Empfindungswelt des andern.

Frau v. Staël schreibt: „On pourrait prier Jean Paul de n'être bizarre que malgré lui. Sa manière d'observer le coeur humain est pleine de finesse, mais il ne connait guère que le coeur humain tel qu'on peut le juger d'après les petites villes d'Allemagne . . . La mélancolie continuelle de son langage ébranle quelquefois jusqu'à la fatigue. Lorsque l'imagination nous balance trop longtemps dans le vague, à la fin les couleurs se confondent à nos regards, les contours s'effacent, et il ne reste de ce qu'on a lu qu'un retentissement au lieu d'un souvenir . . . La poésie de son style ressemble aux sons de l'harmonica, qui ravissent d'abord et font mal au bout de quelques instants, parceque l'exaltation qu'ils excitent n'a pas d'objet déterminé.“

Eine Einkehr in's wirkliche Leben enthalten auch „Wilibald's Ansichten des Lebens" (1804—5) von Ernst Wagner, einem krankhaften Genie, dem Jean Paul 1804 eine Pension in Meiningen erwirkte (35 J.). „Im Roman muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgensten Verhältnissen ausgebreitet daliegen; er soll mitten in unserm eignen Leben ein andres, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsre Wirklichkeit zu vertilgen. Man mache ihn ohne Bedenken zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst, das Leben zu idealisiren." Wie Goethe und Jean Paul strebt Wagner sich über das Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft zur vornehmen Welt in's Klare zu setzen, und es sind vorzugsweise Künstler, Musiker, Maler und Dichter, welche zwischen beiden Ständen die Brücke schlagen. Die Verhältnisse, die daraus hervorgehn, sind noch unwahrer als im Meister, denn der Dichter erfindet für den Adel, den er nur aus der Phantasie kennt, Sitten und Unterhaltungen von einer übermäßigen Fratzenhaftigkeit. Auch das kindliche Gemüth wird lebhaft hervorgesucht, nur freilich bei ältern Männern und in einer Geziertheit, die etwas Beleidigendes hat, z. B. bei der romantischen Schilderung der Weihnachtsfreuden. Was aber das Buch wesentlich von Goethe und Jean Paul unterscheidet, ist die fieberhafte Sinnlichkeit.*) Die

---

*) „Ihre Lippen leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligsten Poesie in der jungen Brust ahnen läßt. Das ganze Bild existirt in einem Rosengewölk, in einem Aether der zartesten Liebe, der sie selbst bei den häuslichen Geschäften umfließt. Ihre Farbe ist nicht eigentlich roth, aber es schimmert ein glühendes Roth durch die zarte Haut; sie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form ein mildes Rosenfarb fieht; dies giebt ihnen einen ewigen Schimmer, der, besonders bei Blondinen, mit der leisesten Bewegung sogleich als hohe Farbe vordringt und sie den geschminkten Frauen gegenüber so sehr hebt. Das Weiß der sammtenen Haut glüht überall, und ist doch, außer den Wangen, nicht roth zu nennen — das Götterblut funkelt unter der reinsten menschlichen Bläſſe hervor" u. s. w. — „Eine Umarmung weckte unsern Freund. Von glänzendem Weiß umflossen schwebte eine süße weibliche Gestalt, die Arme sehnend nach ihm gewandt, hinter den Rosen hervor und schmiegte sich, wie ein Traum der Liebe, zu ihm nieder. Ihr Gewand war nur ein zarter Nebel und glich den warmen Wogen der Mailüfte. Vor den heißen Schlägen ihres Busens war schnell aus dem seinigen das frostige Staunen geflohen. Willig in ihren Armen ruhend, fühlte er die Wange von einem leisen, zitternden Athem angehaucht, von heißen Thränen genetzt. Bald erschlossen ihre Lippen, brennend und in unaussprechlichem Geflüster, die seinigen. Trunken von Lieblichkeit, dunkelte ihm schon das Auge unter diesen feuchten Schlangenküssen. Sie entzündeten eine neu aufglühende Glut in ihm. Sein Blick erlosch in der Fülle unbekannter Thränen, und seine ganze Seele verlor sich endlich in nie empfun-

weiblichen Gestalten, die der Dichter zeichnet und bei denen ihm in der Regel ein bestimmtes Modell aus Wilhelm Meister vorschwebt, nehmen unvermerkt die Physiognomie Mignon's oder Philinen's an, oder vielmehr eine krankhafte Mischung aus beiden. Nebenbei überläßt sich der Dichter nicht unbefangen dem Taumel seiner Lust, er analysirt fortwährend und treibt mit den moralischen Gefühlen ein ebenso kunstreiches Spiel als mit den sinnlichen Regungen.

Seit mehreren Jahrhunderten, seitdem der Adel ausländisch geworden, war der Mittelstand der Träger der deutschen Bildung. Es war nicht, was wir heute Bürgerthum nennen: es waren die studirten Leute, welche die geistige Aristokratie ausmachten; dazu hatten sich seit einem Vierteljahrhundert die Poeten und Künstler gesellt. Bauern und Handwerker standen dem Gebildeten so fern, wie die Angehörigen eines fremden Volks; fühlte ein Gebildeter die Pflicht, sich um die niedern Stände zu kümmern, so geschah es in der Form der Herablassung: so im Wandsbecker Boten. Bei Voß und Hebel, zum Theil auch bei Jean Paul, sieht man schon einen großen Umschwung. Man bekam einen großen Respect vor dem Volk; man war genöthigt, seine Sprache zu reden, um von ihm zu erfahren, was man wissen wollte; man mußte sich mit Bauersleuten und Gesellen einlassen, sich ins ihre Vorstellungen versetzen, ihnen zum Munde reden. Waren die Schlegel dem Naturdichter mit Geringschätzung begegnet, so eilte das jüngere Geschlecht, alle Ueberlieferungen des guten Tons von sich zu werfen, und von den Unmündigen zu lernen.

Am hochmüthigsten hatte sich die Kunst gegen das Handwerk gestellt: sie dachte sich ihr Reich als ein der Erde entrücktes, dem nur der Geweihte in feierlichen Stunden nahen dürfe, während die übrige Welt verdammt sei, im Staube des Gemeinen träge und verdrossen einherzuschleichen. In diesem Jammerthal fühlte sich jeder Künstler als geborner Märtyrer, der in Noth und Elend leben müsse, um in entzückenden Momenten sich dem Antlitz der Gottheit zu nahen, während das Handwerk, das nach dem Sprichwort einen goldnen Boden hat, seine günstige Stellung nur der blinden Unterwerfung unter die Tagesbedürfnisse des Pöbels verdanke. Allein wo irgend die Kunst

---

denen Träumen, aus welchen ihn nur die zärtlich bittenden Klagen der verwundeten Göttin weckten, um ihn von neuem einzuwiegen. „„O, ihr seligen Himmel, schonet!““ schluchzte sie zuletzt gebrochen, wie im Innersten des Lebens an seligem Morde verblutend — und eben trat der sichelförmige Mond aus einer Wolke und erleuchtete die blühende Welt, als sie sich in wildem Entzücken seinen Armen entwand und mit abgewandtem Antlitz entfloh.“



geblüht hat, nicht sporadisch in einem einzelnen Gemüth, sondern in lebendiger Fülle, da hat sie dem Bedürfniß gedient, den Sinn des wirklichen Lebens ausgesprochen. So war es in der Zeit des Perikles, der Mediceer, der Königin Elisabeth; so war es, wenn auch in geringerm Maß, im Mittelalter, wo der Künstler sich nicht herabzuwürdigen glaubte, wenn er zugleich Handwerker war: das Handwerk mußte die Kunst ernähren, die Kunst das Handwerk adeln.

Die Erkenntniß, daß es so gewesen sei, konnte bei der Vertiefung der historischen Studien nicht ausbleiben: und von da bis zu der Ueberzeugung, daß es wieder so kommen müsse, war nur noch ein kleiner Schritt. Sonderbarerweise sollte diese Wahrheit zuerst demjenigen aufdämmern, der mit dem Stichwort der absoluten Kunst und der universellen Bildung am übermüthigsten die profane Menge verhöhnt hatte.

20. Sept. 1803 kamen drei junge Männer aus Köln bei Fr. Schlegel in Paris an: Bertram und die Brüder Boisserée, Sulpiz 20 J., Melchior 17 J. Sie waren katholisch, aus einer Kaufmannsfamilie und ursprünglich zum Handel bestimmt, hatten sich aber, da ihr Vermögen sie unabhängig stellte, den Wissenschaften ergeben. Nach Aufhebung der Klöster am Rhein hatten die Brüder Boisserée eine Zahl alter vergessener Gemälde aufgekauft; Bertram hatte sie in die Theorien der romantischen Schule eingeführt, die ihnen früher, bei einem längern Aufenthalt in Hamburg, sehr verdächtig gemacht waren. Eine Krankheit Boisserée's, in der Schlegel ihn treulich pflegte, veranlaßte sie, in sein Haus zu ziehn. „Die doppelte Richtung, die bei Schlegel in allen Ansichten durchging, die ideelle und nationale, bekundet sich auch in seinen Vorlesungen über Literatur; sie fesselten uns, trotz der Paradoxien, worin er sich dann und wann verstieg. Nicht minder bildsam war der persönliche Umgang mit ihm und seiner Frau. Zum weitern Umgang gehörten Schlözer's Tochter, Henriette Mendelssohn, Villers. Frau v. Hastfer, von Me. Recamier begünstigt, wußte der übrigen Gesellschaft, die in ihren Studien ein ziemlich abgeschlossenes Leben führte, Nachrichten aus der großen Welt zu bringen, und da sie in der Kritik derselben nicht sehr stark war, so kam ihr Schlegel oft mit Scherz und Witz zu Hülfe. — Schlegel hatte damals, auf dem Weg seiner historischen und philophischen Studien, schon eine günstige Ansicht vom Mittelalter und vom Katholicismus gefaßt; daher war vieles ihm willkommen und merkwürdig, was Bertram von alten Einrichtungen und Gebräuchen der Reichsstädte, der Klöster und Stifter am Rhein, was er vom Gottesdienst und den Kirchen zu erzählen wußte. Durch irgend eine vorgefaßte Meinung hatte Schlegel die Notre Dame zu Paris unbeachtet gelassen; sie verfehlte nicht, ihm einen tiefen Eindruck zu machen, als wir ihn hin-

führten, und seine ganze Aufmerksamkeit wurde rege, als wir ihm einen weit höhern Genuß von den alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und am Rhein überhaupt versprachen. Es bot sich die Aussicht einer Anstellung an der höhern Schule in Köln dar; man hoffte eine Herstellung der Universität daselbst.

21. März 1804 war die Hinrichtung des Herzog von Enghien; wenige Wochen darauf folgte Fr. Schlegel den drei Freunden nach Köln; 20. Mai wurde Napoleon Kaiser der Franzosen. „Was haben Sie nur gegen Paris?" schreibt Fr. Schlegel an Paulus. „Hätten Sie einmal mit uns bei Naudet Schildkrötensuppe gegessen, hätten Sie einmal auf dem Theater St. Martin schöne Pferde mit halbnackten Actricen durcheinander spielen sehn, Sie würden kaum wieder weg wollen. Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese im Ganzen dort schlecht behandelt und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selber, so daß ein ehrlicher Mann sich gar nicht die Mühe zu geben braucht, es außerdem zu thun." „Seit geraumer Zeit würde ich jeden soliden Ruf angenommen haben, weil ich nichts so sehnlich wünsche, als eine sichere und ruhige Existenz für meine Frau. Unter recht tüchtigen Bedingungen wäre ich selbst nach Moskau gegangen; wie viel mehr nach Würzburg! Das Einzige, was mir Besorgniß einflößt, ist die Abneigung gegen alle Kriege, die ich durch den Genuß des Friedens eingesogen habe. Einige literarische Todschläge in der Ferne, das geht noch an, aber in Haus, Küche, Keller und Schlafkammer habe ich gern meine vollkommene Ruhe." In Köln gefällt es ihm nicht schlecht: „der Lachs ist hier unvergleichlich, so auch die Krebse, wie nicht minder der Wein." Er hielt Vorlesungen vor den bedeutendsten Männern der Stadt; man will ihm eine Professur schaffen. Trotz aller Noth ist Dorothee glücklich: „will es das Schicksal, daß ich noch der äußern Sorge enthoben werde, so habe ich dann nichts mehr zu thun, als meine Seligkeit recht inne zu werden und zu sterben."

Boisserée erzählt: „es ging am Rhein vollkommen nach Wunsch, Schlegel fand sich in der ganz deutschen Volksumgebung sehr behaglich, und die damals noch sehr große Eigenthümlichkeit der Lebensverhältnisse in Köln zog ihn mehr an, als sie ihn abstieß. Wirken doch bedeutende in Verfall gerathene gesellschaftliche Zustände auf die Einbildungskraft, wie Ruinen großer Bauwerke; man ergänzt sich das Fehlende, von dem man erzählen hört und die Spuren sieht, oft schöner und reicher als es gewesen." Um diese Zeit wurde das sogenannte kölner Dombild entdeckt und bewundert; bald war eine ganze Zahl beisammen. Fr. Schlegel veröffentlichte sogleich die neugewonnenen Ansichten in der „Europa". „Meine Hauptansicht wird sein, den allmäligen Uebergang der kölnischen Malerei von dem rein idealisch byzantini-

schen Stil bis zum immer mehr Charakteristischen und endlich Genialurdeutschen anschaulich zu machen. Dieser Gang der deutschen Malerei ist nicht unähnlich dem Gang der deutschen Poesie, aber ganz entgegengesetzt dem der italienischen, und noch mehr verschieden von den eingebildeten Kunstentwickelungsstufenleitern a priori."

Bisher war man in der Geschichte der Kunst wie der Poesie immer nur bis zur Renaissance zurückgegangen; in der Geschichte der deutschen Kunst nur bis auf Dürer. Nun stieß man auf eine Zeit, die vor der Reformation lag, eine Zeit, in der katholisches Leben blühte, in der von Schulbildung noch wenig die Rede war, in der nicht große Künstler sondern namenlose Mönche die Kunst vertraten, in der Kunst und Handwerk noch nicht getrennt war. Man bewunderte die Anmuth, Naivetät und Gläubigkeit in jenen Bildern, die allen Gesetzen der Zeichnung spotteten; man faßte Begeisterung für das Eckige, Spiritualistische, Farblose, oft Groteske dieser Formen und wurde gegen das Gebildete und die Renaissance blasirt. Der spätere Maler Veit, Dorotheens Sohn, war als 10j. Knabe in Schlegel's Haus; die nazarenische Richtung der Kunst war schon im Keim; aber ebenso die spätere großartige Entwickelung der Kunstgeschichte, da der Klosterbruder und Sternbald im Dilettantismus stecken geblieben waren.

Schlegel's Hoffnungen in Köln erfüllten sich nicht. 17. Sept. 1804 — eben hatte Kaiser Napoleon Köln besucht — reiste er zu seinem Bruder nach Coppet. Ueber die Staël schrieb er seiner Frau, „sie sei zwar ganz und gar Französin, aber von der besten Gattung; sie scheine sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Coquetterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist." „A. W. Schlegel," berichtet Dorothee weiter, „soll sanfter geworden sein; die Staël schreibt das ihrer Erziehung zu. Wieviel Frauen haben ihn nun schon erzogen? eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt: hört der Druck einmal auf, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander." Später: „Ich fürchte, die Staël wird am Ende mehr Einfluß auf ihn, als er auf sie haben; wir kennen ja seine liebenswürdige Weichheit!" „Eitel," schreibt Fr. Schlegel bald darauf an Fr. Paulus, „ist die Staël freilich, aber sie ist es auf eine so natürliche Weise; das ist sehr lobenswerth. Und die Narrheit liegt bei ihr nur obenauf; im Grund ist es eine rechtschaffne tüchtige Frau." Da sie sich zur Reise nach Italien anschickten, ging Nov. 1804 Fr. Schlegel wieder nach Paris, während Dorothee in den drückendsten Nahrungssorgen in Köln zurückblieb. Helmine hatte eine Zuflucht bei Me. Recamier gefunden; sie schwärmte jetzt für den Kaiser Napoleon, der sich 2. Dec. vom Papst krönen ließ.

Eine Mischung von Schreck und Wuth ging durch Europa. Einer der thätigsten Agenten gegen den Eroberer war Gentz in Wien. Ohne bestimmte äußere Anstellung, von England sehr erheblich unterstützt, lebte er mit den Damen aus der höchsten Aristokratie in wilden Liebesverhältnissen; es waren auch Princessinnen darunter. Zugleich „fing mit einer Person von niedrigem Stande und sehr geringen Reizen eine Verbindung an, die viele andere überlebt und mir vielfältige Verdrießlichkeiten bereitet hat. Ich gab dieser Person eine Art Existenz, die weit über ihren Stand hinausging.“ Eine europäische Coalition gegen die drohende Weltmonarchie zu Stande zu bringen, setzte er seine Hoffnung hauptsächlich auf den Erzherzog Johann und auf den Prinzen Louis Ferdinand, dem er bei seinem frühern Aufenthalt in Berlin in wilden Orgien wie in geistvollen Cirkeln begegnet war. Mit J. Müller, dessen Stil er enthusiastisch verehrte und gelegentlich nachahmte, stand er seit 1799 in literarischer Verbindung; er hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo durch gemeinsames Wirken an den Höfen die große Sache in Angriff genommen werden müsse. 6. Sept. 1804 überreichte er dem Erzherzog eine Denkschrift, in welcher er auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam macht. Es sei den deutschen Kaisern nicht gelungen, die Reichseinheit herzustellen; die Hauptgründe dieses Unglücks seien die Reformation, der westfälische Frieden und der siebenjährige Krieg. Die Eifersucht Oestreichs gegen das durch Usurpation in die Höhe gekommene Preußen sei vollkommen gerechtfertigt, aber „jetzt bleibt uns nur übrig, in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung zu suchen. Eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Durch alles, was Oestreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es ist, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offnen und versteckten Befehdungen hat sich zwischen diesen beiden Mächten eine eherne Mauer gethürmt. Aber jetzt ist die Frage nicht mehr, wie viel Schritte von einer, und wie viel von der andern Seite zu thun sind, um in dem Punkt zusammenzutreffen, wo die gemeinschaftliche Rettung liegt. Im Angesicht der jetzigen Gefahr wird der der Weiseste sein, der das Vergangne am vollkommensten vergißt.“ Man dürfe sich nicht beeilen, mit den von Frankreich abgefallnen Kleinstaaten Frieden zu schließen; es sei die günstigste Gelegenheit, ihr Land als ein erobertes zu behandeln. Die wahre Einheit Deutschlands ist unter den gegenwärtigen Umständen die Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen. — Diese Denkschrift, welcher der Erzherzog seinen vollen Beifall schenkte, sandte Gentz 14. Nov. 1804 an Müller. Er gesteht seine Abneigung gegen die Reformation und eine immer weiter greifende

Ueberzeugung von der Schädlichkeit derselben für die wahre Bildung; er glaubt, daß es für Deutschland unendlich vortheilhafter gewesen wäre, in einen Staatskörper vereinigt zu werden. „Ich bin auf dem Wege dieser traurigen Betrachtungen schon so weit fortgegangen, daß es mir zweifelhaft geworden ist, ob man die ganze Geschichte von Deutschland noch je aus einem richtigen Gesichtspunkt behandelt hat. Ich weiß wohl, daß die Regenten des östreichischen Hauses es selten oder nie verdienten, Beherrscher von Deutschland zu sein, wovon mir das einer der stärksten Beweise scheint, daß sie es nicht geworden sind. Aber ich kann nicht glauben, daß man Ursache habe, über das Mißlingen ihrer wenn auch noch so schlecht angelegten Pläne zu frohlocken; auch ist mir gewiß sehr gleichgiltig, ob es einem Habsburger oder Baier oder Hohenzoller oder Hohenstaufen gelungen wäre, das Reich unter einen Hut zu bringen; ich stelle mich auf einen östreichischen Standpunkt, weil dies Haus die meiste Wahrscheinlichkeit hatte, zu vollbringen, was mir das Wünschenswürdigste scheint.“ Aber freilich „wie die Sachen nun stehn, wäre es Raserei, auf jenen unwiederbringlich verlornen Zweck je wieder zurückkommen zu wollen.“

Müller wies in seiner Antwort auf die Vorzüge der individuellen Entwickelung hin. Er giebt zu, daß bei der vielversprechenden Blüte des 15. J. die Controversen von vielem Schönen und Guten abgelenkt haben. „Ich verehre in allen Formen den stärkenden Trost, die Aufmunterung zu löblichen Thaten, und bin darum auch besonders für die katholische Kirche und Hierarchie, nur halte ich die Bibel und eine ihr angeschlossene Glaubensform darum nicht für verwerflich; es ist für die katholische Kirche selbst gut, daß eine Opposition sei.“ Wie er sich den Sinn der Reformation dachte, hat er in der Handschrift seiner Allgemeinen Geschichte ausgeführt. „Luther wurde, wie es in Revolutionen häufig geschieht, durch Widerstand viel weiter geführt, als er anfangs gehn wollte. Er lehrte nichts Neues (was kann der Mensch von übersinnlichen Dingen mehr wissen, als in seinen Ueberlieferungen, Wünschen und Gefühlen von jeher war?), hingegen zerstörte er ein großes Theil der fremden Bekleidung, womit in finstern Zeiten die Wahrheit verhüllt worden. Was er stehn ließ (weil die ungeübten Blicke für den vollen Glanz zu schwach waren), das gab er den Zeiten einer spätern Reife hin.“ — Die Ironie gegen die theologischen Streitfragen, gleichviel welcher Partei, hat mitunter etwas sehr Liebenswürdiges. — Aber die Rechtfertigung der Reformation findet er in der Politik: die Glaubenstrennung war eine Förderung der deutschen Freiheit. „Als Spanien, Neapolis, Sicilien, Oestreich, Burgund, die Krone des deutschen Reichs, Mexico und Peru und bald auch Böhmen und Ungarn im Hause Habsburg vereinigt worden waren, retteten zwei Männer die euro-

päische Freiheit, d. h. die Coexistenz mehrerer Staaten, deren jeder seine eignen Gesetze die Sitten haben, die denjenigen, welche das Schicksal unter einer Regierung verfolgt, eine sichere Freistätte unter vielen andern öffnet. Dadurch geschieht, daß die Fürsten nicht gar so viel wagen, als sie könnten, und nicht ganz so wie die asiatischen Despoten der Sorglosigkeit sich überlassen dürfen, sondern die Wirkung und Gegenwirkung von mancherlei Interessen in Europa ein gewisses Leben unterhält." — Diese beiden Männer waren der König von Frankreich und Luther.'

Man sieht, wie ihm die Gedanken und die Verbindungen derselben aus einzelnen abgerissenen Notizen hervorgehn; man sieht es um so mehr, wo er sich bemüht, auch die Personen zu charakterisiren. Selbst die Sprache hat etwas Embryonisches; aber das Material für die Porträts ist vortrefflich, und die Darstellung von Karl 5., Luther, Philipp 2., den Jesuiten u. s. w. hat mit den viel feiner ausgeführten Bildern Ranke's eine auffallende Verwandtschaft. Ranke hat es besser verstanden, die Spuren seiner Farbenmischung zu verwischen, während Müller offen die Palette vorweist. Ranke's Hauptquelle, die venetianischen Gesandtschaftsberichte, waren auch Müller's Lieblingslectüre und das Urtheil ist bei beiden von einer staunenswerthen Objectivität. — Müller schließt seine Geschichte mit der Theilung Polens: 1296 J., seit nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums ein System zusammen existirender Staaten sich in Europa zu bilden begann, wurde den Grundsätzen und Verträgen, auf welche ihr Dasein und ihr Gleichgewicht nach und nach gegründet worden, der Hauptstoß beigebracht. Die Leidenschaften sind so alt als das menschliche Herz, und Ungerechtigkeit war mit der Uebermacht auch vor Zeiten verbunden; aber die neue Organisirung des Systems der militärischen Mächte erregt für alle nicht durch sich gewaltige Staaten die doppelte Furcht, daß zwei oder drei durch scheinbaren Vortheil gegen sie vereinigt in kurzem allen nach einander ihren Willen zum Gesetz machen dürften, oder daß die Heere, unwillig um geringen Sold Werkzeuge der Willkür zu sein, Forderungen erregen möchten, welche entweder neue Lasten der Völker, oder die Auflösung der Ordnung herbeiführen dürften. Solche Krisen der Menschheit haben manchmal die unerwartetste Wendung bekommen; unvermuthete Dinge können die Waffen, welche man fürchtet, in ihrer Wirkung aufhalten, ja wider die wenden, welche sie führen. Was anders sind die, welche alles zu bewegen glauben, als Räder, die nicht allein dahin gehen, wohin sie wollen, sondern geführt von dem unerforschlichen Geist? Auch wir wollen über das nicht zu Aendernde getrost sein."

An den Prinzen Louis Ferdinand schloß sich Müller am engsten an. Da ihm nichts so sehr imponirte, als was er am wenigsten besaß, ein

jugendlich sprudelnder, womöglich durch aristokratische Formen getragener Uebermuth, so stimmte er bald in den herausfordernden Ton dieser Kreise mit einem Eifer ein, für den seine Persönlichkeit sich nicht schickte. Mit Bedauern ist zu melden, daß der Prinz ihn gern betrunken machte, und ihn dann ungefähr so behandelte, wie Friedrich Wilhelm 1. den gelehrten Gundling. Das Schlimmste war, daß seine gutmüthig vielseitige Empfänglichkeit und seine krankhafte Beifallsliebe ihn verleiteten, auch der entgegengesetzten französischen Partei nicht fern zu bleiben. Einer derselben, Wollmann — 34 J. alt, früher homburgischer Resident, jetzt für den Erzkanzler beglaubigt, geadelt, und im Begriff sich mit der geistreichen Karoline Müchler geb. Stosch zu vermählen, die, 23 J. alt, sich von ihrem Mann scheiden ließ, und mit der er gemeinsam „Erzählungen von Karl und Karoline" herausgab, etwas im Stil der Lucinde*) — war seit lange sein Günstling gewesen; der andere, Buchholz, 36 J., früher Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, seit 1800 in Berlin, fanatischer Demokrat, Verfasser der „Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt 1802", imponirte ihm durch die Feierlichkeit seines Doctrinarismus; er schrieb eben den „neuen Leviathan", in welchem er England wegen seines Merkantilsystems als den allgemeinen Feind Europas darstellte. — Eine Anzahl jüngerer Leute — Fouqué, Varnhagen, Chamisso, Marwitz u. a. — hielten sich gleichmäßig an Fichte und J. Müller; auch H. v. Kleist bewegte sich unter ihnen, der halb geheilt Juni 1804 wieder nach Berlin gekommen war, und seiner Schwester das Versprechen hatte ablegen müssen, der Poesie zu entsagen.

Der ganze Kreis stand in enger Verbindung mit Reichardt in Halle, der eben anonym, nach den Mittheilungen des pariser Grafen Schlabernd orf ein sehr bitteres Buch gegen Napoleon veröffentlicht hatte. In Halle, das bisher ein Mittelpunkt des Rationalismus gewesen war, blühte um diese Zeit durch Reichardt, Wolf, Schleiermacher und Steffens ein neues geistiges Leben auf.

Schleiermacher hatte einen Ruf nach Würzburg gehabt, doch war ihm dabei nicht wohl zu Muth. „Mir ist Schelling mit seiner liebeleeren Weisheit und seinem ganzen Schreckenssystem ein unangenehmer Nachbar." 24. April 1804 wurde ihm die Entlassung förmlich verweigert, und er erhielt auf Grund seines „Gutachtens in Sachen der protestantischen Kirchenverfassung" (Union zwischen Lutheranern und Reformirten) einen Ruf nach Halle. „Mir

*) „Alles ging über die Grenze mit jubelndem Leben und spielte verwegen mit der Zerstörung;" „Allerfüllung ist wie Licht in mir;" „diese heilige Stunde, deren Seligkeit die Natur mit ihrer aufgewühlten Pracht gefeiert hat" u. s. w.



ist wirklich etwas, im Vaterlande zu bleiben, in einer alten und sichern Ordnung der Dinge, unter einerlei Schicksal und Gesetz mit den meisten Menschen, die ich liebe, und zwar unter Gesetzen, die ich mir schon angeeignet habe, die ich im Ganzen liebe und ehre, und weiß, daß sie zum Guten hinführen können und sollen." Fr. Schlegel und Dorothee waren darüber sehr ungehalten: „denn nun wird er vollends ganz verpreußt!" und in Würzburg hätte er mit seiner Dialektik in die Philosophie eingreifen können, „die immer mehr in den Brentano'schen Geschmack und Aberwitz zu versinken droht." Die alten Professoren in Halle waren nicht recht zufrieden. „So weit ist es nun gekommen," sagte Eberhard zu Niemeyer: „einen offenbaren Atheisten ruft man zum Theologen und Prediger!"

Leonorens Schicksal lag ihm noch schwer auf dem Herzen. „Die Arme hat das unglückselige Jahr höchst traurig zugebracht, und ihren augenblicklichen Mangel an Muth und Festigkeit schwer gebüßt, leidend am Körper und noch mehr geschwächt am Geist, je länger je mehr Kraft und Feuer verlierend in dem schrecklichen Leben, allen Unwürdigkeiten hingegeben; mir schien ihr Tod das Wünschenswürdigste." Doch wollte sie noch einen Versuch machen. Nachdem Schleiermacher 5. Sept. 1804 als zärtlicher väterlicher Berather die Ehe seines Freundes v. Willich mit Henriette v. Mühlenfels eingesegnet, kam er nach Berlin, wo Leonore ihn hoffen ließ, die Scheidung doch noch durchzusetzen. 12. Oct. kam er mit seiner Stiefschwester Nanny in Halle an.

Wenige Wochen vorher war Steffens eingetroffen, der bei der allgemeinen Anfechtung der ultradänischen Partei den Ruf nach Halle als eine Erlösung begrüßt hatte. Auch gegen ihn protestirten die Kantianer (Maaß, Tieftrunk, Jacob, Hoffbauer) und die Rationalisten (Eberhard, Niemeyer) als gegen einen Phantasten; mit offnen Armen empfingen ihn sein Schwiegervater Reichardt und der große Mediciner Reil. Schleiermacher trat ihm bald sehr nahe. 4. Nov. „Steffens fängt an mir recht gut zu behagen, und obschon ich zweifle, daß er mich für einen Philosophen passiren läßt, so scheint er doch auch einige Zuneigung zu mir zu fassen . ." — „Diese kräftige Natur, die von so vielen Verschrobenheiten der jungen philosophischen Welt frei ist, gefällt mir je länger je besser" . . 15. Dec. — „Ich halte ihn für den tiefsten aus der ganzen Schule, und bei dem sich die Philosophie am wenigsten einseitig gebildet hat. Dabei verabscheut er zu meiner großen Freude die Grobheit, ist ein liebenswürdiger gutmüthiger Mensch, und auf keine Weise mit der menschlichen Societät und ihren wohlhergebrachten Rechten und Gebräuchen brouillirt. — Wolf stößt mich doch durch seine Härte und Einseitigkeit so ab, daß nur die Ehrfurcht vor seinem Genie und seiner Virtuosität dem einigermaßen das Gleichgewicht halten kann."

Henriette Herz hatte ihm den jungen Lion Baruch empfohlen, der Juli 1803, sehr zum Nachtheil seiner gesellschaftlichen Position in's hallische Pädagogium geschickt war; mit dem Dativ und Accusativ war er noch immer brouillirt, wie Prinz Louis; nebenbei nährte er eine zarte Hypochondrie und machte Jean Paul'sche Stilübungen. Er war jetzt 18 J. alt, und hörte Collegien. „Schleiermacher," schreibt er an Henriette 13. Nov., „ist ein wahrhaft göttlicher Mensch, und lächeln muß ich doch über diesen Ausspruch; daß mir je ein Mann gefallen könnte, setzte ich immer in das Reich der lunarischen Möglichkeiten. Mir ist wohl, wenn ich bei ihm bin, und oft so ungezwungen kann ich sein, daß ich rede wie ich denke, und alles rede was ich denke. In seiner Gegenwart spotte ich meines eignen Herzens, und spotte wiederum seines Spottes ... Ich fand seine Physiognomie sehr ironisch, gleich im ersten Augenblick meiner Bekanntschaft; er sagte, daß ihn schon viele Bekannte dafür gehalten hätten, und Brenda nenne dies sein Wesen Canaillerie. — Ich höre Naturphilosophie bei Steffens. Diesen Mann müßten Sie reden hören! Wie das strömt, wie das stürzt, daß die Wahrheit selbst untersinken könnte im Strudel seiner Worte, und man würde sie nicht vermissen. Ein gefährlicher Mann in der That, dessen Beredsamkeit uns alles weiß machen könnte. Nicht seh' ich ihn, nicht hör' ich ihn, ich fühle ihn sprechen. Meine Verehrung vor ihm ist fast grenzenlos; manches was ich wußte, vieles was ich dachte, alles was ich ahnte, giebt er mir zurück."

Steffens berichtet über Schleiermacher: „Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken; er schien in der That einen jeden zu durchschauen. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den wechselndsten Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie von Schmerz bewegt: fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüth zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich, und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise geschärft. Während er im lebhaftesten Gespräch begriffen war, entging ihm nichts: er sah alles, was um ihn her vorging; er hörte alles, selbst das leise Gespräch Anderer."

Die Freundschaft zwischen Steffens und Schleiermacher wurde immer inniger. Nach einem großen Moment, den sie zusammen gehabt, schreibt der Letztere an seine Schwester: „Nie habe ich einen Mann so aus

vollem Herzen nnd in jeder Hinsicht über mich gestellt als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinn; der ganze Mensch ist so tief, so frei, so witzig, als Fr. Schlegel nur immer sein kann. Im Philosophiren mit einer viel größern Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit in unsrer ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteisucht entfernt, sondern durch und durch heilig und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde."

Zu den jungen Leuten, die oft und mit Vorliebe in diesem hallischen Kreise verweilten, gehörte Achim v. Arnim, 23 J. alt, der ebenso in der Gesellschaft Bettinens und bei Fichte zu Hause, auch bei Fr. Schlegel in Paris länger verweilt hatte. „Er war," erzählt Steffens, „eine edle, echt vornehme Gestalt; er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und erwarb in jeder Rücksicht Vertrauen. Er hatte sich zuerst mit einer Art von Leidenschaftlichkeit der Physik gewidmet; jetzt hatte er diese Studien zwar aufgegeben, verfolgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Theilnahme." In seinem poetischen Streben war er nicht in's Klare gekommen; sein „verwildertes Drama" „Halle und Jerusalem" macht nicht blos durch das barocke Durcheinander von Humor und Ernst, sondern auch durch Anspielungen auf zufällige Erlebnisse den Leser verwirrt, gerade wie die Schriften seines Freundes Brentano. „Die eigentliche Geschichte," schreibt er 10 J. später, „war mir damals unter der trübsinnigen Last, die auf Deutschland ruhte, ein Gegenstand des Abscheus. Ich suchte sie bei der Poesie zu vergessen, ich fand in ihr ein Etwas, das sein Wesen nicht von der Jahreszahl borgte, sondern das frei durch alle Zeiten hindurch lebte. Dies Wesen, das mich in neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, suchte ich in seinen sichtbarsten Zeichen auch Andern mitzutheilen."

Auch bei dieser Generation der Romantik fehlte der Begriff der Zeit. Außerordentlich empfänglich für die kleinen Züge des geschichtlichen Lebens, war sie nicht im Stande, das Leben zu gruppiren und zu gliedern. Die verschiedenen Zeitalter flossen den Schülern J. Böhme's träumerisch in einander; eine bestimmte Periode, die sie ihres eigenthümlichen Charakters wegen hauptsächlich anzog, gab den Leitton für die gesammte deutsche Geschichte. Diese Periode war der Uebergang des Mittalters zur neuen Zeit, das 14., 15. und 16. J. Das Ideal war jetzt in Verachtung, die neuen Dichter weihten dem Wirklichen einen leidenschaftlichen Cultus, und ließen nur das als wirklich gelten, was dem herkömmlichen Begriff entgegengesetzt war. Das wissenschaftliche Interesse stand ihnen erst in zweiter Linie. Alles Material, das sie vorfanden, sollte unmittelbar poetisch verwerthet werden; die mittel-

alterliche Literatur wurde in freien Umarbeitungen dem Volk gegeben; die Volksbücher, Volksmährchen und Volkslieder frei umgedichtet, nicht etwa modernisirt, sondern noch träumerischer, noch grotesker, noch fratzenhafter gemacht. Den größten Reiz hatte es, im Sinn und Stil der Periode von Tauler bis zu Jakob Böhme frei zu dichten. Nur aus diesem Bestreben können wir es begreifen, daß die erste Einkehr in's deutsche Leben uns das Seltsamste und Fremdartigste gegeben hat, was wir in der Literatur überhaupt besitzen.

„Unter der Jugend," erzählt Steffens, „war bei der völligen Umgestaltung der Ansichten des Lebens und der Wissenschaft eine unruhige Bewegung entstanden. Die Masse derselben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu lösen, nur wenige eine eigne. Diese, innerlich mit sich selbst beschäftigt, wurden durch die gesteigerte Menge unreifer Versuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus den Ruinen heraustönend, gestört, und suchten sich in die innere stille Selbstbesinnung zurückzuziehn."

In seinen häufigen Wanderschaften durch alle Theile Deutschlands hatte Arnim sich bemüht, die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen, und dabei eine unglaubliche Geschicklichkeit entwickelt, alte Volkslieder, Mährchen und Traditionen aufzuspüren. Seine Freunde Brentano, Bettina, Görres standen ihm treu zur Seite. Seine Grundsätze sprach er Jan. 1805 in einem Sendschreiben an Reichardt aus, das, in der Form äußerst barock und verworren, doch sehr beherzigenswerthe Wahrheiten enthält. — Er bekämpft die Sentimentalität, das „Streben zu Krankheit und Vernichtung", „das Nachahmen und Aufsuchen des Gefühls, das Schauspiel mit dem Edelsten, was nur im Spiel damit verloren gehn kann;" das „allgemeine Klage- und Elend-Wesen". „Dies sonderbare Bewußtsein — wie ein Träumender läßt es das Glück aus der Hand fallen, weil ihm träumt, es falle, es müsse danach greifen, und nun hält er Glück und Treue für nichts, weil es ihm nicht fortdauert." „Der Mensch ward Eigenthum der Dinge dieser Welt. Weisheit wurde es, wie ein Unglückszeichen den freudigen Augenblick zu meiden, während seiner festesten Dauer sein Vergehen vorauszusehn, und mit der Erinnerung den künftigen hellen Blick des Glücks zu trüben. Jeder wußte über sein Leben etwas zu sagen, nur hatte keiner Leben. Die Grübelnden dachten, in ihren Worten sei Seligkeit; die aber, welche alles verachteten, meinten es besonders getroffen zu haben. So wurde die Genialität bei dieser Aermlichkeit in Völlerei gesetzt." — Scheinbar entgegengesetzt dieser Verirrung, in der That aber mit ihr zusammenhängend, war die Entfremdung der Bildung und Kunst vom Leben: „das Abarbeiten der edelsten Kraft an Formen des Anstandes; das Bemühen der

Kunstsänger, zu singen, wie Vornehme gern reden möchten, ganz tactlos, d. h. zu singen ohne zu klingen." „Hinter dem vornehmen Anstand, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theil des Volks, der noch allein die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann." — „Die Gelehrten verfaßen sich über ihrer eignen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche vom Volk trennte, die sie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müssen, wenn sie einsehn, daß ihr Treiben, die Sprache als etwas für sich Bestehendes auszubilden, aller echten Bildung entgegen ist, da sie doch nothwendig ewig flüssig sein muß, dem Gedanken sich zu fügen, der sich in ihr offenbart und ausgießt. Nur wegen dieser Sprachtrennung mangelt dem neuen Deutschland großentheils Volkspoesie." Es muß nun wenigstens dafür gesorgt werden, zu retten, was zu retten ist. Wir sind in einem ernsten Wendepunkt. „Die Erde ist umschifft, wir haben kein heimliches Grauen mehr vor dem Weltende, es liegt fest und sicher vor uns, wie unser Tod. Es ist in aller Welt ein Verbinden getrennter Elemente, welches die innere Kraft jedes Einzelnen schwächt, nur mit höchster Anstrengung jedes Einzelnen glücklich beseitigt werden kann." — „Nur in dem Gefühl einer lebenden Kunst ist in uns wird gesund, was sonst krank wäre, diese Unbefriedigung an dem, was wir haben."

Arnim taufte seine Sammlung von Volksliedern, deren 1. Bd. Juli 1805 erschien, „des Knaben Wunderhorn". Es kam ihm nicht darauf an, die echten Quellen herzustellen und ihnen ihre historische Stellung anzuweisen, sondern nur, den Geist der Poesie, wie er sich in der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens krystallisirt hatte, in einem lebendigen Bild zusammenzufassen. Und dies ist ihm in der That gelungen: der Ton dieser Volkslieder, dem er häufig mit unhistorischer Freiheit nachgeholfen hat, ist der echt deutsche, derselbe, der uns in den besten Liedern von Goethe, Novalis, Uhland, Eichendorff, Heine freundlich entgegenweht, und zu dem wir immer werden zurückkehren müssen, wenn wir uns nach unsrer Art fruchtlos an fremden Weisen abgemüht haben. Herder's „Stimmen der Völker" sollten zeigen, wie in der ursprünglichen Dichtung auch derjenigen Völker, die von der Cultur am wenigsten ergriffen sind, dennoch der ewig gleiche Geist der Menschheit sich offenbart; darum hatte Herder die Weise jener Naturvölker dem modernen Bewußtsein angenähert, durch Abschwächung des Bildlichen und Unvermittelten. Arnim dagegen suchte mit besonderer Vorliebe diejenigen Züge des Volksliedes hervor, welche in Form und Inhalt der herkömmlichen Empfindungsweise widersprechen. Jene Naturlaute, deren Anwendung sowohl Schiller als Schlegel, wenn auch aus verschiedenen Gründen, bei Bürger getadelt, kommen im Uebermaß vor, und das sittliche Gefühl ist zuweilen von einer harten Naivetät.

Die Volkslieder haben die Blüte unsrer neuen Lyrik gezeitigt. Aber auch die neumodische Arabeskenpoesie rührt daher, das kindische Getändel mit wunderlichen Formen ohne Rücksicht auf den geistigen Inhalt. Es ist damit, im Guten wie im Schlimmen, gerade so wie mit den altdeutschen Gemälden. Die Vorliebe für die altdeutsche Kunst entsprang keineswegs aus dem christlichen Interesse; es war die Freude am Besondern, Abnormen, Launenhaften, die Abneigung gegen die Convenienz. Man warf Romantik und Wirklichkeit mit knabenhaftem Spiel in das Kaleidoskop der gesetzlosen Einbildungskraft: christliche Märtyrer, Käfer, Heilige, Blumen, ehrsame Bürgermeister, Musikanten, venetianische Gläser, Hexen und Gnomen, Feen und Elfen, Störche und Gänse, Heuschober, Alräunchen, Zigeuner u. s. w. Es war die an ihrem eignen Wesen verzweifelnde Aufklärung, die mit bewußtem Eigensinn zu den untern Schichten der Bildung, dem beschränkten Bewußtsein gemüthlicher Zustände zurückkehrte und es dadurch in ein phantastisches Licht stellte.

Es war nicht zu erwarten, daß die alte weltbürgerliche Bildung diesem Drängen nach Nationalität und Naturwuchs ohne Weiteres nachgeben würde. Geschichtschreibung, Philosophie und Poesie rafften sich gleichzeitig auf, den alten classischen Weg zu vertheidigen.

24. Jan. 1805 hielt J. Müller in der berliner Akademie eine Vorlesung über Friedrich den Großen. „Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes eine vorherrschende Idee, welche als Schlüssel all seines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die sich zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte denken läßt." So weit hatte doch Woltmann auf ihn gewirkt. Als den Kern für die Geschichte Friedrich's stellt er die Untersuchung dar, „wie seine ganze Regierung dahin zweckte, einen Staat zu bilden, der so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflößte." „Diese neue politische Schöpfung trug wesentlich bei, daß, als in der allergrößten Erschütterung des Gemeinwesens von Europa ein altberühmtes Gleichgewicht unter dem Ruin vieler fallenden Staaten begraben wurde, die Kraft und Würde des germanischen Namens, wie dieses in den römischen Zeiten oft geschehn, augenblicklich und scheinbar gefährdet, nicht unheilbar geschwächt werden mochte." „Nachdem Europas aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hat sich in der protestantischen wie in der römischen Kirche ein geistloses Formularwesen gebildet, welches in der Verbindung mit dem spanischen Zuschnitt eines Theils der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die

Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts auf einem Wege, auf dem er voranging. Gewohnt, bestimmt zu gebieten und genauen Gehorsam zu finden, fühlte dieser König richtiger als die meisten Philosophen, jenseit welcher Grenze ihm nur erlaubt sei vorzuleuchten." „Die Preußen verstanden die Nothwendigkeit seiner Maximen, und sein freier geistvoller Sinn bildete Menschen, die im Bau der vaterländischen Größe und Kraft ihm und sich selbst zu helfen wußten. Das war die Grundfeste, das der Zweck, dem Staat einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein hohes Gefühl ihres Ruhms stark und unüberwindlich würde für eigne und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht." „Glücklich der Staat, welcher, von Anfang an ein Kunstwerk, fortgesetzter Kunst bedarf. Denn das Leben eines Staats ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf." — Der König, dem Müller die Rede übersandte, antwortete 9. Febr.: „Die Geschichte dieses in so vieler Rücksicht einzigen Königs würde ein Werk sein, des Geschichtsschreibers der Schweiz würdig, das schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen wird."

Fichte mußte die Kränkung erleben, daß seine Aufnahme in die Akademie mit 2 St. hintertrieben wurde; so weit erstreckte sich Nicolai's Einfluß: Kotzebue, immer rührend, hatte für ihn gestimmt. Er unterhandelte wegen einer Berufung mit der bayrischen, auch der russischen Regierung; endlich fand man für ihn eine Professur in dem damals preußischen Erlangen: er behielt das Recht, während des Winters in Berlin Vorlesungen zu halten. Im Winter 1804:1805 las er über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". — Keinem der spätern Geschichtsphilosophen ist es eingefallen, die wirkliche Beobachtung als Quelle seiner Darstellung ganz zu verleugnen. Fichte dagegen will das Zeitalter mit allen Details, bis zur Einrichtung der Journalartikel und bis zum Tabakrauchen, a priori aus dem Begriff der Geschichte construiren. Seine Construction beruht auf der Idee eines Weltplans, nach welchem die Menschen ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichten sollen. Dieser Weltplan kann in seiner Vollständigkeit erst am Ende der Geschichte ausgeführt werden: es wird also ein goldnes Zeitalter angenommen, welches hinter der eigentlichen Geschichte steht. Um die Entwickelung desselben möglich zu machen, muß ein zweites goldnes Zeitalter an den Anfang der Geschichte gestellt werden, in welchem die Vernunft sich ohne Freiheit als Instinct verwirklichte. Aus diesem Paradies sei der Mensch dadurch getreten, daß der Inhalt der Vernunft sich als Autorität fixirte.

Das sei das zweite Zeitalter, welches, durch den der Menschheit immanenten Freiheitstrieb endlich gebrochen, dem dritten Raum gemacht habe, dem Zeitalter der leeren Freiheit, das mit Aufgebung aller allgemeinen Vernunftideen sich nur durch subjective Interessen und Meinungen bestimmen lasse. Dieses Zeitalter könne nur durch die Erkenntniß gebrochen werden, daß der Mensch, um selig zu sein, sein persönliches Leben unbedingt dem Leben der Gattung unterordne, daß er nur für Ideen lebe (d. h. für die dem Menschen angebornen von aller Erfahrung unabhängigen lebendigen Gedanken). Sobald diese Ueberzeugung, die im vierten Zeitalter nur als Widerspruch gegen den herrschenden Geist, als Schwärmerei auftritt, sich der gesammten Menschheit bemächtigt habe, werde das letzte, das goldne Zeitalter einbrechen. Um den Uebergang aus dem ersten in das zweite Zeitalter zu motiviren, setzt Fichte an den Ursprung der Geschichte ein Normalvolk, in welchem der Vernunftinstinct unbedingt geherrscht habe, und eine Reihe barbarischer Völker ohne Vernunft und ohne Freiheit. Die Unterwerfung der letztern durch das erstere habe das Zeitalter der Autorität herbeigeführt; ob vor oder nach der Sündfluth, erfahren wir nicht. Den Uebergang aus dem zweiten in das dritte Zeitalter macht die Paulinische Auffassung des Christenthums, welche an Stelle der unmittelbaren Empfindung, wie sie im Johanneischen Christenthum gewaltet, das Raisonnement gesetzt habe.

Abgesehn davon, daß es hart scheint, einem zukünftigen goldnen Zeitalter die ganze frühere Geschichte als unselige Uebergangsstufen aufzuopfern, erhebt sich gegen diese Construction das Bedenken, daß die wirkliche Geschichte kein Gegenbild derselben giebt; ja daß jede der construirten Perioden eine innere Unmöglichkeit enthält. So giebt es wohl keine härtere Zumuthung an die Vernunft, als sich einen ursprünglichen normalen Zustand der Menschen zu denken, in welchem sie ohne Beihülfe der Reflexion, also ohne Wissenschaft, Kunst und Staat das höchste Ziel des Lebens durch den bloßen Instinct erreicht habe. Geht man in den tiefsten Kern dieser Gedankenfolge ein, so entdeckt man, daß Fichte nicht die Geschichte im Allgemeinen construirt, nicht von dem wirklichen Zeitalter in der Fülle seiner Beziehungen eine Charakteristik entwirft, sondern nur seine eigne Stellung zu der Literatur seines Jahrzehnds rechtfertigt. Die deutsche Literatur hat sich aus dem theologischen Dogmatismus (zweites Zeitalter) mit Beihülfe der französischen Encyklopädie befreit (drittes Zeitalter); aus der Anarchie des Denkens kann es aber nur befreit werden, wenn die Wissenschaftslehre durchdringt (viertes Zeitalter) und dann mit Hülfe eines geregelten Erziehungssystems der geschlossne Handelsstaat aufgerichtet wird (fünftes Zeitalter). Die „Grundzüge“ sind nichts als eine Erweiterung des Pasquills gegen Nicolai. Was seine Kritik des Zeit-

alters von den ähnlichen Invectiven A. W. Schlegel's unterscheidet, ist der puritanische Ernst der sittlichen Gesinnung, die grenzenlose Verachtung gegen das Spiel, die Zwecklosigkeit, die Ironie, die künstlerische Auffassung. Die Satire trifft zunächst das wissenschaftliche Verhalten dieses Zeitalters. Es ist das Zeitalter der unbedingten Subjectivität. Jede Idee der Autorität, d. h. jeder Begriff des allgemeinen, nothwendigen Denkens ist aufgegeben, jeder Einzelne nimmt das Recht in Anspruch, seine eignen Ansichten zu haben. Das gegenwärtige Begreifen wird zum Maßstab der Wirklichkeit gemacht, und daraus geht die Ausklärung alles positiven Inhalts hervor. Wie man für sich Meinungsfreiheit in Anspruch nimmt, so gesteht man sie allen übrigen zu. Man fertigt jeden, der eine zwingende Idee aufgefunden zu haben glaubt, mit oberflächlichem Spott ab. Man strebt nur nach Material, niemals nach einem abschließenden Urtheil, und als das größte Verdienst gilt, eine möglichst große Anzahl von Ansichten und Meinungen aufgestellt zu haben. Aus dieser Urtheilslosigkeit und dieser Toleranz gegen alles angeblich Existirende ergiebt sich die Unfähigkeit des Zeitalters zur That, denn die That wird nur durch einen Abschluß des Urtheils möglich. Jeder lebt für sich hin, das eigne Wohl ist der einzige Maßstab, die Idee der Pflicht und der Aufopferung wird als eine lächerliche Phantasie beseitigt. Dies Nützlichkeitssystem erstreckt sich auf alle Zweige des Lebens, und das wahre Symbol des Zeitalters ist der Ausdruck dieser inhaltlosen Nützlichkeitsbeziehung, das Geld.

Fichte verwirft alles individuelle Leben, welches sich nicht unbedingt dem Gattungsleben und dessen Ausdruck, den Ideen fügt, als unsittlich und unselig, und schont auch die schönsten individuellen Verhältnisse nicht. Da diese Herrschaft der Ideen sich auf natürlichem Wege nicht herstellen läßt, nimmt er künstliche Mittel zu Hülfe, die Wissenschaft und den Staat, „die Zwangsanstalt zum Leben in den Ideen, in der Gattung". Indem er nun die individuellen Staaten in's Auge faßt, behauptet er von jedem einzelnen und behauptet es als sein Recht, er gehe darauf aus, sich zur Weltmonarchie zu erweitern, und arbeite damit für die Einheit des Menschengeschlechts, für die Zwecke der Gattung. In der weitern Ausführung dieses Princips scheut er keine Consequenz. Er stellt sich die Frage, was der Philosoph thun müsse, wenn sein Vaterland die Beute eines fremden Eroberers werde. „Der erdgeborne mag dann an der Scholle haften, der sonnenverwandte Geist wird dahin streben, wo Licht ist." Da aber nach seiner eignen Erklärung die Ueberwindung des einen Staats durch den andern ein sichres Zeichen ist für die höhere Berechtigung des letztern, so ist das Resultat ein sehr handgreifliches, und Fichte hatte wohl wenig Ahnung davon, daß im kurzen Lauf von zwei

Jahren sein Princip Gelegenheit finden würde, in die Wagschale geworfen und zu leicht gefunden zu werden.

Das Preußenthum Müller's und der Kosmopolitismus Fichte's war nur ein indirecter Protest gegen die aufkeimende Deutschthümelei; härter sprach sich der Gegensatz in den Schülern der Antike aus. Seit Jahren hatte Goethe in den Propyläen für den reinen Stil geeifert; nun schien ihm dieser durch die plötzliche Rückkehr zur Gothik mehr noch gefährdet als vorher durch den Klosterbruder. Und ein Irrthum ließ sich nicht ableugnen. Zwar hatten die Vertreter des Mittelalters Recht, wenn sie in der Kunst einen innern organischen Zusammenhang, einen Fortbau auf dem Boden der nationalen Bedürfnisse und Traditionen für wünschenswerth und den Classicismus als einen Abweg von der natürlichen Entwickelung bezeichneten; Recht, wenn sie den Grundsatz der classischen Schule, daß die Kunst um der Kunst willen da sei, durchaus und unbedingt, in dem Grundgedanken, wie in den Folgerungen verwarfen; Recht, wenn sie es beklagten, daß in der deutschen Kunst und Literatur ein gewaltsamer Bruch mit der Vergangenheit stattgefunden, daß die Kunst durch ihre Trennung von dem Inhalt des wirklichen Lebens das Volk seinen eignen Idealen entfremdet habe. Allein es ist nicht möglich, eine einzelne historische Entwickelung von der Gesammtentwickelung der Menschheit so zu isoliren, daß sie sich ohne allen fremden Einfluß rein aus sich selbst organisch fortbilden könnte. Die Barbarei der ersten sieben Jahrhunderte des Mittelalters hatte die Cultur des Alterthums unter einem tiefen Schutt begraben, aber sie hatte sie nicht vernichtet. Nun gelang es zwar dem gesunden Leben der Germanen, entzündet durch den Geist des Christenthums, eine neue Cultur hervorzubringen. Aber diese anscheinend harmonische Bildung konnte doch den Trieb des Menschen nach der Kenntniß des Fremden nicht ersticken; man grub in dem alten Schutt nach, und entdeckte das classische Alterthum. Daß die fremde Erscheinung im Stande war, die ganze Cultur des Mittelalters, wenn auch nur im allmälichen Gährungsproceß, in Verwirrung zu setzen und aus den Fugen zu reißen, das zeigt unzweifelhaft, daß diese scheinbar so harmonische Cultur des Mittelalters im Innern von den tiefsten Widersprüchen zerrissen war, und daß ihr die Renaissance ebenso nothwendig war, als dem heidnischen Alterthum die christliche Offenbarung. Zwar hat das Mittelalter den Humanismus ebensowenig aus sich heraus hervorzubringen vermocht als Rom das Christenthum, aber daß in beiden Fällen die alte Bildung der neuen unterlag, war ein deutliches Zeichen, daß sie dieselbe bedurfte. Petrarca, Boccaccio, Machiavell, Leo 10., Rafael, Michel Angelo, Ludwig 11., Luther und wie die Begründer der neuen Zeit sonst heißen mögen, welche die christlich-germanische Doctrin mit dem gleichen Bannfluch belegt, sie waren

alle keine willkürlichen Neuerer, sondern ihre Erscheinung war ein Zeugniß, daß die Stunde gekommen war, wo die alte Bildung in sich selbst zusammenstürzen mußte. Diese gewaltige Revolution in dem Bewußtsein der germanischen Völker ist nicht ein Zeichen von der Schwäche der Germanen, sondern von ihrer historischen Bildungsfähigkeit; Völker ohne innere Revolution gehören nicht in die Geschichte. Eine wahrhaft classische Kunst wird nur dann entstehn, wenn sie dem innern Leben des Volks einen Ausdruck giebt, wenn sie seinen Bedürfnissen und Idealen entspricht. Aber wenn ein volksthümlicher Inhalt des Bewußtseins, eine sittliche Tradition, eine feste Form des Cultus und der Ideale nicht vorhanden ist, dann muß der Genius, der schöpferische Kraft in sich fühlt, seine Ideale selbst hervorbringen, indem er sich an die reifste Bildungsform anlehnt, die er findet. Schiller und Goethe wandten sich zu der heidnischen Kunst, weil aus den nationalen Formen die Bildung und das Ideal gewichen war. Da erhielt die Kunst jenen Beruf, der ihr keineswegs angeboren und immanent ist, aus eignem Vermögen die Welt mit neuen Idealen zu erfüllen. Der Deutsche des 19. Jahrhunderts ist allerdings durch „das Morgenthor des Schönen" in der Erkenntniß Land eingegangen; die Kunst hat nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Religion zu neuem Leben geweckt.

Solches der Einseitigkeit der modernen Gothen entgegenzuhalten, war Goethe der Mann. Schiller hatte ihm ein Manuscript Diderot's übergeben, „Rameaus Neffe", das er wie früher den Cellini in's Deutsche übersetzte. In den Anmerkungen sprach er sich zwar gegen den Despotismus der französischen Convenienz in der Kunst aus, aber er setzte hinzu: „man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehn trachten, inwiefern er Recht hat. Man kann sich freun, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dies Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist." Die Deutschen freilich könne man auf die antiken Muster nicht ausschließlich hinweisen. „Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen? Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht."

Das war die eine Seite; die andere hebt Goethe in der Abhandlung über Winckelmann hervor, die gleichzeitig mit jener Uebersetzung Febr. 1805 fertig wurde. Die Abhandlung begleitete eine neue Ausgabe Winckelmann'scher Briefe; auch F. A. Wolf, H. Meyer und Fernow hatten Beiträge ge-

liefert. — „Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden. Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn den Alten schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb, und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam in's Allgemeine wirken kann."

Scheint hier zwischen den beiden Abhandlungen ein gewisser Widerspruch zu bestehn, so wird doch auch in den Anmerkungen zu Rameau der Realismus scharf zurecht gewiesen, und für die Kunst eine von der Natur getrennte Sphäre behauptet. Die Kunst hat es ausschließlich mit dem Schönen zu thun, in der Natur ist aber nur einiges schön, und auch dieses vollkommen schön nur in einem flüchtigen Moment. „Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der frischesten Schönheit fähig ist; aber es ist nur ein Augenblick:" eine Behauptung, die Goethe selbst jeden Moment seines Lebens beschämte.

Die Begeisterung für das Alterthum, das Goethe ganz mit Winckelmann's Augen ansieht, wie er denn auch völlig in seine künstlerischen Ueberzeugungen aufgeht, ist niemals feuriger ausgesprochen. Die Charakteristik Winckelmann's selbst ist fast in allem Einzelnen wahr, und doch wird eine Apotheose daraus. Und diese Apotheose des Schriftstellers wie der Sache war eine offne Wendung gegen die Romantik.

Goethe nahm in seine Abhandlung auch einen Brief W. v. Humboldt's auf, aus dem „Land, wo die Citronen blühn". „Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn nur in Rom ... Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht ... Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstand; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehn, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehn kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die

unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinn in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie theilzunehmen: ... so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. ... Freilich ist es auch nur für uns so .. Es ist eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten: nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es wäre schrecklich, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht."

Zu einer frivolern Aeußerung hatte sich die souveräne Kunst kaum jemals aufgeschwungen. Und im Wesentlichen dachte Goethe damals ebenso. „Wenn ich mit Fernow spreche," schreibt er an Schiller, „so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom, und fühlte mich zu einiger Beschämung vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch mehr oder weniger assimilirt." Mit harter Paradoxie spricht er diese Abwendung vom deutschen Wesen in jener Abhandlung aus, da er Winckelmann's Charakter ganz zu einem antiken idealisirt. „Die Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, daß wir in dem höchsten Augenblick des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. — Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmann's Handlungen und Schriften hervor, und diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Winckelmann fühlte, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Dieser Entschluß ward ihm dadurch erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen. Doch gelang ihm die Veränderung seines

Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach genugsam abgewogenen Gründen einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unsrer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise im Widerspruch stehn; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehn glauben. Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vorgehabten Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens bedenkt. — Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Die Menschen schätzen den beharrenden Willen um so mehr, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigne Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede; ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. — War nun dies die eine, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heitrer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es sei damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedne Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantische seines Lebens und Wesens vor unsrer Einbildungskraft merklich erhöht. — Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr blos das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus." —

„Dieser im Charakter Winckelmann's so gut als neu entdeckte und so rein ausgesprochene Hauptzug wird vielleicht denen ein Aergerniß sein, die seit einiger Zeit das Kunstgefühl so gern in eine mystische, frömmelnde Schwärmerei verwandeln möchten, und deshalb unsern Künstlern Kreuz und Marterthum predigen, um darin, nicht aber in dem heitern Kreise griechischer Mythen und Dichtungen, das verlorne Heil der Kunst wiederzusuchen. Dagegen werden vielleicht junge Kraftmänner (wenn es deren noch unter uns giebt) künftig einer heidnischen Sinnesart nachstreben, und wohl gar dem Reich des Kunstpietismus ein Ende machen. Denn dieser Zug ist zu originell und reizend,

daß er nicht auf den Nachahmungstrieb wirken sollte." — So die Jenaische L. Z. 31. Mai 1805. — Wenige Tage vorher berichtete dasselbe Blatt von den Dichtern eines neuen Musenalmanachs, der sie an das Vorbild von 1802 erinnert. „Der Vers klingt genau so, die Gegenstände geben nichts nach, und am Gehalt fehlt wenig, nur ebenso viel, wie beim Goldmachen noch immer daran gefehlt hat, daß wirkliches Gold daraus würde. Hier giebt es zahllose Sonette an Philosophen (Fichte), Dichter (Goethe, Tieck), an die werthen Freunde unter einander, sonstige imaginäre Wesen, von den Elementen und au die Elemente, an die Tag- und Jahreszeiten, von den Farben und den Klängen; Canzonen, originale und übersetzte, Terzinen, Variationen oder Glossen. Hymnen aus dem Lateinischen durften nicht fehlen; die Verfasser haben sich sogar in ihrer Auswahl bis zur unbefleckten Empfängniß der Jungfrau erhoben. Ueberall stoßt ihr auf gebrochne Verse, manche sind durch und durch gerädert; schwere Verse, dreisilbige Reime, kein Symptom mangelt. Tiefer hinein habt ihr dieselbe Wirthschaft. Das Ganze ist erstaunlich ernsthaft. Von Selbstvernichtung wird manches verhandelt, vom Tode, der Leben ist, vom Doppeltode, der folglich ein doppeltes Leben ist, und dem das Uns als Wahrheit ersteht. Die Liebe zeigt sich gluthvoll und muthvoll, strafend und anbetend. Wo sie sich sinnlich äußert, da scheint sie es nur um der höchsten Ansichten der Physik willen zu thun. — Es ist damit eine etwas anders modificirte Epoche der Empfindsamkeit eingetreten wie zu Werther's Zeiten die aber bei weitem nicht so unschädlich ist. Zum eigentlichen Todtmachen ist sie zu stolz; dagegen bringt sie alles Große um, was sie in ihren kleinen Kreis hereinzuziehn sucht. Das simple Lieben behält, wenn es auch der hundertste neunundneunzigen nachspricht, immer etwas Erfreuliches und Wahres, es läßt sich daran glauben; allein die complicirte Empfindung verräth sich, sobald sie nicht echt ist, als eine reine Nichtempfindung. Die Empfindsamkeit gehört zu unsrer Natur, wenigstens von der christlichen Zeitrechnung an: nur wäre zu wünschen, daß ein jeder seine eigne hätte, und sich nicht mit einer fremden quälte. Das Individuelle ist ihr mütterlicher Boden; auf diesem will sie aber auch wirklich entsprossen sein, um einen Werth zu haben. Frech an dem Heiligthum der Natur und der Kunst Kirchenraub zu begehn, bezeichnet die Sentimentalität unsrer Tage. Wenn doch unsre schreibende Jugend die Kräfte des Himmels und der Erden ruhen ließe, bis sie durch stilles fleißiges Forschen sie im eignen Wahrnehmen erkennen lernte, statt sie blos auswendig zu wissen, und dann mit ihren wundervollen Beziehungen wie mit den Reimen zu spielen. Der Taschenspieler, der die Eigenschaften der Dinge zu seinen Künsten gebraucht, ist respectabler, als wer in Worten und Bildern sie mißbraucht. — Auch das Selbstgefühl der jungen Dichter klingt

wie Reminiscenz, ebenso ihre Verachtung des Gemeinen. „Und dieser bittre Schmerz, den ich genähret, der mich bald schmelzen ließ und bald versteinte, den sollten künft'ge Zeiten nicht mehr kennen? Nein wenn kein Dichterwahn die Brust bethöret, es lebt in Liedern ewig, was ich meinte, und ihren Namen wird die Nachwelt nennen." — Theils gehört es zum Costüm, sich die Unsterblichkeit zu prophezeien, indem sich dieses bei verschiednen Dichtern findet, welche wirklich auf die Nachwelt gekommen sind, theils scheint ihnen die große Sicherheit darüber fast ein sichrer Schritt dazu zu sein. — Dennoch kann man nicht leugnen, daß sich manches aufdrängt, als ob es etwas wäre. Das aber bringt gerade den treuen Freund der Poesie zur Verzweiflung, weil es denn doch nichts ist, indem allenthalben die Tiefe und der Hintergrund fehlt. Die neuen Formen der Lyrik gediegen auszufüllen erfordert Gediegenheit im Subject und eine bedeutende Eigenthümlichkeit um so mehr, da die Formen zugleich hervorstechend genug sind, um für sich allein zu fesseln und die Leerheit zu begünstigen. Diese sinnvollen Töne haben neuerdings mit dazu gedient, den erstorbenen Sinn für Poesie, als Kunst, allgemeiner wiederum hervorzulocken. Indem aber die Jünger eine gebildete Technik allein für sich eintreten lassen, trägt man eine nur um so schlimmere Empfindung davon, daß die Kunst auf einer höhern Stufe sich wieder in ein Phantom verkehrt. Für unsre Poeten gesellen sich nun zu dem blos äußerlich Gegebenen noch gewisse innerliche Hülfsformeln, die sie aus den immer mehr sich verbreitenden Ideen, den Entdeckungen der Philosophie und Physik nehmen, und die schwächsten unter ihnen an Crucifixen, Marien- und Heiligenbildern finden, welche die Venus und den Amor, die Grazien und Nymphen als altmodisch bei ihnen verdrängt haben, aber unter ihren Händen ebenso nichtssagende abenteuerliche Zeichen und Puppen werden, als sie es gewöhnlich in den deutschen Klosterkirchen sind." — Zum Schluß wird von dem Kreuz gesprochen, das man „aller Welt zum Kreuz" aufgerichtet habe.

Der grüne Musenalmanach war von den jungen Freunden Werner's, Varnhagen, Chamisso, Itzig u. s. w., für den Recensenten hielt man Goethe, wiewohl mit Unrecht. Wie man in jenen Kreisen jetzt über die neue Schule dachte, zeigt ein Brief Fischenich's, eines ehemaligen Schülers von Schiller, an dessen Frau, 10. Mai: „Sie verfolgen jeden, der nicht von ihrer Zunft ist, mit vergifteten Waffen . . . Sie sind im ausschließenden Besitz der Genialität . . . Die sich zu ihnen gesellen, werden dafür mit großen Lobeserhebungen belohnt; heimlich aber halten sie sie für kleine abhängige Geister, und sobald sie es wagen, vom Symbol ihrer Meister abzuweichen, werden sie in den Staub getreten . . . Und was sind denn ihre Philosopheme und Dichtungen? Entkleidet man sie ihrer mystischen Hülle, so ist es stolze

üppige Armuth, die durch den Schimmer des Witzes, der Ironie und absichtlicher Paradoxen dem gelehrten Pöbel imponirt. Nichts aber ist widerlicher, als daß einige sogar Wahnwitz affectiren, daß sie mit ihrer Unbescheidenheit und, man kann wohl sagen, Impotenz prahlen, und uns zumuthen, von alle dem auf Kraft und Energie zu schließen ... Nichts zeigt mir diese literarische Sansculotten mehr in ihrer wahren Gestalt, als die Ehrfurcht, mit der sie unaufhörlich von Goethe sprechen, dessen hohe Simplicität gegen ihre Manier ebenso absticht, als das Moreske phantastischer Maler gegen Rafael's idealische Kunstgebilde."

Wie sehr dieser Vorwurf in das Schwarze traf, wußte der Schreiber selber nicht. „Ich habe," schreibt Dorothee Schlegel aus Köln 8. Dec. 1804 an Frau Paulus, „seitdem ich Goethe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf nur den Meister recht aufmerksam lesen, und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen Talent hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen auszuführen im Stande sind, nicht weniger aber auch nicht mehr ... Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die Eugenie nicht dichten können, aber nicht alle, welche alt werden, sind deshalb so veraltet als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh, er hat kein Gemüth und keine Liebe."

„Es war ein Ritter, war traurig genung, er sah sie laufen, sich raufen und schnaufen um nichts. Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung, und ekelt' ihn manchen Dreihellergesichts. Ade, sprach der Ritter, du Vaterland mein! es starrete kalt in der Brust ihm das Herz. Ade! es muß nun geschieden sein; was weiß diese Brut, was weiß sie von Gluth und von Schmerz? So zieht er und flieht von dannen fort, ein Kleinod doch läßt er am heimischen Ort." Um dies Kleinod vor den Zwergen zu hüten, schüttet er viele magische Figuren darauf: dennoch spüren die Zwerge den Schatz, und machen possirliche Versuche damit. „Sie werfen die Bilder wohl hin und wohl her, und hatten deß immer und nimmer Gewinn. Sie stellten die Zeichen die Kreuz und die Quer, und fanden jedweder sich selber darin. Der rechte Edelstein fehlt ihnen doch, der ruhte wohl tief in der Erde noch." — Nicht jeder, der dies Gedicht liest, wird merken, daß der traurige Ritter der Verfasser selbst ist, Fr. Schlegel, und die Zwerge Schleiermacher, Schelling, Tieck, Ritter, Brentano u. s. w. — „Nun fanden die Zwerge in selbiger Gruft ein heidnisches Bild von Marmelstein: sie zerren und zogen's hervor an die Luft: das, sprachen sie, soll unser Abgott sein! Sie toben und loben das Bildniß fortan, den heidnischen herrlichen Marmormann!"

Lange schon wollte Schlegel aus Paris zurückkehren: „statt dessen," schreibt Dorothee 4. Febr. 1805, „kam die Nachricht, daß er zum zweitenmal krank geworden und in große Noth gerathen sei, und all sein Reisegeld habe aufzehren müssen. Ich schickte sogleich alles was ich hatte und habhaft werden konnte . . . Ich habe mich so rein ausgeplündert, daß ich nun hier in die bitterste Verlegenheit gerathe. Hier bin ich allein, kenne keinen Menschen. Es kann sein, er bringt wieder etwas mit zurück, aber vielleicht auch nicht . . . Ich nehme also meine Zuflucht zu dir."

Endlich, 10. März, kommt Fr. Schlegel in Köln an. „Uebrigens," schreibt Dorothee, „wäre das Leben hier in der alterthumsreichen katholischen Stadt, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich, und ich finde mein Schicksal, meine Bestimmung und mein Glück in Friedrich und nur allein in ihm. Wenn es ihm nur erst besser gehn wollte! Aber nie hat sich wohl im Leben dergleichen widersinniges Schicksal zusammengefunden. Wie kann man so hülflos sein und so geliebt, so berühmt und so gehaßt?" „Unsere Herren in Paris," setzt Fr. Schlegel hinzu, „haben sich gut gegen mich gezeigt. Aber alles Gallische ist doch nur wie auf leichten Sand gebaut. Man glaubt nicht daran, selbst wenn es schon gethan ist, und die Leute hier wissen auch gar nicht, wie man sich gegen die Franzosen benehmen muß ... Sie haben Unrecht, zu glauben, daß ich französisch denke. Ich war niemals halsstarriger und stupider deutsch als jetzt, und muß alle Tage von meiner Frau Vorwürfe leiden. Aber mit Unterschied. Die alten Deutschen, Vandalen u. s. w., liebe ich mehr als alles und lebe nur darin. Was aber unsere jetzigen Deutschen betrifft, da zu der alten Uneinigkeit der Brentanoïsmus in allen Gestalten unter die Gelehrten gefahren ist, in Schillern, Schellingen, Richtern und andere Kinderkrankheiten, da Goethe bis zur Eugenie dumm geworden, Fichte in Berlin bleiben kann, da alles mit den Franzosen in Niederträchtigkeit gegen den großen Allerwelts-Brentano wetteifert, so sehe ich nicht ein, was ich an diesen Deutschen Besonderes hätte, die, wenn sie nur den hundertsten Theil so deutsch wären als ich, wohl ganz anders handeln würden. Nicht einmal der kleine Kurfürst von Aschaffenburg kümmert sich um mich! . . . Doch genug davon! daß ich bitter werde, ist eben keine Gefahr; wohl aber ist mir Leben und Welt und vorzüglich ich selbst meist so gleichgiltig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an etwas Antheil zu nehmen . . . Einzig mit meinem indischen Werk ist mir's eigentlich unter allen übrigen Späßen ganz völliger Ernst."

Seit Anfang 1805 war Frau v. Staël mit A. W. Schlegel in Rom, wo sie die Corinna schrieb: eben begannen Thorvaldsen und Canova Aufmerksamkeit zu erregen, und die Pilgerfahrt junger Künstler in

das gelobte Land war im besten Zug. Zwar hielt sich A. W. Schlegel zu Humboldt und machte wetteifernd mit ihm Elegien auf Rom; auch sind die Kunstberichte, die er an Goethe einschickte, nicht gerade christlich gefärbt; doch verlautete immer mehr von seiner Neigung zum Katholicismus. Von Tieck behauptete man, er sei schon übergetreten: er war noch krank in München, von Rumohr gepflegt, der in ein Kloster zu gehn gedachte; seine Schwester Sophie ging April 1805 nach Rom ab, Tieck folgte Ende Juli. — Fr. Schlegel übersetzte in seinem Taschenbuch erzkatholische Gedichte. — Adam Müller hatte (26 J. alt) 30. April 1805 in Wien das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt: Gentz hatte ihn Febr. 1805 kommen lassen, um in die Mysterien des „Gegensatzes" eingeweiht zu werden. Die Unterredungen hatten keine Frucht; der alte Kantianer wurde empört darüber, daß auch in den sittlichen Ideen alles in's Fluctuiren gerathen, daß alles Absolute aufhören sollte. „Ich, zwar keiner Schule unbedingt zugethan, aber doch lebend und webend in einigen göttlichen absoluten Ideen, ich soll eine durchaus neue, alles zerstörende Ansicht der Welt annehmen und mich in einen Strudel stürzen, von dem ich kaum begreifen kann, wie Sie, 15 J. jünger, mit ganz andern Kräften ausgestattet, nicht jeden Augenblick darin zu Grunde gehn!" „Wenn Sie mir sagen: das Sopha liebt mich, insofern ich es liebe, oder ähnliche Blumen, so höre ich es mit Ruhe und Heiterkeit an; wenn Sie aber Liebe, Moral und Gott, in dem Sinn, in dem ich sie mir denke, und ewig denken werde und muß, wenn Sie diese ewigen Ruhepunkte meiner Seele als Chimären behandeln, und so darüber sprechen, als wären sie längst abgethan, — was kann ich thun, als entweder ein Stillschweigen beobachten, welches dem der Wegwerfung nur allzu ähnlich sein würde, oder in lebhafte Worte ausbrechen, um mich gegen einen Angriff zu retten, der mich mit dem Schrecklichsten bedroht! So viel weiß ich, daß, dem Geist wahrer Analyse ganz zuwider, unsre Unterredungen immer mit deutlichen oder doch ziemlich deutlichen Begriffen anfingen, vom Dunkeln in's Dunklere fielen und zuletzt mit solchen Worten endigten, die ich, nach meiner Art zu sehn, Gewäsch nennen muß. Insofern also Ihr hiesiger Aufenthalt an der Hoffnung, sich mit mir über den Gegensatz zu verständigen, hängt, spreche ich Sie von heute an los." — (22. März.) Der Uebertritt erfolgte in einer Stimmung und aus einer Philosophie heraus, die man pantheistisch nennen muß, die in ihrem eigentlichsten Sinn den Unterschied des Guten und Bösen aufhebt.

Gentz wurde zwar nicht katholisch, aber er billigte den Schritt seines Freundes. Von dieser Seite konnten Goethe's neue Schriften keine Anerkennung erwarten. „Die Noten zum Rameau," schreibt Gentz 13. Juli an A. Müller, „sind blos platt und trivial; über Voltaire und d'Alembert

heute noch so zu faseln, ist doch wirklich einem Goethe nicht erlaubt. Die Aufsätze über Winckelmann sind gottlos. Einen so bittern, tückischen Haß gegen das Christenthum hatte ich Goethe nie zugetraut, ob ich gleich von dieser Seite längst viel Böses ahnte. Welche unanständige, cynische, faunenartige Freude er bei der glorwürdigen Entdeckung, daß W. eigentlich ein geborner Heide gewesen sei, empfunden zu haben scheint! Vor diesen beiden Büchern steht selbst Goethe sobald nicht wieder bei mir auf."

„Was sagst du," schreibt Dorothee Schlegel 13. Juli, „zu diesem sachsen-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethe's Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Einige Monate darauf schreibt A. W. Schlegel, schon unter dem Einfluß seines Bruders, als Goethe die Stella umarbeitete: „es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen; nur vor einer hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen . . . Man versichert uns, daß er im Gespräch unverhohlen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung." — Noch 7 J. später, bei einer ausführlichen Anzeige der Winckelmann'schen Schriften, tadelt er Goethe, jene Briefe haben drucken zu lassen. „Einen peinlichen Eindruck machen besonders die Briefe über seine Religionsveränderung. Er that diesen Schritt mit innerm Widerstreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängstlich um den Preis. Eine entgegengesetzte Meinung hatte er zwar auch nicht, er schämte sich blos aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er sich ausdrückt, beweist, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publicum zu bringen, die nur in den Beichtstuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menschen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Menschen zu befriedigen?"

Hier traten die Romantiker als die Liberalen auf, dem orthodoxen Classiker gegenüber; wo es aber frisches, echt deutsches Leben galt, war wiederum der Dichter der Liberale, der vor 32 J. durch die Betrachtungen über den straßburger Münster und durch den Götz den Blick des Volks auf deutsche Art und Kunst gelenkt. Ihm, der eben noch in „Trost in Thränen" und „Bergschloß" die Weise des Volkslieds glücklich getroffen und veredelt, durfte Arnim Juli 1805 „des Knaben Wunderhorn" widmen; einige Monate darauf zeigte es Goethe in der L. Z. an. „Diese Art Gedichte, die

wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch für's Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben, daß der kernhafte Theil der Nation sie faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehn, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehn, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Element oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafteste poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehn glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinterstzuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsre ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf. . . . Das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehn hat, wenn es durch den Mund des Volks, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht? Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte." —

Im Gegentheil tadelt Fr. Schlegel das „Wunderhorn", daß so manches Schlechte mit aufgenommen, so manches Eigne und Fremdartige eingemischt ist. „Zwei Abwege," setzt er hinzu, und diese Kritik bezeichnet den Standpunkt der ästhetischen Romantik und ihre Gleichgiltigkeit gegen das Geschichtliche, „sind bei dem Volkslied vorzüglich zu vermeiden: der erste ist der einer gesuchten Seltsamkeit; denn da man leicht bemerken kann, daß besonders die ältern unter den Volksliedern sich nicht selten durch etwas wunderlich Abgerissenes, halb Räthselhaftes auszeichnen, wodurch ihre rührende Kraft und der ihnen eigene Reiz noch erhöht wird, so setzen einige das Wesen des Volkslieds vorzüglich in diese Unverständlichkeit, die sie nun nicht blos lassen, wo sie sich etwa schon findet, sondern geflissentlich aufsuchen, und nie genug davon

haben können, welches leicht zum Abgeschmackten führen kann. Der andre Abweg ist noch einfacher, da man das Rohe und Gemeine, aber auch das Unbedeutende, ganz Alltägliche mit dem Volksmäßigen verwechselt, und weil in Spinnstuben, Wachstuben und Schneiderherbergen vielleicht mitunter ein wirklich schönes Lied gehört wird, voraussetzt, es müsse nun alles, was an den erwähnten Orten gesungen und gepfiffen wird, unfehlbar ein wahrhaftes Volkslied sein." „Es vergeht wohl kein blauer Montag, an dem nicht in größern und kleinern Städten des heiligen römischen Reichs zusammengerechnet einige hundert solcher Lieder gedichtet werden. Und sollte das noch nicht zureichen, so können wir einen leichten und unfehlbaren Handgriff angeben, wo es an Volksliedern, die man sammeln könnte, gebrechen sollte, dergleichen selbst in beliebiger Menge zu machen: man nehme das erste beste Gedicht von Gellert oder Hagedorn und lasse es von einem Kinde von vier oder fünf Jahren auswendig lernen: es wird an romantischen Verwechselungen und Verstümmlungen nicht fehlen, und man darf dies Verfahren nur etwa drei- bis viermal wiederholen, so wird man zu seinem Erstaunen statt des ehrlichen alten Gedichts aus dem goldnen Zeitalter ein vortreffliches Volkslied nach dem neuesten Geschmack vor sich sehn. Manche der eigenthümlichsten und wunderbarsten unter den neuesten Volksliedern verdanken einem ähnlichen Verfahren des Zufalls oder der Absicht ihre geheimnißvoll natürliche Entstehung."

Es ist noch nicht genug beachtet, daß der Bruch der Romantiker mit Goethe erst eintrat, als der Mann nicht mehr war, der ihn zuerst gegen die Schule einzunehmen gesucht hatte. Als jene Erklärungen erschienen, war Schiller schon hingegangen.

20. April 1804 starb Huber, 40 J. alt, plötzlich; seit einem halben Jahr hatte er eine sehr vortheilhafte Stellung in Ulm; sein alter Vater war kurz vor ihm gestorben. „Sein Tod," schreibt Schiller an Körner 20. Jan. 1805, „wird euch sehr betroffen haben; ich mag noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen würde! Ich bin gewiß, daß ihr jetzt sein großes Unrecht gelinder beurtheilt; er war an zu schöne Zeiten unsers Lebens gebunden." Schiller stand jetzt so, daß er alle seine alten Schulden abtragen konnte. „Sie sind der glücklichste Mensch," schreibt ihm Humboldt aus Rom: „Sie haben das Höchste ergriffen, und besitzen Kraft, es festzuhalten; es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jener bessern eine Güte, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar Ihre Abkunft verrathen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten, die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß." Seine letzte Arbeit war „Demetrius".

Die historische Exposition ist glänzend; der Plan erinnert wieder an den Oedipus. Demetrius handelt im guten Glauben seines Rechts und muß nun plötzlich erfahren, daß dieser Glaube auf einem Irrthum beruht, daß er also eine Schuld auf seine Seele geladen hat, die er nicht wieder abschütteln kann, und die ihn zu einem neuen Verbrechen treibt. So wird durch das Verhängniß der Charakter umgekehrt: eine grandiose Idee und des größten Dichters werth. Ob die Ausführung der Größe der Intention entsprochen haben würde, muß dahingestellt bleiben. Schiller's Talent zeigt sich nicht am glänzendsten in der psychologischen Motivirung. Unübertrefflich in der Zeichnung von Personen und Zuständen, so lange diese in einer gewissen Ruhe und Beharrlichkeit bleiben, wird seine Individualisirung abgeschwächt, wenn die Leidenschaft eintritt. Er schildert die Leidenschaft schwungvoll und edel, aber nicht individuell, er empfindet nicht die bestimmte Seele in der Aufregung der Nerven, die nur ihr gehören, sondern er überträgt den Fall in's allgemein Menschliche; und so kommt es, daß gerade in diesen Fällen seine idealen Charaktere, statt in ihrer Naturbestimmtheit erregt zu werden, in's Gebiet der Reflexion übergehn und leidenschaftlich declamiren. Das Thema der Gefühlsverwirrung wäre so recht für H. v. Kleist gewesen.

Mitten in seiner Arbeit am Demetrius schreibt Schiller an Humboldt, 2. April 1805: — „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir doch beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge. — Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben; einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern vom Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten! und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfülle, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe. — Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Ge-

filde keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben."

Das ganze Jahr hindurch hatte Schiller gekränkelt; 9. Mai 1805 starb er, 45 J. alt. Klopstock hatte man vor 2 J. wie einen Fürsten bestattet, Schiller wurde in nächtlicher Stille verscharrt, nur von wenigen Freunden begleitet. Es war so in Weimar Sitte, dennoch ist es unerhört. Um den Vorgang einigermaßen zu begreifen, höre man, was Frl. v. Knebel nach dem Tode der Corona Schröter schreibt (23. Aug. 1802), mit deren Begräbniß es ähnlich gegangen war. „Es ist hier in Weimar, wo das Leben aus vollen Pulsen quillt und die Thätigkeit zur höchsten Anstrengung steigt, nicht Sitte, von Todten oder gar von Begrabenen zu sprechen. Als man an dem Todestag der guten Elise Gore mit Goethe von ihr sprechen und ihren Verlust bedauern wollte, so wies er das Gespräch gleich zurück, und sagte, wie man sich nur von einem Mährchen, das immer dasselbe wäre, unterhalten könnte."

„Wir sind," schreibt Frl. v. Knebel 15. Mai an ihren Bruder, „fast täglich bei der Schiller, deren Schmerz zwar tief aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger. Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat: die Aerzte stimmen überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge, und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schiller nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte."

Tief ergriffen sprach sich die blinde Kalb aus; ernst und voll Verehrung Humboldt und Fichte. Am härtesten traf der Schlag Goethe, der selber in jenen Tagen schwer erkrankt war, und dem man zuerst den Tod des Freundes verheimlichen wollte. Der Verkehr mit Schiller war in den letzten Jahren die Poesie seines Lebens gewesen. „Er stand neben mir wie meine Jugend, er machte mir das Wirkliche zum Traum, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webend. Im Feuer seines liebenden Gemüths erhoben sich, mir selber zum Erstaunen, des Lebens flach alltägliche Gestalten." Wo er von Schiller spricht, ist es immer ein inniger, hingebender Ton. Noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt er an Zelter: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Aeußerungen geht dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf. Eben diese Christustendenz war Schiller eingeboren; er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Es sind noch Manuscriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeit lang in seiner Familie

lebte. Diese hat einfach und treulich notirt, was er zu ihr sprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als sie ihm Thee machte und sonst; alles Unterhaltung im höhern Sinn, worin mich sein Glaube rührt, dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und benutzt werden. Und doch ist es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Säemann aus zu säen &c." 10. Aug. 1805 ließ Goethe in Lauchstädt die Glocke aufführen; die ganze Nation weiß die Worte des Epilogs auswendig. „Hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." „Nun glühte seine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie verfliegt, von jenem Muth, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, von jenem Glauben, der sich stets erhöhter bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme." „Auch manche Geister, die mit ihm gerungen, sein groß Verdienst unwillig anerkannt, sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen, in seinem Kreise willig festgebannt." „Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend." — „Als ich mich ermannt hatte," erzählt Goethe später, „blickte ich nach einer entschiednen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen; Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eignen hin- und herzuwenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meist friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn einer oder der andre nachzugeben für gut fand. So hatte sein aufstrebender Geist die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich in's Engre zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsre Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsre gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend,

ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenig Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehn, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können."

Seit dem Wallenstein galt Schiller der Menge als der größte Dichter Deutschlands. Diese Verehrung steigerte sich durch das Mitgefühl über seinen Tod, sie wurde genährt durch die jüngern Theaterdichter, die, so weit sie im Uebrigen von einander abwichen, sämmtlich Schiller's Schule durchgemacht hatten; sie steigerte sich zum Enthusiasmus durch die patriotischen Lyriker, die nach dem Muster des Wallensteinischen Reiterliedes die Jugend gegen die fremden Eroberer in die Waffen riefen. Aber schon hatte sich im Stillen eine Reaction vorbereitet, die, von der romantischen Schule vorbereitet, sich durch die Theecirkel in die ganze feine Welt fortpflanzte. Dieser Richtung war Schiller nicht vornehm genug, er ging ihr zu rücksichtslos auf die Gemeinplätze des Tages ein. Wenn diese Ansicht während der Restaurationszeit die tonangebende blieb, so war das neue Geschlecht, das nach der Julirevolution die Führung übernahm, ihr keineswegs abhold; nur wußte es ihr eine andre

Wendung zu geben. War man früher bedenklich gegen den Demagogen Marquis Posa, so zuckte man jetzt über den moralischen Pedanten Max Piccolomini die Achseln.

Wie es bei Stichwörtern zu geschehen pflegt, die man häufig wiederholt, ohne sie näher zu erörtern: zuletzt war die Masse davon überzeugt, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes sei, und je nachdem man für diese Begriffe schwärmte oder nicht, rechnete man sich unter die Jünger oder Gegner des Dichters. Es ist merkwürdig, wie bei einem Schriftsteller, dessen Balladen jeder Quartaner, dessen Trauerspiele jeder Tertianer auswendig weiß, ein solcher Mythus sich so weit ausbreiten konnte. Wer Schiller's Werke ohne Brille liest, wird freilich bald gewahr, daß es sich bei ihm nicht blos um Freiheit, Tugend und Vaterland handelt, daß der Dichter des Marquis Posa nicht blos über die französische Revolution, sondern über das politische Wesen überhaupt in einer Zeit, wo seine Kraft am vollsten blühte, sich sehr geringschätzig aussprach, daß Laura nicht blos früher, sondern auch natürlicher bei ihm auftritt als Thekla. Schiller war kein abstracter Tugendspiegel, kein einseitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthusiast; er hat in seinen Ansichten über die wesentlichsten Glaubenspunkte häufiger gewechselt als sein großer Freund, und ihn vom Anfang seines Lebens bis zum Schluß desselben als Vorbild aufzustellen, würde ein gewagtes Unternehmen sein. Aber er war mehr als das, was seine Partei von ihm aussagt, er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Heroen sich immer stärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein scheinbarer Unstern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht blos ein liebenswürdiger Idealist, sondern ein großer Dichter.

Goethe's Dichtung wird eigentlich nur verstanden, wo ihr bereits eine gewisse Innigkeit des Gemüths entgegenkommt. Sie entdeckt uns die innern Geheimnisse des Herzens, und diese haben nur für denjenigen Reiz, der bereits Aehnliches durchgemacht. Wo das der Fall ist, möchten sie durchweg eine ähnliche Empfindung hervorbringen, wie der Anblick einer friedlichen Landschaft, die noch manche Tiefen versteckt, manches ahnungsvoll andeutet, aber doch mehr beschwichtigt als aufregt. Er wird von den Inspirationen der Natur bestimmt, und darum ist seine letzte Weisheit die Resignation, denn wer wollte gegen die ewige Nothwendigkeit ankämpfen! Schiller dagegen setzt der Naturgewalt einen bestimmten Willen entgegen und seine Dichtungen fallen unter das Schema der Freiheit.

Bei Goethe werden uns die einzelnen Menschen lieb und werth, vor allem der Dichter selbst, den man lieben muß, sobald man nicht blind ist; für das sittliche Ganze hat er weniger Sinn; sein Götz, sein Egmont sind

liebenswürdige und interessante Persönlichkeiten, aber ihre Beziehung zur allgemeinen Geschichte ihrer Nation ist mehr eine zufällige. Wo Goethe auftritt, fliegen ihm alle Herzen entgegen, Liebe im reichsten Maß, aber ebenso Freundschaft; Charaktere der verschiedensten Art werfen sich um seinen Hals, denn sie fühlen, „es läßt sich an seinem Busen ruhn". Schiller hat, abgesehn von untergeordneten Naturen, die ihm blindlings huldigten, nur drei Freunde gehabt, Körner, Humboldt und Goethe; und auch bei diesen ist es die Achtung, welche die Liebe vermittelt. Es fehlte den Bewegungen seiner Seele die Grazie; und das ist es doch eigentlich, was man liebt. Von der frühesten Zeit ging Schiller ganz in seinen Beruf auf, zum Theil freilich durch äußere Umstände gezwungen, aber die Hauptsache war doch der innere Trieb, rastlos zu schaffen. Jede Höhe, die er erreichte, galt ihm nur als Vorstufe zu einem weitern Schritt und war ihm bald verächtlich. Goethe hat sehr ernsthaft an sich studirt und gearbeitet, und doch herrscht auch in seiner Arbeit eine gewisse Bequemlichkeit; bei Schiller greifen Philosophie, Geschichte, Dichtkunst in einander, er sucht in der einen die Zwecke, in der andern die Stoffe für seinen Beruf. Widersprüche finden sich bei ihm viel häufiger als bei Goethe, weil er nicht ruhig und bedächtig fortschritt, sondern in hastigen Sprüngen, aber auch jeder Seitensprung führte ihn dem Ziele näher. Es ist ein mäßiges Lob, wenn man Schiller den tugendhaften, den sittlichen Dichter nennt, aber einen Sinn hat es doch, denn wir fühlen heraus, daß er sein sittliches Bewußtsein sich erkämpft, es mit Freiheit sich erworben hat.

Schiller's Leben geht ganz in sein Schaffen auf, und der hohe Ernst, mit dem er dasselbe betrieb, war es, der die Nation ihm zuführte, der ihm Goethe's Bewunderung, endlich Goethe's Freundschaft erwarb. Auch ihn mußte man erst erobern; jede Natur, die ihm nicht Achtung abzwang, stieß er hart und kalt von sich Es war ein schweres Unglück, daß gerade in dem Augenblick, wo er sein Gemüth völlig geläutert, jene Krankheit eintrat, die seine Kräfte aufrieb, und doch ist die Geschichte seiner letzten Jahre ein erhabenes Bild. Jeder Tag mahnte ihn an die Grenze seiner Kraft, an das nahe Ziel seines Lebens, aber er empfand das nur insoweit es ihn bei der Arbeit störte oder insoweit es seine Frau und Kinder betrübte, ihn selber ging es nichts an; er hatte seinen Wallenstein, seine Jungfrau, seinen Tell zu dichten, er hatte über den innern Gang der Vorsehung in dem Schicksal der Welt und in dem Schicksal der Einzelnen nachzudenken, er hatte das Glied in der großen Kette der Cultur einzufügen, wozu er bestimmt war; um seine Gesundheit mochte der Arzt sich kümmern. Es ist nicht Ergebung, nicht Resignation, was sein Schaffen in dieser Periode bezeichnet, sondern eine innere Freudigkeit des Herzens, ein Gefühl des Jubels, daß der Geist über den Körper triumphirt.

Die Elasticität seines Wesens, sein ungestümer schöpferischer Drang und seine edle Begeisterung, die nichts Schlechtes neben sich duldete, hatte die Widerstrebenden gewaltsam mit sich fortgerissen. Obgleich sein Idealismus strenger war als der seiner übrigen Freunde, hatte ihn doch sein leidenschaftliches Temperament in fortwährende Beziehungen zum öffentlichen Leben gebracht. Goethe hatte zu diesen Beziehungen kein inneres Bedürfniß. Er war durch Schiller's Tod vereinsamt, und wenn auch seine dichterische Kraft nicht erlosch, so fehlte ihm doch der frische Jugendmuth. Mit der unendlichen Empfänglichkeit seiner Natur hat er jede neue geistige Richtung auf irgend eine Weise verarbeitet, aber nur, wie man etwas Fremdes aufnimmt, das mehr den Verstand und die Einbildungskraft als das Herz beschäftigt. Ein Jahr nach Schiller's Tod erfolgte die Schlacht von Jena, die wie ein elektrischer Schlag die bisherige Atmosphäre zerstreute. Die einzelnen Momente des geistigen Lebens, die sich bis dahin zu einer schönen, aber künstlichen Einheit in der Dichtung zusammengefunden hatten, stoben auseinander. Die Wissenschaft zog sich aus der Verbindung mit Kunst und Philosophie wieder zurück, und es drängte sich, wie es nach der unnatürlichen Uebergeistigung nicht anders möglich war, das Streben nach materiellem Wissen über das Streben nach Gestaltung.

5.

Die Naturphilosophie.

Die Voraussetzungen, unter denen Goethe und Schiller die neue Periode der Literatur begannen, waren ganz andere als diejenigen, die nach Schiller's Tod unsre Dichter und Philosophen beengten. Damals galt es, Deutschland aus der spießbürgerlichen Verkümmerung seines Denkens und Empfindens herauszureißen, und ihm eine gebildete, für schöne Formen geeignete Sprache zu schaffen, durch die es mit den übrigen Nationen wetteifern konnte. Diese Aufgabe haben Goethe und Schiller gelöst. Jetzt aber kam es darauf an, das Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu erwecken, und dieser Aufgabe war die classische Richtung nicht gewachsen.

Es war eine verwirrende Aufgabe, welche die bisherige Bildung den jung aufstrebenden Kräften entgegentrug. Einheit des Lebens, Denkens, Empfindens war das allgemeine Stichwort; wo aber diese in dem unendlichen

Chaos neuer intellectueller Anschauungen gewinnen? Das Alterthum, das früher den Faden gegeben, war nun, obwohl mit erhöhten Ansprüchen, zu einem Moment herabgesetzt; die antike Mythologie sollte sich mit der nordischen, mit der christlichen, mit der indischen vermählen; die strenge und geschlossne Form des antiken Drama sollte die ungeheuern Processe des modernen Denkens in sich aufnehmen. Das revolutionäre Schema der kritischen Philosophie sollte zugleich conservativ sein gegen alles, was Theologie, Geschichte, Naturwissenschaft, Jurisprudenz Bedeutendes in sich schlossen. Der Poesie wurden die höchsten, ja unmöglichen Aufgaben gestellt, in einer Zeit, wo man über ihr innerstes Gesetz ganz in's Unklare gerathen war. Die Speculation sollte die Veda's, Plato, J. Böhme, Spinoza, Kant mit einander vereinigen; sie sollte die tiefsten Mysterien ergründen und zugleich unterhaltend sein.

Schleiermacher's Reden über Religion, Fr. Schlegel's Reden über Mythologie, Schelling's Naturphilosophie enthielten für das junge Geschlecht die anziehendsten Probleme. Die letztere hatte durch Goethe's Einfluß das Uebergewicht erlangt; die Naturphilosophie war auf allen Universitäten und in allen Zeitschriften verbreitet; die beiden andern Elemente mußten sich, so gut es ging, mit ihr verständigen. Wie Schelling's Anhang sich mehrte, so auch die Zahl seiner Gegner: die Schule Jacobi's, Köppen, Fries, Aenesidem-Schulze u. A. Die Eingebornen Würzburgs, denen die Colonie fremder Gelehrten ohnehin ein Dorn im Auge war, und die zwischen ihnen nicht viel Unterschied machten, veröffentlichten April 1804 als Glaubensbekenntniß derselben die Artikel: „die christliche Religion ist eigentliche Religion der Wollust. — Je sündiger der Mensch sich fühlt, desto christlicher ist er. — Unbedingte Vereinigung in der Gottheit ist der Zweck der Sünde und der Liebe — Religion ist durchaus Sache der Phantasie;" und veranlaßten Paulus, diese (aus Novalis genommenen Sätze) öffentlich als Unsinn zu bezeichnen. „So großen Respect uns das Absolute aufdrängt, so bedenklich wird uns die Erfahrung, daß die Studirenden, unbekannt mit den übrigen reichen Kenntnissen des Urhebers der idealrealistischen Naturphilosophie, wirklich meinen, dieser selbst habe alles im Absoluten gefunden, und vermöge, ihnen mit diesem das Uebrige mitzutheilen, ungeachtet sie selbst bekennen, die Macht des Absoluten den vorigen Winter hindurch am meisten daran gefühlt zu haben, daß sie nicht wußten, ob sie eigentlich etwas verstanden hätten. Gegen diese mystische Tendenz, unsere Fächer alle in's Absolute zu versetzen und dort in dem ursprünglichen All verschwinden zu lassen, war ich endlich genöthigt, den Protestanten zu machen."

Unter den Naturphilosophen selbst gab es Fehden; J. J. Wagner, für dessen Berufung nach Würzburg Schelling selbst gesorgt, erklärte sich

gegen ihn; Eschenmayer bekämpfte ihn in der Schrift: Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie. In der Antwort an den Letztern deutete Schelling bereits auf den Zusammenhang zwischen der Naturphilosophie und den spätern mythologischen Grübeleien. „Es war eine Zeit, wo Religion abgesondert vom Volksglauben gleich einem heiligen Feuer in Mysterien bewahrt wurde nnd Philosophie mit ihr ein gemeinschaftliches Heiligthum hatte. Später wurden die Mysterien öffentlich und verunreinigten sich mit dem Fremdartigen, das nur dem Volksglauben angehören kann. Nachdem das geschehn, mußte die Philosophie, wollte sie in ihrer Reinheit sich erhalten, esoterisch werden. Daher kam es, daß der Philosophie jene Gegenstände, welche sie im Alterthum behandelt hatte, allmählich durch die Religion ganz entzogen und sie auf dasjenige beschränkt wurde, was für die Vernunft keinen Werth hat; daß dagegen die erhabenen Lehren. welche jene aus dem gemeinschaftlichen Eigenthum der Philosophie sich einseitig angemaßt hatte, mit der Beziehung auf ihr Urbild auch ihre Bedeutung verloren. So wenig wir von den griechischen Mysterien wissen, wissen wir gleichwohl unzweifelhaft, daß ihre Lehre mit der öffentlichen Religion im auffallendsten Gegensatz war. Der reine Sinn der Griechen offenbart sich eben auch darin, daß sie das, was seiner Natur nach nicht öffentlich und real sein konnte, in seiner Idealität und Abgeschlossenheit bewahrten. Hätte man den Begriff des Heidenthums nicht immer und allein von der öffentlichen Religion abstrahirt, so würde man längst eingesehn haben, wie Heidenthum und Christenthum von jeher beisammen waren, und dieses aus jenem nur dadurch entstand, daß es die Mysterien öffentlich machte: ein Satz, der sich historisch durch die meisten Gebräuche des Christenthums, seine symbolischen Handlungen, Abstufungen nnd Einweihungen durchführen ließe, welche eine offenbare Nachahmnng der in den Mysterien herrschenden waren." — „Vom Absoluten zum Wirklichen giebt es keinen stetigen Uebergang. Der Ursprung der Sinnenwelt ist nur als ein vollkommenes Abbrechen von der Absolutheit durch einen Sprung denkbar. Es war ein Gegenstand der Geheimlehre in den griechischen Mysterien, den Ursprung der Sinnenwelt nicht, wie in der Volksreligion, durch eine Schöpfung der Gottheit, sondern als einen Abfall von ihr vorzustellen. Hierauf gründete sich die Lehre, daß das gefallene Göttliche im Menschen so viel möglich von der Beziehung und Gemeinschaft des Leibes abgezogen nnd gereinigt werden müsse, um so, indem sie dem Sinnenleben absterbe, der Anschauung des Urbildes wieder theilhaftig zu werden. Besonders scheint in den Eleusinischen Geheimnissen dieselbe durch die Geschichte der Demeter und des Raubes der Persephone symbolisch vorgebildet worden zu sein."

Fichte versäumte keine Gelegenheit, sich über den alten Freund mit

äußerster Verachtung auszulassen. „Geräth er in's Absolute," schreibt er 31. März 1804 an Jacobi, „so geht ihm das Relative verloren; geräth er an die Natur, so geht ihm das Absolute ganz eigentlich in die Pilze, die auf dem Dünger seiner Phantasie wachsen. Diesem Mann geschieht aber viel zu viel Ehre, wenn man seiner nur erwähnt." — Die erste öffentliche Erklärung, wenn auch ohne Nennung des Namens, geschah in den „Grundzügen". „Es kann nicht fehlen, daß einzelne Individuen das Princip des Zeitalters umkehren, als die Quelle seiner Irrthümer angeben, daß es alles begreifen wolle; und als die wahre Heilung das Unbegreifliche als solches aufstellen. In der Kirche wurde das Unbegreifliche als Wahrheit aufgestellt, nicht weil, sondern ungeachtet es unbegreiflich war, weil es in dem geschriebenen Wort, der Tradition und den Kirchensatzungen lag. Die moderne Mystik entsteht keineswegs aus der Quelle des alten Aberglaubens, sondern auf dem Wege der Einsicht in die Leerheit des vorhandenen Systems, also auf dem Wege des Raisonnements. Die Gedanken, von denen die Schwärmerei ausgeht, sind in Beziehung auf ihre höhern Gründe nie klar, sie können nie bewiesen oder über die schon in ihnen liegende Stufe der Klarheit noch weiter klar gemacht werden, sondern sie werden postulirt. Aus demselben Grunde kann über den Weg, wie man diese Gedanken erfunden, nie Rechenschaft abgelegt werden, weil sie in der That bloße Einfälle sind von ungefähr. Dieses Ungefähr ist eine blinde Kraft des Denkens, welche, wie alle blinden Kräfte, zuletzt Naturkraft ist, zusammenhängend mit allen andern Naturbestimmungen: dem Gesundheitszustand, dem Temperament, dem geführten Leben, den gemachten Studien; und so sind denn diese Schwärmer in ihrem entzücktesten Philosophiren, ungeachtet ihres Stolzes, sich über die Natur erhoben zu haben, und ihrer tiefen Verachtung für alle Empirie, selber nur etwas sonderbare empirische Erscheinungen. Freilich sind auch auf dem Boden der Physik die wichtigsten Experimente durch einen Einfall entdeckt worden, aber diese Entdecker gingen allemal von Phänomenen aus, und, sowie sie ihren Gedanken empfangen hatten, zu den Phänomenen zurück, um an ihnen den Gedanken zu prüfen, mit dem Entschluß, ihn aufzugeben, falls er sich nicht auf diese Weise bewährte. Ganz anders die Schwärmerei: sie geht weder aus von der Empirie, noch bescheidet sie sich, die Empirie als Richterin ihrer Einfälle anzuerkennen, sondern sie fordert, daß die Natur sich nach ihren Gedanken richte. — Die Schwärmerei trägt außer ihrem innern Kriterium noch das äußere, daß sie niemals aus der Speculation in die sittliche Welt des Handelns überleitet, daß sie niemals Moral- oder Religionsphilosophie ist, welche beide sie vielmehr in ihrer wahren Gestalt inniglich haßt (was sie Religion nennt, ist allemal eine Vergötterung der Natur); sondern daß sie immer

Naturphilosophie ist, d. h. daß sie gewisse innere, weiterhin unbegreifliche Eigenschaften in den Gründen der Natur zu erforschen strebt oder erforscht zu haben glaubt, durch deren Gebrauch sie über den ordentlichen Lauf der Natur hinausgehende Wirkungen hervorzubringen sucht. Man lasse sich nicht dadurch irre machen, daß sie uns in die Geheimnisse der Geisterwelt einzuführen verspricht, und die Mittel, Engel und Erzengel oder wohl Gott selber zu binden und zu bannen, verrathen will: immer geschah dies, um diese Kenntniß zur Hervorbringung von Wirkungen in der Natur zu gebrauchen; jene Geister wurden lediglich als Naturkräfte gefaßt und der Zweck war immer, Zaubermittel auszufinden. — Nun kommt aber diesem Streben nach dem Unbegreiflichen in des Zeitalters Natur sehr wenig Kraft zum Schwärmen entgegen; wie machen sie es also? Sie setzen sich hin, um über die verborgnen Gründe der Natur sich etwas auszudenken, lassen sich einfallen, was ihnen nun eben einfallen will, und sehn sich um unter diesen Einfällen, welcher ihnen etwa am besten gefalle; begeistern sich auch durch physische Reizmittel. Will auch durch dieses Hülfsmittel die Ader noch nicht ergiebig genug fließen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Schriften ehemaliger Schwärmer; je verschriener diese Schriften sind, desto lieber, nach ihrem Grundsatz, daß alles um so viel besser sei, je mehr es vom herrschenden Zeitgeist abweiche. Schon wegen des Hanges zum Wunderbaren in der menschlichen Natur kann dieses Vorhaben nicht verfehlen, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Mögen auch die Alten, welche den Weg des mühsamen Erlernens schon zurückgelegt, und vielleicht selbst glückliche und fruchtbare Versuche angestellt haben, scheel dazu sehn, daß die Entdeckungen ihrer Versuche ihnen nun in ein paar Paragraphen a priori demonstrirt werden: desto willkommner wird den Jünglingen, welche jenen Weg noch nicht gemacht haben, und jetzt an der Stufe stehn, wo sie nach der alten Sitte ihn zu machen hätten, die Versicherung sein, sie desselben lediglich durch eine Reihe von Paragraphen zu überheben. Erfolgt auch, wie es das gewöhnliche Schicksal der Zauberkünste ist, in der That kein Zauber; entstehn keine neuen empirischen Erkenntnisse, und bleiben die Gläubigen gerade so wissend oder so unwissend, als sie vorher waren; wird auch der Wunderthäter der Anmuthung, wenigstens durch eine eingetroffene Prophezeiung seine höhere Sendung zu documentiren, nie genügen, noch in einer durch Schlüsse aus der bisherigen Erfahrung unerreichbaren Region ein neues Experiment angeben und dessen Erfolg bestimmt vorhersagen, sondern wie alle falschen Propheten fortfahren, erst nach der That das Geschehne a priori zu prophezeien: so wird dennoch der Glaube der Adepten nicht wanken; heute zwar ist der Proceß nicht gelungen, aber den nächsten siebenten oder neunten Tag gelingt er gewiß. Der menschliche Geist, sich selbst überlassen und ohne

Zucht und Erziehung, mag weder müßig sein noch geschäftig; wenn ein Mittelding zwischen beiden erfunden würde, es wäre ihm das Rechte. Trifft es nun ein glücklicher Meister, die Phantasie in Schwung zu bringen, so geht diese ohne alle weitere Mühe ihres Inhabers ihren Weg fort, und regt sich und lebt bunt und immer bunter, und bildet die Erscheinung einer sehr raschen Thätigkeit; es wird in uns gar kühnlich gedacht, ohne daß wir selbst zu denken nöthig haben, und das Studiren ist in das lustigste Geschäft von der Welt verwandelt." —

Die Schlegel hatten ihren Ansichten hauptsächlich durch die Journalistik Eingang verschafft; auch die jüngere Generation ließ es an derartigen Versuchen nicht fehlen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen die seit April 1805 in Heidelberg von Daub und Creuzer herausgegebenen „Studien". Daub war 40 J., seit 11 J. in Heidelberg; Creuzer, 34 J., eben dahin berufen in Folge seines Buchs über die „historische Kunst der Griechen". In Jena gebildet, war er mit Novalis befreundet gewesen; obgleich verheiratheter Mann, hatte er ein Liebesverhältniß zur Günderode. Daub wie Creuzer waren aus Cassel; an sie schlossen sich jüngere Platoniker an: Böckh, Welcker, Ast, Marheineke, sämmtlich von Fr. Schlegel, Schelling und Schleiermacher gleichmäßig angeregt. — Creuzer eröffnete die Studien mit der Abhandlung: das Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie. „Es kann nicht fehlen, daß ein fähiger Lehrling, sobald er zum Verstehn der Alten glücklich durchgedrungen, sich ihnen nun mit voller Seele hingiebt, und berührt von dem großen Inhalt ihrer Historien, begeistert durch die Dichtungen ihrer Poeten, den Boden der Wirklichkeit verlassend sich hinüberträumt zu den ehrwürdigen Schatten und in seinen Phantasien ihnen zugesellt wird. Bedauern müssen wir jeden, dessen Leben nicht einmal dieses goldne Zeitalter hatte, ehe ihm die bürgerliche Sorge erschien und ihn auf immer in Anspruch nahm." „Bei unserm zerstreuten Leben fehlt uns nur zu sehr jene Verfassung des innern Menschen, die allein zum Philosophiren fähig macht, jene Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Sinne, jene Erhebung zum Anschaun des Ganzen in der Natur, mit einem Wort die Empfänglichkeit für die Ideen. Vorzüglich stellen Plato's Werke einen Canon dar der vollendeten Lehrkunst und einer symbolischen Behandlung des Idealen. Hier erkennen wir einen Künstler, der das Ziel des innern Lebens erreichte, von dem er wie von einem immer heitern Gipfel tief unter sich sieht alle Wolken, die das gemeine Leben umschatten. Das Gefühl des Contrastes zwischen diesem gebildeten Sinn und dem gemeinen Leben ist es, was man als Sokratische Ironie bezeichnet. In diesen Schriften sind Philosophie und Poesie aufs innigste vermählt. Ebenso zeitgemäß ist es, an die neupla-

tonische Philosophie zu erinnern, wegen ihrer durchgängigen Richtung zum Idealen, trotz ihres falschen Bestrebens, das Höchste, wozu sich der Mensch zu erheben vermag, in die engen Schranken menschlicher Rede zu zwingen. Wer aber wird nicht tiefe Achtung empfinden für den heiligen Ernst dieser Denker, wenn er sieht den harten Kampf ihrer Ideen mit dem Wort, wiewohl sie seltner sich des Sieges freun als der göttliche Platon, der auch in der Trunkenheit nüchtern war, und das Selbstvergessen des Dionysos vereinigte mit der Besonnenheit der Athene." — Darauf folgt eine „Probe alter Symbolik". Es handelt sich um den Silen. „Vorjetzt halten wir uns in den Grenzen des griechischen Mythos, dessen zahllose Kreise eine unendliche Menge von Sinnbildern einschließen; keiner aber mehr als der Bakchische, der von Indien und Thrakien ausgehend, die drei Theile der alten Welt umfaßte. Bei Silen verweilen wir nicht ohne Absicht, weil er auf einer Höhe erscheint, die über den Grenzen der Menschheit hinausliegt, von der er sodann herabsteigt, und sich entäußernd jener mystischen Würde, dem Leben naht, ein ernster Denker und freundlicher Helfer zugleich, selbst in bürgerlicher Noth, und zuletzt ein bedeutsames Bild des Todes." Es wird die Sage zu Grunde gelegt, daß der trunkene Waldgott, von Midas eingefangen, endlich antwortete: „Was zwingt ihr mich, auszusprechen, das euch besser verborgen bliebe! Am besten ist's allen, Männern und Weibern, nicht geboren zu sein. Das Nächstbeste aber, was der Mensch erreichen kann, jedoch geringer als jenes ist, sobald er geboren, sofort zu sterben."— „Jenes Schweigen, jene Scheu vor dem Wort, jenes Zurückziehn der Betrachtung in sich selbst, ist der herrschende Charakter, unter dem ihn der Mythos zeigt, auch hierin zusammenstimmend mit den Ideen der Philosophie, die die Natur am würdigsten als schweigend dachte; und wenn Dionysos sonst auch der Zunge Fessel ließ, so äußerte sich im Silen dagegen die Macht des Gottes durch stille Begeisterung." „Vielleicht sollte durch die Mannigfaltigkeit, womit Proteus sich wandelt, sowie durch die Kunst, womit Silen diese Wandlungen darstellt, jenen Göttern oder göttlichen Wesen ein schwebender Mittelzustand zwischen dem Endlichen und Unendlichen als eigenthümlich beigelegt werden. Wenigstens betrachtet die mystische Philosophie den Silen als das Symbol des belebenden Hauchs, der das All größtentheils trägt und zusammenhält." Was nun weiter folgt, verliert sich so tief in die Geheimnisse der höhern Physik, daß vom Mythus nichts übrig bleibt. — Augenscheinlich ist bei dieser Deduction nicht einmal die Absicht des Symbolikers, den wirklichen Volksglauben der Griechen in seiner Fülle auseinanderzubreiten und zu analysiren: dazu wäre nöthig, daß er sich mit seiner ganzen Seele in das Leben des Alterthums, in das gemeine Leben hineinfühlte, weil ja auch unter dem verschie-

densten geistigen Klima das ewig Menschliche sich geltend machen muß: sondern er grübelt, mit dem Besitz moderner Speculation ausgestattet, darüber nach, was den Sagen des Alterthums für ähnliche Gedanken zu Grunde gelegen, oder auch von geistvollen Denkern sich daraus habe entwickeln lassen. Während neuere Forscher auch in den dunkeln Parthien der alten Mythologie nur für das Gefühl, das den Mythus beseelt, eine deutlichere Vorstellung fanden, sucht Creuzer, indem er das Gemeingefühl ganz ignorirt, nach einem esoterischen Begriff; er bringt die mannigfaltigsten Zeugnisse bei, aber er verbindet sie wie eine Mosaikarbeit, nur den einen originellen Einfall mit den andern, nicht das Ganze. Eine lebhafte Vorstellung geht aus diesem scholastischen Durcheinander um so weniger hervor, da Creuzer eigentlich eine trockne Natur ist, der es mehr auf das Register als den Inhalt ankommt.

Schelling selbst suchte Juni 1805 in den „Jahrbüchern der Medicin als Wissenschaft" seine Schule unter den Aerzten zu erweitern. Er sagte sich von dem Brown'schen System los, errichtete dagegen ein Magazin für Erfahrungen auf dem Nachtgebiet des Somnambulismus. Die Sprache ist bilderreich, Jac. Böhme, Spinoza, Plato, die Neuplatoniker klingen überall durch. — „Wessen ich mich rühme? Des Einen, das mir gegeben ward: daß ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen und damit die Unendlichkeit der Philosophie verkündet habe! — Ob ich eine Schule will? — Ja, aber wie es Dichterschulen gab! So mögen gemeinschaftlich Begeisterte in gleichem Sinn fortdichten an diesem ewigen Gedicht!"

„Es giebt keine höhere Offenbarung, weder in der Wissenschaft noch in Religion oder Kunst, als die der Göttlichkeit des All. Wo das Licht jener Offenbarung schwand, und man die Dinge nicht aus dem All, sondern in der Trennung erkennen wollte, da ist die Wissenschaft in weiten Räumen verödet. Die Wiedergeburt aller Wissenschaften und aller Theile der Bildung, der Kunst und der Religion, kann nur an der Wiedererkennung des All und seiner ewigen Einheit beginnen. — Das All ist nichts Anderes als die Selbstbejahung Gottes in ihrer Einheit und Unendlichkeit; das All ist nicht ein von Gott Verschiedenes, sondern selbst Gott, das selbst schaffende und sich selbst offenbarende Wort Gottes. Das in Gott aufgelöste Wesen der Dinge, d. h. das Wesen des Besonderen, sofern es unmittelbar auch Sein ist, haben die Alten Idee genannt. Die Dinge nach den Ideen betrachten, heißt sie betrachten, wie sie in Gott an sich selbst sind, ohne Beziehung auf einander und ohne abhängiges und bedürftiges Sein. Das Zeitleben der Dinge ist nur ihr nichtiges Leben; ihr Leben in Gott ist ihre ewige Wahrheit. Im Werden und Vergehen der Dinge schaut das All sein eignes heiliges unendliches Leben an. So ist in Gott ewig, zeitlos gegenwärtig, was im Lauf der Ur-

sachen und Wirkungen auch dem relativen Leben nach hervortritt, dessen Fülle aber keine, auch unendliche Zeit zu erschöpfen vermag." — „Der Zweck der erhabensten Wissenschaft kann nur der sein, das lebendige Dasein eines Gottes im Ganzen und Einzelnen der Dinge darzuthun. Gegen diese Wissenschaft sind Immanenz und Transcendenz völlig und gleich leere Worte, da sie eben diesen Gegensatz auffaßt und alles zusammenfaßt in einer gotterfüllten Welt. Die Natur ist nicht blos Erscheinung und Offenbarung des Ewigen, sondern eben dies Ewige selbst."

Fr. Schlegel sprach sich stets mit Geringschätzung über Schelling aus: „was Religionsmeinungen betrifft, so sind mir die des Dey von Marokko viel interessanter als die Schelling's." „Darin steckt die Ketzerei, daß Ihr Spinozisten ein solches Wesen mit der Naturphilosophie treibt, die doch nur ein verkleisterter Materialismus ist. Von der Entstehung der Natur, und das ist das Einzige von ihr, was ich in der Philosophie an der Stelle finden kann, hat doch jene sogenannte Naturphilosophie so wenig Kundschaft, als die gemeine Physik." Dorothee 12. Juli 1805: „Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in andre Formen gießen. aber etwas Neues lehren sie nimmermehr .... Ist Schelling nicht in aller Eile wieder zum Hegelthum bekehrt? Nach unsrer Berechnung predigt er jetzt den Mahomed. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr seiner Zeit und ohne Sorgen, er sollte ihnen das Verständniß eröffnen!"

Fichte wurde immer erbitterter. „Einem der verworrensten Köpfe unserer Tage konnte es gelingen, durch das Gespenst eines Subjectivismus der Wissenschaftslehre, das lediglich in seinem großen Unverstand sich erzeugt hatte, das Publicum von Kant und der Wissenschaftslehre zu Spinoza und Plato zurückzuscheuchen. Mit der übrigen dialektischen Kunst, dem sophistischen Witz und der Gewandtheit des Mannes verbindet sich eine absolute Unkunde von dem, was die Speculation sei und wolle. Das Identitätssystem ist eine Mißgeburt von System, in welchem eine ungebildete und verworrene Phantasie den Verfasser blind zu Widersprüchen, Erschleichungen und Ungereimtheiten hinüberreißt und in einem beständigen Widerspruch zwischen Thun und Sagen befangen hält .... Zum Schluß fällt dem Mann die Maske der Speculation völlig ab, und es tritt hervor die natürliche Haut des rohesten, starkgläubigen Empirismus. Und so werfe ich ihn denn als Philosophen jetzt ganz und unbedingt weg, und als Künstler erkenne ich ihn als einen der größten Stümper unter allen, die jemals mit Worten gespielt haben!"

Der ernsthafteste Gegner der Naturphilosophie blieb Jacobi. Schon

vor 3 J. hatte ihm sein Verehrer Schenk, jetzt bayrischer Staatsrath, eine lebenslängliche Pension und den Geh. Rathstitel ausgewirkt; er verschaffte ihm Oct. 1804 das Präsidium der Akademie zu München mit 3000 Thlr. Gehalt. Auf der Reise dahin kam Jacobi mit seinen Schwestern zu Goethe nach Weimar, wo er 24. Juni 1805 zu seiner Verwunderung Christiane schon als Tischgenossin des alten Freundes vorfand. „Seine Ankunft," erzählt Goethe später, „machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Theilnahme, alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderbarer Zwiespalt hervor. Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Bei Jacobi fand ich das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehn; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in sich verarbeitet. Das alte liebevolle Vertrauen zeigte sich in seiner ganzen Reinheit, und belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme. Allein wir liebten uns, ohne uns zu verstehn. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie; er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich zu bekräftigen, und von unserm philosophischen und dichterischen Thun und Lassen nur im Allgemeinen wechselseitige Kenntniß zu nehmen." 11. Aug. war Jacobi in München; er hatte auch Sömmering dahin gezogen und für Fries eine Stelle in Heidelberg ausgewirkt.

Voß erhielt Mai 1805 einen Ruf nach Heidelberg und ging darauf ein zu Goethe's äußerstem Verdruß; 14. Aug. kam er mit seiner Familie daselbst an. — Der Abschied von Goethe war kühl. „Es ist nicht ein herzliches Wort gesprochen," schreibt Ernestine Voß an Lottchen. „Ich beneide Goethe's einsame Stunden nicht; er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung haben, es sei nicht gut, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen als in seinen Zimmern." — In demselben Monat besuchte Goethe Wolf in Halle (auch Zelter aus Berlin hatte sich eingefunden), und nahm Gelegenheit, Gall zu hören, der seine Schädellehre vor einem aufmerksamen Publicum vortrug. Er fand großes Gefallen an dem Mann und an seinen Ideen. Die Untersuchung des Schädels, was für Geisteskräfte dahinter verborgen seien, war Modesache geworden; die Persönlichkeit Gall's trug viel dazu bei. „Ich habe wenig Menschen gekannt," erzählt Steffens, der gegen ihn auftrat, „die sich so wenig durch Zweifel irgend einer Art stören ließen; er schien keine Ahnung von der Möglichkeit solcher Zweifel zu haben." Reil wurde durch ihn zu einer genauern Analyse des Gehirns veranlaßt.

Um dieselbe Zeit hielt sich ein dänischer Dichter, Steffens' Freund **Oehlenschläger**, 26 J., in Halle auf, der auch Goethe vorgestellt wurde; ebenso **Arnim**. Oehlenschläger berichtete von dem Kreis der nordischen Sagen, den er auch dramatisch verarbeitete. Zwei gescheute Damen, Reichardt's ältere Tochter **Luise** und Wolf's Tochter **Wilhelmine** (er war seit 3 J. geschieden) belebten die Geselligkeit. Um das quälende Verhältniß mit Leonoren zu Ende zu bringen, ging **Schleiermacher** 14. Sept. nach Berlin; es kam zum entscheidenden Bruch. „Es ist das tiefste ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen, was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen." In dieser Stimmung vollendete er das Gespräch „die Weihnachtsfeier", in der Form dem Symposion nachgebildet. — Der heilige Abend versammelt eine Familie von Verwandten und Freunden, Kindern und Erwachsenen. An alle werden von allen, der Sitte des Festes gemäß, Geschenke ausgetheilt, welche der „verständigen Ernestine" übergeben werden, die sie zu einem freundlich symbolischen Eindruck zusammenordnet und dann die Pforte des Saals öffnet. Die kleine Sophie hat Musikalien bekommen, religiöse Compositionen im alten großen Kirchenstil; denn nur diese liebt das wunderbare Kind, und stimmt gleich die ersten Töne zu einer höhern Feier des geselligen Abends an; wie auch über sie und die fromme Richtung ihres Wesens das Gespräch beginnt. Der ungläubige Leonhard ahndet Unnatur, fürchtet ein Kloster oder herrnhutisches Schwesternhaus; die Eingeweihtern erkennen den reinen, aus der Tiefe hervorgehenden Trieb, der jetzt Sophien nicht hindert, ein unbefangenes Kind zu sein, und später ihrer natürlichen Bestimmung keinen Eintrag thun, sondern ihr Leben nur mit seinen heiligen Grundtönen begleiten wird. Dann schlingt sich das Gespräch anmuthig weiter durch den Kranz der Verbündeten, berührt zart mancherlei Verhältnisse des Lebens und der religiösen Gesinnung, am liebsten bei dem Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit verweilend, und das Symbol des Christenthums verherrlichend, welches ja die Mutter mit dem Kinde ist, in unerschöpflicher Lieblichkeit der Wendung. Dann und wann wird es von musikalischen Accorden unterbrochen, und bildet sich endlich aus zu drei Erzählungen, nicht sowohl von Begebenheiten, als Situationen vergangner Weihnachtsfeste, im Munde der Frauen, und drei Reden von seiten der Männer, welche den Zweck haben, die verschiednen Auffassungsformen des Christenthums zu einer friedlichen Betrachtung neben einander zu stellen. Schleiermacher hat hier die verschiednen Momente seines eignen religiösen Denkens und Empfindens auseinandergelegt. Leonhard der Kritiker will das Christenthum zwar als eine kräftige Gegenwart gelten lassen, aber die irdische persönliche Thätigkeit Christi scheint ihm weit weniger damit zusammenzuhängen, als

von den meisten mehr angenommen als geglaubt werde. Von den Lehren und Einrichtungen des Christenthums sei das Meiste spätern Ursprungs, die evangelischen Erzählungen sehr schwankend und so beschaffen, daß sie theilweise eine die andere aufheben. Die Auferstehung macht die Wirklichkeit seines Todes, die Himmelfahrt, sogar die seines ganzen menschlichen Lebens zweifelhaft. Bei diesem unsichern Charakter der Nachrichten ist die Erhaltung des Glaubens hauptsächlich den Festen zuzuschreiben, deren Wirkung auch innerhalb des Christenthums mitunter nahe daran streife, daß sie, statt aus einer Geschichte hervorgegangen zu sein, vielmehr diese selbst erst gemacht haben. Mehr ergänzend als berichtigend setzt Ernst hinzu: „mögen die historischen Spuren seines Lebens, wenn man die Sache in einem niedrigern Sinne kritisch betrachtet, nach so unzureichend sein: das Fest, wie das Christenthum überhaupt, hängt nicht daran, sondern, wie an der Nothwendigkeit eines Erlösers, so an der Erfahrung eines gesteigerten Daseins, welches auf keinen andern Anfang als auf diesen zurückzuführen ist." — Eduard, der sich ausschließlich an den Johannes hält, begründet die Fleischwerdung des Worts philosophisch. „Was ist der Mensch an sich (Gottmensch) Anderes als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden? So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall, und kein Bedürfniß einer Erlösung. Der Einzelne aber ist im Abfall und Verderben, und findet seine Erlösung nur in dem Menschen an sich: darin nämlich, daß jene Einheit des ewigen Seins und Werdens des Geistes, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann, in jedem selbst aufgeht. Darum findet sich zwar in der Menschheit jene Einerleiheit des Seins und Werdens ewig, im Einzelnen aber muß sie, wie sie in ihm ist, auch werden als sein Gedanke, und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Thuns und Lebens. Die Gemeinschaft, durch welche so der Mensch an sich dargestellt wird oder wiederhergestellt, ist die Kirche, und jener, der als der Anfangspunkt der Kirche angesehn wird, muß als der Mensch an sich, als der Gottmensch, schon geboren sein." — Ein vierter Redner, Joseph, lehnt das Reden ab, weil ihm an einem solchen Tage alle Formen zu steif, alles Reden zu langweilig und kalt ist, und der sprachlose Gegenstand eine sprachlose Freude in ihm erzeugt, die, wie ein Kind, nur lächeln und jauchzen, oder höchstens im Gesang einen angemessenen Ausdruck finden kann. —

„Ich muß mir gefallen lassen," schreibt Spalding an Schleiermacher, „daß ich die Weihnachtsfeier nur in den Außenwerken lieblich finde, und im Innern nicht verstehe. Ich möchte immer so recht gemein hineinfragen: Glauben die Leute das alles so? Das Thörichtste scheint mir, wenn ich mich peinigen wollte in ein fremdes Denksystem einzugehn. Und dennoch

kann es mich kümmern, abstimmend zu fühlen von denen, die ich schätze, ja die mir mehr sind als die meisten derer, welche mir gleich urtheilen."

Schelling, der in der L. Z. eine geistvolle Anzeige der Weihnachtsfeier gab — unser Bericht hat sich ihr im Wesentlichen angeschlossen — wendet sich zum Schluß an die Theilnehmer desselben: „Mit Lob erkenne ich, wie ihr den Saal so magisch mit Lichtern und Blumen geschmückt, Herz und Augen mit einem ungewöhnlich harmonischen Anblick entzückt habt, wie ihr so elegant und so geistig zugleich, von erfreulichem Wohlstand umgeben und doch so häuslich wart; wie eure Munterkeit sich so besonnen und eure Besonnenheit wieder mit so auserlesener Leichtigkeit ausdrückte; wie es an Musik nicht fehlte, und ihr so richtig anerkanntet, daß sie das Beste bei der Sache und das eigentliche Element der Andacht sei: allein verzeiht, ihr Trefflichen! wenn ich, diesen Ruhm ungeschmälert euch lassend, doch nicht dem Christenthum Glück wünschen kann, daß es auf diese Weise soll wiedergeboren werden. Eben dadurch nämlich, daß ihr euer durchaus besondres und ausgezeichnetes Wesen mit dem an sich allgemeinen und der ganzen Menschheit angehörigen Fest in Verbindung setzt, entsteht ein ganz eigenthümlich Particulares, dessen besondrer Mischung ich jedes für sich, das Fest in seiner alten Einfalt, eure Bildung aber auch bei weitem vorzöge. Daß ihr alte Formen gebraucht, an denen ihr den Reichthum eures Geistes zeigt, wie Umgebungen von antiker Form nur die Gemächer der Reichen zieren, dieses, verzeiht meiner Empfindung, kommt mir nicht anders vor, als wenn ihr den ersten und natürlichen Gaben, des Weins und des Brodes, euer spätgebornes subjectives Getränk, den Thee (dessen ihr euch auch bedient habt) substituirend, die frohe, freie, allgemeine Bundesfeier begangen haben wolltet. Nicht durch Erweckung des Todten wird Lebendiges geschaffen, sondern das wahrhaft Lebendige ist, was nie todt sein kann. Wo aber die Gluth in Asche zusammengefallen, da blaset die Funken mit noch so viel schönem Willen an, es wird immer nur sein, wie die Belebung des alten Schnitzwerks und die künstliche Beleuchtung des Hauses zu Bethlehem, welches die kleine Sophie veranstaltete. Ihr legt gar sehr an den Tag, daß alles Männliche nicht nur, sondern das allgemein Menschliche darin unter euch in's Weibliche übergegangen. Ihr erscheint, wenn es erlaubt ist zu sagen, nicht mehr unsrer lieben Frauen allein dienend, sondern den Frauen, welches sich nicht sowohl darin kund thut, daß ihr ihnen liebevoll, wie Christus, begegnet, sondern daß ihr ihrer Fassungskraft, ihrem Verständniß und ihrer Neigung vor allem huldigt."

Durch Schleiermacher geweckt, bemächtigte sich der religiöse Sinn jetzt der entgegengesetztesten Richtungen. Fichte's Vorlesungen über die Anweisung zum seligen Leben leiden zwar an einer gewissen Breite

und Erbaulichkeit, aber sie erheben wenigstens den Begriff der starren Gesetzlichkeit, den er bisher ausschließlich gepredigt hatte, zu der Idee des lebendigen Glaubens, der, indem er das Individuum vollständig für die Zwecke der Menschheit gefangen nimmt, ihm zugleich eine Sphäre seliger Befriedigung eröffnet. Die Religion soll zwar, und darin stimmt er mit Schleiermacher überein, den Pflichten keinen neuen Inhalt hinzufügen, aber sie soll den Menschen in sich selbst vollenden, ihn über die Zeit erheben und ihm ewiges Leben verleihen. Leben, Seligkeit und Ewigkeit sind ihm identische Begriffe. Allein was er Leben, Ewigkeit und Seligkeit nennt, ist nur jene Vertiefung der unheiligen individuellen Existenz in den Ocean der Gattung, den er in allen seinen Schriften predigte. Interessant ist, daß er diese Ideen im historischen Christenthum wiederfindet. „Christus ist nicht von irgend einer speculativen Frage ausgegangen, denn er erklärt durch sein Religionsprincip schlechthin nichts in der Welt, sondern trägt ganz allein und ganz rein nur dies vor als das einzige des Wissens Würdige, liegen lassend alles Uebrige als nicht werth der Rede. Sein Glaube ließ es über das Dasein der endlichen Dinge auch nicht einmal zur Frage kommen, sie sind eben gar nicht da für ihn und allein in der Vereinigung mit Gott ist Realität. Wie dieses Nichtsein denn doch den Schein des Seins annehmen könne, von welcher Bedenklichkeit alle profane Speculation ausgeht, wundert ihn nur nicht. Jesus hatte seine Erkenntniß weder durch eigne Speculation noch durch Mittheilung von außen, er hat sie schlechthin durch sein bloßes Dasein; sie war ihm Erstes und Absolutes, ohne irgend ein andres Glied, mit welchem sie zusammengehangen hätte, rein durch Inspiration, wie wir hinterher und im Gegensatz mit unsrer Erkenntniß uns ausdrücken, er selbst aber nicht einmal sich also ausdrücken konnte. Da war kein zu vernichtendes forschendes und lernendes Selbst, denn erst in jener Thatsache des Bewußtseins war sein geistiges Selbst in ihm aufgegangen. In diesem absoluten Factum ruhte Jesus, er konnte nie es anders denken, wissen und sagen, als daß er eben wisse, daß es so sei, daß er es unmittelbar in Gott wisse und daß er auch dies eben wisse, daß er es in Gott wisse. Ebensowenig konnte er seinen Jüngern eine andere Anweisung zur Seligkeit geben außer der, daß sie werden müßten wie er, denn daß seine Weise dazusein beselige, wußte er an sich selber. Anders aber als außer an sich selbst und als seine Weise dazusein, kannte er das beseligende Leben gar nicht, und konnte es darum auch nicht anders bezeichnen. Er kannte es nicht im allgemeinen Begriff, wie der speculirende Philosoph es kennt und es zu bezeichnen vermag, denn er schöpfte nicht aus dem Begriff, sondern lediglich aus seinem Selbstbewußtsein. Er hätte sich in seiner Persönlichkeit von Gott unterscheiden und sich abgesondert hinstellen und sich über sich selber als ein merkwürdiges Phänomen ver-

wundern und sich die Aufgabe stellen müssen, das Räthsel der Möglichkeit eines solchen Individuums zu lösen. Von jener Selbstbeschauung aber war der ganze Realismus des Alterthums sehr weit entfernt, und das Talent, immer nach sich selber hinzusehn, wie es uns stehe, und sein Empfinden und das Empfinden seines Empfindens wieder zu empfinden und aus Langeweile sich selber und seine merkwürdige Persönlichkeit psychologisch zu erklären, war den Modernen vorbehalten, aus welchen eben darum so lange nichts Rechtes werden wird, bis sie sich begnügen, einfach und schlechtweg zu leben, andern, die nichts Besseres zu thun haben, überlassend, dieses ihr Leben, wenn sie es der Mühe werth finden, zu bewundern und begreiflich zu machen."

Der Naturphilosophie fehlte es gegen die neue Form des Systems nicht an Einwendungen. Fichte, der mit den Sätzen begann: „Alles Sein ist lebendig und in sich thätig, und es giebt kein andres Sein als das Leben; das Absolute oder Gott ist das Leben selbst, und umgekehrt, das Leben selbst ist das Absolute; dieses göttliche Leben ist an und für sich rein in sich selber verborgen, es hat seinen Sitz in sich selbst und bleibt in sich selber, rein aufgehend in sich selbst, zugänglich nur sich selbst"; — Sätze, die mehr an das Identitätssystem als an den frühern Idealismus Fichte's erinnerten, war durch einen kühnen Sprung rasch wieder in sein altes Princip zurückgekehrt: „Das lebendige Dasein in der Erscheinung nennen wir das menschliche Geschlecht; also allein das menschliche Geschlecht ist da." Indem er nun das Wesen des menschlichen Geschlechts in den Fortschritt setzt, bedarf dieser einer Schranke, eines Hemmnisses, und dieses ist die Natur, die an sich todt, immer mehr durchbrochen und in Leben verwandelt werden soll. „Mit dieser Verwandlung," spottet Schelling, „würde ja die Natur immermehr aufgehoben, und mithin das Menschengeschlecht immermehr des Lebens beraubt, auf dem es sich bewegt! Die Natur ist nichts als Schranke ohne alle Realität, d. h. ein völliges Nichts." Fichte habe das dunkle Gefühl von der Nichtigkeit seines frühern Moralisirens; dennoch verfalle er immer wieder dahin zurück. „Der Grund ist das absolute Bedürfniß einer endlichen Welt, die Nothwendigkeit, ein Object zu haben. Es ist eitel Rede, wenn er die Natur zu vernichten sich anstellt. Er will sie nur nicht als lebendig haben, aber als todt will er sie allerdings haben, als etwas, darauf er einwirken, das er bearbeiten und mit Füßen treten kann. Verschwände ihm die objective Welt als objective, so verschwände er sich selbst als Subject; und ist jene nicht todt, so ist er nach seiner Meinung nicht lebendig. Wenn man ihn reden hört, so weiß man nicht, hat er sich mehr über die Härte der Natur oder diese sich mehr über die seinige zu beklagen. Sie drückt ihn, stößt ihn, engt ihn allerwärts

ein, bedroht und beschränkt immerfort sein Leben; das vergilt er ihr aber reichlich; denn was ist seine Meinung von der Natur? daß sie gebraucht, benutzt werden soll, und daß sie zu nichts weiter da ist. Um der menschlichen Freiheit willen ist es nöthig, daß man die Naturkräfte menschlichen Zwecken unterwerfe; um dieses Zwecks willen — hört es Forscher und Priester der Natur! — muß man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wirken, erkennen, und muß im voraus ihre Kraftäußerungen zu berechnen im Stande sein." Nicht mit Unrecht erinnert Schelling an den Nestor im Zerbino und an die sprechenden Möbeln, die sich freuen, nicht mehr als elende grüne Bäume draußen zu stehn und im Winde zu rauschen, was doch keinem vernünftigen Wesen fromme. „Der Mangel jener Anschauung, dadurch uns die Natur als selbst lebendig erscheint, bringt nichts Anderes hervor, als ein das Leben untergrabendes und aushöhlendes Moralisiren. Wo sollte es Maß und Bildung finden, da ihm das Schaffen von innen, der stille Gang und die ewig gleiche Ordnung der Natur ein Greuel ist!" — „In die Wissenschaft, Poesie und Kunst sollen die Malvolio's nicht einbrechen, die da vermeinen, weil sie tugendhaft seien, solle es in der Welt keine Schönheit mehr geben." — „Soll die Philosophie nicht abstracte Wissenschaft bleiben, so muß Empirie und Philosophie sich wechselseitig durchdringen und das Wahre überall geschaut, unmittelbar empfunden, nicht aber erst mittels Theorien und Schlüssen abgeleitet werden. Dann lösen sich alle Abstractionen in die unmittelbare freundliche Anschauung auf; das Höchste ist wieder ein Spiel und eine Lust der Einfalt, das Schwerste leicht, das Unsinnlichste das Sinnlichste, und der Mensch dürfte wieder frei und froh in dem Buche der Natur lesen, dessen Sprache ihm durch die Sprachverwirrung der Abstraction und der falschen Theorien längst unverständlich geworden ist. Wenn einmal diese Zeit erschienen ist, wird auch der Gegensatz zwischen dem Exoterischen und Esoterischen wegfallen, welcher aber bis dahin auch ohne geheime Orden und Mysterien nothwendig stattfinden muß, indem die wahre Ansicht aller Dinge für den profanen Sinn ewig ein Mysterium bleibt, wenn sie auch in allen Schriften und auf dem Katheder verkündet wird."

Es wird uns heute nicht mehr viel daran gelegen sein, ob das Sein als das Absolute, oder das Absolute als das Sein aufgefaßt wird. In dieser Beziehung sind Fichte und Schelling Virtuosen in der Scholastik; beide sind später durch einen größern Virtuosen überflügelt worden. Die wahre Differenz liegt nicht in den abstracten Lehrsätzen, sondern in den Neigungen, die in den Excursen hervortreten. Fichte springt, sobald er irgend Muße findet, aus der Abstraction in die Predigt, in die moralische Erbauung über, Schelling in das künstlerisch ausgeführte Bild. Es ist begreiflich, daß der Moralist die Ergänzung seiner Metaphysik in der Ge-

schichte, der künstlerische Mystiker die Ergänzung in der Natur suchte. Aber Fichte, der Apostel der geschichtlichen Welt, ist auf dem Gebiet der Geschichte nicht blos von einer erstaunlichen Unwissenheit, sondern er hat für die Wissenschaft der Geschichte weder Sinn noch Talent; und so viel sich Schelling mit physikalischen Details zu thun gemacht, man kann von ihm in Bezug auf die Naturwissenschaft dasselbe behaupten. Fichte bringt mit seinen absoluten Idealen die Geschichte in Unordnung, Schelling mit seinen mystischen Bildern und seinen, dem bloßen Gleichklang entlehnten angeblichen Gesetzen die Physik. Der erste, der keine Schule bildete, hat mit seinen Declamationen wenig Schaden gethan, er hat im Gegentheil den Vernunftbegriff zu Ehren gebracht, der in der bloßen Empirie, wo man den Thatsachen eine ungebührliche Ehre erweist, leicht vergessen wird; Schelling mit seinem ungeheuern Gefolge hat die Naturwissenschaft auf ein Menschenalter in die heilloseste Verwirrung gebracht und die Bildung auf falsche, gefährliche Bahnen gelenkt. Zwar hat er stets dagegen protestirt, mit seinen Jüngern verwechselt zu werden, er hat keinen derselben anerkannt, und es ist wahr, daß sie ihn an Narrheiten bedentend überboten haben; aber er hat den Jakob Böhme in die deutsche Wissenschaft eingeführt und jene unwissenschaftliche Combination zufällig ähnlicher Erscheinungen veranlaßt, die der Tod aller Wissenschaft ist.

Seitdem J. Böhme, Paracelsus und die andern Theosophen des 16. und 17. J. als große Dichter und Philosophen galten, seitdem man in den Kirchenvätern Physik, in den Mährchen Metaphysik und in den Träumen Logik studirte, standen jedem ungeschulten Gemüth die Wege zur geheimen Erkenntniß offen. Die poetisirende, höchst unwissenschaftliche, oft schwülstige Sprache dieser Adepten war nur in Deutschland möglich; bei den ordinären Mystikern ist der Unsinn haarsträubend; hier nur einige Beispiele aus dem besten von ihnen, aus Steffen's „Grundzügen der Philosophie in Aphorismen:" „Das Wasserleben ist der gemeinschaftliche Ursprung aller lebendigen Bildung, der gemeinsame Stamm aller thierischen und vegetativen Formen. Als vermittelndes Glied schwebt es gleichgiltig zwischen der Ruhe der Erde und der nie ruhenden Beweglichkeit der Luft. Beide entspringen aus dieser schwebenden Mitte und verlieren sich in ihr . . . Die ersten Anfänge der Bildung sind da, wo die thierische und Pflanzenbildung in unentschiedner Form schweben, in den geringsten Gebilden im Wasser. Heranströmend aus jenem hemmenden Wasserleben bemächtigt die Pflanze sich des Thieres und bildet sich immer herrlicher aus. Die Pflanze ist die aufgeschlossene Erde, die Versöhnung des Lebens und der Masse, der stille stumme Blick der Liebe, der ewigen, nichtzeitlichen Erzeugerin, die die irdische Verhärtung der Stoffe überwand und ewig fortquillt in stets erneuter Zeugung. Die Pflanze ist die aufgeschlossene

Sehnsucht der Erde; mit der Masse vertraut, wendet sie sich gegen das Licht, als ihre Außenwelt; sie schließt in sich ein verborgnes Thier, welches immer mehr überwältigt wird, je herrlicher die Sehnsucht gedeiht. Die Wurzel ist die chaotische Zeit der Pflanze, im Schoos der Erde verborgen: wie die Erde in der Urzeit im Schoos des Universums. Die Blume enthüllt das innere Leben der Pflanze, in der Farbe offenbart sich das gefesselte Licht; in der aufgeschlossenen Unendlichkeit des Blumendufts giebt sie wieder, was sie still empfing. Das Thier in der Pflanze zieht sich selbst hinein in den unscheinbaren Keim, und entsagt der äußern Offenbarung, um die innere festzuhalten, in scheinbarem Tode das höchste Leben der Gattung ergreifend. — Das Insekt stellt das Luftleben dar, welches einen festen Punkt der sichern Offenbarung gefunden hat. Hat durch die Pflanze sich die Sehnsucht der Erde aufgeschlossen, so stellt das Insekt die Begierde dar. Der Duft, das Heiligste der Pflanze, dem Herrn ein Wohlgeruch, wird bei den Insekten von der zehrenden Begierde innerlich verschlungen u. s. w. — Die Töne der Vögel sind der lebendig gewordene Blumenduft, daher verstehn sich die Vögel und die stillen Pflanzen. Die niedere Sehnsucht der Blumen spricht sich auf stumme Weise aus als Wohlgeruch; die höhere Sehnsucht der Vögel quillt als Gesang aus der gefesselten Seele. — Der Mensch ist in einer seligen Einheit mit der Natur geboren und diese soll er nie aufheben. Alle Sagen der uralten Vorwelt haben dieses bezeugen wollen. Da aber in dieser Welt die Befreiung der Persönlichkeit nie rein hervortritt, so keimt mit dem Gefühl der erwachten Befreiung ein tiefes Entsetzen, ein verborgnes Grauen als Vorbote der Seligkeit, welches im Leben nie ganz aufhören kann, als vollkommenster Gegensatz der Selbstsucht, die in irdischer Sicherheit verhärtet. Der Mensch ist aus den innersten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt und trägt das Schicksal des Planeten, mit diesem das Schicksal des unendlichen Universums als sein eignes. Die Welt, wie sie da ist, fand sich in ihm, die Außenwelt selber ist ein Aeußeres seines Innern, er erkennt sich in ihr, sie in ihm. Dieses große Gespräch des Ganzen mit sich selber in einem jeden auf bestimmte eigenthümliche Weise ist das wahre Mysterium." —

Die Fähigkeit, individuelle, bestimmte, lebendige Gestalten zu schaffen, ging verloren, und ebenso wurde die wissenschaftliche Thätigkeit verkümmert. Denn auch diese soll gestalten und individualisiren, wenn auch nicht für die Phantasie, sondern für den Verstand, was unmöglich ist, sobald man sich in Anspielungen und Beziehungen vertieft, und kein einzelnes Bild, keinen einzelnen Gedanken verfolgen kann, ohne dabei auf tausend ganz entlegene Nebengedanken und Nebenvorstellungen zu gerathen. Alle Mystik beruht auf regelloser Combination der Gedanken und auf ihrer Trennung von den Be-

ziehungsbegriffen, durch die sie allein begreiflich werden, auf der Abneigung, Lücken im Wissen einzugestehn. Während bis dahin die Naturwissenschaft so glänzende Erfolge errungen hatte, indem sie eine genaue Grenzlinie zwischen dem Gewußten und Ungewußten zog, ließ sie sich jetzt auf das vermessene Unternehmen der Synthese ein: sie ergänzte ihre Kenntniß durch Ahnungen und Eingebungen, und bemühte sich, Totalitäten darzustellen, wo sie nur einzelne Seiten wahrnahm. Die überschwenglichste Phantastik drängte sich hart an die trockenste Verstandesabstraction. Die echte Wissenschaft wird nicht müde, zur genauen Feststellung der scheinbar unbedeutendsten Thatsache jahrelang mit unausgesetzter Hingebung zuzusehn und das Resultat stets einer neuen, sorgfältigern Prüfung zu unterwerfen, um niemals das Unwesentliche, das nicht der Natur der Sache, sondern einer vorläufig nicht zu berechnenden äußern Einwirkung entspringt, mit den immanenten Eigenschaften des Gegenstandes zu verwechseln. Die Symbolik dagegen verfährt nach dem Gesetz der Ideenassociation; sie geht nicht auf den Grund der Sache, sie läßt sich an äußerlichen Vergleichungen genügen; sie geht dem Gegenstand nicht methodisch zu Leibe, sie tastet an ihm herum und freut sich über jede vermeintliche neue Thatsache, ohne sich über die innere Nothwendigkeit derselben klar zu werden. Nun sind aber diese sogenannten Thatsachen in der Regel nicht wirkliche Thatsachen, d. h. einfache Erscheinungen, die man mit den Sinnen wahrnehmen kann, sondern Combinationen verschiedner Thatsachen mit Ergänzung des Causalzusammenhangs aus eingebildeten Motiven. Zu solchen Combinationen sind nur diejenigen berechtigt, die über die Natur des zu beobachtenden Gegenstandes auf das genauste unterrichtet sind und sehr bestimmt wissen, wo sie eine mitwirkende Ursache zu suchen haben, wo Kräfte und Störungen eintreten, die sich der ungeübten Beobachtung entziehn. Der transcendentale Idealist hat sein speculatives System fertig, bevor er den empirischen Stoff in dasselbe einschachtelt, und diese empirischen Thatsachen bleiben fremdartige Bestandtheile, die, von dem Fluß der Speculation hin und hergeschaukelt, sich niemals mit ihm vermischen. Man hat nichts als ein Kaleidoskop.

Einen großen Anhang fand die Naturphilosophie unter den Katholiken: Döllinger und Windischmann in Würzburg — der letztere beschuldigte einen Recensenten im bittersten Ernst, vom Teufel besessen zu sein; Molitor schrieb „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte", die J. Müller außer Fassung brachten. „Unsern Vätern," schreibt dieser, „so viele derselben seit Moses und Herodot Geschichte geschrieben oder gelesen haben, schien sie eine Vergegenwärtigung vergangener Dinge, zu dem Zweck, den gegenwärtigen Zustand und alle Einrichtungen aus dem Geist ihres Ursprungs zu erklären und für alle Künste des Kriegs und des Friedens lehrreiche Beispiele in Erinnerung

zu bringen. Selbst in den Zeiten der dürrsten Scholastik blieb der historische Vortrag von den Grillen der Theoretiker meist unangetastet. Jetzt, wo das Geschelle jährlich neugemachter Formeln die altväterischen Ideen von Freiheit, Muth, Selbstständigkeit, Ehre übertönt, wo die Erklärung des Ursprungs und Geistes bald aller Verfassungen in einem Wort ist: er wollte es so! und wo wir zu unsrer Bequemlichkeit der mühseligen Sorgen für Sicherheit und Eigenthum immer mehr entladen werden, hat freilich die Muse der Historie diesem Geschlecht nichts weiter zu sagen. Da kommen unsre Jünglinge, sonst bewundernde Hörer des Alters, jetzt, ehe sie die Wissenschaft durchstudirt, mit Resultaten fertig; allerdings sehr erhaben, denn sie bauen die Pyramide von oben herunter; wohl versehen mit einem furchtbaren Apparat von Productivität und Eductivität, Identität und Duplicität, Activität und Passivität, Sub- und Objectivität, Dualität und Triplicität, und Gott weiß wie viele Polaritäten, lauter hohen Dingen, wovon die Helden der Tage von Marathon, von Sempach und von Roßbach nichts gewußt. Seit wir nicht einen Schweinestall mehr zu vertheidigen wissen, helfen wir Gott das Universum machen; seit wir nicht mehr wissen, wer in acht Tagen unser Herr sein wird, speculiren wir über den Plan des Ewigen mit seiner Welt."

Wie man die eigentliche Gesundheit nicht fühlt, so wird auch die echte, Naturempfindung sich nicht laut machen. Wie krankhaft die damalige Reizbarkeit war, erkennt man u. a. aus Rahel's wie auch aus dem Briefwechsel zwischen Gentz und A. Müller, die jeden Brief mit einer Schilderung des Wetters eröffnen, und von dieser Schilderung gar nicht wieder loskommen, wenn das Wetter ihre Stimmung so vollständig determinirt, daß ihre Seele alle Freiheit verliert, daß sie sich lediglich als ein krankhaftes Phänomen der physischen Mächte darstellt. Wenn irgendwo ein Gewitter ausbricht, gerathen die beiden sofort in Todesangst, sie fürchten den Ausbruch eines Erdbebens, den Untergang der Welt, sie sehn zitternd nach allen Seiten, ob das Gewitter im Abzug ist oder wiederkommen wird, und die höchste Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft im Allgemeinen scheint ihnen dann zu sein, das Wetter vorauszuverkündigen, um die Seele von dieser fortwährenden Angst zu befreien. Diese Nervenschwäche ist bei beiden; charakteristisch für Müller aber ist die Einmischung dieser Stimmungen in seine Religiosität. So schildert er einmal seine Stimmungen während einer Woche, wo fast jeden Tag ein Gewitter war. „Von 12 bis 1 Uhr war ich in mehr als in Todesangst, auf jeden Stoß des Windes, auf jeden Fußtritt achtend, in jedem Augenblick Bewegungen der Erde erwartend. Endlich gegen 2 Uhr ermannte sich das Gemüth, und der Gedanke der Dauer in seiner ganzen religiösen

Majestät erhob sich aus dem Chaos, worin sich die Welt schon aufgelöst hatte. Endlich Sonntags mit dem ersten Viertel des Mondes wurde die Luft wieder ruhiger. Unter allen diesen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Christum, und besonders an die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten mit einander. Hiervon verstehe ich mehr als einer."

A. Müller kam mit seiner Gönnerin, Frau v. Haza, die er später heirathete, 6. Oct. 1805 nach Dresden, wo er Wiesel schon antraf; Gentz kam bald darauf. Müller hielt Vorlesungen über deutsche Literatur, für die ihm Gentz ein vornehmes Publicum verschaffte. Die neutrale, friedliche Lage Dresdens war recht für die „Philosophie des Gegensatzes" gemacht, welche Christus und Belial gleichzeitig auf den Altar stellte; und die dresdner Luft eignete sich schon damals für die galante, precieuse Sprache, die selbst in der Polemik den Gegner, statt mit einem gefährlichen Stoß, mit einem zierlichen Pas überrascht. — Die Zeit des einseitigen, kritisirenden Idealismus ist vorüber: die Geschichte zeigt, daß es innerhalb der Zeit nichts absolut Verwerfliches, die Naturwissenschaft, daß es in der Welt keinen Tod giebt. Die vermittelnde Kritik hat zwei große Reihen von Gegensätzen zu versöhnen: hier Asien, Adel, die Germanen, Burke, den h. Augustin; dort Europa, Republik, Griechenland, Tacitus, Plato: die gleichmäßige Anerkennung beider Reihen ist das Resultat echter Bildung. Seit Lessing hat die deutsche Literatur auf dies Ziel hingearbeitet; und wenn Fr. Schlegel mit Recht erwiesen hat, daß Lessing nicht Dichter, nicht Kritiker, nicht Philosoph war, so hat die liberalere Vermittlung hinzuzufügen, daß er auch Dichter, auch Kritiker, auch Philosoph war. Mit Goethe und Schiller erstieg diese Bildung ihren Gipfel; Schiller's Werke streben in die Höhe, Goethe's in die Mitte. „Novalis ahndete, ohne ihn deutlich auszusprechen, den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie ist selbst Goethe verborgen geblieben; an dieser Stelle ist er nicht rein von dem Anflug der Zeit und den Einflüssen der Aufklärung." Der wahre Reformator des deutschen Denkens ist Fr. Schlegel: „aber leider ward die durch ihn bewirkte große und fruchtbare Revolution auf eine sehr unhistorische Weise geschlossen. Ein neuer dem Kritiker selbst undurchdringlicher Zauberkreis ist um einzelne Zustände der Menschheit, um gewisse Lieblingsstellen der Kunstgeschichte gezogen: die Barrieren sind vorgerückt, aber umspannen das größere Gebiet mit um so unerträglicherm Druck ... Ich gebe euch die französische Literatur mit all ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesinger, Shakespeare, Cervantes und Calderon hin; sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene mit ihren Genossen für absolut

und ewig einzige Dichter halten, sobald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt und mich in diese verbannen wollt, so seid ihr mir um nichts weniger lästig als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im Ganzen zu schauen strebe, den größern Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte vergessen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir wenig gedient. Wenn ich zurück sollte, würde ich mich gegen die Zeiten des Perikles und Karl des Großen sträuben, wie gegen das J. Ludwig's 14. Zu mir sollen sie alle kommen, in diese entzweite Zeit sollen sie kommen, gerade auf dieser Stelle sollen sich die Dichter und Großen der Vorwelt unter einander und mit mir und meiner Zeit versöhnen. Verachtung der Zeit ist noch lange nicht edle Unzufriedenheit mit ihr, und Unzufriedenheit noch lange nicht thätiger und reiner Kampf. — Jede Paradoxie, die den deutschen Geist elektrisirt, hat immer die Nebenwirkung, daß sie auf einige Zeit bei Bildungssüchtigen Mode und so lange zerschliffen und abgeplattet wird, bis kein rechtlicher Mann sie mehr anrühren mag. L. Tieck hat das Seinige beigetragen, seine Gattung der Kindlichkeit, in Frühlings- und Blumengestalt façonnirt, in so großen Sortimenten zu Markte zu bringen, daß ich es niemand verdenke, wenn er endlich ihrer müde ist."

Tieck war Juli 1805 seiner Schwester nach Rom nachgereist, wo er bei Humboldt's mit dem Kronprinzen von Bayern, dem Prinzen von Gotha, Elise v. d. Recke, dem Maler Müller u. a. zusammentraf; A. W. Schlegel war schon fort. Tieck kränkelte sehr; seine freien Stunden verwendete er auf altdeutsche Studien.

Den Fortschritt der deutschen Bildung hofft A. Müller von der Rückkehr zum h. Augustin, der Plato nicht verdrängen, aber ergänzen soll, und von der Vertiefung des historischen Geistes. „Aus sich allein soll der Mensch nicht handeln; nur fortsetzen sollen seine Thaten die Thaten der Vorfahren; anschließen soll er sich an eine Gemeinde; herleiten soll er das Blut seiner Wünsche, den Geist seiner Entschlüsse von ältern und immer ältern Ahnherrn."

14. Oct. 1805 kam Zach. Werner nach Berlin, 37 J. Er hatte im vorigen Jahr, 24. Febr., zugleich seinen besten Freund Mnioch und seine Mutter verloren: die letztere war mehrere Jahre gemüthskrank gewesen, und hatte sich für die Jungfrau Maria, ihren Sohn für den Weltheiland gehalten. „Die Gottheit schlägt mit einem eisernen Hammer an unser Herz, und wir sind mehr als Stein, wenn wir das nicht fühlen, toller als toll, wenn wir uns nicht schämen, uns vor dem Allgewaltigen in den Staub werfen, unsere ganze, so höchst miserable Persönlichkeit zu vernichten. Ich wünschte Worte,

um dir malen zu können, wie über allen Ausdruck erbärmlich mir meine Söhne des Thals in der Stunde vorkamen, in der ich nach 18 J. zum erstenmal wieder zur Communion ging! Wie schwer liegen meine jugendlichen Vergehungen auf mir! Wieviel gäbe ich darum, mein gepreßtes Herz in Reuethränen zu entladen!" In seinen Tagebüchern stehn neben diesen verzückten Anwandlungen Aufzeichnungen von einem Cynismus, der in der gesammten Literatur nicht seines Gleichen hat. — Von Königsberg war er nach Warschau gegangen, wo er Itzig und den Assessor T. A. Hoffmann antraf, einen 8 J. jüngern Landsmann, zugleich Caricaturmaler, tüchtiger Musikus, begeistert für Tieck, Calderon, Brentano u. s. w. Iffland und seine freimaurerischen Gönner verschafften ihm in Berlin eine Sinecur. Von seiner schönen polnischen Frau, die seine Ausschweifungen nicht mehr ertragen konnte, wurde er Dec. 1805 geschieden; er bekannte sich als den schuldigen Theil und heirathete nicht wieder.

Aus Warschau brachte er den ersten Theil einer Tragödie mit „das Kreuz an der Ostsee", eine Episode aus dem Ritterkampf gegen die heidnischen Preußen. Die Hauptperson ist der Geist des heiligen Adalbert: so oft er redet, strahlt ein Flämmchen aus seinem Kopfe, wenn die Mitternachtsstunde schlägt, spricht er mit ernster, dröhnender Stimme und geht mit starken nachhallenden Tritten ab. Die Heiden macht sein Anblick wahnsinnig. Seelenvolle Gemüther haben schon in der Kindheit von ihm geträumt. „Ist's nicht, wenn du ihm so in's Auge blickst, als schautest du auf eine grüne Wiese?" „Ein überirdisch' Wesen ist uns nahe," sagt Bischof Christian, „ich fühle wohl sein Wehn in meinem Innern, doch weiß ich nicht, von wannen und woher." Er zieht in der Verkleidung eines Citherspielers umher und singt: „Vom Staube die Kindlein im rosigen Schimmer des Maien, Männlein und Fräulein sich sonnen und herzen und freuen; Flöt' und Schalmeien lallen zu Strahlen-Choralen — es streuen Engel die Blüten und hüten der Treuen; hüten der Treuen, wenn Gluthen die Seele entzünden, Sonne und Maien und Klänge und Blüten entschwinden, Augen erblinden, Lippen sich schließen, zerfließen die Leben, brech'n die Herzen, mit Schmerzen zum Lichte entschweben. Lichte entschweben die Sterne, dem Lichte zu fröhnen, ahnend erheben sich Geister aus glühenden Tönen, Marter zu krönen, nahet in Pracht die Brautnacht — zu söhnen ewige Minne, entbrinne das Opfer des Schönen!" — In solchen klingenden Combinationen von Worten, die durch das Gefunkel der Vorstellungen, die sie erregen, sowie durch den schläfrigen Tonfall unsre Aufmerksamkeit von dem Sinn ablenken, sollte sich der geheimste Sinn der Tragödie aussprechen! — Warmio, der Sohn des Priesterkönigs Waidewut, wird von den Polen gefangen und durch die Liebe zu einer polnischen Prinzessin zum Christenthum bekehrt. Sein Bruder Samo sucht ihn mit seinen heid-

nischen Haufen auf, wird aber vor Plock zurückgeschlagen, vorzüglich durch den heiligen Adalbert, der die Braut auf seiner Schulter mitten durch die Feinde entführt und dieselben durch den Glanz, der von ihm ausstrahlt, in die Flucht treibt. Warmio und seine Braut befinden sich einsam auf einer Insel, und sollen wie Huon und Rezia im Oberon geprüft werden, ob sie der Sinnlichkeit unterliegen. Fast wären sie gefallen, aber eine Monstranz, die zur rechten Zeit zwischen sie kommt, vermittelt durch das brünstige Gebet des heiligen Adalbert, hält sie im kritischen Moment zurück, und so bestehn sie die Prüfung und sind des Märtyrertodes würdig. Der heilige Adalbert giebt ihnen noch einige Aufklärungen über die christlichen Mysterien, z. B. „Nur einer ist Vater, nur eine ist Mutter, verhörst du die Stimme der heiligen Minne? Der Mutter vom Staube entreißt sie die Männin und führt sie im Manne zum Vater, dem Licht.“ Dann kommt Samo mit seinen Heiden dazu, tritt die hütreiche Hostie mit Füßen, mit welcher das Mädchen sich selbst decken will, und wird deshalb von seinem entrüsteten Bruder erschlagen. Diesen schleppen die Heiden fort, um ihn sammt seinem Vater Waidewut, dessen Religion ihnen unbequem geworden ist, zu opfern. Bengalische Flammen erleuchten die Scene, und der heilige Adalbert erklärt den Zuschauern unter Harfenklängen, daß er jetzt in's Thal zu seiner Klause zurückkehrt.

Dieser unglückselige Mystiker mußte nun auf Luther fallen; die „Weihe der Kraft“ wurde bald nach seiner Ankunft in Berlin begonnen. „So viel Glück,“ schreibt Rahel, „hat ein Deutscher noch nie gehabt, einen Punkt zu finden, woraus sich das erste, einzige und das beste deutsche Nationalstück machen ließ. Dieser Punkt ist Luther. Er, Deutschlands Existenz, seine Literatur, sein fragender Sinn, und seine wirkliche Geschichte, die durch Luther's starken Ruf und Auftreten begann: ist Eins! Begreife, welch ein Stück sich davon machen kann! Niemand konnte diesen Vorwurf verderben: — ich hätte müssen ein gutes Stück daraus machen.“ Die geistreiche Frau verwechselt den poetischen Eindruck mit dem dramatischen. Ein Drama im strengen Sinn läßt sich aus Luther's Geschichte nicht machen. Die wunderbare Entwickelung dieser mächtigen Natur knüpft sich an eine so verwickelte Reihe folgenreicher Gemüthsbewegungen, daß es unmöglich ist, von dem geschlossnen Kreise einer bestimmten Handlung aus auf sie zurückzublicken und dadurch wie in einem Proceß die Einheit der künstlerischen Idee nachträglich herzustellen. In seinem Schicksal liegen wohl geschichtlich reich bewegte Abschnitte, aber keine dramatischen Verknüpfungen, und in Schiller'scher Weise zu idealisiren, wäre unstatthaft, da die Geschichte bis in ihre kleinsten Züge noch wie in unmittelbarer Gegenwart im Volke lebt. Eine andre Frage wäre es, ob nicht eine kühne Shakspeare'sche Hand aus der ganzen Breite seiner Laufbahn die her-

vorstechenden Charakterzüge auswählen und mit gänzlicher Hintansetzung der Zeitbestimmung zu einem anschaulichen Charaktergemälde vereinigen könnte. Aber der Dichter müßte die Geschichte treu auffassen; nicht etwa das Bewußtsein des 19. J. über Luther's Mission in Luther's Seele hineinverlegen. Trotz der schwärmerischen Gluth, die Luther's Jugend auszeichnet, die ihn auch in seinem spätern Leben nicht verlassen hat und die jenes Dämonische in seinem Charakter ausmacht, welches das Jahrhundert gewaltsam mit sich fortriß, muß der Dramatiker wie der Historiker vor allem die realistische Grundlage seiner Natur hervorheben, er muß einen Mann darstellen, dessen starker Geist in einem starken Körper erscheint. Diese gesunde Auffassung lag Werner fern. Er hat den nachtwandlerischen Instinct des Genius in seine Elemente aufgelöst, in kindliche Unbefangenheit und in das prophetische Vorausnehmen der Zukunft. Beides hat aber nur Leben und Realität, wenn es fest in einander verwachsen ist, die chemische Trennung der beiden Elemente hebt ihre Wahrheit auf. Auf diese mystische Weise mag man Heilige schildern, aber keine Reformatoren. Was ist aus dem schönen Verhältniß zwischen Luther und Katharina geworden? Dies visionäre Ahnen und Sehnen der Jungfrau, die dem Propheten ebenbürtig entgegentreten soll, diese fieberhaften Ekstasen und Verzückungen sind gerade das Gegentheil von dem, was das neuerweckte Christenthum über Liebe und Ehe fühlte und lehrte. Es spielt schon hier der nachmalige Katholicismus hinein, die Verehrung Loyola's, den Werner, wenn er ihn wirklich studirt, viel besser verstanden hätte als Luther. Das Stück wird in einem Bergwerk eröffnet, wo die Bergknappen des jungen Predigers, der aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, in lebendiger Theilnahme gedenken und zugleich in einem allegorischen Gesang in dem Bergmannsleben, welches das Gold aus der Nacht zum Tageslicht emporführt, das Symbol der neuen Lehre andeuten. Der Einfall ist artig, aber er ist doch eine fremdartige Zuthat, eine romantische Beleuchtung, die dem Charakter der Handlung nicht entspricht. Viel schlimmer ist eine andre spiritualistische Zuthat. Zwei Kinder, Theobald und Therese, die eigentlich verkleidete Seraphe sind, bewegen sich das ganze Stück hindurch höchst zudringlich zwischen den realen Erscheinungen des Lebens umher. Der eine spricht und singt beständig von der Hyacinthe, der andre vom Karfunkel, und sämmtliche Personen, die mit ihnen in Berührung kommen, stimmen in diese Karfunkelpoesie so lebhaft ein, daß zuletzt eine mystische Atmosphäre das Gemälde überschleiert. Ihre Inspirationen erinnern an das Lied des heiligen Adalbert von den Strahlen-Choralen, aber ebenso an die altklugen und naseweisen Jungen Kotzebue's: „Daß er aus Luther und Elisabeth solche zerflossne Fratzenschatten gemacht," schreibt Jean Paul, „dafür hätt' ihm Luther seinen Band Tischreden an den Kopf geworfen. Nicht die Darstellung

des Mystischen ist hier die Entheiligung desselben, sondern die Armuth daran bei dem Bestreben, den Leser in der Guckkasten-Nacht unbestimmter Floskeln mehr sehn zu lassen, als der Kastenkünstler selber sieht und weiß." — Einzelne Scenen von historischem Inhalt nach Schiller's Vorbild sind übrigens mit großem theatralischen Geschick durchgeführt.

Fast alle Dichtungen der Periode verrathen eine gewisse innere Unbehaglichkeit, die auch dem Leben nicht fehlte. „Seit jener Epoche," erzählt Goethe, „wo man anfing, sich über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen, drängten sich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region versirte, und man hoffte, ihre Energie werde sich im Verfolg wenigstens von einiger Vernünftigkeit leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht. Ein solcher war v. Sonnenberg, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstock hatte ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage (Donatoa). Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen beharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zu Beängstigung guter Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich (22. Nov. 1805) bei immer vermehrtem Wahnsinn sich zum Fenster herausstürzte, und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte." — Die schwüle Luft machte ein Gewitter sehr wünschenswerth.

6.

Die Katastrophe.

„Welche Versuche auch von Frankreichs Feinden gemacht werden mochten, die alte Polyarchie herzustellen, sie mißlangen durch wunderbare Fügungen. In dem Staatschef selbst flossen Gemüth und Geist immer mehr zusammen, und wenn er noch vor Kurzem im Licht eines Ehrgeizigen erschienen war, so zeigte sich von dem Augenblick an, wo er sich auf seinem erhabnen Standort befestigt hatte, daß alle Leidenschaft in ihm ausgestorben war; sein Verfahren wurde das einer Intelligenz, welche über unermeßliche Kräfte gebietet. Je mehr er seiner großen Bestimmung nachdachte, desto mehr wuchsen seine

Ideale" u. s. w. Die Stelle ist aus dem „Neuen Leviathan", einem Buch, das 1805 von Fr. Buchholz in Berlin geschrieben und in Tübingen gedruckt wurde. Angelehnt an Hobbes suchte der Begeisterte England als den Erbfeind aller Cultur darzustellen; auch das Concordat wurde gerechtfertigt, und der Protestantismus ziemlich geringschätzig besprochen.

18. März 1805 setzte sich Napoleon die italienische Krone auf; auch die Schweiz fiel in französische Hände. Man war allgemein gespannt, was Oestreich thun werde. „Jetzt kommt das Ultimatum," schreibt J. Müller 10. April an Gentz, „nun soll über Europa entschieden werden. Die ganze Sache der Humanität ist auf dem Spiel." „Dienen möchte ich dem Welttyrannen nie; mein Blut aber gäbe ich den Befreiern der Erde. Jetzt gedenke man keines Feindes als des allgemeinen. Auf den allein ergieße man allen Haß, durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt niemand als seine Existenz zuwider sei. Alle unsre Studien, unsre Verbindungen, unsre Freundschaften, alles sei dem einigen Zweck geweiht, um dessentwillen allein das Leben der Mühe werth ist. Man hat nicht mehr Zeit, an entferntere wenn auch schöne Sachen zu denken; man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte." „Die Nation wird am besten fahren, bei der in den Individuen das Meiste liegt. Dies ist so gewiß, daß, da ich die Hoffnung beinahe aufgab, zu erleben, daß unsre Staaten selbst noch in Zeiten zum Selbstgefühl erwachen würden, ich mir zum Lebenszweck machte, ohne einige Rücksicht auf sie nur allein die Individualitäten künftig zu bearbeiten, um dem Weltreich des Tyrannen böse Unterthanen, um andern Welttheilen ein tüchtiges Geschlecht zu bereiten." — 5. Sept.: „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehn, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses. Zeugen der Wahrheit hat es noch, und wagte er sich hin, vielleicht noch Telle!" — „Anstatt Wünsche, die für jetzt nicht zu realisiren sind, sollten die, so Zeit haben, jetzt in allen ersinnlichen Formen auf die Meinung des Publicums und Heers zu wirken trachten. Ich möchte alle Bücher wegwerfen, um dieses bellum internecivum hindurch nur jedem Augenblick zu leben, und dem Feind auch nicht eine Lüge ungeahndet hingehn zu lassen. Zum Opfer für die gute Sache, oder allenfalls zu einem Professor in Kasan kann ich mich, wenn's nicht anders ist, gleich unbefangen entscheiden. Kann man literarisch wirken, wenn Bonaparte despotisirt? Er ist nicht August; in welchem Maße er kleiner wird, in demselben erhöht sich meine Verehrung dessen, der Horazen und Virgil fühlte. Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei

nun einmal keine andre nützliche Kunst, als ihm zu gefallen; welches nur durch armsdicke Weihrauchkörner geschehn kann."

25. Sept. 1805 gehn die Franzosen über den Rhein; 30. Sept. kommt der preußische Minister Haugwitz in Wien an; auch Ludwig 18. meldet sich brieflich. Oestreich hat sich endlich zum Krieg entschlossen. „Jetzt, wo Sie frei sind," schreibt J. Müller 30. Sept. an Gentz, „reißen sie jede Maske nach der andern dem Feind weg; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, die Lügen, die Prahlerien, bald mit horazischer Hand, bald mit Juvenals Knutpeitsche. Man sollte alle Tage einen Nagel schlagen, der bleibe. Bald seine Heuchelei enthüllen und lächerlich, bald seine kindische Eitelkeit verächtlich, und alle Nationen der Erde davon überzeugt machen, daß er das Geschöpf ihres Kleinmuth ist." *)

Es folgen die östreichischen Niederlagen, die mit der Uebergabe bei Ulm, 17. Oct. endigen. „Wir sind geschlagen!" schreibt Gentz, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen! Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht zu sagen. Nicht gesiegt zu haben, in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing! Jetzt mag geschehn, was da will, ein größerer Schmerz trifft mich nicht mehr." 8. Nov. entwich er mit seinen Vorgesetzten aus Wien. „Der König von Preußen ist jetzt der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehn. Wenn er groß und weise handelt, so kann noch — viel gerettet werden. Ich bin nicht einer von denen, die jetzt keine andre Politik kennen als das Geschrei: Kommt denn Preußen nicht bald? Ich finde, daß wir alle bei dem, was die preußischen Armeen unternehmen sollen, in einem solchen Grade interessirt sind, daß unser höchster Wunsch sein muß, es möge dort nur alles mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Zeit und Klugheit geschehn. Der Erfolg einer preußischen Unternehmung ist jetzt der auf immer entscheidende Punkt in dem gemeinschaftlichen Schicksal von Europa. Eine preußische Armee geschlagen! Dies ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehn, noch süß und lieblich vorkommt."

Die Franzosen haben auf ihrem Zug 5. Oct. widerrechtlich preußisches Gebiet berührt; Haugwitz ist Napoleon nachgeschickt, um ihn zur Rechen-

*) Bettina, die Napoleon bei seinem Durchmarsch am Rhein sah, las den Sueton, um sich zu überzeugen, daß „alle Tyrannen niederträchtig sind wie er. Bis auf den kleinsten Zug ist es immer wieder derselbe eigennützige Heuchler, immer dasselbe Ungeheuer der Mittelmäßigkeit. Sogar gegen alles Selbstgefühl ohne innere Zucht fährt er mit ungesitteten Spottreden heraus, und da schreit alles, er hat einen Stern!"



schaft zu ziehn: Heinrich v. Kleist, — der seiner Schwester das Gelübde hat ablegen müssen, der Poesie zu entsagen, die sie für sein Unglück hält, und der auf eine kleine Anstellung in Königsberg lebt — schreibt an seinen Freund Rühle v. Lilienstern, damals Officier im Massenbach'schen Corps: „Wie die Dinge stehn, kann man kaum auf viel mehr rechnen als auf einen schönen Untergang . . . Sicher werden die Franzosen uns angreifen, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oestreich zu stehn. Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht seine Stände zusammenberufen, und ihnen erklärt, daß es nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme: es gelte Sein oder Nichtsein; wenn er seine Armee nicht um 300,000 M. vermehren könne, bliebe ihm nichts als ehrenvoll zu sterben! . . . Die Zeit scheint eine neue Ordnung herbeiführen zu wollen; wir werden nichts als den Umsturz des Alten erleben. Es wird sich aus Europa ein einziges großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen von Frankreich abhängigen Fürstendynastien besetzt werden . . . Warum sich nicht einer findet, der diesem bösen Geist eine Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat! . . . Die Kunst muß verhungern; wo soll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, in Augenblicken, wo das Elend jedem in den Nacken schlägt!"

Haugwitz wird von Napoleon hingehalten, bis in der Schlacht bei Austerlitz 2. Dec. Oestreich und Rußland zu Boden geworfen sind. „Der Krieg," schreibt Gentz, „wird nun ein bloßer Ritterkrieg; der Kaiser von Rußland wünscht ihn offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. So schön das sein mag, so wird es doch dem König von Preußen nicht genügen; er wird (und ich denke er muß) dem Kaiser in's Gewissen reden, um ihn von einer Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wohl aber noch das Letzte zu verspielen ist." Der Hochmuth, mit welchem sich die russische Aristokratie über Deutschland ausspricht, obgleich ihre Brutalität gegen Preußen zum Theil an dem schlimmen Ausgang schuld war, lassen ihn einen Blick in die Zukunft thun, der ihn mit Schauder erfüllt, sein deutsches Herz empört sich gegen diese fremden Barbaren. Unter diesen Umständen denkt er (14. Dec.) an eine geheime Gesellschaft; nur finde er keinen passenden Theilnehmer. „Sie werden sich wundern, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; auch mag Ihr Sinn wohl eigentlich der rechte sein. Aber so viel weiß ich: es ist nicht ganz der meinige. Ich möchte nämlich nicht blind, aber doch ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Weltordnung arbeiten. Sie wollen das Neue immerfort in das

Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie giebt; und jene erhabene Unparteilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie nach meiner innigsten Ueberzeugung zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie (für meine Wünsche zu sehr) auf Ihre Privatverhältnisse über, und streifen zuweilen am Indifferentismus hin." „Zwei Principien constituiren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andre das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschritts. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden, und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewönne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde alles versteinern oder verfaulen. In Zeiten, wo diese entgegengesetzten Principien im Gleichgewicht stehn, muß jeder Gebildete beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen, was er soll. In stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht verhängnißvoll gestört ist, muß der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen Zerstörung alles Alten die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, undankbaren, dem gefahrvollen Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen."

J. Müller, 19. Dec.: „Nun ist Europa hin; alle Würde der Völker, alle Hoffnungen der Humanität sind hin. Ich weiß so wenig als Sie, ob er über uns herfallen oder uns durch seine Begnadigung aviliren wird; wohl aber, daß die Völker theils den Verres preisgegeben, theils die Seleuciden, Lagiden, Dejotarusse, Attalusse in dem Fall sein werden, je auf den ersten Wink das Mark der Nationen als Geschenk oder Darlehn darzubringen. Ende alles edeln, freien, hohen Seins, auch in der Literatur. Also kein Bleiben in West noch Süd, besonders wenn Freiheit und Gleichgewicht von Jugend an Losungsworte gewesen. Wäre Bonaparte ein August und nicht ein Barbar, so könnte ein ruhiger Geschichtschreiber auch in seiner Welt wie Livius die alte loben; aber weder ist er ein weiser Octavius, noch ich so ein gleichmüthiger Mensch, wie Livius gewesen zu sein scheint. Also da nach rettungslosem Untergang des gemeinen Wesens jeder für sich zu sorgen hat,

ist auch mein Gedanke auf eine Freistätte, den Rest meiner Tage zu Niederlegung meiner Protestation und Aufruf und Lehre für ein einst unverderbteres Geschlecht zu verwenden. Mein Sinn steht nach dem russischen Reich, ohne eigentlich zu wissen, wie die Sache zu machen ist." Etwas prosaischer in der Nachschrift: „Meine Reisen und andre Zufälle haben mein väterliches Vermögen erschöpft; ich kann nicht ohne Gehalt leben, zumal wenn aller literarische Gewinn aufhört. In Bonaparte's Reich werde ich weder jenen finden, noch in den Grundsätzen schreiben dürfen, die ich für wahr halte. Das sonst in mir brennende Feuer für gemeinen Nutzen und Nachwelt nimmt zwar nicht wenig ab, da das gemeine Wesen verschwindet; aber es läßt sich ein Gehalt ohne einige Arbeit nicht verdienen. Ein gewisser Glaube an meine Bestimmung — Aberglaube, Eitelkeit etwa — alles dieses zieht mich in Gegenden, wo noch ein Wirkungskreis denkbar, und Unterkunft zu verdienen ist." Der Kleingläubige bezog, abgesehn von seinen literarischen Einnahmen, von der Akademie ein Gehalt von 3000 Thalern! „Mir ist im Ernst eingefallen, ob ich nicht meine Bücher verkaufen, selbst der Schreiberei entsagen, und den Rest meiner Tage auf Monte Cassino oder in einem römischen Kloster fallentis semitam vitae, ganz ungenannt und unbekannt, führen wolle. Wie gefällt Ihnen dieses? Wohl nicht, weil Sie an Deutschland hängen. Ja wohl, Deutschland! wüßte ich nur, wo es liegt."

Gentz aus Breslau, 25. Dec.: „Jetzt ist es wirklich aus mit Europa . . . Ich sage es mit inniger Ueberzeugung, und so, daß ich mich für gewissenlos halten würde, wenn ich noch irgend jemand zureden wollte, etwas zu unternehmen. Es kann nichts mehr gelingen. Dies verzweifelte Geständniß ist nicht etwa die Frucht einer innern Muthlosigkeit; Sie würden sich wundern, wie fest, wie ruhig ich bin: es ist das Resultat einer tiefen Kenntniß des jetzigen Zustands von Europa, die ich nur durch ein Studium, wie vielleicht keiner es machte, durch vieles Glück und durch viele Schmerzen erkauft habe. — Durchaus verzweifeln, ist unerlaubt, unnatürlich, unmöglich. Es wäre gegen alle Grundgesetze der moralischen Welt, daß eine große alte Welt so vor unsern Augen untergehn sollte, ohne daß irgend ein äußeres oder inneres Gegengewicht sie aufzuhalten vermöchte. Mein einziger Trost ist der, daß, sobald sie irgendwo aufdämmern, ich immer einer der ersten sein werde, die sie erkennen, begrüßen, umfassen, beleben und befruchten."

26. Dec. schließt Oestreich den Frieden zu Preßburg. Haugwitz hat sich schon früher von Napoleon einschüchtern lassen, für Preußen das Danaërgeschenk Hannovers anzunehmen. Der Eroberer macht zwei neue Königreiche, Bayern und Würtemberg. „Die Länder wechseln ihren Herrn, wie man Kleider wechselt." „Wie ist es möglich," schreibt Dorothee aus Köln, „daß der Landes-

herr sich an seine Staaten, daß die Bürger sich an ihre Herrn attachiren! Die nächste Woche gehören sie einem andern."

J. Müller, 9. Febr. 1806: „Wenn alles zerlegt ist, und der Mann stirbt, so entsteht eine Gährung, die sowohl zu einer Palingenesie werden als zu einer wilden Unordnung und soldatischen Barbarei ausarten kann. Indeß dies geschieht, ist nur zu hindern, daß nicht allzu vieles zerstört werde. Auf dieses würde ich nun mich beschränken, aber der Welt Lauf wird es nicht erlauben; er wird so weit gehn, daß man in einiger Zeit gleichwohl wird müssen Widerstand versuchen." „Die Zeit, wo der Mann mit dem großen Willen stirbt, darf nicht versäumt werden. Auf sie hin muß alles im Kochen bleiben, alles in solcher Bereitschaft sein, daß die Hand der ganzen unterdrückten Welt sich auf einmal unwiderstehlich erhebe." Gentz hatte eine Denkschrift an das englische Ministerium entworfen, worin er, um das Verhalten Preußens möglichst zu entschuldigen, die Hauptschuld auf die Russen warf und wiederum darauf aufmerksam machte, daß ohne Theilnahme Preußens an einen erfolgreichen Kampf gegen Napoleon nicht zu denken sei. Während Müller sonst jede neue Eröffnung seines Freundes mit Begeisterung aufnahm, ist er diesmal merkwürdig verstimmt, namentlich über die Abneigung gegen Rußland. „Erstlich sind Sie mehr Redner, ich Geschichtschreiber; daher bei mir eine gewisse Gewohnheit kälterer Mäßigung, weit größere Kraft in Ihrem durchschneidenden Wort. Dann sind Sie auch im Wegwerfen etwas behender; ich suche wie in einem Schiffbruch jedes Rettung heuchelnde Bret, um noch einige Hoffnung darauf zu gründen, und leider begegnet dann freilich, daß die Wuth der Wogen es nach einiger Zeit schnell in den Wirbel des grundlosen Pfuhls hinabstürzt, welcher alles Gute und Schöne Europens in seinem stinkenden Abgrund verschlingt. So habe ich von dem russischen Ministerium die Meinung, daß es der Höhe des großen Geschäfts gewachsen sei, nicht. Aber die ich kenne, hassen den Tyrannen. Genug für mich, um Schwächen zu hehlen, selbst nicht sie zu sehn, sie zu unterstützen, emporzuhalten. Ich mache nur zwei Abtheilungen politischer Menschen: die ihn hassen, die ihn lieben. Mit jenen, wer sie auch seien, bin ich. Sehe ich in ihrer, wenn auch nicht eben geschickten Hand Macht, so denke ich einst doch wohl, wenn andre kommen, oder wenn ein großer edler Gedanke das Glück hat durchzudringen, läßt sich von der Seite etwas hoffen." — Gentz nahm die Rechtfertigung der Russen immer nur als einen theoretischen Irrthum, es steckte noch etwas Anderes dahinter. 18. Febr. schreibt Professor Morgenstern aus St. Petersburg an Müller: „Noster (brevi multa) eris. Laetor tua causa, id est, mea." Das wird 30. März dahin erläutert, daß Morgenstern mit dem Fürsten Czartoryski über die Anstellung Müller's unterhandelt: Müller sollte Director

einer neuanzulegenden Schule für diplomatische Bildung mit einem Gehalt von 5—6000 Thalern werden. Müller antwortete umgehend, er nähme das Anerbieten an; zugleich übersandte er dem Freund seine Selbstbiographie, die, erst vor kurzem vollendet, mit den Worten schloß: „von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke gewidmet!“ — Es wurde aus der Sache nichts, weil Czartoryski seine Stelle verlor.

Febr. 1806 kamen Reichardt, Arnim und Oehlenschläger aus Halle in Berlin an; der dänische Dichter wurde sehr gefeiert. Fichte und J. Müller standen im Mittelpunkt der Geselligkeit, A. v. Humboldt las in der Akademie über tropische Vegetation; Bartoldy erzählte seine Reisen in Griechenland, von wo er eben zurückkam, Z. Werner declamirte überall die „Weihe der Kraft“. 27. März zeigten sich auch Schleiermacher und Steffens. Auf einer Redoute, der sie beiwohnten, erschien die Königin als Psyche mit Schmetterlingsflügeln. Man tanzte, aber man hatte schon die Ahnung, auf einem Vulkan zu tanzen. — April kehrten alle nach Halle zurück; Oehlenschläger ging weiter nach Weimar, wo ihm Goethe herzlich entgegenkam. Hegel, Knebel, Schelver standen ihm jetzt am nächsten; mit Behagen las er an geselligen Abenden die Nibelungen vor. Vor wenig Wochen war seine „Stella“ zum erstenmal aufgeführt; Schiller hatte das Stück bedeutend verkürzt. „Wie in einem Stück zuviel geschehn kann, so kann darin auch zuviel Empfundenes ausgesprochen werden, und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stellen nicht verführen, sondern strich sie weg.“ Dieser Bericht Goethe's rechtfertigt Schleiermacher's gleichzeitige Aeußerung: „Im Grund ist der Goethe doch eine gute Haut!“ — Merkwürdigerweise hatte Schiller den alten Ausgang gelassen, daß Fernando beide Frauen behält. „Allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire.“ Das Licht ging dem Dichter etwas spät auf.

Von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, schrieb A. W. Schlegel 12. März 1806 aus Genf an Fouqué: „Wie Goethe und seine Zeitgenossen ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußern Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische, allzu sehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies heilsam sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben

ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. — Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabnen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse: das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch in die religiöse Sphäre erhoben. — Unsre Zeit krankt an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgiltigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen. Wir bedürfen also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dies ist eine hart prüfende, entweder aus unsäglichem Unglück eine neue Gestaltung der Dinge hervorzurufen, oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, so lange unsre nationale Selbstständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen." —

16. April 1806 vollendete Gentz in Dresden, wo er auf Urlaub, ohne eigentliche Beschäftigung, in den tollsten Verschwendungen lebte, die Vorrede zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts". Er wandte sich an die „wenigen bessern Geister", von denen allein die Verjüngung des Vaterlands ausgehn könne. „Umsonst sucht man in der Masse des Volks, umsonst an den Höfen jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe doch männliche Trauer, jenen kräftigen hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündet: allein so lange ihr nur aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen. Unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel vereinzelte aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender Bildung, als wir in unserm Schoos vereinen, sich nicht früh oder spät in einem Brennpunkt sammle, von dort aus das Ganze belebe und alle eiteln Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamm so mannigfaltiger Hoheit, aus so vielen durch ehemaligen Ruhm zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen von uraltem Glanz umstrahlten Fürstengeschlechtern nicht endlich ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehn sollte, der uns einsetze in unser ewiges Recht, und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeist, er erscheine, wann er wolle, entschlossne und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde und der Nachwelt eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehn: — das ist euer großer Beruf!" — Mit

Entzücken las J. Müller diese Schrift: „Einst soll die Nachwelt es wissen, daß wir einerlei Sinnes waren und uns liebten wie Waffenbrüder im heiligen Streit. Noch bin ich toll, im Rausch von dem Göttertrank, den deine liebe Rechte mir gab; fühlen kann ich erst, reden davon später. Mir bleibt kein andrer Stolz als des guten Herzens, womit ich den nicht gleichgiltigen Lorbeerzweig mit glühendem Kuß dem Unübertrefflichen überreiche." — In der Mitte des folgenden Monats besuchte er Gentz in Dresden, und das Wesen desselben bezauberte ihn so, daß er ihm 21. Juni einen halbtollen Liebesbrief schrieb, dessen er sich gleich darauf schämte. Die Furcht, daß Gentz ihn durch denselben compromittiren würde, scheint ihn nachher beständig gequält zu haben.

12. Juni kam Oehlenschläger aus Weimar nach Dresden; er hatte, von Goethe angeregt, auch deutsch gedichtet: „Aladdin oder die Wunderlampe", in Tieck's Manier; auch seinen „Hakon Jarl" hatte er in's Deutsche übersetzt; mit dem dresdner Sternbaldisiren konnte er sich nicht befreunden. Gleich darauf erschien Z. Werner aus Berlin, dessen „Weihe der Kraft" daselbst eben in glänzender Ausstattung gegeben war. Das Stück hatte doch großes Aufsehn gemacht: zwar hatten es die Officiere in einer maskirten Schlittenfahrt verhöhnt, aber Rahel und ihr Kreis suchte ihm einen tiefern Sinn abzugewinnen. In Dresden fand er auch L. Tieck, eben mit Rumohr aus Italien zurückgekehrt: Bruder und Schwester waren in Rom geblieben. Unterwegs hatte er Brentano und Bettina in Frankfurt, Creuzer und Voß in Heidelberg besucht. Dem Letzteren hatte er die Grundlosigkeit der Gerüchte über seinen Uebertritt versichert. Fr. Schlegel hatte das Gerücht für wahr gehalten: „Die öffentliche Handlung," schreibt Dorothee, „wäre nicht wichtig; im Herzen war er es längst und viele andere mit ihm."

Jetzt zuerst spricht sich bestimmt die Richtung zum Katholicismus aus. „Es ist sündlich," schreibt Dorothee schon 25. Dec. 1805 an ihre Freundin Paulus, „Friedrich's Streben nach Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens mit den Affensprüngen alberner Nachahmer zu verwechseln . . . . Ich behaupte, du bist im Grunde unbewußt katholisch gesinnt; denn der Eifer, womit du dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unsrer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht: zu diesem gehört die Neutralität zuerst, alsdann Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, ungezähmte Eigenliebe u. s. w. Was sagst du zu meiner Litanei? Sie ist so gut als deine gegen den Katholicismus. Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht; die sind wenigstens ebenso geschmacklos als die Katholiken. Das Beste wäre, wir errichteten eine neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechischen Costüm, das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!" Noch ist es halber Scherz; die bedrängten Umstände in

Köln thun das Ihrige. — „Wie es mit uns werden wird," schreibt Dorothee 23. Febr. 1806, „wissen wir noch nicht; diese unentschiedene Lage hat etwas sehr Peinliches, und hat besonders eine ruinirende Unordnung im Haushalt zur Folge .... Es sieht wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, und die Wünsche der entgegengesetzten Parteien vereinigen sich darin, daß der neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme .... Daß die Würzburger sich an den wiederhergestellten Heiligenbildern freuen, ist natürlich. Die Protestanten fordern Freiheit für ihren Gottesdienst, und nun gönnen sie den Katholiken die ihrige nicht ... Im katholischen Glauben steckt die ewige Jugend; es ist merkwürdig, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten ... Man muß katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammengewachsen sein, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. Aber warum sollte es deshalb einem Gemüth, das sich von der Erscheinung angezogen fühlt, nicht erlaubt sein, sich ihr hinzugeben?... Ich hasse die Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes von ihr hergekommen. Schon weil er so uralt ist, ziehe ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. — Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser die Confession noch nicht geändert; man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert, wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen ... Ungeachtet aber wir für Protestanten gelten, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die Lehrstelle der Philosophie anvertraut ... Die Künste in Deutschland sind mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland ist selber darunter zu Grunde gegangen. Das Zeitalter der Poesie und aller Künste scheint erloschen seit dem fürchterlichen Aufruhr der Revolution ... Eine neue Religion hat Friedrich nie stiften wollen; man macht keine neue Religion. Hat er von Religion gesprochen und von Poesie, so war es immer die alte, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die Welt wieder neue ..." — Fr. Schlegel setzt hinzu: „wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehn, daß das zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt." „Meine Freunde," schreibt er an Schleiermacher selbst, „haben mir durch ihr Stillschweigen, Verleugnen und Vergessen mehr

geschadet und mehr wehgethan als alle Feinde. Es scheint eine allgemeine Seelenverhärtung gegen mich zu sein . . . Bei dir werde ich mich wohl schwerlich daran gewöhnen können".

„Wem soll unser Herz denn huld'gen? wer errettet uns die Welt? Schon vergehn die Sündenschuld'gen, aber wann erscheint der Held?" — Auf diese Frage findet Fr. Schlegel keine andere Antwort als den Hinweis auf das Haus Oestreich, dessen unerschütterlicher Kaiser Ferdinand 2. im 30j. Kriege, durch den Deutschland vernichtet wurde, für die Einheit des Glaubens strebte. Mit dem Abfall von Gott, d. h. mit der Reformation begann Deutschlands Elend. „Als Gott ihr widersprochen, die Treu ihm habt gebrochen, da war es, wo's begann; ihr wolltet alles fassen, als wild ein wüthend Hassen mit Blindheit euch umspann . . . Laßt euch die Worte mahnen, kehrt zu den alten Fahnen getreuer wieder hin! In stiller Brust genährt muß Fried' und Demuth wohnen, der alte Glaube thronen, eh' Heil uns wiederkehrt." „Ich sage dir," schreibt Dorothee aus Köln 30. Juni an ihre Freundin, „es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oestreich! Hätten die Deutschen sich doch nie von ihrem Kaiser losgesagt! . . . Welch' teuflischer Hochmuth steckt in Fichte's neuen Schriften, und wie kann man sich so verpreußen!"

In ähnlichem Sinn spricht sich der „Geist der Zeit" aus, dessen 1. Bd. in jenen Tagen erschien. Der Verfasser, E. M. Arndt, Pachtersohn aus Rügen, 37 J. alt, hatte in Jena, noch in Fichte's Zeit, Theologie studirt, dann längere Reisen durch Ungarn, Italien, Frankreich und Schweden gemacht, und hielt nun Vorlesungen in Greifswald. Sein vor 3 J. erschienenes „Germanien und Europa" hatte in der Weise der Zeit nach den Kategorien Leib, Seele und Geist die Geschichte construirt: ursprünglich habe der Leib regiert; die Einheit der Kräfte, welche in Griechenland blühte, sei im Mittelalter durch die barbarische Trennung der Seele vom Geist aufgehoben worden; seit der Reformation mache sich der Geist ausschließend geltend. „Er schrie von nun an sein ewiges Losungswort: das Nützliche vor dem Schönen, das Wissen vor dem Können, das Denken vor dem Fühlen. Er zündete seine Fackel an, beleuchtete alles und brannte alles aus: aber Sonnenschein und Wärme geben, eine kräftige üppige Vegetation des Könnens und Genießens im Bunde hervorbringen, das konnte er nicht." Selbst in der Religion sollte alles streng und schulgerecht durch die Demonstration laufen, was doch bestimmt war, als das Heiligste im Menschen in den verborgnen Tiefen seines Innern ruhn zu bleiben. Weil man keinen Glauben mehr hatte, so glaubte man am ersten das Unglaubliche; weil der Geist alles zerschnitten, vereinzelt und für das Gefühl verhärtet hatte, so konnte nur das Gräßliche und Ungeheure eindringen. Auch als die Kunst aufblühte, zeigte sich mehr Convul-

sion als stille Begeisterung. Den reinsten Ausdruck fand die einseitige Herrschaft des Geistes in der Revolution: „es war die Teufelei des transcendirenden Geistes, der alles aus Begriffen machen will, worin er zuerst alles zerschneidet."

In der neuen Schrift malt Arndt, ganz in der Weise Fichte's, das Zeitalter der „leeren Freiheit", das aus der Trennung des Geistes von der Seele entsprungen sei, näher aus. Im Anfang zeigte es noch wilde Kraft: „aber mit der Stärke ist nun auch die Schnellkraft hin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug. So stehn sie jetzt arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor, aber den Todessprung in das läuternde Feuer zu wagen, ist das Geschlecht zu klein und verzagt. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkommt, und durch langsame Qual wird es des Todes sterben zur Verjüngung." In der Ueberschau über Europa werden die ritterlichen Nationen der Spanier und Skandinavier am wärmsten besprochen; mit Verachtung die Engländer, die Russen, namentlich die Franzosen. Deutschland ist von seiner frühern Herrlichkeit gefallen, weil ihm die Einheit des Reichs fehlte. Die Reformation und der westfälische Frieden sind mitschuldig an diesem Fall: „Ein Wunder beinahe, daß der Deutsche nicht noch verdorbener ist, als er es seinen Schicksalen nach sein könnte. Seit zwei Jahrhunderten ist Deutschland der Kampfplatz, wo fremdes Interesse entschieden wird." Vollendet wurde das Verderben durch Friedrich den Großen. „Er war der größte Mann, weil er früh die Richtung seines Zeitalters begriff und mit noch größerer Schnelligkeit fortbewegte; der glücklichste, weil die Rücksichten alter Mäßigkeit und Gerechtigkeit ihn nicht aufhielten; er schien der weiseste aller Sterblichen, weil vor seiner Zeit keine größern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden als die des klugen Herrschers. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa beherrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit (von welcher er selbst sehr gering dachte) wird der König mit fallen, der größte unter den Trümmern." — „Geschieden stehen seitdem die Kräfte der edeln deutschen Nation, und einen nach dem andern wird gallische List zerstören, bis sie endlich alle unter die Füße tritt." In Frankreich haben die Deutschen gelernt, im Materialismus die höchste Weisheit zu suchen und zu Gunsten eines nichtssagenden Weltbürgerthums ihre nationale Persönlichkeit aufzugeben. „So sind wir arm und elend, ohne Liebe und ohne Phantasie, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude

brachte, ein allmächtiges Schicksal: wir sind so klein geworden, daß die Erhabnen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion keimt nur aus Lebens Fülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Es ist wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unsre Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müssen wir gestehn, daß dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht hat, und daß Andre unsre Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. Es ist verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, das Kleinere vergessen haben, aber mit Recht sind wir dadurch den Andern zum Gespött, und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausspielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Ueberfließung in ein fast ganz leibloses Dasein, ist nirgend in Europa so zu sehen als bei uns, und wenn die Fremden den Ursprung dieses Zustandes so erblicken könnten, als die Gescheidtesten von uns selbst, sie würden sich noch mehr wundern."

Der Verderber ist jetzt gekommen. — Noch vor 3 J. hatte Arndt manches Gute von Napoleon gesagt. „Ich gestehe, es liegt etwas in ihm, was große Menschen immer charakterisirt hat: eine kühne und classisch gehaltene Weise zu handeln und zu sprechen; eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt." Vieles war ihm damals noch unverständlich an ihm; jetzt hat er ihn gefaßt. „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten thun, in Haß und Furcht: die Natur, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so thun kann." „Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten, — und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerm Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tiefversteckten Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüth des corsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust; der große Aberglaube des großen Menschen an sein Glück — diese gewaltigen Kräfte, von einer wild begeisterten Zeit ergriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten sie siegen! — Güte, Milde, Schonung der Völker, menschliche Tugenden der Helden und Fürsten können gegen einen solchen nichts, der alles gebraucht, was ziehn, stoßen und vernichten kann. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle besiegt werden." „Es ist unmöglich," schreibt Jacobi aus München

an Dahm, „daß wen alle hassen, in der Dauer über alle herrsche! . . .
Ich für meinen Theil fühle mich jetzt auch weniger gebeugt und gekränkt als
seit Monaten. Ich sehe doch, es giebt eine Menge echt deutscher Gemüther;
die werden den Samen der Freiheit gewiß unvertilgbar weiter tragen, und so
ein neues Geschlecht deutscher Art entstehn und weiter blühen. Deutschland
geht nicht unter! und dann, ich habe Hoffnung, auf Erfahrung, auf genaue
Beobachtung und Thatsachen gegründet. Diese Ruhm- und Regierungswuth
hat keinen Raum auf diesem Erdball. — Einmal sich begnügend und gemäßigt
verfahrend — wir wären verloren, den Strick fest um den Hals.
Aber das ist nicht zu befürchten. Ich weiß, daß der Aberglaube an sich
selbst soweit geht, daß er sich noch wird anbeten lassen. Er hat so gar keinen
Glauben an etwas Ober oder Unter; er sieht sich so bestimmt als das
Werkzeug des Fatums an; er will nicht, er wird gewallt durch sich
selbst —, daß das Schrecklichste nach an den Tag kommen wird, was bis
jetzt nur in dunkeln Sagen herumirrt."

14. Juli wurde die Rheinbundacte unterzeichnet, das endgiltige Todesurtheil
des deutschen Reichs. Schon fanden sich Stimmen, die sich in die
neue Lage der Dinge zu schicken riethen: selbst Adam Müller in Dresden
neigte sich nach seinem Grundsatz, daß jede Sünde bis zum Aeußersten durchgeführt
werden müsse, um als Contrast das Bessere hervorzubringen, dem
Frieden mit dem Kaiser zu. „Zwischen die Niederträchtigkeit der gemeinen
activen Welt und die phantastischen Ansichten und Constructionen der wenigen
Bessern eingeklemmt," gerieth Gentz in Verzweiflung. A. Müller belehrte
ihn, daß sich der Glaube in seiner ganzen Reinheit conserviren lasse, „auch
selbst wenn man Belial lange und ruhig in's Gesicht sieht, und daß Wachsen
in der Erkenntniß des Teufels auch Gott dienen hieß". „Daß ein Interregnum
von Universalmonarchie, das sich nun einmal nicht vermeiden läßt, der
heiligsten Sache des Christenthums kein Hinderniß in den Weg legen kann, vielmehr
sie indirect befördern muß; daß ein Krieg gegen das bonapartische Princip
erst recht gründlich und eines großen Herzens würdig wird, wenn die
Nominalherrschaft uns alle umfängt; daß es kein catonisches Heraustreten aus
einer solchen Sache giebt, für Christen nämlich: dies alles ist meine ganz
individuelle Ueberzeugung, das wehmüthige Resultat meiner Betrachtungen."
(Juli 1806.) Gentz nahm keinen Anstand, gegen diese Lehren seinen tiefsten
Abscheu auszusprechen. „Im Denken mag es immerhin kein Absolutes
geben, und in jedem Fall mag das Bestreben, das Absolute in ein System
zu bringen, eitel und thöricht sein. Aber es giebt ein Absolutes, ein ewig
Ruhendes und ewig Beruhigendes im Gemüth des Menschen. Im Gegensatz
mit dem Fortschreitenden, welches freilich den Begriff von Leben charakterisirt,

mögen Sie es Tod nennen; aber dieser Tod ist des Lebens Leben; und ohne diesen Tod ist das Leben nur eine grenzenlose Qual. Jetzt habe ich es gefaßt, was sie unter dem Flüssigen verstehn: über dies höllische Wort ist mir endlich das Licht aufgegangen. In diesem Flüssigen gehn alle meine Heiligthümer unter. Aber ich will sie mir nicht rauben lassen. Ich bleibe bei der wahren Liebe, die nicht ohne Ausschließung, bei der wahren Sittlichkeit, die nicht ohne Reue besteht, bei dem wahren Gott, der etwas ganz Anderes, als ein Antigegensatz — horresco referens! — sein muß, stehn." — „Wie mir bei den Kriegsunruhen zu Muthe ist?" schreibt Schleiermacher 4. Juli an eine Freundin. „Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehn, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsre Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden ... Mir steht die Krisis von ganz Deutschland — und Deutschland ist doch der Kern von Europa — vor Augen. Ich athme in Gewitterluft, und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehn ist nicht mehr zu denken."

J. Müller wurde immer kleinmüthiger. Unter falscher Adresse erhält Gentz 27. Juli den Brief: „Dans un moment de défection générale de ceux avec lesquels on est, il ne faut pas se livrer indiscrétement aux bêtes féroces qui peuvent faire des maux irréparables. On pose les armes partout, ce n'est donc pas le moment des Philippiques, il faut se tenir tranquille à Tusculum et écrire des Offices. J'ai conçu de vastes plans littéraires, puisque c'est là ce qu'on me laisse faire. Mais il faut, pour les exécuter, du repos; c'est pourquoi je ne veux pas me compromettre dans des querelles, actuellement inutiles." — „So ganz an allem verzweifelnd," antwortete Gentz, „sprachen Sie noch nie. Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht gefaßt? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von Retraite und Coin du monde und Otium literarium und dergleichen zu sprechen das Recht erhielten? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große literarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhms!" — J. Müller (11. August): „Es ist nicht in den Grundsätzen, aber in der Lage, zwischen uns der beträchtliche Unterschied, daß Sie am meisten in unsrer, mit unsrer jetzigen, ich mit der ge-

wesenen Welt mehr, leben; so daß wir zwar im gleichen Sinn, zusammen, jeder auf seine Weise zu wirken haben. Es ist herrlich, der Mann des Jahrhunderts, es ist auch nicht zu verwerfen, der Mann der Universalhistorie zu sein."

Die Vorbereitungen zum Feldzug begannen. „Da der Krieg mehr oder weniger über unsre ganze Existenz entscheiden muß," schreibt Prinz Louis Ferdinand 2. Sept. aus Jena an Pauline, „so drängen sich unwillkürlich ernste Gedanken dem Geist auf." 6. Sept. ist er mit Gentz — der wieder eine große Passion zu einer Fürstin Bagration hat — und dem Fürsten Ligne in Dresden zusammen; er erhält von seiner Geliebten einen höchst frivolen Brief, und schreibt 11. Sept. an Rahel: „Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, gleichgiltig, wenn andere sie verspotteten. Ich hatte zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten; sie sollte wieder an sich glauben. Ueberdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaction der Zerrüttung ihres Innern: sie hat nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen; ich habe sie erröthen sehn, wenn sie etwas Gutes sagte, als wenn ein Anderer eine Sottise sagt, blos weil sie fühlte, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. — Was ist dies erbärmliche Leben! Alles Gute verschwindet, die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unserem Herzen! Warum sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!" — Ein Reuebrief Paulinens versöhnte ihn bald; er ließ sie nachkommen, obgleich er hinzusetzte: „es ist auf einen Punkt gekommen, der nicht steigen darf!" Sie war 29 J. alt.

Der Krieg war entschieden; Fichte erbot sich, als Feldprediger mitzuziehn; man lehnte es ab. Von Haugwitz aufgefordert, ging Gentz 2. Oct. in's preußische Hauptquartier nach Naumburg; er erkannte bald, daß der Krieg, erst durch Feigheit aufgeschoben, dann knabenhaft unternommen, bereits verloren war. 7. Oct. war er in Weimar, wo Goethe eben aus Karlsbad angekommen war; auch Oehlenschläger war eingetroffen. 8. Oct. erklärte Preußen den Krieg, 10. Oct. fiel Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld, 34 J. alt. „Pauline," erzählt Rahel, „hatte acht Tage ein Messer in ihrem Bett; und sie hat mir zugeschworen, sie hätte sich erstochen, wenn sie nur hätte ein Zeichen kriegen können, daß es Louis weiß; aber so in der ewigen Stummheit — !

14. Oct. war die Schlacht von Jena: mit einem Schlage stürzte Preußen zusammen. Vor einem Monat hatte Hegel in Jena seine Vorlesungen mit den Worten geschlossen: „Wir stehn in einer wichtigen Zeitepoche, einer Gährung, wo der Geist einen Ruck gethan, über seine vorige Gestalt hinaus-

gekommen ist und eine neue gewinnet. Die ganze Masse der bisherigen Vorstellungen, Begriffe, die Bande der Welt, sind aufgelöst und fallen wie ein Traumbild zusammen." — Nach der Schlacht wurde Jena von den Franzosen besetzt; der akademische Senat beeiferte sich, mit hündischer Devotion den großen Tag zu feiern. Hegel — der gerade die letzten Bogen seiner „Phänomenologie" in die Druckerei schickte, schreibt über den Einzug Napoleon's, dieser „Weltseele": „es ist eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einem Punkt concentrirt, über die Welt übergreift und sie beherrscht." In der Geschichte dieses Tages sah er den Beweis, „daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davon trägt." „Wie ich schon früher that, so wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschied von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

14. Oct. wurde Weimar geplündert; Wieland und Goethe blieben verschont. Napoleon war empört über Karl August, der noch beim preußischen Heer stand: „wo ist Ihr Gemahl?" herrschte er die Herzogin Luise an, die ihn mit edler Haltung empfing. „Wo es seine Pflicht ist!" antwortete sie; grollend ging er vorbei, doch sie hatte ihm imponirt; nach einigem Bedenken wurde der Herzog verschont. Sie war 49 J. alt.

Goethe war sehr erschüttert, der gewaltige Umschwung aller Verhältnisse ließ ihn fühlen, was er seinem 16j. Sohn schuldig war; er führte 19. Oct. Christiane im Stillen zum Altar. Sie war nicht mehr jung, unangenehm von Aussehn, noch leidenschaftlich dem Tanz und Wein ergeben, gegen Fremde leicht ausfahrend; „sie ist infosern sehr vernünftig, daß sie gar wenig spricht." Fr. v. Stein sprach sich gegen ihren Sohn in den bittersten Worten aus; ihre Leidenschaft hielt Stand.

In Halle zogen die Franzosen 16. Oct. ein; auch hier wurde geplündert; Schleiermacher und Steffens geriethen in die äußerste Noth. Die Unbesonnenheit eines Studenten gab Veranlassung, die Universität ganz zu schließen; von Seiten der Professoren geschah viel Hündisches, leider hielt sich auch F. A. Wolf nicht rein. „Die allgemeine Auflösung ist schrecklich," schreibt Schleiermacher, „und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Feigheit und Niederträchtigkeit, aus welchem nur wenige Einzelne hervorragen. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Cur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen." Nur wenig Studirende blieben in Halle zurück, darunter Varnhagen und Marwitz. Sonst floh alles wie eine aufgescheuchte Heerde, die alten Pflanzstätten der deutschen Cultur verwaisten.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" ermahnte General Schulenburg

30*

seine Berliner 17. Oct., als er ihnen den Verlust der Schlacht anzeigte und zugleich davon lief. Fichte folgte dem Hof nach Königsberg, ebenso Merkel, der, verächtlich in seinen literarischen Plänkeleien mit Kotzebue, in der deutschen Sache sich brav gehalten hatte. 24. Oct. waren die ersten Franzosen in Berlin; die Berliner gewöhnten sich bald an sie und machten Witze über die „Löffelgarde"; mancher Bürger freute sich, daß seine hochmüthigen Junker gedemüthigt wären; manche Dame war zufrieden, ihren Kindern jetzt umsonst Unterricht im Französischen geben lassen zu können. Bald fanden sich feile Journalisten, die im Dienst der Fremden schrieben, es wurden schändliche Bilder gegen die Königin Luise in Umlauf gesetzt. 27. Oct. hielt Napoleon seinen Einzug. „Schauderhaft ist die Epoche. Die Sache ist über alle menschliche Calculs hinaus und fällt in die Reihe der Geheimnisse Gottes. Ich preise die Fügung, welche mich von der Geschäftslaufbahn entfernte; ich wäre, bei dem reinsten Willen, in das Unglück hineingerissen worden. Jetzt wird mehr und mehr Livius mein Muster, welcher die hohe Gestalt aller Zeiten so verewigte, daß August politisch fand sein Freund zu sein." J. Müller sieht in dem allgemeinen Umsturz zunächst nur seine eigne Gefahr. „Gewaltig (21. Oct.) hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte. Aber obwohl so viele mir anlagen, wegzugehn, und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe. Ich habe den Kaiser nie persönlich angegriffen; in dieser letzten Zeit häufig aufgefordert, schwieg ich; es war, als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich, ohne Heuchelei noch Zurückhaltung." „Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt. Unermeßlich ist das Unglück; ruit alto a culmine Troja; der Name, die Hoffnungen selbst. Alles Alte ist hin; siehe, etwas Neues wird; die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des römischen ist geschlossen. Uns bleibt, wenn wir es fassen wollen, zu Ruhm und Glück kein andrer Weg als durch Künste des Friedens; Krieg zu machen gelingt nicht." — „Ich finde in der Geschichte, daß, wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, alles dawider nichts half; die wahre Klugheit ist Erkenntniß der Zeichen der Zeit; wer sich selbst nicht vergißt, wer durch Geschicklichkeit und Muth Werth hat, den wird auch der Weltherrscher nicht verachten." Darauf wird versichert, die preußische Armee habe aus Prügelgebenden und Prügelempfangenden bestanden; Müller kam etwas spät darauf. — „Da nun entschieden, daß das Alte in Europa als unhaltbar vergangen, daß etwas Neues wird, und kein Staat mehr existirt, der es hindern könnte (nulla jam publica arma) so muß man sich fügen wie unser

Freund Horaz: quum fracta virtus et minaces turpe solum tetigere mento. Es wird sich nun zeigen, wie viele Ressourcen uns bleiben, um nach abgespielter Militärrolle in Friedenskünsten andern Ruhm und Flor zu suchen; worüber ich mancherlei Ideen hätte. Ich, wenn der König reich genug bleibt, um die literarischen Institute aufrecht zu halten, werde dessen froh sein; wo nicht, ein andres Nestchen suchen. Rom, Paris, die Schweiz reizen wechselweise." — „Wer kann dem entfliehn, den die Hand des Höchsten über schlaftrunkne Völker führt!" „Où m'enfouir, sans le trouver? D'ailleurs je n'ai jamais craint un homme supérieur; je me fiais en lui." — 8. Nov. „Vom Kaiser habe ich nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich sehe es, hat ihm die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehn sollte, so ist das größte Glück, das der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andre, Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer andern Partei oder vielmehr in einer andern Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig lüpfen, der die wahrscheinliche Zukunft deckt. Diese Betrachtungen sind so groß und befriedigend für mich, als sie einst für das Publicum interessant sein werden, wenn ich sie zu Papier bringen kann. Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern sie vom Kaiser bestätigt werden dürften." — 20. Nov. ließ Napoleon ihn kommen. — „Der Kaiser," erzählt er seinem Bruder, „fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden solle. Er gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns in nichts Fremdes mischen. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Geschichte über, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen, die entgegengesetzten Charaktere der Araber und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte) —; von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur; alsdann wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, von dem Grund aller Religion und ihrer Noth-

wendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastungen der Staaten durch die übergroßen Armeen hervorgerufen worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große, umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, sowie seine Manier mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Nach anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreigen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben. Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas ebenso Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert." — „Plusieurs jours après, qnand une idée me frappait, mon regret fut, de n'y avoir pas pensé ce soir, pour en avoir son avis. En un mot, je ne pus quitter cet homme nnique, sans l'aimer extrêmement . . . Cet homme a dû venir! Nous voyons le commencement d'un nouvel ordre; un développement est possible, qui soit le plus grand bienfait pour le genre humain." „Es hat mir sehr wohlgethan," schreibt der Naturphilosoph Windischmann an den „Geliebten seiner Seele", „daß der Kaiser Sie so ehrenvoll aufgenommen, er hat damit dem unverfälschten Adel des Geistes die gebührende Achtung bewiesen. Wie leicht wäre doch diesem Mann, die Besten der Nation um sich zu haben! Das müßte wirken und die Völker näher bringen. Nur die Unruhe des Kriegs hemmt den Tadel, daß er Sie nur einmal sprach; wäre nur möglich, daß Sie mehreremal mit ihm redend seinem schnellfassenden Verstand den Sinn der Zeit und die Noth der Zeit näher rückten. Er ist einmal die Feuersäule, welche auch uns Deutschen vorleuchtet." Dieser klägliche Wicht, bei dem man die Genugthuung hat, daß seine sittliche Haltung seinem Ver-

stand völlig entspricht, donnerte als Jeremias gegen sein Zeitalter und schrieb „von der Selbstvernichtung unsrer Zeit und der Hoffnung auf Wiedergeburt!"

An Böttiger schreibt J. Müller, er sei mit einer Rücksicht behandelt worden, welche die innigste Dankbarkeit verdiene. Ueber das Schicksal der preußischen Monarchie sei er zu seiner Tagesordnung übergegangen, d. h. er arbeite wieder seine 16 Stunden. Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte mußten auf das Neue übertragen werden; man müsse sich umdenken; Gott sei es ja, der Regierungen einsetze. „Auf dies Land läßt sich kein sicherer Plan machen. Es muß abgewartet werden, ob der, dem alles gegeben ist, etwa auch über mich gebeut, in welchem Fall nicht zu widersprechen ist."

21. Nov. beschloß der König von Preußen in Osterode, den Krieg fortzusetzen; Haugwitz nahm seine Entlassung, das auswärtige Ministerium wurde Stein angeboten. 24. Nov. brach Napoleon nach der Weichsel auf. 8. Dec. erließ er eine drohende Erklärung, Preußen habe selbst sein Schicksal gewählt; einige Tage darauf wurde Frieden mit Sachsen geschlossen, das zum Königreich erhoben wurde, ebenso mit den thüringischen Höfen: Weimar hatte dabei schwer zu leiden.

Schleiermacher aus Halle, 1. Dec.: „Wichtiger als je scheint mir jetzt der Einfluß, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann.... Sehe ich in's Große, so bin ich ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding; in Preußen war auch viel zusammengeflicktes Wesen: das ist verschwunden. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt sich wieder bilden wird; ob nicht aber erst nach weit härteren Trübsalen, das weiß Gott."

Heinrich v. Kleist aus Königsberg an seine Schwester, 6. Dec.: „Das Gefühl meines körperlichen Zustandes tritt vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurück; ich fühle mich leichter als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge; ich finde sie weiser und wärmer, und ihre Ansicht von der Welt großherziger . . . An unsere Königin kann ich nicht ohne Rührung denken. In diesem Krieg, den sie einen unglücklichen nennen, macht sie einen größern Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln; sie hat den großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, ganz umfaßt: sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle." Er hat den Dienst quittirt und dichtet wieder; der „zerbrochne Krug" wird nach Dresden geschickt. — Mit seiner ehemaligen Braut, die als Gattin des Professor Krug in Königsberg lebt, hat er wieder Freundschaft

angeknüpft; oft fällt ihm schwer auf's Herz, sein Glück verscherzt zu haben. „Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte: ich hätte nicht um Rom und seine Tempel, nicht um des Firmamentes Prachtgebäude des lieben Mädchens Laube hingetauscht. Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke, die ihr dem Leben einz'gen Glanz verleiht? So viele junge, liebliche Gestalten, mit unempfundnem Zauber sollen sie an mir vorübergehn? — Ach dieses Herz! wenn es doch einmal noch erwarmen könnte —! Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe — ?" — Dann aber bricht wieder der Muth. „Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein!" schreibt er an Rühle, der ihm seine Liebesgeschichte erzählt. „Welch eine Kurzsichtigkeit, du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben! — Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Ach! es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Glück, Ruhm, wovon unsre Seelen nichts träumen. — Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht, es ist ein blos unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen jedweder ein Leben, für jedweden eine Erscheinung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit? Sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher als Gedanken fassen und Worte sagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun, und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden."

Reichard entfloh, als Bedienter verkleidet, mit Arnim zu Burgsdorf auf dessen Gut Sandow; dort traf er einen Stiefsohn als französischen Officier. Auch Tieck stellte sich ein; er trug seine Bearbeitung der Nibelungen vor, Arnim las Scenen aus dem tollen Stück „Halle und Jerusalem".

Schleiermacher und Steffens waren auf eine enge Stube in Halle zusammen gezogen, wo jener sein „Sendschreiben über den Brief an Timotheus" ausarbeitete; Marwitz und Varnhagen hielten treulich zu ihnen. Da die Universität ganz zerstört war, ging Steffens auf Urlaub nach Hamburg; „ich meinestheils," schreibt Schleiermacher 22. Dec. an Brinckmann nach Königsberg, „bin fest entschlossen, so lange ich Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben. Eine einzige Ausnahme kann ich mir denken, wenn ich eine Möglichkeit wüßte, in's Hauptquartier meines Königs zu kommen." Einen Ruf nach Bremen lehnte er ab, worüber ihm Dorothee von Köln

aus heftige Vorwürfe machte. „Jedermann ist indignirt über die Anmaßung, womit Preußen sich über das gesammte Deutschland erheben, den Unverstand, womit es den Süden vom Norden trennen wollte. Sehen Sie, so sehr bin ich noch die Alte, daß ich unter Thränen mich dennoch nicht des Lachens enthalten kann, wenn ich mir die berliner schöne Welt denke, die bis jetzt das Wort Feinde gleichsam nur in der allegorischen Schmiede gekannt, nun plötzlich nicht allein natürliche grobe Feinde, sondern den wahrhaftigen bösen Feind, den sie so lange geleugnet, bei sich in ihren geschmackvoll verzierten Zimmern hausen sieht, und durch die eignen Schläge gezwungen wird, ihn anzuerkennen . . . Geben Sie es doch endlich auf, den Mittelpunkt Deutschlands da zu wähnen, von wo aus ganz Deutschland zertrümmert ward!"

In demselben Sinn schrieb Fr. Schlegel an ihn, seit einigen Monaten in der Nähe von Würzburg, in der äußersten Noth. Eine dringende Bitte um Geld kam bei Schleiermacher gerade an, als Halle geplündert und dieser um alles Seinige gekommen war. In Würzburg lernte er Klinger kennen, der ihn nach Köln zurückbegleitete. Da er aber seiner Frau nicht helfen konnte, ging er zu seinem Bruder nach Rouen, von da nach Paris, wo auch Oehlenschläger 15. Nov. angekommen war: mit Verwunderung sah der junge Däne in sein fettes, verschwommenes, beständig ironisch lächelndes Gesicht. „Oehlenschläger ist," schreibt Fr. Schlegel, „von Goethe so gut in allem Heidenthum unterrichtet worden, daß er uns großen Spaß gemacht hat; mein Bruder, der diese Art Affen weniger kennt, hat ihm etwas gröblich begegnet." Auch Chamisso, der sich mit seinem Corps in Hameln hatte kriegsgefangen ergeben müssen, kam 9. Dec. nach Paris.

Eine preußische Festung nach der andern ergab sich; aber noch waren die Schläge nicht stark genug gewesen, die alte elende Routine zu erschüttern. Stein drang in den König, die Cabinetsregierung, die alle Einheit der Verwaltung untergrub, abzuschaffen; „mit großem Leidwesen," erwidert der König 3. Jan. 1807, „habe ich gesehn, daß Sie ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlicher Erbitterung handelt." Stein nahm am folgenden Tag seinen Abschied, und ging aus Königsberg auf seine Güter am Rhein.

„Die Anschauung der französischen Armee," schreibt Schleiermacher 12. Jan., „hat mich wenigstens überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint nur darauf berechnet zu sein, einen unsicheren Emporkömmling durch Benutzung jedes nie-

drigen Interesses zu befestigen. Um ein neues Deutschland zu haben, muß freilich wohl das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit ein Preuße zu sein; freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich . . . Die Schicksale der Menschen mußt du etwas im Großen ansehn; dann wirst du in der jetzigen Zeit nichts Anderes finden, als was die Geschichte überall bietet: daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände."

„Heirathen sollten Sie!" schreibt ihm Spalding; „mitten heraus aus diesem Elend sich verpflanzen in den Ihnen einzig wohlthätigen Himmel der Häuslichkeit." Auch diese Probe sollte Schleiermacher bestehn: 13. März meldet ihm Henriette v. Willich den plötzlich erfolgten Tod ihres Mannes; er hatte nun für diese zu sorgen.

Indeß hatte J. Müller dem Drang seines Herzens, die neu gewonnene Ueberzeugung dem Volk mitzutheilen, nicht widerstehn können. L. Z. 19. Jan. spricht er über den Rheinbund nicht blos mit Wohlgefallen: er betrachtet ihn als die hoffnungsvolle Basis einer Gesammtverfassung Deutschlands. „Wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst erstorbne Namen und Formeln. Dieser Todesschlaf wurde durch gewaltige Stöße gestört. All der todte Buchstabe, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegt, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft." Es wird gerühmt, daß der Rheinbund den Fürsten keine ständische Beschränkung auflegt. „Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmäßigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralteten, den Keim einer trefflichen Verfassung Deutschland zu geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im Uebrigen ist alles im Bunde der Zeit gemäß, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick erfordert." Weiter über Napoleon: „Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse seines großen Kaiserthums für dasselbe gutfindet, einem alliirten Bundesstaat oder dessen Gliedern als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweist sie auf ihre Lage; sie dürfen, sie sollen danach handeln." — 29. Jan. sprach er in der Akademie über Friedrich den Großen: „Dieser kleine Aufsatz, wo jedes Wörtchen zu wägen war, was hat er mich nicht gekostet!" „Au milieu

des vicissitudes, des convulsions, des ruines, les hommes excellens parmi les nations étrangères désirent d'apprendre ce que maintenant nous avons à dire de Frédéric, et si le sentiment de sa glorieuse mémoire n'a pas été affaisé par des événemens postérieurs.“ Für die Charakteristik des großen Königs hebt er nur diejenigen Seiten hervor, die eine unpassende Parallele herausforderten. „La violation de quelques principes du droit public doit s'imputer à la nécessité de baser son pouvoir, et s'il a donné l'éveil sur le peu de solidité des parchemins, il fit d'autant mieux connaître les vraies garanties. Lui en voudrait-on du pouvoir absolu! L'homme supérieur l'exerce par l'ascendant de son naturel. L'inégalité incontestable entre les hommes rend la plus grande partie heureuse dans la soumission; le génie dominateur prend sa place, et l'aristocratie des talens militaires et politiques doit se ranger pour le soutenir.“ Noch unschicklicher für einen preußischen Kriegsrath war ein andres Compliment. Napoleon hatte in Friedrich's Arbeitszimmer in Sanssouci die bekannte Komödie aufgeführt; mit Hinblick darauf sagt Müller: „Les grands hommes n'ont pas comme les autres mortels des passions et relations individuelles. Fils du genie, nourris de sublimes maximes, ils forment ensemble une famille dans laquelle règnent des égards mutuels; oui, ils respectent réciproquement les souvenirs de leur gloire. Ainsi, oh Prussiens! dans toutes les vicissitudes de la fortune, tant qu'un religieux souvenir du génie et des vertus du grand Roi, et une trace de l'impression de sa vie vivra dans votre ame, il n'y aura pas à désespérer, tous les héros prouveront un généreux intérêt au peuple de Frédéric.“ Zur Entschuldigung dieser Tactlosigkeiten konnte man anführen, daß sie aus einer lebhaften Gemüthsbewegung hervorgingen: die Komödie hatte ihm wirklich imponirt. Schlimmer war der Schluß. „Et toi, immortel Frédéric, si du séjour éternel ton esprit dégagé des relations passagères jette encore des regards sur les évènemens du monde, tu verras la victoire et la grandeur et la puissance suivre toujours celui qui te ressemble le plus, et tu verras la vénération inaltérable de ton nom réunir les Français que tu as beaucoup aimés, avec les Prussiens dont tu fais la gloire.“ Ein frecherer Hohn gegen die Asche des Siegers bei Roßbach läßt sich nicht denken, als seinem Schatten Freude über den schmählichen Einsturz seines Werks zuzuschreiben! Aber Müller hatte kein Arg daraus, er hatte keine Ahnung von der Tollheit dieser Idee!

„Welche Worte des Lebens,“ schreibt 5. Febr. aus der Hauptstadt des neuen Königreichs Sachsen der wackere **Böttiger**, der noch vor einem halben Jahr wetteifernd auf die Feigheit der Deutschen geschmäht, „haben Sie ge-

sprochen! Aber dies wird Ihnen von einer gewissen Partei, die sich umdenken weder kann noch will, zur Todsünde angerechnet. Man schilt es laut Treubruch und Apostasie, wenn man den mit Feuer und Geist getauften Zertrümmerer der alten wurmstichigen, morschen Formen für das erklärt, was er ist, ein erwähltes, hochbegnadigtes Werkzeug Gottes."

Gentz, der, von Napoleon in einem Bülletin als Söldling Englands bezeichnet, in Prag, wohin er 12. Nov. geflüchtet, „un personnage de consequence“ war, „ohne daß ich selbst recht angeben kann, warum,“*) schrieb 27. Febr. an J. Müller: „daß Sie längst schon Muth und Neigung verloren hatten für eine hochbedrängte Sache, war mir bekannt. Daß in den letzten Wochen vor dem Ausbruch des Kriegs Ihre Zaghaftigkeit auf's höchste gestiegen war und einen nahe bevorstehenden Abfall verkündigte, thaten unverkennbare Symptome mir kund. Nur mittelmäßig also konnte es mich wundern, daß Sie in Berlin zurückblieben. Daß Sie nun, nachdem dies einmal geschehn, Ihre Grundsätze (wenigstens die, welche zeither für die Ihrigen galten), Ihren Ruhm, Ihre Freunde, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie jahrelang gepredigt und verfochten hatten, in feigherziger Nachgiebigkeit gegen den Sieger, in lichtscheuen Unterhandlungen mit ihm, in doppelzüngigen Erklärungen verleugnen würden, darauf war ich vollkommen gefaßt. Daß Sie aber sich öffentlich lossagen könnten, — diesen Grad der Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht." „Eine öffentliche Erklärung über die sogenannte neue Ordnung der Dinge enthüllt Johannes von Müller's Gedanken über die rheinische Conföderation. In diesem meuchelmörderischen Attentat, wodurch der fremde Usurpator einer fremden Regierungsgewalt alles, was noch national bei uns war, unter die Hufe seiner Pferde gestampft hat, in diesem verworfenen Machwerk der Tyrannei konnte der lorbeerreiche Herold helvetischer und germanischer Freiheit den Keim einer trefflichen Verfassung und Stoffe und Anlagen finden, die es jedem Deutschen werth machen müssen, in seinen Kreisen zu leben! — Wie

*) „Jede Zeitung brachte die schrecklichsten Nachrichten . . . Gleichwohl war ich fast durchgehends in der herrlichsten Stimmung . . . bald nach meiner Ankunft erwachte in mir die letzte Leidenschaft, die mich an ein Weib gefesselt hat, die Herzogin von Acerenza, geb. Princessin v. Kurland. Im Dec. stieg sie zu einem Grade von Wildheit, wovon mein Journal die merkwürdigsten Züge in Feuerschrift aufbewahrt hat. Ich schrieb an Ad. Müller: die Reize dieser Frau machten mich ganz vergessen, daß es jenseit Prag eine Sonne und Sterne gebe!“ — „Es lag,“ setzt er 20 J. später hinzu, „doch eine gewisse Kraft in diesem mit den Umständen so seltsam contrastirenden Unsinn!“

soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr heller Geist plötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten? Oder verleitete Sie irgend ein schnödes Interesse, irgend eine niedrige knechtische Furcht, wider bessere Ueberzeugung zu schreiben? Nach einer oder der andern Hypothese wird das Urtheil der Zeitgenossen greifen. Was mich betrifft, so schmeichle ich mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit 20 J. durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für Andre zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschien, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden ein Bündniß mit Ihnen zu schließen. Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist blos, daß Sie von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen noch hörten als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten Berlin aufzugeben, so waren Sie wahrscheinlich gerettet. Ihre eigentliche Strafbarkeit liegt in Ihrem Bleiben; alles Uebrige war eine unvermeidliche Folge davon. — Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne Schmerzen geschrieben habe. Ich fühle, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid; Sie zu hassen ist mehr als ich vermag." Goethe, der Müller's Talent wahrhaft achtete, durch die L. Z. mit ihm verbündet war, und über den deutschen Patriotismus sehr gering dachte, beschloß, dem hart Angefochtenen eine Genugthuung zu geben. Er übersetzte die Festrede desselben und veröffentlichte sie im Morgenblatt vom 3. März. „Haben Sie Dank," antwortete Müller „großer Mann und edler Mensch! Ihr Name ist eine Aegide gegen den Neid. Die Leute hier können einem gar nicht vergeben, nicht füsilirt worden zu sein; und der (mir nicht bekannte) Klang der Guineen hat etwas, das die Donnerlectionen von Jena und Auerstädt überhören macht. Ich habe meine Grundsätze nicht geändert: geändert hat sich aber die Welt. Was können wir dafür? Und da es nun so ist, sollen wir denn alle conspiriren wie Brutus, oder uns erstechen wie Cato? Das thut

selbst Gentz nicht, welcher über meine Verrätherei so grimmig thut." Goethe erwiderte: „Man wirkt und nützt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andre Weise spaltet und uns in Ruhe läßt." In dem nächsten Aufsatz, 7. März, sagt J. Müller von den „aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation": „Die Souveränetät, welche eigentlich nichts Anderes war als die Lösung der sie an das römisch-deutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabnen Gemüthern nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Unsre Fürsten werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruht, jeder in seinem Lande, durch Gewährleistung des Bundestags heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltene Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muß sie empfehlen) haben viel Erhebendes." „Inwiefern dieser Bund, die neue Hoffnung Deutschlands, in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souveräner Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich sein wird, läßt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärter und wohlwollender Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche bessern Daseins von ihm datiren." — „Unstreitig ist ein mächtiger Protector nothwendig; dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Bestimmung der Frage, wie es mit dem Protectorat in Zukunft sein soll, wird nun von dem Stifter und Haupt der neuen Verfassung selbst abhängen. Da es dahin gediehn, daß wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerföderation so viel Interesse für unsere Erhaltung hat nehmen lassen, daß er unser Protector sein will. Wer vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört? Der heutige Zeitpunkt scheint nicht der zu sein, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. Er ist; das sei vor der Hand genug. Es ist eine unsrer Hand entwachsene Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut."

Die Schlacht bei Eylau 7. 8. Febr., in welcher die Russen eine große Tapferkeit entwickelten, machte Napoleon doch stutzig; er bot 16. Febr. Preußen den Separatfrieden. Die Versuchung war groß, das Betragen der Russen war schändlich. Oberst Knesebeck schreibt an Scharnhorst: „Das Elend ist auf einen Grad gestiegen, daß es nicht ärger steigen kann; nur die russischen Grausamkeiten gehn noch darüber. Man denkt an nichts Anderes, als das Land zu verwüsten und durch diese Wüste sich selbst zu decken. Der Druck des Landmanns unter dem Kantschu übersteigt alle Grenzen." —

Dennoch blieb der König fest; die französisch gesinnten Minister wurden entlassen, Hardenberg trat in's Cabinet, 26. April wurde der Vertrag mit Rußland neu unterzeichnet: „auf Leben und Tod".

In Königsberg spielte Fichte eine große Rolle. Mehrere junge Edelleute, darunter Schenkendorf, Stägemann, verbanden sich mit ihm zu einem Journal „Vesta", für welches Fichte eine Abhandlung „über Macchiavelli" schrieb. Er suchte die räthselhaften Widersprüche zwischen dem Leben und den Reden dieses Staatsmanns durch ein leitendes Princip zu erklären, die Idee der Befreiung Italiens von den Barbaren, welche auch durch die entsetzlichsten Mittel angestrebt werden müsse. Es war keine historische Kritik, sondern eine politische Parallele.

3. Juni mußte der Hof weiter, nach Memel. 25. Mai zogen die Franzosen in Danzig, 6. Juni in Königsberg ein; nach der Schlacht bei Friedland, 14. Juni, verloren die Russen alle Lust, den Krieg fortzusetzen; 25. Juni kam man in Tilsit zusammen, Napoleon wußte den russischen Kaiser mit Schmeicheleien nnd Verheißungen zu umgarnen, 7. Juli wurde der Friede geschlossen. Preußen war völlig verrathen, es blieben ihm nur 5 Mill. Ew., und auch das wurde ihm in den schimpflichsten Formen als ein Gnadengeschenk zugeworfen; zudem hielten bis auf Weiteres die Franzosen den größten Theil auch dieses Restes besetzt.

„Es konnte nicht anders kommen!" schreibt Gentz aus Teplitz an A. Müller. „Die jetzige Katastrophe ist die schrecklichste von allen, weil sie in einem gewissen Sinne die letzte ist, und doch hat mich nie eine weniger erschüttert. Seit drei Monaten trug ich sie als unvermeidlich in meinen Gedanken herum, und mir ist, als ob ich alle diese Neuigkeiten schon vor langer Zeit gehört und verdaut hätte."

17. Juli zog Napoleon in Dresden ein; Hof, Beamte, Volk wetteiferten in Huldigungen und unterwürfigen Schmeicheleien; die leipziger Universität beschloß, eine Sterngruppe im Orion fortan die Sterne Napoleon's zu nennen. Aehnliche Kundgebungen fanden in Bayern statt; die deutsche Kloake war durch die Unruhe des Kriegs völlig geöffnet worden und verpestete die Luft.

7.

Die centrifugale Literatur.

Bei dem besten Willen, sich in dem geschichtlichen Leben, das nun so heftig an die Pforte des künstlerischen Heiligthums klopfte, zurechtzufinden, konnte der Idealismus seine alte Art nicht sogleich lassen; seine krampfhaften Anstrengungen, sich aus dem Wust herauszuarbeiten, ziehn ihn im ersten Augenblick noch tiefer hinein.

In der Vorrede zur „Phänomenologie", die Anfang 1807 erschien, sagte sich Hegel, 36 J. alt, von dem System, dem er bisher anzugehören schien, völlig los. — Statt der Bestimmtheit des Begriffs wurde trübe Begeisterung gelehrt; dies prophetische Reden meine recht im Mittelpunkt und in der Tiefe zu bleiben und halte sich absichtlich entfernt von der endlichen Reflexion. Wie aber eine leere Breite, so gebe es auch eine leere Tiefe: die Kraft des Geistes sei nur ihre Aeußerung, und seine Tiefe nur so tief, als er in seiner Ausbreitung sich zu verlieren getraue. Er spottet über die Vermischung der Bilder mit abstracten Kunstausdrücken: „es mag hierüber die Unerfahrenheit in ein bewunderndes Staunen gerathen; der Taschenspielerstreich ist so bald erlernt, als es leicht ist, ihn auszuüben; seine Wiederholung wird, wenn er bekannt ist, unerträglich." Wahre Gedanken seien nur durch die Arbeit des Begriffs zu gewinnen, das Scheiden sei die Thätigkeit des Verstandes, der größten ja der absoluten Macht.

Die „Phänomenologie" selbst hat Haym so vortrefflich charakterisirt, daß wir uns im Wesentlichen ihm anlehnen zu dürfen glauben. Ihr ursprünglicher Zweck ist, die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins von seiner niedrigsten Stufe bis zu seiner höchsten vorzuzeichnen; den Weg der Seele, „welche die Reihe ihrer Gestaltungen als durch ihre Natur ihr vorgesteckte Stationen durchwandert, damit sie sich zum Geist läutere". Sie beginnt mit der sinnlichen Gewißheit und dem Meinen, um zunächst durch die Wahrnehmung hindurch zum Verstand zu gelangen. Den nächsten Wendepunkt bezeichnet das Selbstbewußtsein. Durch mehrere Stadien hindurch entwickelt sich dieses zur Vernunft. Noch einen Schritt weiter, und das reiche Leben des Geistes entfaltet sich nach dem ganzen Umfang seiner Bewährung in den Interessen der Sittlichkeit und der Bildung, in Kunst und Religion, bis sich ihm endlich das Heiligthum des absoluten Wissens erschließt, als wo er ganz er selbst und im reinen Element der Wahrheit sei. Allein wenn wir näher zusehn, tritt hinter diesem transscendental-psychologischen Schema ein ganz andres Moment hervor; die Phänomenologie wird zum Pa-

limpsest: über und zwischen dem ersten Text entdecken wir einen zweiten. Eine Strecke wohl können wir uns in das Werk hineinlesen, ohne etwas Andres als eine kritische Analyse der natürlich nothwendigen, immer und überall wiederkehrenden Standpunkte des Bewußtseins zu finden. Wir haben jedoch kaum die Schwelle des „Selbstbewußtseins" überschritten, so begegnen wir auf einmal einer Charakteristik des orientalischen Despotismus, und unmittelbar danach einer Charakteristik des Stoicismus und des Skepticismus. Die Spuren geschichtlicher Schilderei werden demnächst wieder unsicherer. Es scheint, daß „das unglückliche Bewußtsein", welches sich aus dem skeptischen entwickeln soll, eine schlechthin allgemeine Bewußtseinsform sei, allein je mehr wir unser Auge an die dunkeln Umrisse des entworfenen Bildes gewöhnen, desto unzweifelhafter wird es: wir haben eine Charakteristik der kirchlichen und mönchischen Ethik des mittelalterlichen Christenthums vor uns. Und ebenso im weitern Verlauf der Phänomenologie. Jetzt steht vor uns der sittliche Geist des attischen Bürgerthums, und aus dem Halbdunkel der abstracten Charakteristik desselben treten, als Schatten zwar, aber deutlich erkennbar, die Gestalten der tragischen Bühne, Kreon und Hämon, Antigone und Ismene hervor; wir haben den Eindruck, wie wenn jemand allerlei Fragmente von Statuen und Säulentrümmern mit neuem Material durch einen leichten Ueberwurf von Farbe oder Politur zu einer Wand verbunden hätte. Jetzt wieder ist es der Staats- und Rechtsgeist der Römer, weiterhin die Zustände des spätern römischen Imperialismus, die uns vorgeführt werden. Zwischendurch sehn wir uns in die Lebens- und Bildungstendenzen der modernen Welt versetzt. Wir befinden uns augenscheinlich in dem absolutistischen Frankreich; die geistreiche Frivolität wird geschildert, die in den aristokratischen Kreisen der damaligen Gesellschaft ihren Sitz hatte und durch die literarische Thätigkeit der Encyklopädisten Form und Ausbreitung gewann: die nebelhaften Züge verdichten sich; indem wir uns noch durch das Ansich und Fürsich hindurchtappen, stoßen wir auf einmal auf eine wohlbekannte Figur —: es ist der vor Liederlichkeit und Esprit verrückt gewordene Neffe Rameau's. Es folgt eine Schilderung der deutschen Aufklärung und ihres Kampfes mit der Orthodoxie. Und wieder ändert sich die Scene. „Die absolute Freiheit und der Schrecken" lautet die Ueberschrift eines Capitels, in welchem wir eine Begriffsskizze der französischen Revolution, der Blutscenen des September, der Schreckensherrschaft der St. Just und Robespierre lesen. Unser Weg führt uns weiter in die Mitte der Kantischen und Fichte'schen Weltanschauung, in die Gedankenwelt der deutschen Literatur, in die Periode der Romantik und des Progonenthums der Romantik. Eine Geschichte und Charakteristik der weltgeschichtlichen Religionen leitet uns endlich durch die Mysterien des Christenthums zu

dem, was nach Hegel der an sich höchste und zugleich der Bewußtseinsstandpunkt seiner eignen Gegenwart sein soll, zu dem Standpunkt des „absoluten Wissens". — Wie in der Divina Commedia durchwandern wir an der Hand des Dichters die Regionen der abgeschiedenen Geister, sehn die Qualen der einen und erfreuen uns an der Tapferkeit, der Schönheit und dem Glück der andern, um endlich im absoluten Wissen die Seligkeit des im Geist selbst gegründeten Himmels zu genießen. Denn alle Jenseitigkeit der „göttlichen Komödie" ist hier ein Diesseits. „Die begriffene Geschichte," heißt es am Schluß, „bildet die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thuns, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur aus dem Kelch dieses Geisterreichs schäumt ihm seine Unendlichkeit." Obgleich sie sich aber auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt, ist in Wahrheit die Phänomenologie phantastischer als die göttliche Komödie. Sie ist eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte. In langer Reihe erscheinen vor dem Thron des Absoluten historische Figuren, zu psychologischen Geistern verkleidet, und wiederum psychologische Potenzen unter der Maske historischer Gestalten. Es sind im Grund nur Wandlungen des Absoluten selbst, d. h. fortwährende Incarnationen Gottes. Die Geschichte ist nicht mehr ein Weiterstreben der Menschheit, nicht mehr die Arbeit zum Licht höherer Freiheit, sondern ein im Wechsel ewig gleiches Spiel der Freiheit mit ihrem eignen Wesen. Im Besitz des denkbar höchsten Princips des Erkennens sind die Sterblichen an Einsicht gleich den Göttern: auch ihre sittliche Praxis ist ebendeshalb nur eine schöne Entfaltung ihres Daseins, ein Leben wie der Götter, eine künstlerische Ausbreitung im Element der höchsten Befriedigung und Versöhntheit.

Hegel war in der letzten Zeit Goethe sehr nahe getreten, doch konnte ihn das über die Unhaltbarkeit der Zustände in Jena nicht täuschen, und er griff mit Freuden zu, als ihm Niethammer, der als protestantischer Consistorialrath nach München versetzt wurde, eine Zeitungsredaction in Bamberg anbot. 1. März 1807 war er dort, gleich darauf kam Paulus als Schulrath hin. Die Zeitung wurde trocken und geschäftsmäßig redigirt, ohne alle Metaphysik und ohne Doctrin; doch verrieth der öftere Spott über den „nordgermanischen Patriotismus" die völlige Ergebung in die neuen Verhältnisse. „Den Wunsch größerer Verständlichkeit und Deutlichkeit," schreibt er einmal an Knebel über die Phänomenologie, „hätte ich gern erfüllt, aber gerade das ist schwer zu erreichen. Es giebt einen Inhalt, welcher schon die Deutlichkeit mit sich führt, wie derjenige ist, in welchem ich gegenwärtig arbeite: daß der Prinz N. N. heute hier durchpassirt, S. Maj. auf der Schweins-

jagd gewesen ist u. s. w. Allein so deutlich die Art der Mittheilung politischer Neuigkeiten ist, so ist es dessenungeachtet gegenwärtig mehr oder weniger der Fall, daß weder Schreiber noch Leser darum mehr davon verstehn. Ich könnte also per contrarium den Schluß machen, daß bei meinem undeutlichen Stil desto mehr verstanden werde; was ich hoffen zu können wünschte, aber darum nicht glaube."

Bei Goethe mußte Schelver, der, obgleich Naturphilosoph, sich von den Thorheiten der Andern ziemlich frei hielt, Hegel's Umgang ersetzen. Die Naturwissenschaft war noch immer des Dichters Lieblingsbeschäftigung; er arbeitete an seiner Farbenlehre, und empfing mit Freude die Widmung, mit welcher A. v. Humboldt ihm seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, mit einem Gemälde der Tropenländer" zusandte. Im Theater herrschte seit Schiller's Tod immer mehr die akademische Haltung, Declamation und Draperie; von Naturwahrheit war keine Rede mehr. 16. Febr. wurde zum erstenmal „Tasso" aufgeführt: die Stellen, in denen der Dichter grillenhaft und empfindlich erscheint, waren weggelassen. In den Gesellschaften — der Mittelpunkt war das Haus der Frau Johanna Schopenhauer — durfte von Politik keine Rede sein. „Wenn jemand sich über das beklagt," schreibt Goethe an Zelter, „was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Theilnahme. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtage gesehn, noch viel weniger sich darum gekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich oder als Egoist zu erscheinen."

Die Fürstin Galizin war, 58 J. alt, 27. April 1806 in Münster gestorben, von Stolberg und Fürstenberg gepflegt. 1. Aug. erdolchte sich Caroline v. Günderode, 26 J.: Creuzer hatte sich mit seiner Frau wieder ausgesöhnt. 31. Oct. verlor Cl. Brentano seine Frau, 35 J. 18. Febr. 1807 starb Sophie Laroche, 76 J.; sie hatte bis kurz vor ihrem Tode mit Wieland correspondirt; die Fortsetzung der Correspondenz übernahm jetzt ihre Freundin, die Fürstin Pauline v. Wied, 54 J.; die Briefe wurden sehr ausführlich, sehr zärtlich; Wieland war jetzt 74 J., seit 6 J. Wittwer. 10. April 1807 starb seine andere Freundin, die Herzogin Amalie v. Weimar, 67 J. Von Wieland eingeführt stellte sich 23. April die Enkelin der Sophie Laroche, Bettina Brentano, 22 J. alt, bei Goethe vor: ihr ungestümes Liebeswerben, Dichtung und Wahrheit, hat sie 28 J. später im „Briefwechsel eines Kindes" veröffentlicht. Sie hatte viel mit Goethe's Mutter verkehrt, und erzählte ihm von seiner Kindheit; schon damals hatte sie sich über Goethe's Kälte zu beklagen.

Zu seiner Unruhe wandte sich H. v. Kleist Ende Januar 1807 mit einigen Freunden aus Königsberg nach Berlin; dort hielt man ihn für einen Spion und führte ihn nach Frankreich ab; 5. März kam er in Fort Joux an. Als ihn der Gouverneur von Berlin als unschädlich bezeichnete, entließ man ihn (20. April) auf Parole nach Châlons. „Was sind das für Zeiten!“ schreibt er an seine Schwägerin, Gualtieri's Schwester. „Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden als ich. Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand, der mir wohl thut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblick, wo alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen wechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, doch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? — Ach es ist ein ermüdender Zustand, dies Leben, recht eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die ebenso unbegriffen verschwinden.“

Schon von Joux aus hatte er an seinen Freund Rühle in Dresden zwei Lustspiele geschickt, „Amphitryon“ und „der zerbrochene Krug“; dieser übergab sie an Ad. Müller, der 9. Mai den „Amphitryon“ gedruckt an Gentz schickte. Gentz las es „mit uneingeschränkter Bewunderung“: „Zugleich so Molière und so deutsch zu sein, ist gewiß etwas Wundervolles. Was soll ich aber von den Theilen sagen, wo Kleist hoch über Molière thront'? Welche Scene, wie Jupiter der Alkmene das halbe Geheimniß enthüllt! und welche erhabene Entwickelung! Es war keine gemeine Aufgabe, den Gott der Götter in einer so zweideutigen Lage noch groß und majestätisch zu halten; nur ein Dichter ersten Ranges konnte diese Aufgabe mit solchem Erfolg lösen.“ „Der Amphitryon,“ antwortet A. Müller 25. Mai, „handelt ebensogut von der unbefleckten Empfängniß der h. Jungfrau als von dem Geheimniß der Liebe überhaupt, und so ist er gerade aus der hohen Zeit entsprungen, in der sich endlich die Einheit alles Glaubens und die große Gemeinschaft aller Religionen aufgethan, aus der Zeit, zu deren echten Genossen Sie und ich gehören. Protestiren Sie nicht länger gegen die Zukunft des Herrn in Wissenschaft, Leben und Kunst!“ Dieselben Ansichten wurden in der L. Z. ausgesprochen.

19. Juli ging Gentz aus Teplitz nach Karlsbad, wo sich Goethe und Karl August aufhielten, im engen Verkehr mit dem geistreichen Fürsten

Ligne und dem französischen Gesandten Reinhard. Goethe war beschäftigt, die schon früher angefangenen, für die Wanderjahre bestimmten Novellen: „St. Joseph", „die pilgernde Thörin", „der Mann von 50 J.", „die gefährliche Wette" zu vollenden. Gentz suchte ihn für den Amphitryon zu begeistern, aber ohne Erfolg. „Nach meiner Einsicht," sagte Goethe, „scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwiespalt der Sinne mit der Ueberzeugung; es ist das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtsein des einen Theils. Kleist geht auf die Verwirrung des Gefühls aus. Das Stück enthält nichts Geringeres als die Deutung der Fabel in's Christliche, die Ueberschattung der Maria vom heiligen Geist. Das Ende aber ist klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angethan hat; sonst ist die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam." — Es lag in Kleist's Natur, daß er bei einem Stoff, wo Geistiges und Sinnliches sich so nahe berühren, beim Schwank nicht stehen bleiben konnte. Daß ein liebendes Weib den Gemahl in der Umarmung nicht erkennen sollte, verwirrte sein Gefühl, und um dasselbe in's Klare zu setzen, stellt er über die Identität des Göttlichen und Menschlichen, über die Allpersönlichkeit Jupiters, der insofern wirklich mit Amphitryon identisch sei, Betrachtungen an, die mehr an die Schelling'sche Naturphilosophie als an die christliche Legende erinnern.

Nach sechsmonatlichem Aufenthalt bei Frau v. Staël — die eben ihre „Corinne" versandte und von beiden Brüdern angesungen wurde — kehrte Fr. Schlegel Mai 1807 nach Köln zu seiner Frau zurück, die bis dahin in größter Noth gelebt hatte. „O ihr Blinden, die verderbend, ja schon sterbend, doch den Hader nicht vergessen! Dünkels noch vermessen nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen! Fruchtlos ohne Reue, schallt nun eitel euer Klagen; fern von Demuth und von Reue, endet euer Stolz nun in Verzagen." „Eitel strömen aus der Kehle ohne Seele Wort und Rede, mehr verwirrend noch den Geist, der irrend sich den Schein zur Wohnung hat erkoren; mit den Zeichen spielt er, deren hoher Sinn verloren, nach dem eitlen Schimmer zielt er, todt schon lebend und dem Nichts geboren." „Wie habt ihr noch gestritten in der Zerstörung Mitten um jeden nicht'gen Tand! Was auch der Sturm zerschlagen, der Ichheit kalte Lust berauscht' euch, als ob kein Herz geschlagen euch in der hohlen Brust." „Frei ist von Schuld nicht einer,

ja von uns allen keiner ist, der nicht schwer geirrt. Nur laßt uns frei bekennen, und endlich das erkennen, was uns so lang verwirrt. Wir stehen in der Reihe der edlen Völker doch; wie auch die Zeit uns zeihe, des Unglücks hohe Weihe giebt uns die Krone noch." — Aber nun das Heilmittel? — Es ist immer von der Rückkehr zur alten Religion die Rede. — „Das Siegel unsers Bundes sei inniges Gebet, und die verborgne Handlung, wo Gott in der Verwandlung sichtbar in uns entsteht. Als Bruder aufgenommen, sei jeder uns willkommen, der einzig Gott nur liebt. . . ." — „Hat Italien," so horcht er Tieck aus, „denn gar keine Frucht in deinem Geist zur Reife gebracht, und wirst du nicht auf irgend eine Weise uns davon mittheilen? wie hat dich dort der katholische Gottesdienst befriedigt?"

A. W. Schlegel hat gewagt, in französischer Sprache dem Racine zu Leibe zu gehn; er hat seine Phädra gegen die des Euripides herabgesetzt; ganz Frankreich staunt über den kühnen Barbaren. Sonst geht er ganz in die Interessen seiner Beschützerin auf, deren theatralische Vorstellungen er beschreibt, deren Roman er recensirt. In Deutschland will die Corinne kein Glück machen; Schlegel's Kritik schlägt weniger durch als die höhnische von J. Paul. Coppet ist der Sammelplatz aller Antibonapartisten, A. W. Schlegel ist deutscher gesinnt als je. „Mich schmerzt," schreibt H. Voß 7. Juli an Lottchen Schiller, „daß er der Fr. v. Staël zu Liebe seine Selbstständigkeit preisgiebt; er soll in Genf den galanthomme spielen, auf Theatern agiren und sich wegen seines schlechten französischen Accents auslachen lassen."

J. Müller war durch die allgemeinen Anklagen der Abtrünnigkeit niedergedrückt. „Ich bin müde, einem undankbaren Zeitalter, einem nichtswerthen Geschlecht, feig zur That und unsinnig im Wahn seiner Hoffnungen, mit unausgesetzter Lebensmühe mich aufzuopfern. — Als der vaterlandsliebendste der Propheten seinem Volk mit Thränen zurief, dem, welchem durch die Hand der Vorsehung Asien übergeben sei, für die bestimmte Zeit sich zu fügen, schien den Juden patriotisch, ihn zu steinigen; aber Jerusalem wurde verbrannt. Warum schwieg er nicht? Weil der Gott in ihm ihm zu reden gebot." „So viel begreife ich," schreibt ihm Böttiger, „daß der in die ausgemergelte Residenz zurückkehrende König sehr schmale Bissen zuschneiden wird. Oft habe ich Sie in Ihre frühern Verhältnisse gleichsam zurückgedacht, nicht in die wiener — dort ist kein Heil! — zum Fürst Primas, zu einem Organ des rheinischen Bundes, für welchen Sie so schöne, kräftige Worte mehrmals gesprochen haben." Schon hatte Müller einen Ruf nach Tübingen, er kam nach einigem Zaudern um seinen Abschied ein. — Aus Kopenhagen schreibt Fichte: „man sagt, Sie gedächten Ihre Verhältnisse zu verändern. Wolle Gott nicht, daß das wahr sei! Sie würden dadurch

Ihren, ich hoffe selbst nur irrenden Detractoren Recht geben. Mir scheint jetzt, wo eine Wahl des Bessern gar nicht möglich ist, die einzige Partei des Mannes von Charakter, daß er sich aller Wahl begebe und sich an sein vorgefundenes Sein halte." Hufeland, Leibarzt des Königs, aus Memel 19. Juli: „auch Sie wollen uns verlassen? Sie dürfen es jetzt am wenigsten, das Gemüth eines Müller würde es nicht ertragen, wenn es hieße, er hat seinen König, seinen Staat, der ihn mit Liebe und Innigkeit pflegte, in der Noth verlassen." 26. August: „Vor allen Dingen bitte ich Sie zu bedenken, daß Sie eben durch Ihr Weggehn denen, die Ihnen etwa übel wollten, die stärksten Waffen, und denen, die noch unentschieden oder irre geleitet wären, die Ueberzeugung erst in die Hände geben würden, daß der Verdacht doch gegründet sei. Und wie schmerzlich dies Ihren wahren Freunden nicht nur in Absicht Ihrer, sondern auch der guten Sache der Gelehrsamkeit überhaupt sein müßte, da dieselbe in Ihrer Person wirklich zuerst anerkannt und rein für sich belohnt worden ist, und also durch einen solchen Schritt einen ihrer ersten Repräsentanten nothwendig verlieren würde, brauche ich nicht erst hinzuzufügen. Noch liegt die Sache in Ihren Händen; Ihre Schreiben sind verloren gegangen, wie so vieles in der letzten Zeit; schreiben Sie nicht wieder, und die Sache ist so gut wie nicht geschehen." — Müller war gerührt, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen, er wollte eine äußerliche Bestimmung. Seien wir gerecht gegen ihn: er selber spricht zwar hauptsächlich von einer Reduction seines Gehalts, aber nicht das lag ihm am Herzen: er fühlte die Unsicherheit seiner Stellung, er fühlte die Geringschätzung der Patrioten und er bedurfte, um zu bleiben, einer Ehrenerklärung von seiten des Königs.

24. Aug. schreibt Wieland, indem er ihm Glück wünscht, Preußen zu verlassen: „Wenn es dem großen Arbitre de l'Europe gefallen wird, dem ehemaligen germanischen Reich eine Verfassung zu geben, die eine lange äußere und innere Ruhe möglich macht, so kann das südliche Deutschland einer vorzüglich schönen und glücklichen Zeit entgegensehn. Auch das kleine Bethlehem-Weimar hat in der Geschichte seinen Tag gehabt; aber die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen. Ueberhaupt scheint mir die Zeit, da man durch Dichterei in Deutschland Sensation machen konnte, abgelaufen zu sein — und man kann so viel Besseres thun als Verse machen! —

Schleiermacher war seit einigen Monaten auf Urlaub in Berlin, wo er Vorlesungen über die alte Geschichte der Philosophie hielt. „Daß du dich an Preußen halten würdest," schreibt ihm Fr. Schlegel 26. Aug. aus Köln, „so lange es noch besteht, habe ich mir wohl gedacht und billige es

von ganzem Herzen. Eigentlich finde ich dich aber in all diesen äußern Widerwärtigkeiten nicht blos zu beklagen, sondern auch zu beneiden. Es liegt eine besondere Süßigkeit in einem solchen Verhältniß zu seiner Provinz, selbst in Widerwärtigkeiten, wie in den Leiden, die man mit der Geliebten übersteht. Ein solches besonderes Vaterland ward mir nie; weder Hannover noch Sachsen konnten mir sein, was dir Preußen. Leider muß ich dir Recht geben in deiner traurigen Ahnung gänzlicher Auflösung: seit der Moment, sich auf ewig mit Oestreich zu verbinden, versäumt war, ließ sich nichts mehr erwarten als Elend und Untergang." — An demselben Tag schreibt er an Tieck nach Dresden: „Der Herr Schleiermacher giebt in allerlei Darstellungen einen kleinen Messias nach dem andern von sich. Aber man sieht dem vernünftigen Püppchen das Professorkind gar zu sehr an der Nase an. Es herrscht in seinen Schriften, was man hier zu Lande ein calvinisches Feuer nennt, nämlich ein solches, das nicht recht brennen will."

Ende August 1807 kehrte Fichte aus Kopenhagen nach Berlin zurück. „Mein Hauptgrund, Berlin bis zum Abgang der Gäste zu meiden, war, um dem Andrängen, dem Ausforschen, dem Eintrichtern ihrer superioren Begriffe und Plane zu entgehn, das sie notorisch gegen Männer von einigem Ruf beobachten." F. A. Wolf war schon im April durch J. Müller nach Berlin gezogen; A. v. Humboldt, als berühmter Reisender, spielte eine große Rolle. Durch die reichen Häuser der Fürstin Radziwil und der Herzogin von Kurland (ihre Schwester Elise v. d. Recke wohnte mit Tiedge in einem Hintergebäude) kam ein liberaler Ton in die vornehmen Gesellschaften; die schönen Jüdinnen, Fr. v. Eybenberg und Fr. v. Grotthuis trieben wieder in Berlin ihr Wesen; Henriette Herz, obgleich gänzlich verarmt, sah doch noch Besuche, nicht minder die Gräfin Schlabernd orf. Alle diese Damen schwärmten für Fichte. „Verehrt," schreibt Rahel an ihren Bruder in Paris, „verehrt Fichte! Er hat mein bestes Herz herausgekehrt, befruchtet, in Ehe genommen; mir zugeschrien: du bist nicht allein! und mit seinen gewaltigen Klauen einen Kopf, die rohe Menge, bezwungen, sobald sie sich nur stellt. Und Mit- und Nachwelt muß sich endlich stellen, ihr eignes wildes Drängen hält sie an! und Jahrhunderte später erfährt sie, was sie verblindet floh."

Mit nicht geringerer Verehrung schaarten sich die jungen Poeten um Fichte. Der Dichter des „Lacrimas", W. v. Schütz, 31 J. alt, hatte sich, angeregt von Ast's Uebersetzung des Sophokles, auf die griechische Form geworfen. Juli 1807 veröffentlichte er zwei Tragödien: in der „Niobe", wobei er des Maler Müller wildes Stück zu Grunde legte, treten zwei Halbchöre auf und außerdem noch zwei Chöre, die sieben Söhne und die sieben

Töchter der Niobe. Die Sprache sieht aus, als ob sie von einem sehr gewissenhaften, aber ungeschickten Künstler aus dem Griechischen übersetzt wäre: nicht blos der Trimeter und was sonst dazu gehört, sondern auch sehr künstliche Chorversmaße sind angewendet. Von einem dramatischen Gehalt ist nicht die Rede. Daß zum Schluß, nachdem Niobe bereits in einen Stein verwandelt ist, nicht blos Leto auftritt, um ihr versöhnlich zuzureden, sondern auch Pallas, um eine symbolische Wahrheit an das Stück zu knüpfen (es scheint als Grundgedanke der Tragödie die wunderbare Bedeutung, welche Latona als Geburtshelferin hat, durchzuklingen), macht den Eindruck dieses wunderlichen Stücks nur noch wunderlicher. — Vollends komisch ist die Anwendung der griechischen Versmaße, der griechischen Wortfügungen und der griechischen Kunstausdrücke auf einen romantischen Stoff, wie im „Graf von Gleichen". Auch hier ist ein Chor, der aus gefangenen sarazenischen Weibern besteht. Im Anfang tritt die Gräfin mit ihren beiden Töchtern auf und unterhält sich mit dem Chor über die Natur der christlichen Ehe. Zugleich wird eine maurische Prinzessin erwähnt, die sich nach Europa sehnen soll. Dann tritt ein Pilger auf und erzählt, daß der Graf in sarazenischer Gefangenschaft geschmachtet habe, aus derselben durch eben jene maurische Prinzessin befreit sei und vom Papst die Erlaubniß erhalten habe, sie als zweite Frau zu heirathen. Die Gräfin ist einverstanden und freut sich, die neue Collegin kennen zu lernen; sie geht, das Haus für den Empfang einzurichten; darauf erscheint der Graf mit seiner Prinzessin, und freuen sich, daß sie in Deutschland sind. — Den tollen Stoff hat Arnim später in einer noch tollern Art behandelt.

Der Mittelpunkt, in dem die jungen Poeten sich zusammenfanden, war Nennhausen, das Stammgut der Frau v. Fouqué. „In jener Zeit," erzählt Varnhagen, „war Fouqué, der lebhafte, bescheidne, freisinnige und herzliche Mann (30 J. alt), das Bild der reinsten Liebenswürdigkeit. Er sah auf eine zum Theil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tag das Beste, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung stand auf der Höhe des genußreichsten Hervorbringens, die üppigste Fruchtbarkeit ließ ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und diese Art von Stegreifdichten erhöhte für seine nähern Freunde, die das Hervorbringen mit ansahn, den Reiz seiner Dichtergebilde, welche andern etwas zu stark in die grünen Blätter geschossen dünkten. Jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches und Dramatisches, und gleicherweise epische Poesie, fast ohne auszustreichen, hin, so schnell die Feder

laufen mochte." So entstand damals ein Ritterroman „Alwin", den J. Paul als ein „Maienfest voll frischer, jugendlicher poetischer Lebenslust" begrüßte. Der üble Eindruck seiner spätern Werke hat nachtheilig auf das Gesammtbild gewirkt; in den ältern bleibt, wenn man die Flittern abstreift, doch einiges übrig. — Seiner schönen hochbegabten Frau, 34 J. alt, wurde von allen Seiten gehuldigt: Varnhagen, der mit seiner Schwester Rosa Maria oft nach Neunhausen kam, Neumann (beide seit April 1807 wieder in Berlin, und durch F. A. Wolf und A. v. Müller in die vornehmen Zirkel eingeführt), Chamisso, aus Paris zurückgekehrt, Hülsen, A. v. Marwitz, alle waren ihre Diener. In ihrem Roman „Roderich", der damals erschienen war, zeigt sich eine feine gebildete Reflexion: „Das Laster in dem verblichenen Schein mattherziger Tugend auftreten zu lassen, so wie das Verbrechen auf den halben Weg zu führen, und ein verpfuschtes Leben durch ohnmächtiges Wollen und thörichtes Vollbringen zu verwirren, das war den frühern Dichtern fremd, die alles scharf und bestimmt außer sich hinstellten . . . Diese schwachen, beweglichen Gemüther haben bei alledem einen eignen Reiz. Ihr willenloses Hingeben ist selten ohne Liebenswürdigkeit, und wie viel Unheil sie anrichten, man kann ihnen nicht feind sein . . ."

In der alten Weise ihres Bruders und ihrer Freunde Schütz und Fouqué dichtete Sophie Bernhardi in Rom — die bald darauf Herrn v. Knorring heirathete und mit ihm und einem ihrer Söhne nach Rußland ging — ein Epos „Flor und Blanchesflur" und eine Tragödie „Egidio und Isabella": eine füßliche Mischung aus Calderon und Genoveva. Das letztere wurde in dem von Novalis' Bruder herausgegebenen „Dichtergarten" mitgetheilt. „Mir ist," schreibt H. Voß an Lottchen, „als wenn die Gergesener Säue mit einer ganzen Legion Teufel darin herumwühlten. Alles was eine frische Farbe hat, treten sie nieder, und ziehn eine mondscheinbleiche Viole heraus, die Maria statt mit Quellwasser mit heiligem Salböl tränkt; daher duftet es im Garten nicht nach Blumen, sondern nach der Lampe . . . Diese Leute studiren gar nicht, spiegeln sich nie in fremden Formen, sondern beschauen nur sich und ihr kleines Gemüth, das ihnen ein unendlicher Abgrund dünkt. Und dann machen sie's wie die Spinne, die ja auch ihr Netz aus ihrem eignen Gemüth heraushaspelt, um nachher Fliegen zu fangen." — Allein neben diesen Capricen finden sich im Almanach Gedichte von einem ganz andern Inhalt, von Fr. Schlegel, der seine Collegen ernsthaft mahnt, den eitlen Wortschwall zu lassen und vaterländische Geschichten, vaterländische Gefühle zu besingen. In diesem Sinn glaubte A. W. Schlegel (L. Z., 19. Sept. 1807) den „Dichtergarten" dem Publicum empfehlen zu dürfen.

„Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie anmaßt, wenn die ge-

meinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel nehmen und sie zum trägen Element herunterziehn: dann entsteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als eine freie Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalt unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden die größten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen, gleichsam nur in ihrem eignen Dienst, und mit keinem andern Zweck, als sich ihrer grenzenlos spielenden Willkür bewußt zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man ging den kühnsten und verlorensten Ahndungen nach; oft wurde mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfesseln, während man künstliche Gedichtformen und Silbenmaße aus andern Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel sich in den zarten oft eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. Die Ausartungen in eine leere, mühselige Gaukelei sind nicht ausgeblieben. Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse: denn der Sinn der Menschen wechselt mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes lustige Streben, das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen an's Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt." Auch L. A. von Arnim spricht eine überschwengliche Freude darüber aus, daß „die Poesie nicht mehr das Eigenthum weniger Menschen ist, sondern mit Freude und Erhebung aus tausend Kehlen klingt". „Nachdem wir die Laufbahn vieler junger Dichter übersehn haben, die bei mancher Fassungsgabe, Sprachfertigkeit und Fleiß doch auf einer Stufe wie von einem bösen Zauber festgehalten schienen, so schien es uns besonders in dem durch fremdartige Wissenschaftlichkeit geweckten Bewußtsein des individuell Lyrischen im Gemüth zu liegen, das von jedem kleinen Gefühl in sich mehr ergriffen wurde als von den größten Begebenheiten in der Mitwelt oder Vergangenheit; die ganze Geschichte diente ihnen nur zum Rahmen, um ihre Individualität darin auszuspannen. Dieser Gemüths-

fehler stört uns auch hin und wieder in diesem Garten, und ohne strenge Buße wurzelt und wuchert er sehr schnell. Wie viele Bände lyrischer Ergießungen sind entstanden von Menschen, die ihr ganzes Wesen in ein paar Liedern erschöpft hätten!"

Arnim hatte im „Wunderhorn" den jungen Dichtern den Weg gewiesen; gegen die „poetische Falschmünzerei" lehnte sich ebenso Voß wie v. d. Hagen auf, der eben mit Büsching eine neue Sammlung deutscher Volkslieder herausgab. Fr. Schlegel, der sich gegen den Naturwuchs des Volksliedes so verächtlich ausgesprochen, versuchte die Veredlung desselben, z. B. in dem Gedicht „bei Andernach am Rheine;" wenn er aber den Ton mitunter glücklich trifft, so versieht er es durch seine Neigung zur transcendenten Symbolik und durch seinen Mangel an gemüthlichem Inhalt. Mit entscheidendem Erfolg trat zum erstenmal in Seckendorf's „Musenalmanach" — der gleichzeitig mit dem Wintergarten erschien — ein anderer Dichter auf.

L. Uhland aus Tübingen, 20 J. alt, hatte eben sein juristisches Studium absolvirt. Das jüngere, ernstere Geschlecht glaubte sich nicht ausschließlich der Dichtkunst widmen zu dürfen: — „was dann," fragt Uhland, „wenn ein Poet als solcher sich zu Bett legt und beim Erwachen merkt, daß er es zu sein aufgehört hat?" Neben seiner Brodwissenschaft hatte er aber eine ganz ernsthafte philologische Schule durchgemacht, und mit seinem 1 J. ältern Freunde Justinus Kerner altdeutsche Handschriften durchstöbert. Zuerst ganz von Tieck eingenommen, hatten das Wunderhorn und das Nibelungenlied ihn in eine neue Bahn geworfen. Dem Gefühl napoleonischer Zeiten zu entgehn, vertiefte man sich, oft eigensinnig, in die alten Schatzkammern halbverblichener deutscher Erinnerungen. „Ob einem alten Buche bring' ich die Stunden hin, doch fürchte nicht, ich suche mir trockne Blüthen drin! Durch seine Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit in's Feld hinaus, und schwindet in Waldeseinsamkeit."

April 1807 schrieb Uhland einen Aufsatz „über das Romantische". „Das Unendliche umgiebt den Menschen, das Geheimniß der Gottheit und der Welt." „Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben; die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich umfassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zu-

gleich mit dem Fittig, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können .... Dies mystische Erscheinen unsers tiefsten Gemüths im Bilde, dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische. — Die Griechen, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, konnten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht ... Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott ließ sich klar darauf erblicken. — Der Sohn des Nordens stieg in sich herab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken ... Schon in den alten nordischen Helden- und Göttersagen herrscht der romantische Sinn; das Christenthum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber nicht die Mutter derselben ... Es trat auf mit erhabnen Lehrworten aus dem Reich der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder: das Kreuz, das Abendmahl ... Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln ... Die Romantik ist nicht blos ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen ... Hat denn der absprechende Unglaube der neuen Zeit bessern Grund als der verrufene Aberglaube der Alten? ... Nun so laßt uns Schwärmer bleiben und gläubig eingehn in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!"

Die Gedichte in Seckendorf's Musenalmanach zeigen Uhland's Art schon in ihrem ganzen Umfang: Nonne, Vätergruft; Mönch und Schäfer, schwarzer Ritter, drei Fräulein, des Knaben Berglied, der König auf dem Thurm, die Kapelle, Schloß am Meer, Schäfers Sonntagslied; nur die ausgeführten, an's Epische streifenden Gedichte fehlen noch. In derselben Zeit starb ein junges Mädchen, für das Uhland eine zarte Neigung empfand: die holden Ottaven „ein Abend" entsprangen diesem Gefühl der Trauer. Oft erinnert die Stimmung dieser Gedichte an Hölty; aber schon die Stoffe verrathen die Umwandlung, die in den poetischen Neigungen vorgegangen war. Früher nahm man kein erhebliches Interesse an den Ritterfräulein, die von dem Söller ihres Schlosses dem einsamen Schäfer ein trauriges Ade zuwinkten, an der Vätergruft, in der sich der letzte der Ritter des Stammes schlafen legte, an den Turnieren, in denen sieben melancholische Ritter zu Ehren einer noch dazu verstorbenen Königstochter einander erstachen. Die romantische Schule hatte, um die besangene Selbstzufriedenheit der Zeit zu verspotten, eine Reihe wunderlicher Stoffe hervorgesucht, die sie aber nicht mit naivem Glauben hegte, sondern von denen sie sich selber durch Ironie frei machte, während das jüngere Geschlecht, des übermüthigen Spiels satt, sie ernsthaft in sich aufnahm. Daraus ist zu erklären, daß die Romantiker selbst ihren Jüngern, die doch in ihrem

Geist zu dichten versuchten, nicht mit warmer Aufmunterung entgegenkamen, sondern sie mit ablehnender Verwunderung betrachteten. Es lag ihnen im Grund nicht viel am Mittelalter, am Deutschthum und an der Kirche; die subjective Freiheit von den gewöhnlichen Vorstellungen war ihnen wichtiger. Bei Tieck ist das gothische Wesen nur eine Waffe. mit der er die Philisterhaftigkeit der Aufklärung bekämpft, oder besser gesagt kitzelt. Dagegen entspringt Uhland's Vorliebe für jene romantischen Gegenstände nicht aus einem ästhetischen Bedürfniß, sondern aus einem sehr lebhaften, durch gründliche Kenntniß der altdeutschen Literatur und das innige Zusammenleben mit dem Volk vermittelten Nationalgefühl: sie ist nie mit Ironie zersetzt, sondern immer ehrbar und treuherzig, sie quillt mit ursprünglicher Natur aus seinem Herzen. Weil sein ganzes Gemüth mit seinen Stoffen verwachsen war, gelang es ihm, jene reine und edle Form zu finden, die ihn von all seinen Nachahmern unterscheidet. Nie findet sich ein Zug, der gegen die Stimmung verstößt, und wenn sein Genre klein ist, so hat er es mit einer wunderbaren Feinheit, Anmuth und Zierlichkeit veredelt: aus einer gründlichen Analyse seiner Romanzen würden sich alle Regeln des edeln dichterischen Stils herleiten lassen. Jedes seiner Lieder ist ein liebliches Bild, aber in den leichtesten Aquarellfarben gemalt, fast immer von matter, sanfter Färbung und etwas einförmiger Physiognomie. Vor Fouqué hat Uhland den großen Vorzug, daß sein Verstand von den Neigungen seines Gemüths nicht befangen wird: es fällt ihm nicht ein, für die Nonnenklöster und Turniere, von denen er so anmuthige Bilder giebt, gegen den Geist seiner Zeit in die Schranken zu treten. Er hegt Sympathien, aber keine Leidenschaften: daher sind seine Lieder immer anziehend, nie verletzend — aber auch freilich selten von mächtigem Eindruck. Er idealisirt die mittelalterlichen Figuren aus dem Wilden und Barocken in's Gemüthliche: sie sind von hoher Anmuth, aber es fehlt ihnen die historische Aufrichtigkeit. Eigentlich schweben ihm tübinger Vorbilder vor, Studenten, Künstler, Handwerksburschen, er giebt ihnen nur ein fremdes Costüm, und dadurch wird ihre Bewegung zuweilen steif und altfränkisch. Viel reiner ist der Eindruck, wo er mit seinem poetischen Gemüth und seiner keuschen Empfindung eine reale Seite des Lebens verklärt, wo der Gegenstand mit der Empfindung vollständig zusammenfällt: „Das ist der Tag des Herrn!" „Was klinget und singet die Straßen herauf?" Es sind Töne, denen an Wärme und Innigkeit nichts gleichkommt, und bei denen wir die fehlende Tiefe und Fülle kaum vermissen. Der Ton der alten Volkslieder klingt durch, aber er ist in gebildete Formen übertragen, ja wir empfinden erst aus der Uhland'schen Ballade, welch tiefe Poesie in den alten Volksliedern verborgen lag. Sprache, Ton und Gesinnung ist vom höchsten Adel, und doch ist er volksthümlicher als die Volks-

lieber selbst, weil das Volk sich lieber zu einer geläuterten Bildung erheben, als in seine eigne unklare Voraussetzung zurückdrängen läßt. Die anscheinend höchste Einfachheit ist der vollendete Sieg der Kunst über den Stoff, und in seiner Reinheit siegt der gebildete Geschmack stets über die verwilderten Neigungen der Masse.

Die ältern Dichter ergehn sich häufig in melancholischen Empfindungen, aber sie geben immer den Grund an, ihre Sehnsucht geht nicht in's Blaue; sie arbeiten ihre Gedanken und Vorstellungen aus, wie sie es von ihren Vorbildern gelernt hatten. Bürger's Stoffe sind häufig sehr romantisch, aber die Darstellung ist plastisch: nicht blos die Begebenheit, sondern auch die dazu gehörige Stimmung wird vollständig ausgeführt, wir können uns genaue Rechenschaft geben über alles, was wir gesehn und empfunden haben. Uhland's Darstellung ist nicht plastisch, sondern musikalisch; er führt die Zeichnung niemals aus: er begnügt sich, anzudeuten, was wir uns vorstellen und was wir dabei empfinden sollen. Darum sind seine Lieder so vortrefflich zur Composition geeignet: was in Worten bereits vollständig ausgedrückt ist, bedarf der musikalischen Ausführung nicht. Das merkt man selbst bei Goethe's kleinern Improvisationen: sie scheinen die Mitwirkung der Tonkunst herauszufordern und entziehn sich ihr dennoch. Goethe's Lyrik ist überall der Ausfluß einer bedeutenden Individualität, die, auch wo sie zu spielen scheint, mit unwiderstehlicher Macht fortreißt; man muß sich sammeln, in sich gehn; das leichte Spiel der Töne stört, wo die Gedanken zu nahe stehn. Bei Uhland tritt uns niemals eine bedeutende Individualität, niemals ein mächtiger Strom der Empfindung entgegen. Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem schönen kleinen Frühlingslied: „Nun muß sich alles, alles wenden", ist es nicht eine bestimmte individuelle Empfindung, die zu den Gegenständen herantritt, sondern es sind die Gegenstände selbst, die in süßer Empfindung zittern. Der Dichter ist nur ein Widerhall von den Klängen der Natur. Diese Abwesenheit einer tiefern psychischen Erregung und einer ausgeführten Individualisirung war für den frei erfindenden Tonkünstler ein großer Reiz. Der Stoff widerstrebte der musikalischen Freiheit so wenig als möglich, er gab ihr nur den Grundton der Stimmung. Die Melodie dieses Stils dehnt sich auf die Reihenfolge der Bilder und Empfindungen aus, die der Musik auf das günstigste in die Hände arbeiten.

In der classischen Zeit war die Literatur in Weimar-Jena centralisirt; die neue Periode charakterisirt sich auch durch ihre centrifugale Kraft. Berlin, Halle, Würzburg, Heidelberg, Dresden, Tübingen, München, jedes hat ein Leben für sich. Alle diese Städte sind zugleich Universitäten, oder streben es zu werden.

27. Juli 1807 hielt Jacobi bei Eröffnung der münchner Akademie

eine Rede „über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck", welche eine historische Uebersicht über die Fortschritte der Menschheit durch solche Institute gab, namentlich im 15. und 16. J. Der Realismus und die Nützlichkeitslehre, der Unglaube und der Materialismus wurden mit einer gewissen Verbissenheit bekämpft. Schleiermacher sagt: „ein so geistvoller Mann mit so wenig wissenschaftlicher Virtuosität, so voll herrlichen Eifers für die Sache und dabei so ängstlich bedacht das Aeußere zu schonen, mag übel genug daran sein als Präsident einer solchen neuen Akademie." Im Ausland wurde die neue Morgenröthe von München überschätzt. Rumohr forderte Tieck dringend auf, nach München zu gehn: dort sei jetzt der Mittelpunkt der deutschen Cultur; ähnlich äußerte sich Gentz gegen A. Müller. Hegel, der in Bamberg die Sache aus der Nähe ansah — er interessirte sich für das politische Weltwesen übrigens nur aus Schuldigkeit — war weniger sanguinisch: „Sonst unterschieden sich in Regierungsangelegenheiten laufende Geschäfte und außerordentliche Einrichtungen; es hat jetzt das Aussehn, als ob das Organisiren selbst das laufende Geschäft würde. Vor lauter Begießen und Treibhausarbeiten will man es gar nicht zu einem ruhigen Ansetzen kommen lassen."

Schelling, seit Juni 1806 ebenfalls Mitglied der münchner Akademie, rühmte in der Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur", 12. Oct. 1807, den belebenden Einfluß der Naturphilosophie auf alle dichterischen Kräfte. „Der Künstler muß sich vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Jenem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Welche höhere Absicht könnte die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seiende darzustellen? Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannten Wirklichen als unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift? woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andre aber wesenlos und eitler Schatten? Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehn zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt,

hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen." — Nur wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebt, kann diese von ihm Vortheil ziehn. Ohne einen großen allgemeinen Enthusiasmus, ohne eine befestigte öffentliche Meinung wird also keine classische Kunst hervorgehn. Das gegenwärtige Zeitalter hat diese Festigkeit nicht; nur eine Veränderung in den Ideen ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögen sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbart.

Schleiermacher wandte in dem „Sendschreiben über den ersten Brief an den Timotheus" die Grundsätze der Kritik, die ihn bei Plato geleitet, zum erstenmal auf die Evangelien an. „Die Philologen stimmen mir alle bei, aber die Theologen wollen nicht daran, sondern verstecken sich hinter einige hergebrachte Hypothesen, die ich nicht der Mühe werth hielt bei dieser Gelegenheit ordentlich zu widerlegen." In gleichem Sinn schrieb de Wette, Prof. in Heidelberg, 27 J., in Jena gebildet, „Beiträge zur Geschichte des Hebraismus". Manches führt auf Herder zurück, in manchem wird ein späterer kritischer Standpunkt vorausgenommen. So wird schon auf den mythischen Charakter der Evangelien gedeutet. Das Poetische und rein Menschliche tritt überall hervor; in der Kritik wird ziemlich gewaltsam aufgeräumt. Die Mythe vom Paradiese stellt sich als Product der jüdischen Verzweiflung, die Propheten als rückwärts gewandte Historiker heraus.

Der Senior der heidelberger Universität, Daub, 42 J., ursprünglich Kantianer, dann unter Schelling's Einflüssen, hatte schon vor 2 J. in Creuzer's „Studien" den Begriff der Rechtgläubigkeit in einem ganz neuen Sinn aufgefaßt. „Wahrhaft objectiv ist die Religion nur, insofern sie das gemeinschaftliche und höchste Gut eines Volks in seiner Totalität ist. Jedes Volk hat seine Religion, denn sie gehört zu seinem Wesen; wenn mehreren Völkern die nämliche Religion gemeinschaftlich ist, so kann doch jedes von ihnen dieselbe nur unter derjenigen Form besitzen, die seinem besondern Charakter die angemessenste ist. Leere Begriffe sind es, aus denen bald von einer allgemeinen Religion in dem Sinn, als könne und solle sie unter der nämlichen Form die Religion aller Völker werden, bald hingegen von mehreren durch Gott offenbarten und selbst ihrem Inhalt nach verschiednen Religionen geredet wird: denn sind Form und Gestalt der Religion nicht in's Unendliche verschieden, so kann sie selbst nicht wahrhaft objectiv, und ist sie ihrem Wesen nach nicht absolut eine und dieselbe, so kann sie nicht Religion sein." — In der That ist jedes Volk in der Lage, auch diejenige Religion, die ihm von

auswärts überliefert wird, nach seinen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten zu modificiren; allein was vom Proceß der Anbildung gilt, hat Daub als einen fertigen Zustand aufgefaßt, und aus dem Recht des Volks, sich seine Religion zu bestimmen, die Pflicht des Einzelnen hergeleitet, sich nach derselben zu richten: die Heterodoxie, d. h. die Abweichung von der Religion des Volks, denn eine andere giebt es nicht, ist zugleich eine Verletzung des Patriotismus. Noch seltsamer erscheint, wie Daub die Rechtgläubigkeit des deutschen Volks entwickelt. Bei den übrigen Völkern herrscht entweder der Protestantismus oder der Katholicismus, d. h. entweder das Uebergewicht der Doctrin oder das Uebergewicht des Cultus. In Deutschland dagegen bestehen beide neben einander, und der wahrhafte Glaube des deutschen Volks liegt darin, daß beide gleichberechtigt sind. Orthodox ist in Deutschland derjenige, der die Trennung der beiden Kirchen und die gleiche Berechtigung beider als nothwendig begreift; heterodox, d. h. dem Glauben des Volks widersprechend, sowohl derjenige, welcher der einen über die andere das Uebergewicht verschaffen, als derjenige, der beide zu einer Kirche verschmelzen will. Deutschland hat nur eine Kirche unter der zweifachen Form des Katholicismus und des Protestantismus, und diese Kirche hat unter jeder dieser Formen gleiche Rechte. Während bei allen übrigen Völkern die eine oder die andere wesentliche Form des Christenthums einseitig ausgebildet ist, ist Deutschland im Zustand der Polarität; zu seiner religiösen Natur gehört die besondere Gestaltung beider religiösen Gegensätze. Ein Ketzer ist, wer seine eigne Kirche nach dem Vorbild der andern modificiren will oder sie verläßt, ein Ketzer, wer die andre Kirche, die doch auch ein vaterländisches Institut ist, anfeindet.

Ungefähr gleichzeitig, in den „Vorlesungen über Literatur“, hatte sich Adam Müller, der Bekehrte, über den Gegensatz der beiden Kirchen ausgesprochen. „Alle Gattungen des Lebens und der Wissenschaft waren im M. A. vereinigt im Körper der katholischen Kirche: sie bildete das einfachste, reichste, lebensvollste Ganze. Die in Deutschland unter dem Namen der Reformation bekannte, durch die folgenden J. allseitig durchgeführte Auflösung des katholischen Körpers in seine Elemente ist vom Standpunkt der Philosophie aus angesehn nichts weiter als Durchdringung der antiken und modernen Form. Abgesehn von allen unreinen Vorstellungen, die sich an den Begriff des Protestantismus angehängt haben, ist er in seiner ursprünglichen Form wesentliches Element aller Religion. Und wenn in der Geschichte der christlichen Kirche des M. A. die katholische Treue alle Glieder in eine große Gemeinschaft bringt, so versöhnt der echte in dem Katholicismus selbst gegründete, von ihm unzertrennliche Protestantismus jede neue Erscheinung mit

dem alten Körper der Kirche. Ein ewig reger und empfindlicher Skepticismus, in dem sich der Glaube zu innerer, tieferer Gründlichkeit und Vollständigkeit läutert, ergreift jede neue Offenbarung des wechselnden Zeitgeists: je inniger er sich ihrer bemeistert, je kräftiger er sie in Streit mit dem alten heiligen Reich seines Glaubens zu bringen weiß, um so triumphirender geht die Kirche, die nur als streitend und siegend zugleich zu denken ist, aus dem Kampf hervor. Unendlich fest ist sie nur, insofern sie unendlich offen, in unendlicher Bewegung und Erweiterung erscheint. Nichts wäre der religiösen Einheit, die wir Kirche nennen, hinderlicher, als wenn der Enthusiasmus für einen bestimmten Ausdruck, für irgend eine bestimmte Gestalt derselben in allen Gemüthern, die es gläubig ergreifen, sich gleich bliebe. So wird aber das Zurücksinken in den kälteren Zustand, oder der Angriff des Zweifels, gleichsam ein Eröffnen der bisher geschlossenen Kirche. Nun fließt der Reichthum fremder religiöser Anschauungen in die heimische Kirche, wie die Fülle der Erzeugnisse entfernter Himmelsstriche sich belebend in den Staat ergießt. — Der Ekelnamen der scholastischen Denkart ist bei denen an seiner Stelle, die in dem heiligen Ganzen der Kirchengeschichte nichts sehen als Streit der Dogmen, willkürliche Spitzfindigkeit, die Greuel des Mönchthums, die Mißbräuche der Päpste: d. h. bei den s. g. Geschichtschreibern der protestantischen Kirche. Sie haben sich selbst dazu verdammt, aus der Geschichte zweier Jahrtausende ein ganzes Sünden- und Lügenregister zu machen und aus dem Tempel der Geschichte nichts herauszubringen, als eine ganze Bibliothek von moralischen Recepten und von Warnungsbeispielen gegen den Aberglauben."

Daub's Ansichten wurden nun 1807 weiter entwickelt von Marheineke, Schleiermacher's Schüler, 28 J., eben aus Erlangen nach Heidelberg berufen, in der Abhandlung über „Ursprung und Entwickelung der Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten drei Jahrhunderten des Christenthums". Die Polarität liegt nicht blos im Wesen des deutschen Volks, sondern bereits im Wesen der christlichen Kirche. Schon der Monotheismus bedingt die Orthodoxie; die Katholicität, unmöglich im Judenthum, geht aus dem universellen Streben des Christenthums hervor; durch diese Geschlossenheit wird der Gegensatz, die freie Speculation hervorgerufen, und erst durch diese erhält die Kirche ihren Inhalt. Das rechtgläubige System ist nicht von vornherein fertig; es entsteht erst, indem die Kirche Mittel findet, auf eine gesetzliche Art (Concilien, Papst) über die verschiednen Speculationen zu urtheilen, und das Fremdartige von sich auszuscheiden. Jede neue Ketzerei erweitert den Inhalt des „rechten Glaubens", der ohne sie leer bliebe. Aber auch innerhalb der rechtgläubigen Kirche geht das Raisonnement immer über die enge Formel hinaus. Die Kirche hat alles, auch ihre Lehre, ihren Gegnern zu danken,

und diese wiederum finden ihren Halt und ihr Vorbild in der Kirche, der sie sich entziehn. — Lessing hatte nachgewiesen, daß mit dem einfachen Gegensatz, Schrift und Ueberlieferung, die historische Begründung der beiden Kirchen nicht zu erledigen sei, daß auch die Protestanten eine gewisse Ueberlieferung gelten lassen: den consensus patrum, soweit er der Schrift nicht widerspricht. Marheineke zeigt, daß die Unsicherheit, wie weit man sich an die Ueberlieferung zu halten habe, nicht blos auf seiten der Protestanten sei, daß die Kirche darüber lange geschwankt, und nur, um sich den Gründen der Ketzer zu entziehn, die freie Untersuchung der Schrift den Laien entzogen; daß man besonders seit Eusebius die Zeugnisse der frühern Rechtgläubigkeit verstümmelt habe, weil sie mit dem durch Widerlegung der Ketzer entwickelten Inhalt der neuen Rechtgläubigkeit nicht mehr stimmten, daß aber in den Begriffen noch immer eine große Willkür herrsche, und daß die Tradition doch nur als Nothbehelf gelte, weil dem Katholiken die Schrift dunkel und unvollständig sei. Die ganze Untersuchung ist sehr sauber geführt, und von einer erstaunlichen Objectivität; in dem beständigen Hinblick auf die beiden Gegensätze vergißt man zuweilen, welchem der Verfasser angehört.

Seit einem Jahr lehrte auch Görres in Heidelberg, 31 J., aus Koblenz, Katholik. Vor 10 J. hatte er im „rothen Blatt" für die französische Revolution Propaganda gemacht; eine Reise nach Paris 1799 hatte ihn ernüchtert. Schon in jener politischen Zeitschrift tauchen Hexen, Gespenster und Alraunen auf, die man dort gar nicht erwarten sollte. Dann hatte er sich ganz auf Naturphilosophie und Mythologie geworfen; mit Brentano und Creuzer war er sehr befreundet. Die „Studien" sind voll von seinen Aufsätzen. Ein wahres Brillantfeuerwerk ist die „Religion in der Geschichte" 1807. „Als die Natur ihren schönsten Sohn, den Menschen geboren, da freuten sich alle Götter, wie sie, eine göttliche Madonna, um das geliebte Kind schwebte. Höhere Wesen, sonnengeborne Geister, sandte ihm der Vater als Gespielen zu. Sie pflegten sorgsam seine höhern Kräfte und erklärten ihm in kindischem Geschwätz die stummen Hieroglyphen des Lebens. Das Kind lernte die Geheimnisse der Natur und der Götter in den Blumen lesen, aber als seine Kräfte gewachsen und seine Leidenschaft erwacht war, da mußten die Kinder der Sonne scheiden, die Erde zog sich in sich selbst zurück und nur noch in den hohen Mythen lebte das Göttliche fort. Und kennt ihr das Land, wo die Menschheit die frohen Kinderjahre lebte? wo die junge Phantasie zuerst in dem Blüthenduft sich berauschte, und in dem süßen Rausch der ganze Himmel in zauberischen Visionen sich ergoß? An die Ufer des Ganges, da fühlt unser Gemüth von einem geheimen Zug sich hingelenkt, dahin gelangen wir, wenn wir dem Strom der heiligen Gesänge bis zur

Quelle folgen. Schaffend hatte die Gottheit dem All sich offenbart, da offenbarten nachschaffend die Götter sich in der heiligen Mythe. Indiens reiche Natur schwellt in dieser Mythe üppig uns entgegen, zarte, wundervolle Blumen, die mit fremden Augen uns ansehn, in fremder Sprache zu uns reden. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen umher, nur matter und matter glühte es auf, wie sie weiter von der Heimath sich entfernten, aber selbst in der Edda, tief im Eis des Pols, ist die heilige Gluth nicht erstickt, sie glüht im Innern wie Islands Feuerberge. Unser ganzes Wissen ruht auf diesen einfach großen Ueberlieferungen der Urwelt. Diese Welt liegt in der Tiefe der Vergangenheit begraben, selbst die christliche Mythe dringt nicht so tief in die Mysterien der Religion ein als die indische, weil sie durch praktische Tendenzen abgeleitet wird. Es ist nun an der Zeit, den Schleier von diesen Mysterien hinwegzuziehn." — Görres giebt sich Mühe, die Mythologien der verschiedenen Völker mit den Speculationen der Naturphilosophie zu vermählen und daraus einen neuen Mythus zu bilden. „Die Schöpfung begann mit dem Ausfluß des göttlichen Wesens in weiblicher Form, während das, wovon es ausging, in männlicher erschien. Beide ineinander aufgelöst im Medium des Ueberschwenglichen, bilden ohne Zeugung das Wesen der Gottheit." — Das alles geht in einem großen Ei vor sich. Die Personen sind: „Der Mann, das Weib und die fortwährend empfangende Jungfrau; so auch in der christlichen Mythe: der Vater, der über dem Chaos brütende Geist (die Mutter) und der Sohn als Neutralisation des Products." Dann folgen die Titanenkämpfe, Symbol der dem Geist widerstrebenden brutalen Natur, endlich als christliche Mythologie die Apokalypse. Oben im heißen Zenith aller Kräfte, in den Sternenschleier eingehüllt, webt ein unbegreiflich geheimnißvolles Etwas; kein Sinn wird es ergründen, keine Anschauung es erfassen, eine Hieroglyphe der ganzen Schöpfung, die von sich selbst wieder eine Hieroglyphe ist, ein Räthsel, das sich immer selbst löst und doch ewig unergründlich ist u. s. w. In diesem pantheistischen Traumleben sind das einzige Maß die Horen: „Einsam ziehen die Göttervögel durch den stillen Aether, ungezählt sind ihre Scharen, majestätisch langsam ziehn sie durch die Räume der Unendlichkeit einher; die ersten erreicht ein sterbliches Auge nicht, die hintersten sieht keine Zeit vorüberziehn, aber alle trägt das Ueberschwengliche, alle wird die Gottheit sie in ihren Schoos sammeln." — Görres macht auf die Momente des scheinbaren Stillstandes aufmerksam: „Ist das nicht so recht bedeutsam in unsern Tagen auf uns eingedrungen, wo erst jene große Gährung in der Zeit gewesen, die alle Geister in sich eingeschlungen und gewaltsam und rastlos sie in ihren Wirbeln umgetrieben, und nun nachdem sie durch

Ueberreiz zahm geworden und als ein fügsam und gelenkig Werkzeug sich dem Erdgeist beugt, nun von allen Seiten sich's zur Ruhe neigt, und die Gegenwart gewissermaßen nur ein einzig großes Gähnen ist, wo die erschöpfte, übermachte Natur gewaltsam ihre Rechte fordert. Schlaftrunken und immer doch von neuem wieder aufgepeitscht, taumelt dies Geschlecht daher; besinnungslos will die kleinste Anstrengung ihm nicht mehr gelingen; wie Nachtwandler gehen Nationen um, böse Träume träumend: der aber wird Herr am Ende sein, über den die Nacht keine Herrschaft übt, der wie der Löwe, vom heißen Blut getrieben, im straff gespannten Muskel keine Ermüdung fühlt und schnell im raschen Umtrieb jeden Verlust ersetzt." „Es hat die alte Erde zuerst ihr Werk vollbracht: aus eigner Tiefe wollte sie sich selbst ein Wunderkind gestalten; in verborgner Kluft und in finstern Abgründen hat sie den Samen zu dem Bilde aufgesucht, alle Unterirdischen haben zu dem Werk ihr beigestanden, und mit vielfältigen Gaben den Liebling ihr gesegnet, auch die Lüfte haben wie im Liebesregen sich über ihn hinabergossen, und der Mond hat mit seinen kalten Influenzen freundlich ihn bestrahlt, und in seine dunkeln Effluvien wie ein Netz ihn eingeknüpft. So ist die irdische Natur im Menschen zuerst hervorgegangen, ein seltsam kunstreich Werk der Schattenmächte; das Leben, das die Dinge in verschwiegenen Nächten leben, ist ihr Leben auch geworden; es sind die Abgründe der Erde ihr aufgeschlossen, und durch die Spalten schlägt sie die Wurzeln in die Tiefe ein. Und wie kühle Schauer nach dem Uebergang durch die Lüfte ziehn, und feuchte, kalte Nebelformen unten an der Erde streichen, und ein leiser Athem wie der eines Schlafenden durch den Luftkreis geht, so bewegte sich die beschattete Gestalt durch die Dunkelheit, wie ein Traum, den die Natur geträumt, und der lebendig geworden nun nachtwandelte in der Träumenden. Einer Erscheinung gleich, die aus den Gräbern steigt, war die Gestalt den bildenden Göttern aus der Erde hervorgestiegen, und so lange die mütterliche Nacht verweilte, weilte das dunkle Wesen außen an der Oberfläche; wie aber die Morgenröthe am Horizont erschien, da fuhr der finstre Geist in sich zusammen, und flüchtete in tiefe Schluchten vor dem einbrechenden Licht, das ihm feindselig ist und verhaßt."

„Ueber dem Orient ist die Sonne zuerst dem Geschlecht aufgestiegen, und dann nach Westen allmählich mit ihm fortgeschritten am Himmelsbogen, während die Menschen unten durch den irdischen Thierkreis sich durchgewunden. Der Zug des alten Bacchus von Indien und den Ufern des Ganges und Indus aus, nordwärts gegen den Oxus, Sogdiana, durch Medien, Persien, Phrygien bis nach Thrazien hin, und südwärts über Chaldäa, Arabien nach Aethiopien durch Vorderasien und nach Aegypten, ist das erste Buch der Welt-

historie, die Geschichte des ersten Erdensabbats und jenes Sonnenlaufs: Begeisterung spendete der Gott auf seinem Zuge; die Weintraube war das Symbol jenes Götterrausches, der die neugebornen Geschlechter ergriffen hatte, und wie der Freudengeber dahinzog in strahlender Herrlichkeit, in seinem Gefolge Corybanten, Cureten, Pane, Silenen, Satyren, Nymphen, Oreaden und Thyaden, hatten alle sich an ihm in Himmelsfeuer vollgesogen, und den Thyrsus schwingend, Evoe jubelnd, stürzten ihm die Chöre, wie die erglühenden Welten dem Sonnengotte nach. Das war daher die erste Feier auf Erden, wie die alte Titanenzeit vorüber, und die Menschen auf ihr Platz genommen, nachdem der Gott die letzten Giganten durch die Macht des Thyrsus noch gebändigt; es war die erste Flamme, die in dem irdischen Aether sich gezündet hatte. Aber es kamen andre Zeiten; es mußte verglühn der junge Phosphorus, um als später Hesperus erst wiederzukehren; es sollten, nachdem der Feiertag vorüber, die Tage der Arbeit nun beginnen. Da zog das heilige Feuer in das Geheimniß und die Verborgenheit der Tempel sich zurück, und wurde dort als ewige Flamme von den Priestern gehütet; brach nur da und dort periodisch durch und entzündete die Generationen in immer neuer Begeisterung wieder. In den Bacchanalen und den Orgien regte nachglühend sich jene Trunkenheit der frühen Menschenjugend; die alte Sonne, die über der uralten Zeit erglänzt, war zersprungen in einen Sternenhimmel, und die Himmelsfunken strahlten aus der Nacht der Mysterien nun hervor, und glühten an den überirdischen Gewächsen, die der Gott auf seinem Zuge überall im Heiligthum geweihter Oerter angepflanzt. Aus den indischen Tempelhöhlen waren diese Mysterien hervorgebrochen: wie ein unterirdischer Strom waren sie verborgen tief unter der Erde hinweggezogen: in der Mythohöhle brach der Strom brausend, eine siedende Naphthaquelle, zuerst hervor, und stieg innerlich erglühend himmelan; unter den Tempeln der Chaldäer wand er sich dann hindurch, und nun sich in vielfache Arme spaltend drang er in freudig raschem Spiele dort in Saïs, in den Mysterien des Osiris und der Isis hervor; hier in Phrygien im Dienst des Atys und der Cybele; in Syrien und Phönizien in den Geheimnissen des Adonisdienstes; in Lybien im Ammonstempel; dann wieder oben im thrakischen Norden im Cultus der Kabiren und des Sabazius; rann weiter unter dem Meere von allen Weltgegenden sich sammelnd durch, um in Eleusis, als Heiligthum der ganzen Erde von der alten Zeit anerkannt, noch einmal in einer herrlichen flammenden Cascade aufzusteigen, und ganz Griechenland von dort aus mit dem Feuerregen zu übergießen." Wir flüchten auch aus diesem Wirbel, und eilen zur Periode des römischen Kaiserthums. „Es war abermals Nacht geworden in der Geschichte, abermals hatte die dunkle Gewalt aus den Tiefen sich ergossen, und hatte des Geistes Federkraft ge-

brochen und in schmachvolle Fesseln ihn gelegt; es war das Geschlecht wieder hingesunken und still brüteten die Elemente über dem neuen Werk und der Wiedergeburt, zu der es erwachen sollte." Diesmal war es der Religion vorbehalten. „Alle Religion begann mit Naturdienst; alle Mythologie erscheint, bis zu ihrer innersten Wurzel verfolgt, unmittelbar erst in den Elementen und dann im Sternreich gegründet, und es war der allgemeine Glaube des ältesten Alterthums, daß alle göttliche Begeisterung unmittelbar hervorquelle aus dem Schoos der mütterlichen Erde und den Abgründen der Gestirne, und herausstöne schauerlich und geheimnißvoll aus den Tiefen der Materie." Das wird in der asiatischen Mythengeschichte, die übrigens viel Schönes und Treffendes enthält, weiter nachgewiesen. „Aus der Mitte des Judenthums war in neuer, höherer Apotheose hinaufgestiegen ein neu göttlich Leben: Jehovah, ganz ein lebendiger, organischer Gott, leidenschaftlich, zornmüthig, mordgrimmig, selbst verklärter Moses wie der spätere Allah ein verklärter Mahomed, herrschte nun in Majestät und Herrlichkeit durch den neuen Olymp; die Elementenwelt aber war tief unter ihm, der Sternenhimmel sein Fußschemel, der Donner seine Stimme und die Blitze seine Boten." Nun aber trat mit dem Christenthum der Logos in die Welt, „das Wunderkind der neuen Zeit u. s. w.: — es ist merkwürdig, wie mit dem Christenthum sofort die bunten Bilder aufhören und die dürre Scholastik beginnt. „Durch das Christenthum war ein großer Forschritt der menschlichen Natur bezeichnet: es war eine neue, große Abstraction in das allgemeine Leben eingetreten, und durch Abstractionen geht aller Fortschritt in der Geschichte, ohne sie würde alles in Trägheit und in tiefer Versunkenheit befangen bleiben auf der Stufe, wo es einmal zufällig sich gestaltet hätte. Mit ihr begann ein neuer thatenvoller Tag, und durch Morgen, Mittag, Abend durchlief die Geschichte seine Phasen." Im Papstthum vollendete sich dieser Organismus. „So stand der Titan des Mittelalters da, stolz und hochgemuth; nicht mehr von unten herauf von der alten Mutter allein gekräftigt, sondern jetzt in der Gnade des Himmels stark, schritt er daher und bekämpfte nun selbst den feuersprühenden Typhon des Islam, die letzte Ausgeburt des alten Heidenthums" u. s. w. Kläglich ist der Anblick der Zerstörung, in die der schöne Bau, der in zwei Welten seine Fundamente hatte, zerfallen ist. Mit dem Schießpulver begann der Ruin: mit der Reformation war er vollendet. „Ohne Zweifel waren es die Kräftigern im Volk, der letzte Rest von wahrhaft altdeutscher Energie und Lebendigkeit, was die Reformation zunächst begründete; sie sahen die Verwesung um sich her und wollten neuen Geist eingießen dem Hinfälligen. Sie wandten, um ihren Abfall von der Idee zu decken, sich dem ursprünglichen Christenthum zu, und bewaffneten den einfachen Geist des Stifters gegen sein eigen Werk, das so

nothwendig wie die spätern Erdgestalten aus dem Frühern hervorgegangen war; aber sie vergaßen, daß das Christenthum, wenn es länger fortbestehn sollte, nothwendig weiter vorwärts gegen die Abstraction getrieben werden müsse; daß es aber nimmer wie der Strom zu seiner ersten Quelle kehren konnte." — Es folgte die Revolution: „Die alten classischen Formen sollten wiederkehren, antiker Republikanersinn; aber es war nicht an der Zeit: die Unternehmung, frivol begonnen, war nicht mit welthistorischer Einsicht geleitet worden; in Worten hatte sich das Geschlecht berauscht, aber die Worte wurden mit Worten abgewiesen, sie verflogen wie Rauch und Dunst." „So ist das Zeitalter abermals in sich zusammengebrochen; die Götter sind wieder zurückgegangen in die Elementarwelt." Aber wie die Ereignisse der Gegenwart nothwendige Naturproducte, so sind sie auch ein Fortschritt gegen die Vergangenheit. „Nimmer kann der Erdgeist in Verdammniß sinken, er kennt nicht Tod und die Vernichtung nicht, denn er ist unsterblich und ewig jung, und immer erneuten Lebens voll; eine heilige Schlange, die streifend die alte Hülle in jedem Zeitalter von neuem sich erzeugt." Leider vertieft sich Görres darauf wieder nicht blos in's Weltei, sondern auch in die Milchstraße, und die historischen Bilder verwandeln sich in mythologische Phantasmagorien. —

Juli 1807 widmete Görres seinem Freunde Brentano „die deutschen Volksbücher" (die Reisen Mondevilles; Ernst von Bayern; der gehörnte Siegfried; Heymonskinder; die sieben weisen Meister; Melusine; Genoveva; unsers Herrn Kinderbuch); darin eine „nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat." Gleichzeitig gab er mit demselben die „wunderbare Geschichte des Uhrmacher BOGS" heraus, und schrieb Kindermährchen. „Dieser Görres," schreibt H. Voß 28. Aug., „gehört unter die Arabeskenschriftsteller; ich fürchte, seine ungeregelte Phantasie wird ihn noch einmal in's Narrenhaus bringen. Er predigt den Heidelbergern jetzt die Rungischen Arabesken, mystischen Inhalts, findet aber wenig Beifall. Jean Paul ist sein Heros, Schiller verdient nicht den Namen eines Dichters; Goethe soll einige Anlage gezeigt haben, aber die gemeine Natur hat den Sieg davongetragen. — Wo soll diese Hypersthenie des Geistes einmal ihre Schranke finden?"

In ähnlichem Sinn, wenn auch mit etwas gelehrterem Anstrich, schrieb J. J. Wagner in Würzburg „Ideen zu einer Mythologie der alten Welt". Die Wünschelruthe wandert durch ganz Deutschland; aus Baader's Briefwechsel sieht man, daß die Auguren ihr Geschäft im nüchternsten Ernst trieben: das Dreieck mit dem Punkt in der Mitte spielt die Hauptrolle. — J. W. Ritter, in Jena Fr. Schlegel's und Novalis' Genoß, jetzt nach München berufen,

reiste in Süddeutschland, um durch Experimente an qualificirten Subjecten, die dazu eigens gemiethet wurden, hinter die Geheimnisse der Rhabdomantie, des Geistersehens, des Somnambulismus u. s. w. zu kommen. Er schreibt aus Ulm an Baader: „Ich bin jetzt völlig in den thierischen Magnetismus eingeweiht. Eine Entdeckung von Wichtigkeit denke ich durch die eines passiven Bewußtseins gemacht zu haben. Es wird durch Frage, Andenken erregt. In der weitern Anwendung giebt es selbst dem Leben am Tode Bedeutung, und stellt die Lebenden als Todtengericht auf. Weiter dann, daß eben dadurch neue, reinere Willkür hervorgerufen wird, und damit neues, individuelles Leben, das giebt sogar die Theorie der Unsterblichkeit ganz. Es schließt der Sinn des Monumentes sich auf; das Monument giebt unmittelbar Leben dem, dem es gesetzt ist. Hier neue Aufschlüsse in die Magie. Dann Theorie der Kraft der Phantasie. Alles Vorgestellte ist wirklich, ebendeshalb aber hat es nur die eine Hälfte seiner Wirklichkeit, eine Halbwirklichkeit, für uns, gerade wie schon jeder dritte uns doch nicht so wirklich ist, als wir uns selbst. Ferner hier Theorie des Gewissens, indem actives Bewußtsein von passivem sich nur dadurch unterscheidet, daß dort die Frage mit der Antwort, und hier die bloße Antwort zum Bewußtsein kommt. Alle unsre reinen Handlungen sind somnambulistisch, Antwort auf Frage; wir der Frager. Jeder trägt seine Somnambule bei sich, und ist selbst der Magnetiseur von ihr. Fall, wo die Frage die Antwort selbst erräth, oder die eigentlich bewußte Unwillkürlichkeit selbst. Gott im Herzen. Vollkommene Somnambulistik dieses Phänomens. Der wachende (willkürliche) Zustand hat keine Erinnerung dafür u. s. w. —

In derselben Zeit hielt Heinr. Schubert, 27 J., Dr. med., auch in Jena gebildet, in Dresden öffentliche Vorträge: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft". Die Nachtseite eines Planeten nennt man diejenige Seite, welche der Sonne abgewendet ist. Man hat in derselben ein gewisses, wenn auch schwaches, dem Planeten selbst angehöriges phosphorescirendes Licht entdeckt, bei welchem sich manche Gegenstände auffallender und in einer ganz andern Weise zeigen sollen als im Sonnenlicht. Dieses Bild wendet Schubert auf die Naturwissenschaft an. Er stellt diejenigen Erscheinungen zusammen, welche das Sonnenlicht nicht bescheint; aber die Geheimnisse breiten sich auch auf das gewöhnliche Leben aus, und die bekanntesten, individuellsten Naturgegenstände, z. B. Rosen, Schmetterlinge, zeigen eine überraschende Fähigkeit, in einander überzugehn, so daß man sich in die Ovidischen Metamorphosen versetzt glaubt. Die Zahlen spielen eine große Rolle, nicht wie sie als Schlüssel der Naturwissenschaft zu allen Zeiten gegolten haben, sondern vom Standpunkt der höhern Mystik. Schubert freut sich über den Gleichklang verschiedner Zahlenverhältnisse in Gegenständen, die scheinbar gar keine Verwandtschaft

mit einander haben, und spielt mit ihnen Fangball. Die Hauptsache bilden die dunklern Partien der Geschichte, die Zeichen und Wunder, die man bisher in das Gebiet der Sagen und Mährchen gewiesen, die nun aber als die Symbole eines höhern Naturgesetzes gelten sollen. Am Ursprung der Schöpfung sind die Menschen den Göttern gleich gewesen, ihr Wort hat Wunderkraft gehabt, und die Natur hat ihnen Rede stehn müssen. Durch die Sünde haben sie diese Macht über die Natur verloren, und dadurch ist in die Kraft, Wunder zu thun, etwas Finsteres und Dämonisches gekommen. So haben z. B. in den griechischen Orakeln die Erdkräfte, in welche die ehemals den Menschen angehörige Wunderwirkung gebannt war, auf die Menschen zurückgewirkt und ihnen in dämonischer Begeisterung das Reich der Natur wieder erschlossen. Das Heidenthum ist auf diese Weise durchaus mit Zauberei verknüpft gewesen. Mit Christus, dem wahren Menschen, wie er zur Zeit der Schöpfung war, ist dann die alte natürliche Wunderkraft erneut. Später sind unter den Rosenkreuzern und Freimaurern dämonische Wunderthäter aufgestanden, und so hat sich die Nachtseite der Natur von Zeit zu Zeit einer aufmerksamen Forschung erschlossen. In neuester Zeit ist man durch die Entdeckung des thierischen Magnetismus endlich diesem Räthsel des Lebens näher gekommen. Man hat das Mittel gefunden, den Geist vom Körper, der seiner freien Schöpfungskraft unnöthigen Widerstand entgegengesetzt, auf Augenblicke zu trennen und ihm die ursprüngliche Freiheit wiederzugeben. Von diesen losgebundenen Seelen, die unmittelbar in das Innere der Natur schauen, sind nun die wichtigsten Aufschlüsse über Gott, Unsterblichkeit und dergleichen zu erwarten.

„Mit der gespanntesten Erwartung,“ schreibt Gentz 16. Mai 1807, „griff ich nach Schubert's Werk, aber kläglicher war ich lange nicht getäuscht worden. Wenn es in Sanskrit geschrieben wäre, so bliebe mir wenigstens der Trost, die Züge anzubeten; so aber ist es deutsch und ich verstehe keine Zeile davon.“ — A. Müller, der Wetterprophet, der mehr Nerven hatte, belehrt ihn: „Schubert scheint mir an Gemüth und namentlich an Gelehrsamkeit Schelling weit überlegen. Indeß ist mir sehr begreiflich, wie die kränkliche, zarte, nach dem Aether hinausstrebende Natur Ihrem gesunden Sinn nicht ganz zusagt. Schubert bildet, freilich poetischer und erhabener, eine frühere Periode meiner Bildung ab, wo ich das Persönliche meiner irdischen Thatkraft hätte mögen in Rauch aufgehn lassen, um dem Gott, den ich anbetete, einen süßen Geruch zu bereiten. Es fehlt ihm der irdische Kern, der deutliche feste Umriß der Seele. Betrachten Sie nur die blassen, durch und durch verunglückten Mythen, die sein Buch eröffnen: sie spüren eine Sehnsucht nach dem Orient, die eben, weil sie sich ihres occidentalen Geblüts nicht

entäußern kann und doch die alte Heimath des irdisch Tüchtigen, Gestalteten verachtet, wider ihren Willen in die Nebel des Nordens hineingezogen wird. Schelling nennt ihn den Ossian der Naturwissenschaft."

Diese Geister, Dämonen, Nachtwandler, Magnetiseurs u. s. w. brachten in die Eintönigkeit des deutschen Lebens wieder eine angenehme Abwechselung; Gedike und Biester hatten umsonst gestritten! — Jung-Stilling, jetzt 67 J., Hofrath, Vorleser und Freund des Herzogs in Karlsruhe, weckte die Reste seines alten naiven Aberglaubens wieder auf, und schrieb ein völlig doctrinäres Buch, „Geisterkunde": „Es zeigt," sagt Wieland, „welchen Verstandes-Verfinsterungen ein armer Sterblicher ausgesetzt ist, wenn er für Pflicht hält, seine Vernunft unter dem Gehorsam des blinden Glaubens an den Buchstaben eines mißverstandenen Buchs, und wenn es auch die Bibel wäre, gefangen zu nehmen. Seit Don Quixote weiß ich kein so auffallendes Beispiel, was für Ravagen eine partielle Verrücktheit im Kopf eines in andern Dingen verständigen Menschen anrichten könne. Er glaubt wirklich mit voller Ueberzeugung an seine Geister, an graue Männchen, an die weiße Frau u. s. w. — Das Schlimmste ist nur, daß seine Verrücktheit ansteckend ist. Sein Buch wird eine Menge schwacher und verworrener Köpfe theils in ihrer Thorheit befestigen, theils in ihrem Bischen gesunden Menschenverstand irre machen." In der That wurde schon damals in Tübingen bei den jungen Poeten die „Geisterkunde" mit Begierde verschlungen, und Justinus Kerner präparirte sich auf den vertrauten Umgang mit diesen Nachtunholden.

Die Gemüthlichkeit dieser Mystik und Phantastik in Süddeutschland hatte zum Theil darin ihren Grund, daß diese Länder weniger von den Schlägen des Krieges heimgesucht waren, sich also noch in dem alten schlaftrunknen Zustand fortbewegen durften. In Preußen war ein strammeres Zusammenraffen nöthig: die Noth lehrte beten.

5. Sept. 1807 erging die Cabinets-Ordre zur Gründung der Universität Berlin. Verschiedne Pläne wurden ausgearbeitet: Fichte faßte die Sache ganz idealistisch auf, als eine Zwangsanstalt zur Erzeugung des guten Willens, des einzig Werthvollen in der Welt. Ihm schloß sich J. Müller an — der 5. Sept. sein Abschiedsgesuch noch einmal einreichte, diesmal aber in der festen Erwartung, es werde ihm verweigert werden — nebenbei konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, der rheinische Bund möchte eine deutsche Normal-Universität gründen; ferner Bernhardi, den Fichte mit den wärmsten Worten für die neue Universität empfahl. Cabinetsrath Beyme, sein Zuhörer, war geneigt, auf seine Ideen einzugehn. Eine andre, sich mehr an das Gegebene anschließende Idee entwickelten Schleiermacher, Steffens und

F. A. Wolf, obgleich auch diese nicht in allen Punkten einig waren; W. v. Humboldt neigte sich mehr zu ihnen.

Auf die dringende Bitte der Prineeß Luise kehrte 30. Sept. der schwergekränkte Frh. v. Stein nach Königsberg zurück, und übernahm die Leitung des Staats. Bald fühlte man die feste, eiserne Hand: die Finanzen wurden geordnet, die Fesseln des Verkehrs abgeworfen, die militärische Erziehung des Volks vorbereitet. Ein jugendlich kräftiges Leben regte sich in dem scheinbar zertrümmerten Preußen. Mit dem Minister im engsten Verkehr wirkten Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Stägemann.

J. Müller erhielt 5. Oct. unerwartet in kurzen und trocknen Worten seinen Abschied. 29. Oct. reiste er aus dem Hause Alexander's von Humboldt, der sich in der schweren Zeit auf das freundschaftlichste seiner angenommen hatte, von Berlin ab. Seine Bücher wurden über Nürnberg nach Tübingen geführt. Inzwischen waren ihm zwei Kuriere von Paris aus nachgeschickt, der eine hatte ihn in Tübingen und Stuttgart gesucht, eilte hierauf nach Berlin, traf in Gotha die Spur seiner Durchreise und erreichte ihn 5. Nov. zu Frankfurt. Er überbrachte ihm die Einladung, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen, er sei zum Minister-Staatssecretär des neuen Königreichs Westfalen ernannt. „Beim Schatten unsrer Mutter!" schreibt er an seinen Bruder, „nie hatte ich davon die entfernteste Idee; bisweilen wünschte ich eine mäßige literarische Stelle in Paris, hatte aber niemand auch nur dieses geschrieben. Der erste Eindruck war nach dem Erstaunen Freude, daß der große Mann, den, wie du weißt, ich seit jener Unterredung hoch verehrte, meiner nicht vergessen. Das hat sich auch nachher bestätigt: der Fürst Primas hat nichts davon gewußt, König Hieronymus kannte mich nicht, alles ist aus Jupiter's Haupt: er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben. Also in einer Viertelstunde der Kurier abgefertigt: „„ich komme"". Und ich kam, Tag und Nacht in fünf Tagen. Am 12. war ich zu Fontainebleau. In Paris sah ich fast niemand als den Fürsten Primas, und eilte schnell zurück. Lange schon war ich bei Besinnung." — „Allein das Unerwartete überraschte mich; es fiel mir nicht ein, es ablehnen zu dürfen." — Das war Müller's Elend, daß er nie im Stande war, Nein zu sagen.

17. Nov. erhielt er das Decret, welches ihn zum Minister ernannte. „Ich schwöre dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe. Aber — es kam so! den folgenden Morgen fing ich mit Expedition eines halben Dutzend Decrete meine Stelle an." Der König übergab ihm das große Kreuz des holländischen Löwenordens und wiederum gerieth Müller in eine bescheidne Rührung, er versichert seinen Bruder, daß unter

diesem großen Kreuz noch dasselbe Herz schlage. „Schon habe ich aus Deutschland mehrere Briefe, worin man sich der Ernennung freut. In Paris erkennt man auch darin Napoleon's Geist. In der That ist er in allem, was ich sehe und höre, bewundernswerth und einzig; und wenn Horaz recht gesagt hat, daß principibus placuisse viris non ultima laus est, so darf ich wohl mich freuen, daß dieser mein gedacht hat. Auch kann ich den jungen König nicht anders als lieben; man glaubt, ich könne Gutes stiften; man macht mir, wenn das Königreich in Ordnung ist, eine ruhige, schöne Stelle hoffen, wo ich, diese Erfahrungen mit dem Resultat meiner Studien combinirend, wie jene Staatsmänner alter Jahrhunderte, die Geschichte werde schreiben können. Also — ich gebe mich hin."

„Als Staatssecretär des Königs von Westfalen," schreibt ihm Woltmann 5. Dec., „würden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als Ministerreferendar des rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehn Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre." Natürlich wünscht der Edle, ihm zur Seite zu stehn: „was soll ich hier unter den ausgestorbenen Menschen?" — Müller an seinen Bruder 8. Dec.: „Aber täglich steigt mein allersehnlichstes Heimweh nach meinen Studien, nach der stillen Wonne meines einsamen Lebens. Noch hoffe ich auf den Kaiser: er ist meinen Studien günstig, vielleicht giebt er mich ihnen zurück." — 10. Dec. hielt der neue König in Kassel seinen Einzug; mit ihm eine Bande französischer Abentheurer und Beutelschneider. Reichardt wurde als Kapellmeister angestellt. Steffens, der bisher im Holsteinischen im Kreise seiner alten Freunde Berger, Hülsen u. s. w. gelebt, kehrte nach Halle zurück, jetzt eine westfälische Universität; er fand alles ausgestorben und verödet.

In Weimar hatte man sich indeß wieder in das alte poetische Treiben eingelebt. So lange er Schiller hatte, zeigt sich bei Goethe von einem leidenschaftlichen Verhältniß keine Spur; nun war der ruhige Genuß der Freundschaft vorüber, und die alte Natur machte sich wieder geltend, in einer Zeit, wo er durch seine Heirath der Leidenschaft einen sittlichen Riegel vorgeschoben hatte. Es war nicht Kühle des Herzens, die den 58j. Dichter Bettinen's Liebesversuche ablehnen ließ; und es war nicht fein von der geistreichen Frau, daß sie durch Fälschung das Publicum zu dem Glauben verführte, Goethe's Sonette seien nur poetische Paraphrasen ihrer Briefe. Diese Sonette wurden 11. Nov. bis 18. Dec. 1807 gedichtet; ihr Gegenstand war Minna Herzlieb, die Pflegetochter der befreundeten Familie Frommann. „Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen. Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen, möcht' ich als Vater

segnend Häuser bauen. Und als du anfingst, in die Welt zu schauen, war deine Freude häusliches Besorgen. Solch eine Schwester, und ich wär' geborgen; wie könnt' ich ihr, ach wie sie mir vertrauen! — Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken; ich fühl' im Herzen heißes Liebesleben. Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen? Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken: du stehst so schroff vor mir emporgehoben; ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen." Wie sie damals war, weiß die deutsche Nation: sie ist das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Sie ist erst vor kurzer Zeit, namenlos unglücklich, gestorben.

„Ach warum, ihr Götter, ist unendlich alles, alles, endlich unser Glück nur! Sternenglanz, ein liebereich Betheuern, Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen, Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe, sind unendlich — endlich unser Glück nur!"

Leo v. Seckendorf, 34 J. alt, Goethe's alter Schützling, hatte ihn um einen Beitrag zu einer neubegründeten Zeitschrift „Prometheus" ersucht; in Folge dieser Aufforderung dictirte Goethe in wenig Wochen das Fragment „Pandorens Wiederkehr", das er 15. Dec. fertig vorlesen konnte. Zugleich entwarf er das Schema zu den Wahlverwandtschaften. „Beide drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also neben einander gar wohl gedeihen."

„Der Plan der Pandora läßt sich noch nicht berechnen; allein man erkennt leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene so sehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles ist beweglich und doch bildnerisch begrenzt; die Formen sind gelinde gehalten; der Gegensatz zwischen Phileros, dem Bilde des raschen Verlangens, und Epimethens, dem Träumer über sehnsüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und besonders die jugendliche Fülle und Frische muß ein freudiges Erstaunen erregen." A. W. Schlegel schrieb das in Wien, wohin er sich Ende 1807 im Gefolge der Fr. v. Staël begab, um Vorlesungen über dramatische Kunst zu halten. Den tief schmerzlichen Inhalt der „Pandora" hat er ebensowenig herauserkannt als den des Tasso, und die Bezeichnung „Jugendlichkeit" erscheint anfechtbar. Leicht und jugendlich ist die Sprache nicht. Die Empfindungen quellen nicht in unmittelbarem Leben hervor, sie erscheinen in einer Art priesterlicher Würde, und man muß das Ohr erst an diese dunkeln Rhythmen gewöhnen, in denen der Sinn ebenso entflieht, wie er reizt, ihm zu folgen, um ihre Schönheit zu empfinden; aber dann üben sie einen mächtigen Zauber, und man trennt sich schwer. Neben den griechischen Formen treten die romanischen auf: frei, aber sehr künstlerisch behandelt; nur

die deutsche Weise hat keine Stelle gefunden. — Die Doppelnatur, die Goethe in all seinen Werken darstellt, ist in Prometheus und Epimetheus zu ihrem rein symbolischen Ausdruck gekommen. Prometheus ist die Arbeit, die sich in der Geschichte bethätigt, die in unablässig rastlosem Fortschritt jeden Augenblick mit dem Bilde eines bestimmten endlichen Zwecks erfüllt, aber nur um, wenn dieser erreicht ist, sich sofort einen neuen zu setzen; die keine Ruhe und keine Betrachtung kennt, die das Spiel, die Empfindung und die Kunst flieht und jeden Augenblick für verloren achtet, der nicht für einen zukünftigen Zweck arbeitet. Jedes Wort, das Prometheus spricht, ist markvoll, in sich selbst und in den Gesetzen der Geschichte fest gegründet. Epimetheus, das Bild des sehnsuchtsvollen Dichters, dem die tiefste Leidenschaft in seinem Alter kam, versinnlicht die weibliche Seite der menschlichen Natur, die weiche Betrachtung, die nur in den Bildern der Vergangenheit und Zukunft weilt, aber nicht um ihnen den gegenwärtigen Augenblick zu opfern, sondern um sie im gegenwärtigen Augenblick zu genießen; jenes Spiel des Lebens, welches von der rastlos fortstrebenden Geschichte nur gestört und verwirrt wird, in dem aber die schönsten Blüten der Menschheit, die Künste, sich krystallisiren. Was die Dichtkunst dem Menschen Süßes und Zartes bereitet, wie sie ihn quält und ihn beseligt, ihn an die kleinsten Endlichkeiten des Lebens bindet und ihn zu den Sternen trägt, das ist in diesem lieblichen Schattenspiel seelenvoll angedeutet. „Epimetheus nannten mich die Zeugenden, Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehenes zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels, zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit." Wie zarte Träume drängen sich Elpore, Epimeleia, Phileros — Hoffnung, Erinnerung, Liebe — zwischen Leben und Poesie; erst in der Dämmerung der Mondnacht, dann hell von der Morgenröthe beschienen: in unklarem Beginnen, voller Schmerzen und Enttäuschungen, aber verklärt durch den glücklichen Leichtsinn, der das Leben immer neu gebiert, in ihrem bacchantischen Taumel ein anmuthvolles Schauspiel für die Götter, die aus dem Ocean aufsteigend dem trunknen Spiel des Lebens zuschaun. Die Macht des Lebens geht nur aus dem einseitigen überwältigenden Drang hervor, und wer seinen eignen Glauben als den einzigen Leitstern verehrt, ist im Recht; aber über diesen Drang erhaben gleicht der Himmel die Widersprüche aus, und zwingt die Zufälligkeiten des Kampfs unter das liebevolle Joch höherer Nothwendigkeit. „Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben. Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen, ist der Götter Werk; die laßt gewähren."

„Ich verstehe kein Buch," schreibt Rahel „bis ich mir nicht sagen kann, wie der Autor dazu gekommen ist, es zu machen, wie es in ihm dabei vor-

ging: so muß jedes Buch einen Text in sich tragen, wie einen Kern, um den es herumwächst ... Pandora verstehe ich ganz anders als die andern Leute: das ist das Alter. Epimetheus ist alt wie ein Sohn der Erde; von ihr, und Kenntniß ihrer, vom Alter, vom Undank, von der angehäuften Zahl der Uebel gedrückt, von Hoffnung endlich entblößt! Das wahre Alter; nicht einmal ungeduldig: den welken Kranz betrachtend, die Jungen bedauernd, nicht beneidend, und doch rastlos im Schaffen, weil die Noth es gerade heischt. Mir hat's einen entsetzlichen Eindruck gemacht: ich verstand gleich das Alter. Ich wurde damals alt. Auch alt wird man plötzlich. Das Alter entfaltet sich wie eine Blüte plötzlich aus der Knospe, wenn schon die ganze Jugend es vorbereiten muß."

Indem Goethe „Pandorens Wiederkehr" dichtete, war er zugleich beschäftigt, dem alten Idol seiner Jugend, dem Faust, den vorläufigen Abschluß zu geben.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten! die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt ... Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage, und manche liebe Schatten steigen auf; gleich einer alten halbverklungnen Sage kommt erste Lieb' und Freundschaft mir herauf ... Sie hören nicht die folgenden Gesänge, die Seelen, denen ich die ersten sang; mein Lied ertönt der unbekannten Menge ... Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen ... Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich; was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Der Schauspieldirector ermahnt ihn, nach seiner alten Weise dreist in's Leben zu greifen und sich mit seinem leichten Spiel an die Jünglinge zu wenden: „sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein; wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar sein."

„So gieb mir auch die Zeiten wieder, wo ich noch selbst im Werden war! da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar, da Nebel mir die Welt verhüllten, die Knospe Wunder noch versprach, da ich die tausend Blumen brach, die alle Thäler reichlich füllten. Ich hatte nichts und hatte doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug. Gieb ungebändigt jene Triebe, das tiefe schmerzenvolle Glück, des Hasses Kraft, die Macht der Liebe, gieb meine Jugend mir zurück!"

Der Faust der Dichtung ist ein Greis, der durch Zauber Jugendblut und Jugendwahn wieder gewinnt; das Denken seiner Vergangenheit mischt sich oft störend in das Empfinden seiner künstlichen Gegenwart. Auch der Dichter sollte im erneuten Gedicht wieder zu leben versuchen, was ihm doch schon vergangen war. Der ursprüngliche Faust trotzte dem Himmel, wenn auch nicht als Ungläubiger; in der neuen Form waltet eine höhere Weisheit über ihm,

die ihn erzieht. Der Prolog im Himmel ist dem Hiob nachgebildet, einem Buch, das wohl durch einen fremden Schluß entstellt ist: ursprünglich sollte der Ankläger recht behalten, nicht die optimistischen Freunde. — Nur den Göttern, den Engeln, den Ideen, den reinen zeitlosen Formen wohnt Seligkeit bei; ihnen darf Gott der Herr den Spruch der höchsten Weisheit verkünden; „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken, und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken."

Der erste Theil des „Faust", wie wir ihn jetzt haben, kam Mai 1808 heraus, 18. Jahre nach dem ersten Fragment. Neu ist, außer den Prologen, der Monolog Faust's vom Abgang Wagner's an, sein Selbstmordsversuch und die Unterbrechung desselben durch das Osterfest; der Spaziergang mit allem, was dazu gehört, so wie die Auffindung des Pudels; die erste Beschwörung des Mephistopheles und was darauf folgt, sowie die zweite Unterredung mit dem Vertrage, bis zu den Worten: „und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist;" endlich die Scene mit Valentin. Die erste Ausgabe schließt mit der Ohnmacht Gretchens in der Kirche; alles Weitere, auch die Walpurgisnacht, ist neuer Zusatz. Von den bereits ausgearbeiteten Scenen der Helena war in die neue Ausgabe noch nichts aufgenommen.

Das erste Fragment hatte zwar nur wenig kräftige Herzen, aber diese desto tiefer ergriffen: es war die höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes und des überquellenden Gefühls in der schönsten Sprache, die sich melodisch dem Ohr einprägte; es waren individuelle Empfindungen, die doch so reiche Perspectiven und Ahnungen eröffneten, daß man in dieser Fabel das Gesetz des Lebens versinnlicht meinte. Man fühlte das Wehen eines hohen Geistes, der ein souveränes Spiel mit den Gedanken trieb, an denen die übrige Welt krankte, und der doch so stark von ihnen ergriffen war, daß er sie in der ganzen Fülle individuellen Lebens darstellen konnte.

Steffens, der zu den lebhaftesten Enthusiasten für das erste Fragment gehörte, empfand die scheinbare Vollendung mit einem gewissen Schmerz, weil er sein herausfühlte, daß sie eben nur scheinbar war. Es handelt sich nicht um das Durcheinander von Stil und Inhalt in dramatischer Beziehung: den Faust auf die Bühne zu bringen, fiel damals noch niemand ein. Der innere Widerspruch liegt tiefer.

Fast in allen seinen dramatischen Dichtungen hat Goethe die beiden Pole seines Wesens von einander geschieden und eigens verkörpert. Die äußersten Pole sind Faust und Mephistopheles. Der Geist, der stets verneint, ist nicht eine Persönlichkeit, sondern eine Abstraction: die Abstraction der Altklugheit, die als nothwendiger Gegensatz gegen die Ueberschwenglichkeit des Gefühls

in der Zeit lag und von der auch der Dichter sich nicht frei fühlte. Faust hätte kaum nöthig gehabt, diesen Teufel heraufzubeschwören, da er ihn ja als Ergänzung seines excentrischen Gefühls in seinem eignen Innern trägt. Mephistopheles ist Faust selbst, wie er sich erscheinen muß, wenn sein Gefühl an der Höhe der Schranken erlahmt. Sie sind eines Geistes: der verwegne Idealismus, der „mit mächtiger Faust" die reale Welt in Trümmer schlägt, um sie „prächtiger aus seinem Busen wieder aufzubauen", und der närrische Geist des Widerspruchs, der immer fragt: warum wird man geboren, wenn man doch sterben muß? u. s. w. und der eine kindische Freude daran hat, wenn der liebe Gott ihm auf diese sinnlose Frage nicht zu antworten weiß. Der Unterschied ist, daß der eine sein Ideal, eben jene Frage des Narren, als sein Recht, und daher sein Schicksal, keine Antwort zu erhalten, als eine tragische Bestimmung betrachtet, während der andre sich durch Cynismus mit seinen Widersprüchen abzufinden weiß. Faust sucht ein „Ideal", das ein Zauberspiegel ihm gezeigt, die schöne Helena von Griechenland; die absolute Erscheinung, die alle Widersprüche in sich neutralisirt Dieses „Ideal" will er ganz genießen, wie er die Wahrheit ganz sehn will. Das Wesen soll sich von der Erscheinung trennen; jedes einzelne Ding soll sich den nur scheinbaren Einflüssen der Sonne, des Lichts und der Wärme, den Bedingungen des Raums und der Zeit entziehn und doch leben. Als er dem Teufel seine Seele verschrieb, hat er die Bedingung gesetzt, er wolle ihm erst dann angehören, wenn er einen Augenblick fände, in dem er genieße, ohne zu entbehren; in dem er die höchste Erregung als Ruhe und Dauer fühle. Der Augenblick wird nicht kommen, denn jedes Sein ist mit dem Nichtsein behaftet; jede That, jeder Genuß und jedes Wissen endlich. So wird er die Lust der Unzufriedenheit, das stolze Bewußtsein eines Verlangens, dem der Augenblick nie gerecht werden kann, in alle Ewigkeit büßen. Weder Gott noch der Teufel werden ihre Wette gewinnen.

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen." „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt." „Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen." Das ist der Standpunkt Gottes des Herrn, des pantheistischen Naturgotts. Und in der That, über die kräftige Monade Faust wird der Teufel nicht so bald Herr; das „her zu mir!" ist nur eine Episode.

Wie aber steht es mit Gretchen? — Die Seele ist in Schuld und Wahnsinn zu Grunde gegangen; was will also der Ruf hinter der Scene sagen: „sie ist gerettet!" — Wie denn gerettet? Durch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit, ein Wunder, das auch dem höchsten Naturgesetz wider-

spricht? — Wüßte man nicht historisch, daß die Stelle von Goethe herrührt, so würde man sie für die Interpolation eines spätern Christen in das pantheistische Gedicht halten. — Die Erinnerung, eine Seele vernichtet zu haben, wird den Faust der Dichtung auch in seine „Seligkeit" begleiten, d. h. in die höhern Kreise seines Strebens, Wollens und Irrens. Und die Schuld war nicht ohne Bewußtsein: sie war nicht die That eines Jünglings, sondern eines Mannes mit greisenhaften Reflexionen, der nur durch Zauberei den Schein der Jugend gewonnen hat. — „Es muß ja Aergerniß kommen!" sagt der Naturgott; „aber wehe dem, durch den Aergerniß kommt!" seufzt die Creatur.

„Die poetische Kraftfülle im Faust," schreibt Jean Paul an Jacobi, „begeistert mich. Eigentlich ist's gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die Goethe sehr leicht in seinem Spiegel, wenigstens sonst finden konnte. — Daß ihn der Teufel nur dann holen sollte, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und selig wäre, für diesen Punkt giebt's mir keine andere Auflösung als die, daß er sich bekehrte und sein hungriges Herz durch den Himmel stillte — und dann käme der Teufel." — „Ich bin begierig zu wissen," schreibt Wieland (20. Juni 1808) an einen Gönner in Wien, „welche Sensation dies excentrische Geniewerk macht, besonders wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberg gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllenbreughel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unfläterei um den Preis zu ringen scheint . . . Man muß gestehn, daß wir in unsern Tagen Dinge erleben, wovon vor 25 J. noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voyez qu'à présent il n'y a qu'oser, pour être sûr de réussir! Bei alledem fürchte ich, unser Freund Goethe hat sich selbst durch dies Wagstück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte."

Noch mitten in der Arbeit am Faust, Oct. 1807, empfing Goethe den Besuch von Zach. Werner, der seine Stelle in Berlin niedergelegt und sich ein halbes Jahr in Wien aufgehalten hatte. „Aberglaube und Bigotterie werden auch hier durch aufgeklärte Journale mit so viel Glück verfolgt, daß man den Katholicismus noch geringer achtet als in Berlin. Den Verfasser der Weihe der Kraft hält man für einen heimlichen Illuminaten. Mit einem Wort, man ist fest entschlossen, Berlin in der Bildung schleunigst zu erreichen. Wenn ich mir nun dazu denke, daß Berlin seinerseits Porstel's Gesangbuch mit nach dem Thiergarten nimmt, und der Strahl des christlich-katholisch-platonischen Glaubens immer tiefer in die berlinischen, ohnehin von Natur schon so tiefen Geheimrathsmamsells dringt, so glaube ich, daß ganz Deutschland ein Tollhaus ist, und möchte gleich morgen mich mit der ersten besten Gelegenheit aufpacken

und nach Italien reisen; nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern und Blüthen alles und mich selbst zu vergessen!"

3. Dec. 1807 las er in Jena seine kleinen Gedichte vor. „Sie machten," erzählt Knebel, „einen besondern Eindruck auf mich; denn ob ich gleich die Art von Romantischem und Christlichem nicht immer liebe, so gewinnen sie so sehr durch seinen gewaltsam kräftigen und innig gefühlten Vortrag, daß auch Goethe wahres Vergnügen daran hatte." Zugleich arbeitete er an zwei Theaterstücken, „Wanda, Königin der Sarmaten" und „Attila", die er stückweise vorlas.

Goethe an Jacobi, den Werner unterwegs aufgesucht hatte, 11. Jan. 1808: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehn und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist. Wir sind dies doch dem höhern Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen." — Darauf Jacobi: „Werner scheint mir zu der Gattung von Menschen zu gehören, in denen wissentlich und unwissentlich der Ernst zum Spaß und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse wird. Solches Spiel treiben und mit sich treiben lassen, zerrüttet auch die vornehmsten Naturen. Das Hohe und Wahre im Mystischen ist mir zu lieb, um zu ertragen, daß man es en masquerade aufführe. Das ist überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß sie den Parnaß zu einem Redoutensaal macht." In derselben Zeit näherte sich Goethe ein Dichter von größerem Gehalt.

14. Juli 1807 kam in Chalons die Ordre an, Heinr. v. Kleist zu entlassen; nach einigem Zögern reiste er nach Dresden ab. Der erste Brief von dort, 17. Sept., ist freudestrahlend: er gründet mit A. Müller, Rühle u. a. eine Buchhandlung, Ulrike schießt einen Theil des Geldes vor. Er ist in den besten Häusern eingeführt, beim östreichischen Gesandten, bei Körners. Die Pflegetochter des Letzteren, die schöne, musikalisch reich gebildete Julie Kunze, gewinnt ihn lieb, bald entspinnt sich ein heimliches Verhältniß. „Meine Manuscripte sind mit wiederholtem Beifall vorgelesen." 10. Oct. wird er beim östreichischen Gesandten mit einem Lorbeerkranz geschmückt, „von den niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind." „Es geht mir in jedem Sinn so wie ich es wünsche, und in dem Maß, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir der Stoff zu einer die Vergangenheit erklärenden Correspondenz auf, mit der ich dir noch verschuldet bin." In der gemeinschaftlichen Buchhandlung wird in glänzender Ausstattung eine Monatschrift

„Phöbus“ herausgegeben; A. Müller giebt die Philosophie, Kleist die Dichtung, F. Hartmann die Bilder. Das 1. Heft wird 25. Dec. verschickt; es enthält u. a. die „Penthesilea“.

Z. Werner's „Wanda“ wird zum Geburtstag der Herzogin 30. Jan. 1808 in Weimar mit großem Beifall aufgeführt und öfters wiederholt; an Kleist schreibt Goethe 1. Febr.: „Die Penthesilea ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, was da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf's neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.“

Gewiß hatte der Theaterdirector Recht: nur ist es seltsam, daß Goethe es in einem Augenblick schrieb, wo er die „Pandora“ abschloß, den „Faust“ drucken ließ — gewiß ein schlechteres Theaterstück als die Penthesilea! — die „Wanda“ mit Glanz aufführte und den „Attila“ vorbereitete.

„Wanda“ ist im Stoff mit „Penthesilea“ verwandt, wie beide an die „Jungfrau von Orleans“ erinnern. Ein Held und eine Heldin lieben sich; ein tolles Mißverständniß trennt ihre Liebe; die Amazone tödtet erst den Geliebten, dann sich selbst. Aber die „Wanda“ ist ein gemeines Balletstück, blos für die Decoration gearbeitet. Das „Thal“ wird diesmal durch den Geist der Königin Libussa vertreten, deren Erscheinung stets von einer sanften Flöten- und Hörnermusik begleitet ist. Ebenso redselig wie der heilige Adalbert hält sie einmal einen langen Vortrag in Canzonen, worin sie die mystische Tendenz des Stücks auseinandersetzt, die sie darauf abgekürzt wiederholt: „Natur hält Schwur, Natur ist treu, Natur ist todt, Natur ist frei; du Menschengott, sei wie Natur!“ — Zuletzt erscheint sie in einem weiten rosenfarbnen Duftschleier, und als Wanda sich in's Wasser stürzt, steigt auf derselben Stelle eine kolossale, durch den klaren Morgenhimmel strahlende, von einem ebensolchen Palmenzweig umwundne Lilie hervor; alle Umstehenden stürzen vor Entsetzen auf die Knie, und die Priester singen unter Posaunenbegleitung: „Ob auch, was sie begehret, der alten Fluth gewähret; die Göttin bleibt verkläret als Palm und Lilia! — Wir haben es erfahren, wir wollen es bewahren, wir müssen's offenbaren, die Götter sind noch da!!!“

Im „Attila“ ist ein sehr glücklicher historischer Contrast auf die roheste Weise ausgebeutet. Die einzelnen Momente sind vorhanden: das schwächliche Kaiserthum mit seinen Palastintriguen und Ausschweifungen, die Kirche mit der Elasticität ihres dem Leben feindlichen Geistes, das barbarische Lehnsgefolge in seiner derben übermüthigen Kraft; dazwischen als gebrochne Momente auf der einen Seite der vom Geist des alten Roms erfüllte Aëtius, der aber in der Durchführung seiner Pläne selbst in gemeine Intriguen verstrickt wird, auf der andern die gefangene Burgunderin, deren Vater und Bräutigam Attila erschlagen, und die ihm nun wie das Gespenst seiner eignen Schuld folgt. Aber Werner hat nicht den poetischen Sinn, diese Elemente zu gruppiren und zu einem idealen Ziel zu zwingen. Die Verschrobenheit der Empfindung widert ebenso an wie der Schwulst der Sprache. Werner schildert in Attila einen zweiten Karl Moor, einen von der Idee der Gerechtigkeit durchdrungenen Idealisten, der die Mission zu haben glaubt, das Unrecht aus der Welt zu vertilgen, und zu diesem Zweck die unerhörtesten Greuel verübt. Er ist nicht blos Schwärmer, sondern empfindsam: er versinkt alle Augenblicke in tiefe Gedanken und Träume, schwärmt für die Freiheit der Welt und philosophirt über die Natur der Liebe. Nach einer Schlacht wird er durch die Erinnerung an seine erste Gemahlin Ospiru, den gewöhnlichen Hebel seiner Thränen, gerührt, und beschließt in diesem Zustande Gericht zu halten. Nun folgt eine Reihe sonderbarer Urtheilssprüche der subjectiven Gerechtigkeit, die von der Natur dieses Idealismus ein klägliches Bild geben. Zuletzt wird ein junger Mann, den Attila sehr liebt, des Meineids angeklagt und gesteht seine Schuld. Attila umarmt ihn unter Thränen und läßt ihn dann von Pferden zerreißen; die Mischung von Empfindsamkeit und Bestialität ist charakteristisch für die damaligen Ideale. Eine noch lächerlichere Puppenkomödie führen die andern Personen auf. Jene Burgunderin hat sich den dunkeln Göttern geweiht und zuckt jedesmal krampfhaft zusammen, sobald das Wort Licht ausgesprochen wird; sie schielt mit gräßlichen Seitenblicken auf Attila, während sie ihn liebkost. Ueberhaupt spielen in diesem Stück die Parenthesen eine große Rolle: auf einer Seite zuckt Hildegunde dreimal krampfhaft zusammen, sucht gewaltsam ihre innere Marter zu verbergen, spricht qualvoll, bricht in wüthende Freude aus, schielt furchtbar nach Attila, legt die Hand auf's Herz und spricht in schmachtendem Ton, aber gräßlich nach unten blickend, zu ihm; umschlingt ihn furchtbar u. s. w. Später wird sie durch eine Erscheinung von oben zu Gemüthskrämpfen angeregt, dann aber doch wieder von den bösen Geistern gefaßt, und bringt zuerst Attila's Sohn, dann ihn selber um, der es auch gutwillig geschehn läßt; sie fährt zur Hölle, aber weil sie noch immer ihren Bräutigam liebt, wird ihr eine gewisse Linderung ihrer Qualen verheißen.

Papst Leo sympathisirt mit den Ideen Attila's, hat über die sittlichen Ideen die unglaublichsten und namentlich die unkirchlichsten Begriffe; er spricht über die Liebe und ähnliche Gegenstände in ebenso mystischen Sonetten und Stanzen als der heilige Adalbert, sinkt dann von der Anstrengung erschöpft zusammen und ist mit sich selbst unzufrieden, das himmlische Mysterium profanirt zu haben. Er hebt sich während seines Gebets allmählich immer höher, so daß er zuletzt bis auf die Fußspitzen in einer fast schwebenden Stellung steht. Er wirkt auf Attila mit elektrischer Kraft, unterzieht ihn einer moralischen Prüfung und verkündigt ihm dann die Vergebung seiner Sünden. Um diese vollständig zu machen, bringt er dem Sterbenden die Prinzessin Honoria, die beständig von Attila geträumt, wie Katharina Bora von Luther, als Todesbraut, segnet sie ein und schließt mit einigen mystischen Sentenzen das Stück. — Werner vollendete es in Berlin, wohin er März 1808 abging.

Wie glänzend sticht gegen Wanda und Hildegunde die von Goethe verurtheilte Penthesilea ab! Freilich muß man stark abstrahiren, von den unmöglichen Voraussetzungen wie von dem entsetzlichen Eindruck der Hauptscene; man muß eine Excentricität der Gefühlsschwingungen, die dem deutschen Gefühl widerstrebt, sich gefallen lassen; wenn man aber das vermag, und sich in die fremdartige Traumwelt vertieft, so wird man von einer gewaltigen dämonischen Kraft durchdrungen, die den echten und großen Dichter verräth. Es ist als ob man vor der Leinwand steht, und den Liebreiz der wilden Amazone, die Anmuth ihrer Bewegungen, die Gluth ihres dunklen Auges in unmittelbarer sinnlicher Einwirkung empfängt. — Athemlos, ohne irgend einen Actschluß, braust das wilde Stück mit der Macht einer Windsbraut dahin; nirgend zeigt sich so gewaltig die dämonische Natur des Dichters, nirgend aber auch so bezaubernd sein Liebreiz; der ausbrechende Liebesjubel der vermeintlichen Siegerin dringt durch Mark und Bein; die wilde Jagd des Kampfes erleben wir in ruheloser Spannung mit. — Man erkennt den Dichter der Schroffensteiner wieder an der streng realistischen Haltung, an der knappen ausdrucksvollen, etwas unruhigen und hastigen Sprache; allein in der Farbe ist ein schreiender Gegensatz. Dort ist das Gemälde grau in grau, die einzelnen anmuthigen Scenen brechen nur wie ein halbverschleierter Sonnenstrahl vorübergehend durch das finstre Gewölk sich Bahn; die Penthesilea ist in den glühendsten Farben wilder Sinnlichkeit ausgeführt; es ist kein Tageslicht, es ist der Schein einer Feuersbrunst, in der alle Gegenstände ein fremdartiges Ansehn gewinnen. Kleist hat eine Sprache erfunden, die zwar nicht eigentlich mit den griechischen Formen übereinstimmt, aber unsre Phantasie an das griechische Leben erinnert. Er hat in den beiden Hauptfiguren seine geheimste Sehnsucht ausgedrückt, die unbändige geniale Natur, der jede

hastige Empfindung das Blut gewaltig in's Gesicht treibt, die aller Berechnungen spottet. Die Leidenschaft bewegt sich tigerartig bacchantisch, und in je reizendere Formen sie sich zuerst verhüllt, desto mehr schreckt ihr plötzlicher dämonischer Ausbruch. Es liegt in jenem Realismus, welcher dem Blut in seinen jähen Sprüngen folgt, ohne es mit dem Gedanken, mit dem Wort zu begleiten, eine Gefahr, die nur der größte Dichter überwindet. In der Wirklichkeit schießen uns zuweilen, wie Blitze, flüchtige Vorstellungen durch den Sinn, die der Dichter nur dann nachbilden darf, wenn er die Empfindung ihrer dialektischen Nothwendigkeit in uns zu erregen versteht. Wenn der Dichter selbst von seiner Heldin sagt: „es läßt sich ihre Seele nicht berechnen," so ist das für die Handlung eine gefährliche Voraussetzung, um so mehr, da sie trotz aller Sprünge nicht in großen Massen fortschreitet, sondern in kleiner, sauberer, fast ängstlicher Detailarbeit ausgeführt ist. Man merkt die Frevel gegen die Natur erst recht, wenn der Dichter mit seiner analytischen Sonde der Leidenschaft bis in das innerste Leben nachgeht und ihren Nerv bloßlegt. — „Lieber gräßlich verwesen, als ein Weib sein, das nicht reizt!" — was ist das anders als der Mißbrauch eines Lustspielmotivs zu einem tragischen Effect? — Der Schluß — bereits im Schroffenstein angebracht — spricht den tragischen Grundgedanken des Dichters aus: „sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte; die abgestorbne Eiche steht im Sturm, doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann." — Kleist schrieb an eine Freundin: „Unaussprechlich rührend ist mir alles, was Sie über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, m e i n i n n e r s t e s W e s e n l i e g t d a r i n und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: d e r g a n z e S c h m e r z z u g l e i c h u n d G l a n z m e i n e r S e e l e." Unter Thränen kam er nach dem Abschluß des Stücks zu P f u e l: „sie ist todt!" sagte er tonlos. Es war der Geist seiner Dichtung, den er selbst besungen: die rasende Jagd nach dem Ideal, die oft die Grenze des Wahnsinns überfliegt, und doch wie Ophelia im Wahnsinn selbst ihren Liebreiz bewahrt.

An G e n tz, der mit dem Stück sehr unzufrieden war, schrieb A. M ü l l e r 6. Febr.: „Sie mißrathen uns die Paradoxien, z. B. die anscheinende der P e n t h e s i l e a. Wir dagegen wollen, es soll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigsten tragischen Empfindungen, wie es sich gebührt, den Menschen gerüstet finden, und das zermalmendste Schicksal von schönen Herzen begreiflich und nicht als Paradoxie empfunden wird. Diesen Sieg des menschlichen Gemüths über kolossalen, herzzerschneidenden Jammer hat Kleist in der Penthesilea als ein echter Vorfechter für die Nachwelt im Voraus erfochten." „Gerade Sie müßten ganz andere Dinge in Kleist sehen als die, worüber Sie sich mit so vielem Unwillen auslassen. Sie müßten an diesem

Dichter preisen, daß er, der an der Oberfläche der Seelen spielen und schmeicheln könnte, der alle Sinne mit den wunderbarsten Effecten durch Sprache, Wohllaut, Phantasie, Ueppigkeit u. s. w. bezaubern könnte, daß er alle diese lockern Künste und den Beifall der Zeitgenossen, welcher unmittelbar an sie geknüpft ist, verschmäht, daß er für jene ungroßmüthige Ruhe, für die flache Annehmlichkeit keinen Sinn, keinen Ausdruck zu haben scheint, und viel lieber im Bewußtsein seiner schönen Heilkräfte Wunden schlägt, um nur das Herz der Kunst und der Menschheit ja nicht zu verfehlen." „Was die Zeitgenossen darüber denken, ist gleichgiltig! Alles recht Göttliche muß wohl 30 J. in irdischer Umhüllung so forttreiben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel, und wird auch das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus verbreitet." — „Den Vergleich mit den Horen können wir uns nicht gefallen lassen. Diese waren zu einer sonntäglichen Retraite bestimmt, wo man das wirkliche Leben und alles politische Kreuz eine Weile vergessen sollte. In eine so schlaffe Ansicht des Lebens habe ich nie eingehn wollen."

Gleichzeitig mit der „Penthesilea" hatte Kleist den „zerbrochnen Krug" nach Weimar eingeschickt, den er in der Schweiz geschrieben, in Königsberg umgearbeitet hatte. Zuerst äußerte sich Goethe ziemlich beifällig: „Es hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung drängt sich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur Schade, daß es auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin, wie es sich denn in dieser stationären Proceßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen, und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein." — Eine wunderliche Kritik! was man noch vor wenig Jahren im König Oedipus als den größten Vorzug empfunden, sollte nun ein Nachtheil sein! — Das Stück wurde 2. März 1808 aufgeführt, aber Goethe hatte die Wirkung, da es ohnehin sehr in die Breite geht, durch die Zertheilung in 5 Acte verkümmert: ein Verfahren, das schlechthin unbegreiflich wäre, wenn er nicht — die natürliche Tochter geschrieben hätte. — Es fiel vollständig durch; die Hofdamen sprachen sich über den Dichter mit äußerster Verachtung aus. — Tieck, der noch in Dresden war, und viel mit Kleist verkehrte, sagt über das Stück: „Aus einer Kleinigkeit so ein Gewebe herauszuspinnen, das sich vor unsern Augen bald mehr und mehr entwickelt, bald wieder schnell zu lösen scheint, so lebendig, stets neu, alle Figuren wahr, alles die höchste Theilnahme erregend, so daß man das Unbedeutende der Sache selbst vergißt, und sie uns ebenso wichtig

wie den streitenden Partheien erscheint, ist meisterhaft: der Gedanke, daß sich der Richter, der der Delinquent zugleich ist, durch seine Anstrengungen in den Beweis gegen sich hineinexaminirt, ist ebenso glücklich als neu. Die Sprache ist charakteristisch, und sie sowohl wie der Jambus ist in diesem echt niederländischen Gemälde so gebraucht, wie es in Deutschland noch niemals geschehn ist. Jede Schilderung und Erzählung steht farbig und sichtlich vor uns, und das Für und Wider, das Hin- und Herschwanken des Gegenstandes, der ein Proceß selbst ist, ist von der Hand eines Virtuosen, und man fühlt, daß der Verfasser, der sich schon gewöhnt hatte, seine Fabeln in diese Form zu bringen, hier ganz mit Sicherheit wie in seinem Eigenthum schaltet." Doch glaubte er nicht an die Wirkung auf dem Theater, worin ihn Döring glücklich widerlegt hat.

Febr. 1808 brachte der „Phöbus" Kleist's Novelle, „die Marquise von O.": wenn man von dem heikeln Stoff absieht und der gewagten Voraussetzung, die durch die Schlußversöhnung „in Anbetracht des unvollkommenen Zustandes dieser Welt" kaum wieder gut gemacht wird, die abgerundetste Dichtung, die Kleist geschrieben hat. Die Personen haben etwas von Kindern, ihr Schluchzen und ihr Aufbrausen ist lauter und ungestümer, ihre Bewegungen nackter, als in unsrer civilisirten Welt üblich: aber um so deutlicher sieht man alles vor sich, um so heftiger erlebt man alles mit. Bei Goethe waltete ein eigner Unstern: abgesehn von der Heftigkeit der Erzählung, die ihm fremd war, mußte er gerade in dieser Novelle eine Verwandtschaft herausfinden wie in keiner andern Dichtung Kleist's, eine Verwandtschaft gerade mit dem, was ihn damals beschäftigte, den Novellen zu den Wanderjahren und den Wahlverwandtschaften; man wußte aber in Weimar nichts weiter über die „Marquise" zu sagen, als daß sie schrecklich langweilig sei!

Durch den Realismus, mit dem Kleist in seinen Novellen alles Gedachte in sinnlicher Gegenwart sieht und wiedererscheinen läßt, erinnert er an seinen Landsmann Arnim, dem er aber an poetischer Ordnung weit überlegen ist. Die Hauptsache ist der Glaube an seine Gestalten. Es ist sein eignes Gefühl, seine eigne Leidenschaft, die sich in den Helden explicirt, ohne allen Aufwand von Wortprunk, durch die Macht der Thatsachen. Diese Macht der Empfindung wird dadurch so gestaltenkräftig, daß sie sich den Anschein der Kälte giebt: jenes Verhalten der Empfindung, die dem dramatischen Dialog schadet, ersetzt in der Erzählung die „Ironie der Bildung". Kleist steht niemals wie die Romantiker über oder außer seiner Welt, sein Herz ist mitten im Aufruhr drin, und doch bleibt seine Hand sicher und fest — wie sie denn auch bei seinem entsetzlichen Ausgang doppelt in's Schwarze traf. Goethe sieht in seinen Novellen mit behaglichem Erstaunen den bunten Ara-

besken zu, die seine Phantasie ihm eingiebt; man folgt ihm mit heiterm Antheil ohne große Aufregung; bei Kleist würde man gar nicht aus dem Krampf kommen, wenn er nicht — wenigstens bis zu einem gewissen Punkt hin — die künstlerische Besonnenheit bewahrte.

Der größte Wurf ist der „Kohlhaas", dessen ersten Theil April 1808 der „Phöbus" brachte. — Ein einfacher Mann von starkem Rechtsgefühl wird durch Verweigerung des Rechts von Seiten der Behörden allmählich zum Verbrechen getrieben: um sich Recht zu verschaffen, wendet er Mittel an, viel schlimmer als das ihm widerfahrne Unrecht. Der Höhepunkt der Geschichte ist die Stelle, wo Kohlhaas, vom Gericht abschlägig beschieden, „mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ, nach dem Thorweg sieht," ob der Junker ihm etwa, vielleicht gar mit einer Entschuldigung, die Pferde zurückschickt: „der einzige Fall, in welchem seine von der Welt wohlerzogene Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefaßt war." Aber bald hört er das Gegentheil, „und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehn." In Ordnung! durch den Entschluß, mit Brand und Mord, an der Spitze einer Frevlerschaar, über die unschuldige Welt einzubrechen, um sich Recht zu verschaffen. — Wie der schlichte Mann durch den Fanatismus des Rechts selbst in's Mystische getrieben wird, ist vortrefflich entwickelt. Der Dichter hat vorher, durch einfache Striche, uns so lebhaft in die Mitte der Ereignisse versetzt, die Personen und Zustände uns in ihren Bedingungen so gegenwärtig gemacht, daß er nachher mit fliegender Hast die Fluth der Begebenheiten beschleunigen kann, ohne daß wir es merken: wir glauben, sie noch immer Schritt für Schritt zu begleiten. Die Bewegung seiner Seele ist so durchsichtig, daß wir ihn vollkommen verstehn, selbst da noch, als mit fieberhaftem Ungestüm, mit maßloser Willkür die Ereignisse sich durcheinander drängen. Die Scenen, wie Kohlhaas den Junker durch alle Schlupfwinkel verfolgt, und alles erschlägt und niederbrennt, was ihm Zuflucht gewährt, sind von hinreißender Leidenschaft, von überzeugender Wahrheit. Nun tritt der Wendepunkt ein. Der Arm der Obrigkeit ist zu schwach gewesen, den Empörer zu bändigen, allein es begegnet ihm die Macht eines gleich starken Willens, der ihm an sittlicher Würde überlegen ist. Martin Luther weist den Rebellen in seine Schranken zurück und versöhnt ihn äußerlich mit der Obrigkeit. Sein Recht geschieht ihm, wegen seiner Uebelthaten wird ihm Gnade zugesichert; das verstockte Rachegefühl weiß auch Luther nicht zu bändigen. Nun tritt die Bewegung der Seele zurück und die äußern Ereigeignisse nehmen den Vordergrund ein. Die Folgen seiner That wenden

sich gegen Kohlhaas. Obgleich ihm die Strafe erlassen ist, kann die Gesellschaft den Uebelthäter nicht in ihrer Mitte dulden, es werden ihm Fallstricke gelegt und er erliegt der List seiner Feinde. Auch das ist ganz richtig erfunden; ja die Ausführung dieser Parthie gehört zu den meisterhaftesten des Ganzen, obgleich die blos menschlich aufgefaßten Rechtsbegriffe dem historischen Recht und der historischen Treue überhaupt auf das härteste widersprechen: doch wollte es dem Dichter nicht gelingen, für diesen nothwendigen und in Bezug auf die Dialektik der Thatsachen correct gezeichneten Ausgang die angemessene sittliche Stimmung zu finden. Obgleich er sein eignes Gemüth hinter den Ereignissen versteckt hat, zeigt sich nun doch, daß er in dem Irrthum seines Helden befangen war; Recht und Unrecht hat sich ihm so durch einander gewirrt, daß er in finstre Grübeleien versinkt und plötzlich einer fremden dunkeln Macht in die Hände fällt. Der sittlich und historisch nothwendige Ausgang läßt sein Gefühl unbefriedigt, und um demselben zu genügen, erfindet er ein Motiv, das sich später viel wilder und abscheulicher in dem „Findling" wiederholt: den Triumph der Rache über die sittliche Katharsis. Daß dies Motiv erst später eingeschoben ist, zeigt das Fragment im Phöbus. — Ein unheimliches Spinnennetz, das sich gespenstig auch über die Vergangenheit breitet und ihren tragischen Ernst verkehrt, überzieht plötzlich die düstre, aber in bestimmten Umrissen gezeichnete Landschaft; die Wirklichkeit verliert sich in's Traumleben, mit ihr auch die sittliche Idee. — Tieck bemerkt: „Diese wunderbare Zigeunerin, die nachher die verstorbene Gattin des Kohlhaas ist, dieser geheimnißvolle Zettel, diese gespenstischen Gestalten, der kranke Kurfürst, alle diese schwachen, zum Theil charakterlosen Schilderungen, die dennoch mit der Anmaßung auftreten, daß sie höher als die vorher gezeichnete wirkliche Welt wollen gehalten werden, daß sie uns ihr geheimnißreiches Wesen, das sich in wenig genug auflöst, so theuer wie möglich verkaufen wollen, diese grauenvolle Achtung, die der Verfasser plötzlich selber vor den Geschöpfen seiner Phantasie empfindet, alles dies erinnert an so manches schwache Product unsrer Tage und an die gewohnten Bedürfnisse der Lesewelt, daß wir uns nicht ohne eine gewisse Wehmuth davon überzeugen, daß selbst so hervorragende Autoren, wie Kleist (der sonst nichts mit diesen Krankheiten des Tages gemein hat), dennoch der Zeit, die sie hervorgerufen hat, ihren Tribut abtragen müssen." — Man kann sich bei dieser sehr richtigen Kritik der Bemerkung nicht erwehren, daß diese Krankheiten des Tages nirgend so unheimlich hervortreten, als in den Novellen des Phantasus.

Den Stoff zu seiner Novelle hatte Kleist aus Haftitz' Chronik genommen; aber nur den Stoff: der starke Localton, der trotz der tollen historischen Irrthümer dem Ganzen den Firniß einer wirklichen Geschichte giebt,

gehört ganz der productiven Phantasie des Dichters an: bei ihm ist nichts gedacht, sondern alles gesehn. — Arnim und Brentano glaubten „unschuldiger" und „keuscher" zu erzählen, wenn sie sich strenger an den Ton der Quellen hielten: sie schilderten nicht die historisch begriffne Vorzeit vom Standpunkt ihrer eignen Bildung und Empfindung, sondern sie versetzten ihren Standpunkt in die Vorzeit. So in den Geschichten, die Arnim damals schrieb und im folgenden Jahr im „Wintergarten" sammelte, in der Weise der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Arnim hat sich mit allem Aufgebot der Phantasie in das 16. und 17. J. vertieft, in den närrisch verständigen Sinn, die durchgebildete Detailempfindung und die ehrbar grotesken Beschäftigungen jener Zeit; es ist eine bunte und grelle Mannigfaltigkeit der Farben, aber es fehlt alle Idealität. Die unbehilfliche Anmuth der alten Chronisten, das Eckige oder Falsche der Zeichnung, die natürliche Eigenschaft einer mangelhaften Technik, wird absichtlich nachgeahmt, als etwas Kindliches, Unschuldiges, Ursprüngliches. Dadurch wird nicht blos die Wirkung verkümmert, es liegt auch eine gewisse Unwahrheit darin.

Ueber Kleist's Persönlichkeit erzählt Tieck: „er war von mittler Größe und ziemlich starken Gliedern, er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Benehmen. Er schien mir mit den Bildern des Tasso Aehnlichkeit zu haben, auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein." „Er war gewissenhaft ängstlich in seinen Arbeiten, sie rückten nicht schnell vor, er änderte oft und arbeitete wieder um. Er selbst war am schwersten zu befriedigen." — Kleist hatte eben sein neues Ritterschauspiel, das Käthchen von Heilbronn, vollendet, von welchem die ersten Acte April 1808 im Phöbus erschienen. Das Stück hat vor allen übrigen die Gunst der Menge gewonnen, und verdient sie durch den kräftigen echt deutschen Stil; es ist am wenigsten von dem Scheidewasser der Reflexion zersetzt; es wird vom lebendigsten Gefühl durchströmt. Graf Wetter vom Strahl ist eine tüchtige Rittergestalt, vollkräftig und von heißem Blut, ein wackres Herz und doch in seinem Stande befangen: eine Figur, die sich Lessing's Tempelherrn an die Seite stellen könnte, wenn der Dichter nur immer geschickt genug wäre, die äußern Thaten dem innern Leben angemessen zu machen. Achill läßt sich von den Amazonen schlagen, Strahl ist saumselig bei der Belagerung von Thurneck: das ist nicht ein Fehler der Charakteristik, sondern Ungeschick im Aneinanderschweißen der einzelnen Scenen. — Tieck hat dieses Stück immer mit besonderer Vorliebe betrachtet. „Die alte Romanze von der wunderbaren Treue und Ergebenheit eines liebenden Weibes hat der Dichter auf seine Weise verwandelt und ein Gemälde gebildet, so ganz vom reinsten Hauch der Liebe beseelt und erfrischt,

so rührend und bezaubernd, dem Wunder des Mährchens und doch zugleich der höchsten Wahrheit so verschwistert, daß es gewiß als Volksschauspiel immer unter uns leben wird. Kleist ist nicht zu tadeln, wenn er dieses Gedicht, welches er ganz als Volkssage behandelt, nur locker verknüpft. Diese leichtere Art, welche Episoden zuläßt, Charaktere etwas mehr ausmalt, als es genau genommen der Gegenstand erfordern würde, Begebenheiten anreiht, die den Anschein des Zufälligen haben, verstattet einen Durchblick in die große, freie Natur, welche die Lieblichkeit des Inhalts selbst noch heimischer und zauberreicher durch die Contraste macht."

Diesmal übersieht Tieck, bei dem mächtigen Eindruck des Ganzen, die Schwächen zu sehr. Zunächst die Paradoxie dieser Art Liebe, die doch mehr an die Ergebenheit eines Hundes als an das freie Verhältniß von Mensch zu Mensch erinnert. Es war die Paradoxie in Kleist's Gemüth: so wollte er geliebt sein! zerrissen wie von Penthesilea oder im Staub angebetet wie von Käthchen. Er hatte mit Julie Kunze gebrochen, die ihn nicht so liebte. Dazu ist die Mosaikarbeit stärker als je: das somnambule Doppelleben, das Käthchen führt, scheint sich auf die ganze Welt zu erstrecken. Ein Netz geheimer übernatürlicher Beziehungen schlingt sich um die beiden Liebenden, das weder in sich selbst zusammenhängt, noch zu dem wirklichen Leben in irgend einer greifbaren Beziehung steht. Den kaiserlichen Bastard und die geschminkte und aufgepolsterte Scheußlichkeit möchte man gern entbehren; der Zauber des liebesiechen beklommenen Gemüths der Jungfrau wird durch dieses Costüm beeinträchtigt. Ursprünglich soll die wunderbare Welt einen größern Raum eingenommen haben, wenigstens erzählt Tieck, daß Kunigunde ursprünglich als Nixe auftrat. Tieck selbst arbeitete damals an ähnlichen Stoffen, an dem Donauweibchen und der Melusine. Ein bedeutendes Wort ist aus dem Käthchen noch aufzuzeichnen: „alles, was er hat, wirft der Mensch in eine Pfütze, nur kein Gefühl!"

Gegen den Sommer hin entschied sich mehr und mehr, daß der Versuch mit dem „Phöbus" gescheitert war. A. Müller hatte noch politische Ressourcen; er arbeitete an der „Pallas" seines Freundes Rühle v. Lilienstern, die eine „Copula zwischen Politik und Mathematik" sein sollte; Tieck verließ Dresden, und ging erst nach Berlin, dann über München nach Wien; Kleist vertiefte sich in ein vaterländisches Stück, die Herrmannsschlacht.

Der „Phöbus" hätte auch dem Blindesten zeigen müssen, was dieser Dichter leisten könne; er blieb unbeachtet. Die Schlegel scheinen ihn gar nicht gelesen zu haben, in dem Werk der Frau v. Staël sucht man vergebens nach einer Erwähnung von Kleist. Goethe war über die neue Literatur überhaupt verdrießlich. „Mich bringen," schreibt er 30. Oct. 1808

an Zelter, „ein halb Dutzend junger poetischer Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immerfort, aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen, etwas muß immer daraus entstehn, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang. Sehr schlimm ist es dabei, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beispiele in Jean Paul und Görres erleben müssen. Uebrigens giebt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es einem jeden Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will."

8.

Die Bekehrung.

Es giebt kein besseres Mittel, den schlummernden Patriotismus zu erwecken, als den Uebermuth fremder Eroberer. Der Fuß des Franzosen, den man auf dem Nacken fühlte, ließ den alten Speculationen keinen Raum.

Steffens fand in dem verödeten Halle die Stimmung zu seinen Vorlesungen ganz verändert; es fehlte die frühere begeisterte Theilnahme der Jugend. „Ich habe, sagte man, eine außerordentliche Gabe der Ueberredung, so daß, während ich meine Vorträge hielt, meine Ansichten eine große Gewalt ausübten, aber der ganze Eindruck wäre einem Rausch ähnlich; vergleiche man sie mit den kalten, besonnenen Lehren der übrigen Professoren, so verlieren sie alle Gewalt." Der Plan zu der neuen Universität Berlin veranlaßte Fichte, Schleiermacher und Steffens zu ausführlichen Denkschriften: „Sie würden verloren sein," bemerkt Villers dem Letzteren, „wenn Sie nicht für Ihre Darstellung eine Sprache gewählt hätten, die dem Franzosen ein völlig unverständliches Sanskrit ist." — „Da ich dermalen," schreibt

Schleiermacher 26. Jan. 1808 aus Berlin an Brinckmann, „bin, was ich nie zu werden geglaubt hätte, ein privatisirender Gelehrter, so kannst du denken, daß meine Finanzen in keinem glänzenden Zustand sind. . . Was meine Arbeit betrifft, so sollte man meinen, mir könnte dieser Stand auf einige Zeit sogar angenehm sein. Allein zu meiner geistigen Diät gehören nothwendig bestimmte geistige Geschäfte; ich fühle mich dabei weit wohler, aufgelegter, fleißiger und das ganze Leben gedeihlicher. . . Wunderbar genug finden meine Predigten Gnade, und werden hier auch von herrnhutischen Familien besucht. Bunter ist überhaupt wohl kein Fischzug als mein kirchliches Auditorium: Herrnhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philosophen und Philologen, und das schöne Bild vom h. Antonius muß mir immer vorschweben. Indeß hoffe ich, etwas muß doch wohl hie und da angeregt werden."

Ende 1807 begann Fichte vor einem gemischten Publicum in Berlin die „Reden an die deutsche Nation", die er gleich einzeln drucken ließ. Die Censur machte ihm viele Schwierigkeiten. „Ich weiß recht gut," schreibt er 2. Jan. 1808 an Cabinetsrath Beyme, „was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich tödten kann; aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für meinen Zweck würde ich gern sterben. Ueber diese Rücksichten hinweg soll man nun noch mit den kindischen Bedenklichkeiten solcher Censoren Rücksprache nehmen!" Oft, wenn im Akademiegebäude seine mächtige Stimme erscholl, wurde sie durch die Trommeln der vorbeiziehenden Franzosen übertönt. „Ich setze solche deutsche Zuhörer voraus, welche nicht etwa aufgehn in dem Schmerz über den erlittenen Verlust, und in diesem Schmerz sich wohlgefallen und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit ist seiner unfähig; aber auch er ist lediglich da, um zu Besinnung, Entschluß und That uns anzuspornen; dieses Endzwecks verfehlend, beraubt er uns aller uns noch übrig gebliebnen Kräfte, und vollendet unser Elend, indem er noch, als Zeugniß von unsrer Trägheit und Feigheit, den sichtbaren Beweis giebt, daß wir es verdienen."

Die Reden knüpfen an die „Grundzüge" an. Die Zeit gehe mit Riesenschritten weiter: in den wenig Jahren, die seitdem verflossen, sei die Menschheit aus dem dritten in das vierte Zeitalter getreten, man habe die Unseligkeit und die Unsittlichkeit des egoistischen Princips eingesehn und sich überzeugt daß man nach Ideen leben müsse. So weit würde alles stimmen. Aber als die mächtigste Idee für die Erhebung des Menschengeschlechts stellt Fichte dies-

mal das Gegentheil von dem dar, was er in den Grundzügen gepredigt, die Vaterlandsliebe. Der wesentliche Trieb des Menschen sei, den Himmel auf Erden zu finden, das Unvergängliche im Zeitlichen zu pflanzen und zu erziehn. Der Glaube des Menschen an seine Fortdauer auf Erden gründe sich auf den Glauben an die Fortdauer seiner Nation. Unter allen Nationen sei keine so verpflichtet, schon um des allgemeinen Weltplans willen für ihre eigne Erhaltung zu sorgen, als die deutsche. Der Untergang des deutschen Volks würde der Untergang der Cultur sein. Die Deutschen seien das Volk der Ideen, sie hätten noch den ursprünglichen Schatz ihres Geistes in lebendiger Tradition bewahrt und wären daher lebens- und bildungsfähig, während alle romanischen Völker diesen Schatz verloren hätten und das Heilige und Uebersinnliche in einer ihnen ursprünglich fremden Sprache suchen müßten. Das Leben der romanischen Völker sei ein unfruchtbares und todtes. — Die 13. Rede, die von der Censur stark gestrichen wurde, enthält eine bittre Anklage gegen Frankreich, welches dem deutschen Volk gegenüber stets die treuloseste Politik verfolgt habe, sie spricht mit Verachtung von dem Traumbild einer Universalmonarchie, welches freilich Fichte selber nur drei Jahre vorher empfohlen, und geißelt die deutschen Schriftsteller, welche dem Genie des Eroberers huldigten. „Nein, biedre, ernste, gesetzte, deutsche Männer und Landsleute, fern bleibe ein solcher Unverstand unserm Geist, und eine solche Besudelung unsrer, zum Ausdruck des Wahren gebildeten Sprache! Ueberlassen wir es dem Ausland, bei jeder neuen Erscheinung mit Erstaunen aufzujauchzen, in jedem Jahrzehnd sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen, und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen fähig sei und von ihnen begeistert; über die lebenden Menschen aber laßt uns das Urtheil der richtenden Nachwelt überlassen!"

Wie kam es nun, daß so arge Dinge den französischen Spähern entgingen? — Nur einmal werden die Reden kurz im Moniteur erwähnt: ein berühmter deutscher Philosoph halte in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung. — Bei näherm Zusehn schwindet das Wunder beträchtlich. Fichte setzt seinem Publicum auseinander — mit Gründen a priori — auf fremde Hülfe sei nicht zu rechnen; aber auch sich selbst könne das gegenwärtige durch und durch verdorbene Geschlecht nicht helfen. Man müsse den festen und unfehlbaren guten Willen, jenen Punkt des Archimedes, durch den die moralische Welt geleitet und die Selbstsucht aus den Fugen gerenkt wird, künstlich hervorbringen. Die Jugend solle von ihren Eltern vollständig getrennt, nach der Pestalozzischen Methode erzogen und dadurch befähigt werden, im Lauf von anderthalb Jahrzehnden die Freiheit zu erringen, die dem gegenwärtigen

Geschlecht versagt sei. — Was in anderthalb Jahrzehnden geschehn würde, das kümmerte die Machthaber wenig, die aus der Hand in den Mund lebten. Heißsporne wie H. v. Kleist zuckten über den Pädagogen die Achsel; sprach Fichte sich doch selbst über diese Heißsporne sehr geringschätzig aus. „Aus Nichts wird Nichts," schreibt er an Beyme; „auch giebt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen; deshalb glaube ich immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unsers ganzen Sinns, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung, aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolg Heil für uns zu erwarten ist. Was manchen als Kraft erscheint, ist oft nur Fieber, das sich in Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen äußert."

Auf die Reform der Erziehung hinzuweisen, war wünschenswerth und nothwendig, auch abgesehen von dem patriotischen Zweck. Nur waren Fichte's Vorschläge nicht blos in Einzelheiten, sondern im Princip anfechtbar. Die Trennung der Kinder von den Eltern hätte die kräftigste Basis der Sittlichkeit, hätte die Familie aufgelöst; und wenn wirklich das ganze Geschlecht verderbt war, wo sollten die Erzieher herkommen, und die, welche die Erzieher aussuchten? — Aber die Nation sah in den Reden etwas Anderes: nicht die positiven Vorschläge, sondern die patriotische Gesinnung im Allgemeinen, mit Würde und Hoheit ausgedrückt. Die Reden, die, März 1808 beendet, im Mai erschienen, gaben Fichte in der deutschen Literatur die Stellung, in der sein Bild der Nachwelt überliefert ist.

Auch Gentz und Ad. Müller waren sehr befriedigt. „Eine der respectabelsten Seiten des Buchs ist der seltne Ernst, mit dem alles gemeint und gesagt ist; wirken wird es gewiß und mehr als einen muß es begeistern. So erzieht das Unglück unsrer Zeit uns noch tüchtige Gehülfen und Werkzeuge selbst aus denen, die wir fast gänzlich schon aufgegeben hatten!" An einen exaltirten Verehrer, den meininger Romanschreiber E. Wagner, der von einer Kunstschule das Heil Deutschlands erwartete, schreibt Fichte: „Die Welt der gemachten Leute, die bei uns schon ausgestorben war, ist durch die drückenden Zeitläufe dermalen noch todter als todt, und es ist von diesen nichts zu erwarten. Dagegen ist allmählich eine jüngere Welt aufgewachsen, die für die Anregungen zum Guten schon empfänglicher ist."

Während der erwachte vaterländische Sinn den transcendentalen Idealismus antrieb, mit den alten Resultaten zu brechen, regte er auf der andern Seite die historische Kritik zur erneuerten Untersuchung der Voraussetzungen an, von denen der Idealismus ausging. Gleichzeitig mit Fichte's „Reden", Mai 1808, erschien der Schluß von Hüllmann's „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland", Haller's „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde", und

der Anfang von Eichhorn's „Deutscher Staats- und Rechtsgeschichte". Hüllmann, 43 J., eben als Professor aus Frankfurt a. O. nach Königsberg versetzt, K. L. v. Haller, 40 J., Enkel des Dichters, seit 2 J. Professor in Bern, K. Fr. Eichhorn, 27 J., aus Jena, in Göttingen unter Pütter gebildet, seit 3 J. Professor in Frankfurt a. O. Alle drei gingen von den Grundanschauungen Justus Möser's aus, die durch die descriptive Form J. Müller's zurückgedrängt, nun endlich in der Wissenschaft zur Geltung kamen.

„Es ist ein allgemeiner Grundsatz," heißt es bei Hüllmann, „daß das Hauptgewerbe einer Nation die Form ihrer Verfassung bestimmt. Aus allen Krümmungen der bürgerlichen Verfassung von Deutschland leuchtet der landwirthschaftliche Charakter hervor, und man kann mit Recht sagen, die öffentliche Verfassung der altdeutschen Völkerschaften sei nichts Anderes als eine erweiterte und veredelte Nachbildung der Verfassung eines damaligen großen Gehöftes. Die Hintersassen einer gutsherrlichen Familie leisteten für die Nutzung einiges Landes verschiedne Dienste im herrschaftlichen Hause oder Hofe, begleiteten ihren Herrn auf Kriegszügen; der Grundherr war Gesetzgeber und Richter über seinen Hof, jedoch mit Zuziehung der nicht leibeignen Hintersassen. So auch im Großen. Der reichste Landeigenthümer, der angesehenste, war Haupt des Grundherrenvereins in Nationalkriegen, Volksversammlungen, bei der Selbstgerichtsbarkeit der Staatsbürger. Blos darin unterschieden sich Copie und Original, daß in jener die Mitglieder der Gesellschaft auf freiem Grund und Boden saßen, völlig frei; in diesem aber auf den Grundstücken der Herrschaft, dinglich unfrei. Die besondre fränkische Verfassung wurde noch genauer dieser ursprünglichen Verfassung eines altdeutschen Gehöftes nachgebildet, die wirthschaftlichen Privatbeamten des Königs wurden Reichsbeamte. In den Zusammenfluß zweier uralter Gewohnheiten, von dem Landeigenthum Parcellen als nutzbares Eigenthum den Hintersassen zu überlassen, und dann eben diesen Leuten Theil an der Beute zu geben, muß die Grundveranlassung des Lehnwesens gesetzt werden. Staatsrechtliche Freiheit im alten Deutschland war keine andre, als auf eignem erblichen Grund und Boden zu sitzen, in keinem Privatverhältniß der Ministerialität zum Könige zu stehn. Das Ganze dieses Zustandes von Deutschland, nach welchem die zerstreut liegenden Gehöfte lauter kleine Staaten bildeten, die unter einander in weniger Gemeinschaft des Rechts und der Polizei standen, wurde verändert durch allmählichen Uebertritt der Freisassen in königliche Dienste, wozu die damit verbundnen Vorzüge reizten. Die alten grundherrlichen Haus- und Hofleute wurden Reichsministerialen, insofern sie für die Nutzung reichsfässiger Güter dem König dienten, nach den verschiednen Abstufungen der Dienste.

Die persönliche Unfreiheit der königlichen Leute verlor sich nach und nach durch den Uebertritt vieler Reichsfreiherren unter die Immediatleute; dadurch, daß die Reichsministerialen auch ihre Staatslehngüter auf den Fuß ihrer Allodialherrschaften zu behandeln, diese durch jene zu vermehren anfingen, und dadurch sich Rechte anmaßten, welche altverfassungsmäßig nur dem Eigenthum zukamen; endlich durch die Theilnahme an der gesetzlichen Gewalt: alle Reichsstandschaft, wie in der Folge alle Landstandschaft, geht aus dem Ministerialen- und Vasallenwesen hervor, der Grundlage, die das ganze fränkisch-deutsche Staatswesen trägt. Es waren mit dem Untergang der alten Zustände viel unerfreuliche Erscheinungen verbunden, aber das Lehnwesen hat auch den Despotismus der vielen kleinen Grundherren, unter welche in den ältesten Zeiten der deutsche Boden getheilt war, gesprengt; das Grab der vermeintlichen altdeutschen Freiheit ist die heilsame Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung geworden."

Mit dem Fanatismus einer bornirten Phantasie verarbeitete Haller diese historischen Anschauungen zu einem System. Gleich bei seinem Antritt in Bern kündigte er als seinen Lebensplan an, eine ganz neue Lehre des Staatsrechts auszuarbeiten. Weder Ruhmsucht noch Kampflust, nur das Gefühl der Pflicht treibe ihn zur Bekanntmachung. — Da Staaten allenthalben angetroffen werden, so hätte die Allgemeinheit der Thatsache vermuthen lassen sollen, daß sie ihren Grund in nothwendigen Gesetzen der Natur habe; dennoch habe man diesen bisher in dem freien Gesammtwillen gesucht; habe einen, allen geselligen Verhältnissen vorangegangenen Stand der Natur vorausgesetzt, in welchem die Menschen in vollster Freiheit und Gleichheit gelebt, wobei aber kein Recht, keine Sicherheit, sondern nur Streit und Krieg gewesen sei, dem man durch den gesellschaftlichen Vertrag und durch Uebertragung der Gewalt an einen oder mehrere abgeholfen habe. Dieses System habe sich durch die Encyklopädisten selbst an den Höfen verbreitet; die französische Revolution sei nichts Anderes als die Geschichte seiner versuchten, aber mißlungenen Realisirung. Es habe die Geschichte aller Zeiten und Völker gegen sich. Ein andres rechtliches Fundament zeige sich in der vor Augen liegenden Erfahrung. Der Stand der Natur habe nicht aufgehört; aber er sei nicht ein Stand der Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit, sondern er begründe durch Ungleichheit der Fähigkeiten und Kräfte, durch das Vermögen der einen und das Bedürfniß der andern, mannigfaltige Verhältnisse der Herrschaft und Dienstbarkeit. Väter, Hausherren, Anführer, Lehrer, Grundbesitzer, alle herrschen; keiner habe seine Macht durch die Untergebenen, diese wären vielmehr durch die Natur von jenen abhängig, oder sie dienten ihnen, um Bedürfnissen abzuhelfen. Diese Verhältnisse seien so alt als die Welt. Die Natur sei noch immer dieselbe, und das oberste Gesetz, nach welchem sie alle geselligen Verhältnisse bilde und

wieder auflöse, leicht zu erkennen. Jede Herrschaft habe eine natürliche Ueberlegenheit, jede Abhängigkeit ein Bedürfniß zum Grunde. Beides hänge nicht von dem Willen des Menschen ab. Der Mächtigere herrsche, sobald man seiner Macht bedürfe, und wo Macht und Bedürfniß zusammentreffen, da werde ersterer die Herrschaft, letzterm die Dienstbarkeit zu Theil. Dieses Gesetz gehe durch die ganze Schöpfung. Auch sei es ein allgemeiner Hang der Menschen, sich freiwillig und ungezwungen dem anerkannt Mächtigern anzuschließen und sich seiner Leitung zu unterwerfen, niemand wolle von seinesgleichen oder von Geringern beherrscht werden. Dieses Gesetz mache ungleiche Kräfte zu Freunden, schaffe Ordnung und Frieden, bilde Staaten und Gesellschaften. Den Mißbrauch der höchsten Gewalt durch menschliche Einrichtungen hindern zu wollen, sei widersprechend, eben weil die höchste Gewalt keine höhere über sich habe. Sie könne nur durch Moralität und Religiosität gezügelt werden. Von der Herrschaft der Mächtigsten sei aber auch am wenigsten Mißbrauch zu besorgen, weil ihnen für sich nichts zu wünschen übrig bleibe. Auch liege die Neigung, Schwächere zu beleidigen, nicht in der Natur des Stärkern, die Kräfte würden vielmehr meistentheils gegen Gleiche oder gegen Höhere mißbraucht. — Macht und Ueberlegenheit wären relative Begriffe. Man könne in einer Hinsicht mächtig, in der andern schwach; in einer herrschend, in der andern dienstbar sein. Diese Verkettung und Unterordnung der menschlichen Verhältnisse müsse jedoch bei irgend einem ganz Freien aufhören, der niemandem diene, niemand über sich habe. Wo sich dieser Freie finde, da sei der Verband geschlossen, der Staat vollendet; der Fürst, die höchste Gewalt, nicht durch fremden Auftrag, sondern von der Natur selbst gegeben. — Der Staat sei also nicht eine Rechtsversicherungsanstalt, sondern nichts weiter als ein natürliches Verhältniß zwischen Freien und Dienstbaren, das sich von andern ähnlichen Verhältnissen nur durch die Unabhängigkeit des Oberhaupts unterscheide. Letzteres allein, nicht der Zweck, mache die Gesellschaft zum Staat. Ein Fürst sei nichts Anderes als ein durchaus freier Mensch, der keinen Obern über sich habe. — Die Fürstenthümer entstehen, wie alle herrschaftlichen Verhältnisse, von oben herab, d. h. sie gehn alle von einem einzelnen Menschen aus, der unabhängig ist, und erhalten und vermehren die Zahl ihrer Untergebnen durch successive Aggregation. Ueberall geht der Staat nicht aus einem Vertrag hervor, nicht durch eine widersinnige Uebertragung von Seiten Schwächerer, sondern aus dem natürlichen Abhängigkeitsverhältniß des Schwachen und Hülfsbedürftigen gegen den Starken. Die ersten unabhängigen Menschen finden sich unter den großen Landeigenthümern, die von Bedürfnissen frei sind und fremde Bedürfnisse befriedigen können. Grundeigenthum entsteht durch Besitznahme: die Anerkennung eines solchen Besitzes und die Vertheidigung des

seinigen ist dem Gemüth des Menschen angeboren. Alle Gesetze entstehn erst **nach** dem Eigenthum. Der Landeigenthümer herrscht natürlich und rechtmäßig über seine Familie, Beamte, Diener, Knechte, Pächter, Grundsassen, Lehnleute u. s. w. Aus der Unabhängigkeit und dem Grundeigenthum lassen sich alle landesherrlichen Rechte ungezwungen und vollständig herleiten. Der Fürst hat die Verhältnisse mit seinen Nachbarn zu ordnen, über seine Diener — alle sogenannten öffentlichen Beamten — frei zu verfügen; in seinem Gebiet Verordnungen zu erlassen. Allgemeine Gesetze seien fast immer despotisch, und je weniger derselben in einem Lande vorhanden, desto glücklicher werde es sein. Criminalgesetze seien nur landesherrliche Instructionen für die Richter. Die oberste Gerichtsbarkeit sei eine natürliche Folge der Macht, welche schützen könne; sie entspringe aus dem Bedürfniß der Unterthanen, Schutz zu haben gegen Gewaltthätigkeiten, und sei daher weniger ein Recht des Fürsten, als eine Wohlthat, die er seinen Untergebenen auf Ansuchen erweise. Der Fürst selbst sei keinem Gericht unterworfen. Beginge er ein Verbrechen an seinen Unterthanen, so bliebe den Beleidigten nur das Recht der Nothwehr oder die Flucht. — Der Fürst lebt, wie der Grundbesitzer, von seinen Domänen, und hat aus denselben die Regierungskosten zu bestreiten: wenn Steuern nöthig sind, müssen dieselben von den Freieren des Landes verwilligt werden, und es ist eine entsprechende ständische Einrichtung hiezu erforderlich. Solche Stände repräsentiren dann aber nur sich, nicht das Volk. Das Verhältniß der Unterthanen ist wesentlich privatrechtlicher Art und richtet sich nach dem Grade des Schutz- und Hülfebedürfnisses des Einzelnen oder der einzelnen Classen. — Was von der Monarchie, gilt ebenso von den Republiken: sie sind unabhängige, begüterte und mächtige Corporationen, deren Mitglieder unter sich gleich sind, und welche sich anderweitige Besitzungen erworben haben. Den Unterthanen gegenüber verhält sich die Gemeinde als Collectivfürst.

Principiell ist in dieser Auffassung nichts Neues: J. Möser's Paradoxie, den Staat als eine Deichgenossenschaft darzustellen, wird zur Breite eines Lehrbuchs verarbeitet, der geistreiche Einfall zu Tode gehetzt. Dazu kommt ein pfäffischer Hautgout, von dem bei Möser keine Spur ist, der Haller veranlaßt, ganz gegen sein Princip den Priesterstaat als die glücklichste Staatsform darzustellen; ferner eine kleinliche Verbissenheit in der Geschichte der staatsrechtlichen Lehren, die seit einem Jahrhundert lediglich auf einer Verschwörung der Encyklopädisten, Illuminaten, Jacobiner und Freimaurer beruhen sollen. Das hatte doch auch J. Müller zu tadeln, der ihm übrigens Mai 1808 schreibt: „Hingerissen wurde ich von dem trefflichen Buch, das alle meine Ueberzeugungen, die Resultate der ganzen Historie, so

lebendig und herrlich und ergreifend ausdrückt. Es war eine Herkulesarbeit, den Augiasstall der revolutionären Meinungen zu säubern. Sie haben den einzig wahren Weg gewählt, die Begriffe scharf gefaßt, und das Licht der Erfahrung nicht verschmäht." Empirisch ist freilich in jener Darstellung vieles richtig, aber schon 14 J. vorher hatte Fichte den Empirikern ganz mit Recht zugerufen: „wir wissen sehr wohl, daß keiner der bestehenden Staaten auf einem Vertrage beruht; aber sie sollen darauf beruhen!" Der Begriff des Sollens ist durch Empirie nicht zu widerlegen. Wenn es an dem ist, daß Gewalt und Bedürfniß die bestehenden Staatsformen hervorgebracht haben, warum soll es dabei bleiben, wenn Gewalt und Bedürfniß ihre Natur verändert haben; wenn sittliche Bildung eine Macht, und gemeines Recht ein Bedürfniß geworden ist?

Um Haller historisch nicht Unrecht zu thun, muß man die „Staatenkunde" nicht mit der dickleibigen „Restauration der Staatswissenschaft" verwechseln, die 8 J. später erschien. Der Inhalt ist derselbe, nur in einer gemeinern Form; aber was man 1808 als Barrikade gegen das revolutionäre Weltreich Napoleon's aufthürmte, wendete sich 1816 geradezu gegen Freiheit und Vernunft. Auf diese historische Beziehung macht Mohl mit Recht auch bei Eichhorn's „deutscher Staats- und Rechtsgeschichte" aufmerksam: „Er richtete den Blick auf die alte Größe Deutschlands und die Eigenthümlichkeit seines Rechts, als Deutschland aufgehört hatte eine rechtliche Einheit zu sein. In solcher Zeit war es nicht nur ein großmüthiger Entschluß, jahrelange Forschungen dem verlassenen und scheinbar einem völligen Untergang geweihten vaterländischen Recht zu widmen, sondern eine politisch wichtige That." Aller Speculation abgeneigt, war Eichhorn vor allen Dingen praktischer Jurist, nicht blos in sämmtlichen Theilen der Rechtswissenschaft zu Hause, sondern von jener eigenthümlichen Organisation, welcher sämmtliche Lebensverhältnisse gleichsam von selbst in rechtswissenschaftliche Kategorien fallen. Dieser praktische Sinn zeigt sich auch in seiner historischen Forschung. Bloße Antiquitäten ohne Beziehung auf das heutige Recht hatten für ihn keinen Werth. Nur da, wo bestehendes Recht, wenn auch in seinen entferntern Wurzeln, Halt und Ursprung nahm, ward ihm die Erkundung und Darstellung geschichtliche Aufgabe. Sein geschichtlicher Sinn zeigte sich in der großartigen Auffassung des untrennbaren Zusammenhangs aller Rechtsinstitute seines Volks, in der Energie, die getrennten Theile des deutschen Rechts zu einem umfassenden Ganzen zu verbinden, ihre Wechselwirkung und geschichtliche Entwicklung zu zeigen. Nach allen Seiten vertiefte sich das Studium der Jurisprudenz: nicht mehr Vereinfachung durch begriffliche Abstraction, sondern Allseitigkeit aus der Fülle der Anschauung rechtlicher Verhältnisse und Vertiefung der Ge-

lehrsamkeit wurde gesucht. Wie Möser die moralische Schnur hatte fallen lassen, und die Begriffe Ehre, Freiheit, Recht historisch analysirte, so mit erweiterter Kenntniß seine Nachfolger, Savigny, Eichhorn u. s. w.

Neben Göttingen hatte Heidelberg als juristische Facultät hohe Achtung. Das alte Streben, das Creuzer und Daub in den „Studien" angebahnt, für die neuen Richtungen in der deutschen und classischen Philologie, Theologie, Rechtswissenschaft, Metaphysik und Naturgeschichte die Synthese zu finden, wurde seit Jan. 1808 in größerm Stil in den „Heidelberger Jahrbüchern" fortgesetzt, die in den nächsten Jahren die Spitze der fortschrittlichen Journalistik nahmen. Heidelberg schien damals wirklich Jena ablösen zu wollen. Die Regierung war wohlgesinnt, die Universität besaß ausgezeichnete Kräfte; in der theologischen Facultät u. a. Daub, Marheineke, de Wette, in der juristischen Thibaut, Heise, Zachariä, Klüber, in der medicinischen Schelver, in der philosophischen Voß, Creuzer, Böckh, den Historiker Wilken, Görres (seit Jan. 1808), Fries, Eschenmayer; daneben privatisirten Görres' Freunde Arnim und Brentano. Die beiden letztern gaben April bis August 1808 eine humoristische Zeitschrift „Tröst-Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler", heraus, an der neben ihnen Uhland und die Brüder Grimm mitwirkten; auch Tieck wurde eingeladen. Brentano hatte eine Banquiertochter aus Frankfurt, Auguste Busmann, entführt und geheirathet, die ebenso toll war wie er, im Aufzug der Romanze auf weißem Zelter durch die Straßen sprengte u. s. w. „Seine verzweiflungsvoll elende Heiraths- und Ehestandsgeschichte," schreibt Arnim, „macht mir Kummer und religiöse Zweifel über den Ehestand; sie stecken da wie im geläbberten Meer, und können nicht zu einander und nicht von einander." Endlich, Nov. 1808, entschloß er sich, sie zu einem Pfarrer auf's Land zu thun, und führte mit Arnim eine lustige Junggesellenwirthschaft: die Geschichte des Bärenhäuters wurde damals geschrieben. Görres hatte im vergangenen Jahr in der Schrift über die „deutschen Volksbücher" eine begeisterte Schilderung des Mittelalters gegeben; in der „Einsiedlerzeitung" suchte er den Zusammenhang der Nibelungen mit persischen und indischen Mythen nachzuweisen; die Bilder waren wie in einem Kaleidoskop gemischt, viel angeregt, nichts mit wissenschaftlicher Schärfe abgeschlossen.

Befreundet mit Arnim, Creuzer und Görres traten nun die Brüder Grimm in die Literatur: aus Hanau; Jacob 23, Wilhelm 22 J.; in einem engen, aber gesunden Familienleben voll Pietät aufgewachsen, in einem alterthümlichen kleinen Städtchen mit dem Blick für das Kleine ausgestattet, sahen sie zuerst in Kurhessen und der reformirten Gemeinde die Welt. In Marburg studirten sie. „Jura," erzählt Jakob, „studirte ich hauptsächlich, weil

mein seliger Vater Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehn Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt in diesem Hasten bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. In Marburg mußten wir eingeschränkt leben; hernach habe ich oft das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, möchte ich dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf, und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andre Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln." — Mächtig wurden die Jünglinge durch Savigny ergriffen, dem Jakob durch gelungene juristische Arbeiten näher trat. In seiner reichen Bibliothek sah er zuerst die Bodmer'sche Ausgabe der Minnesänger, auf die er durch Tieck's Vorrede gespannt war. — Febr. 1805 folgte er seinem geliebten Lehrer nach Paris, wo er die Bibliotheken durchforschte; nach seiner Rückkehr, Jan. 1806, erhielt er ein kleines Amt; sein Bruder schloß sich ihm an. „Von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten zu verbinden." „Fast alle unsre Bestrebungen sind der Erforschung unsrer ältern Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet, oder beziehn sich doch mittelbar darauf." Dazu kam die Gemeinsamkeit ihrer geistigen Richtung.

Schon Herder hatte gelehrt, die Poesie sei das Ursprüngliche; die Prosa, die Abstraction, die Zersetzung folge erst später. Diesen Satz auf alle Gebiete des geistigen Lebens auszudehnen, stellten sich die Brüder Grimm als Aufgabe: in Sitte, Recht, Sprache, Dichtung suchten sie der sinnlichen, poetischen Grundlage auf die Spur zu kommen, der Zeit, wo die Natur noch unmittelbar zum Menschen sprach; das Leben in seiner vollen Erscheinung zu fassen. Das Leben erscheint als die Fülle alles Wirklichen und Einzelnen; die Geschichte muß lauschen auf das, was im Verborgenen sich regt. So sind Arnim's Dichtungen, wenn man sonst nichts aus ihnen zu machen weiß, als Farbenreibungen für die historische Anschauung zu fassen. „Ich möchte," sagt Jacob, „am liebsten das Allgemeine in dem Besondern ergreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Weg erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst das als unnütz weggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren."

Ein Unterschied zwischen beiden Brüdern zeigte sich doch gleich. Jacob,

die mächtigere Natur, war stärker von dem naturphilosophischen Wirbel der Zeit ergriffen; die Allseitigkeit seines unruhigen Schauens ließ ihn später fertig werden. Es klingt hart, wenn A. W. Schlegel sagt: „gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlig geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben;" aber es trifft die Sache. Bereits mit einer unerschöpflichen Gelehrsamkeit ausgestattet, unterlag J. Grimm doch dem Einfluß abentheuerlicher Symboliker wie Görres oder A. Kanne, die in vorschneller Combination die Richtschnur des gewöhnlichen Menschenverstands einbüßten. Von J. Grimm gilt der Satz von Novalis, daß die gewaltigste Kraft sich aus der Verworrenheit herausarbeiten muß. Wilhelm lernte im Gegentheil sich früh beschränken, und leistete fast sein Größtes schon als Jüngling.

In der Abhandlung „über Meister- und Minnegesang" 1807 zeigte J. Grimm, daß beides eigentlich in eine Gattung falle, die Gattung der gemachten oder Kunstpoesie, der die echte, volksmäßige, traditionelle gegenüberstehe. Die individuelle, bewußte, reflectirte Thätigkeit des Dichters wurde herabgesetzt gegen das Unbewußte, Ueberlieferte, den Naturwuchs der Mythe. Pantheistisch gebunden an den Erdgeist, giebt der einzelne Dichter nur dann Echtes, wenn er nicht weiß, was er giebt. „Im thätigen Leben der Geschichte," sagt Arnim, „ist es offenbar, daß nie etwas Großes durch einen einzelnen Menschen geschah, sondern immer durch die Entwickelung vieler, an deren Spitze freilich immer der Thätigste stand, zuweilen auch der Göttlichste." So faßte Savigny die Rechtsschöpfung auf. — Des alten Gellert Frage an die Atomisten, ob etwa bei einem Dom die einzelnen Steinchen sich ohne Bewußtsein an einander gefügt? wurde von A. W. Schlegel wiederum an diese Pantheisten gerichtet, deren Art dem altclassischen Wahlspruch, daß in der Menschheit nur der Einzelne zähle, auf's härteste widersprach. Wie es zugegangen? das wurde freilich von den Grimm ebensowenig im Detail beantwortet, als früher von F. A. Wolf bei Gelegenheit des Homer.

Am einsichtsvollsten versuchte es W. Grimm 1808 (Juli 1808 erhielt Jacob, der seine alte Stelle in der Franzosenzeit verloren, durch J. Müller die Bibliothek auf der Wilhelmshöhe) in der Einf.-Z. in den „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten", und „über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen." — „Ueberall wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, ist leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurden. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche die Historie auf jene kritische Wahrheit be-

schränkt, die an sich nichts gewährt, und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen. Was will die Geschichte zuletzt anders, als daß das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muß die kritische Historie auf einem andern Weg dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hat. So treibt Poesie und Historie, als Epos, aus einer Wurzel. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h., wo wirklich etwas geschieht und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann. — Bei jeder Nation blickt in hellerm oder trüberm Licht der Moment einer neuen Grundbildung durch. Für die Deutschen war dieser Moment die Völkerwanderung. Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt; aber die Poesie trat an ihre Stelle. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort im Mund und Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Classe, die eigens sich diesem Geschäft widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr, und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reizendes darbot, alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker untauschend. Für die deutsche Volksdichtung bildete den Mittelpunkt die Nibelungensage. Sie beruht auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried haben gelebt, die großen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehen, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Gegen die Hypothese einer fremden Herleitung spricht die Unschuld und Bewußtlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte; daher die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden, und daher alles von so frischem Leben angehaucht ist und feststeht auf deutscher Erde. Es hat alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin. Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied (Romanze). Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Tact. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim. Ueberall war es ein andres, wie Sprache, Sitten, Denkart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiedenen Orten übereinstimmend gefunden. Die Classe der Sänger er-

weiterte solche Lieder und verband sie zu einem größern Ganzen, wie Herder den Cid. Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch die größern Gedichte fort, stets mit dem Fortgang der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine falsche Ansicht, die das Nibelungenlied im Ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen entstehn läßt, so daß nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei: niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend mußte es fast in jedem Munde verschieden sein. Ebensowenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichts abgesteckt: da in diesem großen Kreis die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich. — Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. J., konnten die Dichtungen fixirt werden, durch eine zufällige das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Fände sich das Nibelungenlied in frühern Zeiten aufgeschrieben, so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in größerm und strengerm Stil sein, denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, daß er immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Großheit der ersten Idee allmählich versinkt."

„Die Priester schöpften aus meist getrübten Quellen der Vorzeit eine sehr verschiedenartig zusammengesetzte Kenntniß, die dem Volk nichts nutzte, weil es sie nicht begreifen konnte. Daher ist es gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Historie entwickelt hat. Die Kreuzzüge brachten durch die Vermischung aller Völker die romantische Poesie hervor, die der ursprünglich deutschen nicht blos fremd, sondern entgegengesetzt war. Man sagt: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt; welches aber nur auf diejenigen bezogen werden darf, die sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten; auf die Nation nicht. Die romantische Poesie des Mittelalters entstand in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adeliger; sie war nicht nur Kunstpoesie, sondern Manier. Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen als diese romantische und die Nationalpoesie. Hier ein großes allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab. Dort die seltsamen Thaten eines Ritters, freilich voll Tapferkeit, aber übermenschlich und nur als Wunder begreiflich; das Leben nicht in dem strengen Ernst deutscher Helden, sondern als

Feerei, als reizendes Spiel lockender Abentheuer. Dazwischen die Liebe heiß und üppig; den Frauen will der Mantel der Treue nirgend passen und die Männer mögen aus dem Horn keinen Trunk gewinnen. Phantastisch nur erscheint die Treue als Bezauberung bei Tristan. Die Rede wird verwirrt und ängstlich, überall hinfühlend und suchend nach einer Stütze. Die damalige Theologie wird umständlich entwickelt, an Tiraden über die Minne fehlt es nicht. In der Erzählung selbst treten die Gestalten selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen, und es scheint immer, als habe der Verfasser eine gewisse Aengstlichkeit, die Sache genau anzugreifen, und suche umher, was er daneben finden könne, damit nichts verloren gehe als das Rechte. Die Worte schwimmen gleichsam auf der Oberfläche hin und her und stoßen sich gegenseitig ab; keins steht für sich und seinen Mann, und überall blickt das Hohle und Leere durch."

„Mit der Religion ging auch die alte Sage, die von der Vorzeit erzählte, für die Germanen verloren. In der Abgelegenheit Skandinaviens krystallisirte sich die alte Religion zu einer vollständigen Mythologie, die den Deutschen fast ganz unbekannt blieb. Ein Christ sammelte die Sagen über die mythologische Vorzeit, als solcher mußte er sie nicht für Wahrheit, sondern für bloße Unterhaltung ausgeben. Wir haben sie demnach in der Ausbildung, welche sie durch lange Zeiten erhalten, nicht in der ursprünglichen Form: aber dadurch verliert sie nichts an ihrer absoluten Wahrheit, denn ein beständiges Umwandeln ist das Schicksal aller Mythologien gewesen. Die Sagen des Nibelungenkreises wurzeln dort wie bei uns in vaterländischem Boden, nur alles ist eigenthümlich entfaltet und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es entstanden. Die Gesinnung ist wilder, heftiger, die Grausamkeit entsetzlicher, und umwindet wie eine Schlange ihr Opfer, die in die Wunden ihr Haupt senkt, und sich festfrißt an dem Herzen, daß keine Macht der Töne sie mehr rühren kann. Durch Heerzüge und Kriege vereinigt, erwarben beide Völker eine gemeinsame Poesie, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach Süden, so weit Deutsche gedrungen sind. Was in Deutschland verloren wurde, hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Wiederschein darin zu erkennen, was wir sonst besaßen."

„Wer das Studium der alten Geschichte oder Poesie, d. h. der Sagen vorgenommen hat, wird die Bemerkung machen, daß sie sich unaufhörlich localisiren. Die Namen der Länder und Menschen vergehn darin, außer einigen von wunderbarer Kraft. Die Anknüpfung, die Folge kann eine andre werden, aber die Thaten selbst und ihre Bedeutung bleiben stehn mitten im Wandel, sie sind auf dem lebendigen Grund des Lebens ihrerseits um so sicherer. Das

ist das Lob der frühern Sage und der Tadel der spätern, namenreichen aber lebensarmen Geschichte. Ein Nationalgedicht ist allezeit hervorgegangen aus einer Begebenheit, die das ganze Volk bewegt hat, indem es ein gemeinsames großes Streben und das ganze reiche Sein desselben erfaßt und in einfachen Worten und Tönen ausspricht. Ein Nationalgedicht dichtet nicht der beschränkte Sinn eines Einzelnen. So das Nibelungenlied, so der Homer. Aber jedes Volk, das eine Poesie hat, wird, eben weil dann alles poetisch, immer auch seine poetische Geographie haben, ein geheimnißreiches entferntes Land, in welchem es seltsame phantastische Gestalten mit gutem Gewissen darf leben lassen. So hatten die Griechen ihre poetische Geographie, welche Gelegenheit zur Odyssee gab, und es ist ein neuer Beweis für die richtige Ansicht ihrer Entstehung, wenn in 1001 Nacht Sindbad's Abentheuer mit den Riesen denen des Odysseus mit Polyphem gleichen. So hatte Deutschland seine poetische Geographie von dem Morgenland, auf welches wohl alles, die Religion, der Handel, Pilgerfahrten die Aufmerksamkeit hinlenkten. Diese bildete sich in bestimmten Zügen traditionsmäßig aus."

Tieck hatte sich lange mit der Absicht getragen, die Nibelungen, wie früher die Minnelieder, dem Volk zugänglich zu machen; er gab sie auf, als 1807 die Bearbeitung von F. H. v. d. Hagen erschien, der, 27 J. alt, in Berlin als Privatgelehrter lebte und sich bald mit Tieck befreundete. Die Bearbeitung fand viel Beifall, auch bei J. Müller, der schon vor 20 J. auf diesen Schatz aufmerksam gemacht hatte. Arnim war mißvergnügt über „den barocken Dialekt und die langweiligen Anmerkungen"; er meinte, „das Ganze müsse entweder mit neuem Saft durchdrungen sich selbst neue Wurzeln treiben, oder in seiner Alterthümlichkeit ruhig trocken, unzerbrochen zwischen Papier von einem Geschlecht dem andern übergeben werden." „Die historische Einleitung könnte späterer Zeit bleiben. Die Kritik ist an den Dichtern eine nothwendige Absonderung, damit der Geist rein wird; unsere verkehrte Zeit hat aber oft das Abgesonderte für das Heiligste gehalten; daher alles Geschwätz über die Dinge, statt die Dinge selbst zu geben." — Ebenso ungünstig urtheilte W. Grimm: „Das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. Jedes Volksgedicht ist es nur, insofern es in seiner Zeit steht, und aus dieser herausgenommen verliert es seine Bedeutung. Es erscheint dann wie etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht eingreift in unser Leben, für jene Zeit aber die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verstehen können. Im Nibelungenlied hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, daß er nicht weggenommen werden

darf, ohne zu zerreißen. Im Modernisiren liegt immer eine gewisse Untreue. Wie man einen Dialekt wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache in eine gebildete oder Dichtersprache übersetzen, die immer in einiger Hinsicht steif und unlebendig bleibt."

Goethe las gern daraus vor. In jenen Zeiten, äußerte er gegen die Freunde, sei das rechte Heidenthum gewesen, trotz der kirchlichen Gebräuche; Homer hätte doch mit den Göttern in Verbindung gestanden, aber in diesen Leuten finde sich keine Spur von irgend einem himmlischen Respect. „Der Werth des Gedichts," schreibt er an Knebel, 1808, „erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst auf's Trockne zu bringen: denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehn noch dichtere Nebel darüber, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Uebrigens lasse ich mich nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare an's Tageslicht, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält."

Die Rückkehr zu den Ruinen und Bildern der Vergangenheit war zugleich ein Protest gegen das nivellirende Weltreich, die einseitig mathematische Bildung und die Revolution, ein Protest der Anschauung gegen das Raisonnement. Was Burke der Redner empfahl, setzten die Dichter fort; am glücklichsten W. Scott, der im Lay of the last minstrel 1805, Lady of the Lake 1810 u. s. w. den poetischen mittlern Standpunkt zwischen dem modernen Gefühl und der gelehrten Construction des Vergangenen traf, und der populärste Dichter seines Volkes wurde. Die deutschen Poeten fingen, nach Tieck's Vorgang, damit an, die alten Gedichte zu dramatisiren: ein verfehltes Bestreben, da im Drama nicht das Sinnliche, sondern das Sittliche überwiegt; und so eine Fabel, im Geist einer vergangenen Sittlichkeit gedacht, sich den Anforderungen und dem Register der modernen fügen soll, die doch ihre Ansprüche nicht aufgeben darf. So hatte es schon Oehlenschläger gemacht. In dem „Heldenspiel": „Sigurd der Schlangentödter" legte Fouqué die nordische Sage zu Grunde, die W. Grimm schlicht und treu in der Einsiedlerzeitung erzählt hatte, viel wilder und blutiger als die deutsche. — In dem Schloß Hindarsiall schläft die schöne Brynhildis, die Schwester des mächtigen Königs Atle. Die drei Nornen sitzen vor ihrem Lager und singen den Schicksalsgesang. Die ganze Burg ist mit Feuer umgeben, und nur der Held, der es wagt hindurchzudringen, wird Brynhildis' Gemahl. Sigurd

besteht das Wagstück und die Vermählung findet statt, obgleich Brynhildis durch ihre zukunftkündenden Runen voraus weiß, daß Sigurd eine andere Braut bestimmt ist. Sigurd reitet auf Abentheuer aus und kommt in das Reich der Niflungen, wo ihm die alte Königin Grimhildis einen Zaubertrank der Vergessenheit reicht, der so mächtig wirkt, daß Sigurd sich nicht mehr erinnert, Brynhildis gesehen zu haben, um Gudruna freit, Grimhildis' Tochter, und das Wagstück der Feuerburg zum zweiten Mal in Gunnar's Gestalt besteht, des Bruders der Gudruna, der nun nach dem Spruch des Schicksals Brynhildis' Gemahl wird. Sehr poetisch ist ausgeführt, wie Sigurd zuerst seine Vergangenheit vergißt und, als die Wirkung des Zaubertranks aufhört, sich mit immer wachsendem Grauen erinnert. Mit Brynhildis geht eine ähnliche Verwandlung vor: sie hat ihre Runenkunst vergessen und ist nicht im Stande, die Motive von Sigurd's Handlungsweise vollständig zu übersehn. Sie hat keinen andern Gedanken, als sich an Sigurd zu rächen, und nachdem sie dies durch Hülfe eines ihrer Schwäger ausgeführt, besteigt sie den Scheiterhaufen, den sie selber aufgerichtet. — Im zweiten Theil ist Gudruna an König Atle vermählt, nachdem sie längere Zeit vorher sich mit ihrem Schmerz um Sigurd in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, ganz auf Seiten ihrer Brüder, und das Motiv der Ermordung liegt in der Habsucht des Königs. Nachdem die Niflungen erschlagen sind, rächt sich Gudruna, indem sie ihre eigenen Söhne schlachtet und ihr Fleisch dem Vater vorsetzt; dann läßt sie ihn tödten, sein ganzes Gefolge verbrennen und stürzt sich endlich in's Meer. In der dunkeln Stimmung Gudruna's, die ihre Unthaten verübt, weil sie von einer dämonischen Macht getrieben wird, liegt eine Art wilder Poesie, die bedeutender wirken würde, wenn Stil und Haltung correcter wäre. — In dem ganzen Drama ist von dem süßlichen Christenthum, welches die spätern Werke Fouqué's so ungenießbar macht, noch keine Spur; Costüm und Charaktere sind heidnisch. Als sich die Romantik zum Mittelalter zurückwandte, war es ursprünglich nicht die christliche Idee, die sie aufsuchte, sondern die Spuren der alten Naturreligion, die durch das Christenthum unterdrückt, aber zugleich in seiner Dämonologie aufbewahrt geblieben war. Man hatte seine Freude an den christlichen Dämonen, in denen man die Züge der alten Naturgötter wiedererkannte, bis endlich das Grauen über sie so groß wurde, daß man die christlichen Beschwörungsformeln hervorsuchte, um sie los zu werden.

4. Oct. 1808 schickte Fouqué den „Sigurd" mit einer enthusiastischen Widmung an Fichte, dem auch die folgenden Theile geweiht wurden. Das ist nur ein einzelner Zug von jener wunderbaren Beziehung, in welche die Umstände die Philosophie zum Instinct der Massen drängten: war doch Fichte bald darauf Vorsitzender der von Arnim gegründeten christlich-germani-

schen Gesellschaft in Berlin. — Rahel schreibt an Varnhagen, der jetzt in Tübingen, 23 J. alt, Medicin studirte, und viel mit Uhland und Kerner verkehrte: „Lange nicht hat mir etwas so gefallen als Sigurd! so fest, so eigen, so echt, so still ersonnen, frisch mit Gesundheit ausgeführt; von einem reinen Menschen glücklich gefertigt. Seine Runen kamen mir bis in den innersten Sinn; und Schleusen eröffneten sich innen, laut reden und ächzen mußt' ich dabei! Aufgelöst und geschlossen schien mir ganz klar auch mein Leben. Du kennst meinen Haß gegen nordische Sagen und die alten Nebelgötter; aber Fouqué traf mein doch unbefangenes Gemüth." — Vielleicht zogen sie am meisten die excentrischen Frauen an: Brynhildis und Gudruna waren gleichzeitig mit Penthesilea, Wanda und Hildegund geboren. — Auch Jean Paul feierte in den Heidelb. J. das Drama als Wiederherstellung des alten Heldengeistes; ein anderer Kritiker desselben Blatts (wahrscheinlich Arnim) glaubt zwar auch, daß diejenigen, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werk schöpfen, dankbar gegen Fouqué sein werden; doch fügt er hinzu: „Unsere gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden nimmt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heißen Zone stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weines des Lebens sich erfreuen könnte. Das Gitterwerk der Aesthetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigene Hand fort, nur nicht zum andern, so daß die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesungen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder?" „Auch hier soll das alte Lied in einem selbstständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andere Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äußerlich gering war gegen das Ungeheure, das wir sehn, und innerlich so groß, daß eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht." „Wir sind mit mannigfacher Erkenntniß gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerschein wird das alte Lied stehn, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft?" „Weil Fouqué einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, wir erkennen noch den kecken, frommen, kindlich treuen Sinn in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis. Auf eigene Erfindung leistet Fouqué Verzicht, die Unterredung zwischen Sigurd

und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben." Aber „ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit, und beide gehören zusammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsre Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, daß wir ihre Aeußerlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben." „Wir fühlen durchaus, daß der Stoff noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fließt nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntniß, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir auch zu, daß die Figuren nicht immer fest auf den Füßen stehn und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind." „Es ist sehr charakteristisch, statt der alten Form der Erzählung die modernere dramatische zu finden, aus dem Bedürfniß, das Walten des Schicksals deutlicher zu machen: unsere Zeit kann sich in den schwersten Gegensätzen bewegen, nur nicht unschuldig und gerad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich." — „Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergeßt euer alte Lieb' und Treue, und ihr könnt ein neues Leben anfangen. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Weh mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb', mein Wort gebrochen, nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin; jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört! — Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muß, sein eigenes Weib einem andern zu gewinnen. Alles wird uns so wahr, so natürlich, daß wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern mit Apollo und allen Musen geziert beim Anfang und Schluß der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stück weiter keine Rücksicht genommen wird." — Aehnliches könnte man von den spätern Bearbeitungen R. Wagner's und Hebbel's sagen, neben denen jener erste Versuch Fouqué's noch immer eine sehr ansehnliche Stellung einnimmt, wenn sich auch die

Reminiscenzen aus der Edda mit denen aus dem Amadis auf eine wunderliche Weise mischen. Heine hatte nicht ganz unrecht, wenn er von Fouqué's Rittergestalten meint, sie beständen nur aus Eisen und Gemüth, und hätten weder Fleisch noch Verstand.

Mit dem Norden zog der Orient die Aufmerksamkeit der Poeten und Philologen auf sich. Hammer's „Fundgruben des Orients" dienten als Quelle; Creuzer vertiefte sich mit seinen symbolischen Forschungen immer mehr in das ferne Asien; zum äußersten Verdruß seines heidelberger Collegen, des alten Voß, der dem reinen Griechenthum treu blieb. „Die Streitigkeiten zwischen ihnen," schreibt Humboldt aus Rom 6. Aug. 1808, „sind sehr widrig. Aber Voß ist einer der Menschen, bei denen, in echt antikem Sinn, die Tugend immer zugleich eine Art von Tapferkeit ist, und die nur darum zu lieben verstehn, weil sie auch und in gleichem Grade hassen können."

Nicht selten wurde man bei diesem Durcheinander widersprechender mythologischer Bildungen an die Ungeheuersammlung des Prinzen von Pellagonia erinnert: so in Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt"; am tollsten in Kanne's „Mythologie der Griechen". Ein bamberger Professor leitete in einer Napoleon zugeeigneten Schrift: „das Licht vom Orient" alle Weisheit und Religion vom Morgen her: „wir nehmen die Widmung," sagt Görres, „als einen Schrei, den die strebende Jugend in dem Verfasser thut, damit sie vernommen werde, und sehn mit Betrübniß ihn auch an der allgemeinen Influenza kranken, die in dieser Zeit grassirt. Es ist dies jene Unenthaltsamkeit der bildenden Natur, jenes unruhige rastlose Drängen und Treiben, das keiner werdenden Gestalt Ruhe läßt, daß sie sich in sich selbst vollende, jenes angstvolle Hasten immer nur voran zu eilen, damit dem Athemlosen der Rang nicht abgelaufen werde, jene krampfhafte Anstrengung, die sich übernimmt, jene Täuschung endlich, die Keime für Früchte nimmt, und die still und sinnig bildsame Naturkraft mit augenblicklichem Aufwallen der innern Lebenswärme verwechselt. Bildet doch das Leben, wenn es sich verjüngen will, ruhig in sich selbst versenkt an seinem Werk, und erst wenn die gemessene Zeit vorüber, drängen die Wehen zur Geburt: diese aber, kaum befruchtet, möchten schon gebären, und hat nur ganz matt und bleich und blau das Flämmchen erst gezündet, gleich fliegt's wie eine Sternschnuppe von dem Geiste auf, und wird von dem Dunst bald erstickt."

In diese Gährung fällt nun Fr. Schlegel's endlich abgeschlossene Schrift „über die Sprache und Weisheit der Indier"; die erste der Art, die aus wirklichen Sanskritquellen schöpfte. — „Wenn eine zu einseitige Beschäftigung mit den Griechen den Geist zu sehr von der Quelle aller höhern

Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, zu der Erkenntniß des Göttlichen zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt." Diese Idee ist der Kern des Buchs. Schlegel unterscheidet das indische Religionssystem vom Pantheismus. In jenem wird alles Dasein für unselig und die Welt selbst im Innersten für verderbt und böse gehalten, weil es doch nichts ist als ein trauriges Herabsinken von der vollkommenen Seligkeit des göttlichen Wesens. Wenn nun Schlegel genöthigt ist, in vielen einzelnen Erscheinungen der indischen Mythologie eine grauenvolle Unsittlichkeit zu finden, so glaubt er doch nicht, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes absprechen zu dürfen, da ihre Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, so würdig, klar und erhaben, so tiefsinnig und bedeutend, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Er erklärt sich diese Mischung höchster Weisheit und erschreckender Verruchtheit durch eine mißverstandne Offenbarung. Gott habe dem Menschen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt. Aus dieser ursprünglichen Offenbarung leitet er auch die echte Poesie sowie die Staatsverfassung her. Dann vergleicht er die indische Religion mit der biblischen Offenbarung, und sucht die spröde Isolirung des Judenthums eben durch jene Nothwendigkeit einer Scheidung zwischen dem Göttlichen und Ungöttlichen zu rechtfertigen. „Man stelle sich vor Augen, wie damals bei den meisten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichts vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet und oft gerade das Edelste am übelsten angewandt, und man wird begreifen, wie der Eifer der Propheten nur auf das Eine gerichtet sein mußte, daß doch ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit rein und unverderbt erhalten werde. Einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichere Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist als alles Wissen und Wähnen der Vernunft." — Die alleinseligmachende Kirche tritt noch deutlicher durch die Anmerkung hervor, in welcher auf Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu" hingewiesen wird: „ein Werk, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist." —

„Es ist ein Anblick, der mit Staunen und Wehmuth erfüllt, wenn man die von drohenden Anzeichen schwangere, ruinenvolle Geschichte des letzten Jahrhunderts gegenwärtig hat, und nun die ersten Geister der Deutschen seit

50 J. in eine blos ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren sieht, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms bis auf die letzte Spur erloschen war. Einzelne gab es, die ernster gesinnt, eine höhere Begeisterung kannten; aber was vermochten die Einzelnen gegen den Strom? Die ästhetische Ansicht ist in dem Geist des Menschen wesentlich begründet, aber ausschließend herrschend wird sie spielende Träumerei, und führt zu jenem verderblichen pantheistischen Schwindel, den wir jetzt nicht blos in den Gespinnsten der Schule, sondern überall in tausend verschiednen Gestalten sehn. Diese ästhetische Träumerei, dieser unmännliche pantheistische Schwindel, diese Formenspielerei sind der großen Zeit unwürdig. Die Erkenntniß der Kunst und das Gefühl der Natur werden uns wohl bleiben, so lange wir Deutsche sind; aber die Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und auf unsern Beruf muß die erste Stelle behaupten und wieder in seine alten Rechte eintreten, wie es dem deutschen Charakter gemäß ist."

Fr. Schlegel schrieb das März 1808 in die Heidelb. Jahrb., indem er die neue Gesammtausgabe Goethe's anzeigt. Am wärmsten spricht er sich über Goethe's frühere Gedichte aus. „Einen magischen Reiz giebt ihnen das Abgerissene, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bei der vollkommensten äußern Klarheit. Freilich kann dies, sobald es mit Bewußtsein geschieht, bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachäffern Goethe's im Volkslied in so reichem Maße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird." Die Gedichte im griechischen Stil „sind weniger eigen und unmittelbar; es fehlt der geheimnißvolle Reiz der Phantasie, in dem mehr Poetisches liegt als in dem wirklichen Besitz und ruhigen Genuß des kunst- und naturbeglückten Landes. Man kann wohl voraussehn, daß manche der Goethe'schen Lieder noch Jahrhunderte im Munde des Gesanges leben werden, während diese antiken Nachbildungen als nothwendige aber vorübergegangene Stufe der Bildung nur in der Kunstgeschichte ihre Stelle finden. Echte Lieder müssen aus dem Innern des Dichters hervorgehn, und in der äußern Erscheinung nicht fremd und gelehrt, sondern ganz national sein, wenn sie auch wieder in das Innere eingreifen sollen. Wenn die Wirkung, welche Goethe's Werke hervorgebracht haben, nicht allemal der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft entsprach, so liegt der Grund keineswegs in der poetischen Unempfänglichkeit des Publicums; vielmehr darin, daß er die Größe seiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, blos zum Versuch oder zum Spiel gebildete Werke zersplittert hat. So oft er seine Kraft nicht theilte, war auch die Wirkung entsprechend."

Während Fr. Schlegel in Köln das Werk über Indien vollendete, hielt sein Bruder in Wien vor einem auserwählten Publicum die Vorlesungen „über dramatische Kunst und Literatur". Diese Vorlesungen haben ihn eigentlich erst zum berühmten Mann gemacht: sie sind in alle europäischen Sprachen übersetzt und haben überall als leichte, unterhaltende und belehrende Lectüre das Urtheil der feinen Welt beeinflußt. Für das geistige Leben Deutschlands sind sie von ungleich geringerer Wichtigkeit als seine frühern, aufreizenden und anregenden Kritiken: sie enthalten principiell nichts Neues und werden dem Gegenstand nicht völlig gerecht. A. W. Schlegel läßt die technische Seite ganz unberücksichtigt; er giebt seine Geschichte des Theaters nur vom literarischen Standpunkt. Daß die dramatische Kunst eben eine Kunst ist, die bestimmten Gesetzen folgt, spricht er hin und wieder aus, aber er weist es nicht nach; er redet nie von der Composition und ihren Gesetzen, sondern giebt einzelne pikante Züge und erzählt den Inhalt der Stücke. „Ein echter Kenner," sagt er in der Einleitung, „kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, uns in die Eigenheiten andrer Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkt herauszufühlen. Es giebt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist der Despotismus des Geschmacks, womit diese gewisse, vielleicht ganz willkürlich bei ihnen festgestellte Regeln allgemein durchsetzen wollen, eine ungiltige Anmaßung." — Als die Krone der dramatischen Poesie bei den Griechen erscheinen diejenigen Dichter, in denen sich das specifisch griechische Leben am eigenthümlichsten entwickelt; die spätern, die sich den modernen Begriffen in der Form wie im Inhalt nähern, werden als Verfälscher des griechischen Lebens verdammt. Daraus begreift sich die Geringschätzung des Euripides, Menander und Terenz. Die Darstellung des französischen Theaters ist mit einer wahren Virtuosität des Hasses geschrieben. Die englische Literatur ist sehr ausführlich behandelt. Der Grundton ist die Abneigung gegen die nüchterne Alexandrinische Gegenwart und die Vorliebe für die poetischen Seiten des Elisabethischen Zeitalters. Ganz flüchtig ist die Darstellung des spanischen Theaters, obgleich hier auf dem streitigen Terrain der entscheidende Schlag zu führen war. Wenn Schlegel die schwächsten Seiten Calderon's, die Beschränkung seiner Lustspiele auf die Schablone der ritterlichen Convenienz, sowie den Supranaturalismus seiner Tragödie, zu Vorzügen stempeln möchte, wohl gar ein tiefes Gemüth darin findet, so war dabei die Rücksicht auf den östreichischen Adel maßgebend. So oft Schlegel darauf zurückkommt, daß man bei dem Urtheil über ein poetisches Werk die historischen Voraussetzungen in Anschlag bringen müsse, so tritt doch an Stelle der historischen Deduction regelmäßig die unmittelbare artistische Vorliebe. Am schlech-

testen geht es dem deutschen Theater: Lessing wird als eine prosaische Natur geringschätzig behandelt, Clavigo gegen den Triumph der Empfindsamkeit zurückgesetzt; wahrhaft widerwärtig ist die Darstellung Schiller's. Schlegel macht einzelne unbedeutende Ausstellungen, bemerkt dabei, Schiller sei ein großes Talent und ein tugendhafter Dichter gewesen, und das ist alles. Für die Zukunft empfiehlt Schlegel das versificirte romantische Lustspiel und das historische Drama.

A. W. Schlegel's Erfolg hatte auf das Schicksal seines Bruders einen entscheidenden Einfluß. „Er hatte," erzählt Boisserée, „bei der vornehmen Welt in Wien eine Theilnahme gefunden, die ihn hoffen ließen, Friedrich werde sich dort eine ehrenvolle Laufbahn gründen können. Fr. Schlegel machte Anstalten, Köln zu verlassen, wo alle Aussichten verschwunden waren, seine Frau sollte einstweilen bei uns bleiben: da erklärten beide, 16. April, sie seien an diesem Morgen zur katholischen Kirche übergetreten. Es war eine große Ueberraschung für uns. Wir kannten zwar die Neigung, welche Schlegel für den katholischen Glauben und Gottesdienst gefaßt hatte, seit langer Zeit; aber in diesem Augenblick, wo der Uebertritt so leicht den Schein äußerer Absicht und dadurch das widerwärtigste Aergerniß erregen konnte, war es uns schwer, die Ausführung eines so wichtigen Schritts zu begreifen. Beide versicherten uns freilich, daß sie eben aus Rücksicht auf die Zeitverhältnisse diesen Schritt ganz im Stillen gethan, daher nicht einmal uns etwas davon vorher gesagt hätten, und daß man ihnen bis zur angemessenen Zeit vollkommene Geheimhaltung versprochen habe." Boisserée's Vorwürfe müssen sehr ernst gewesen sein; Fr. Schlegel schreibt ihm: „Halten Sie das Schweigen doch ja nicht für Mangel an Vertrauen. Es scheint, wir haben uns nicht verstanden, sonst würden Sie mich wohl viel deutlicher und bestimmter gewarnt haben."

Indem nun Fr. Schlegel sich aufmachte, seinem Bruder entgegenzugehn, gab ihm der französische Resident Reinhard, der Goethe in Teplitz kennen gelernt, einen Brief an den Letzteren mit. „Der dunkle Sinn für die unsichtbare Welt ist nun einmal in der Luft. Wenn es eine Weltgeschichte giebt, so muß sie sich jetzt darin bewähren, daß irgendetwas wieder an die Stelle der Religionen tritt, deren Kraft und Leben verschwunden ist. Das Bedürfniß ist allgemein und unverkennbar. In diesem Sinn, scheint es mir, schließt sich Fr. Schlegel an die katholische Religion an, für dessen nun gereiften, philosophischen, kenntnißreichen, classisch gewordenen Geist ich wahre Achtung bekommen habe. Einige Elemente jenes Zusammenstoßens finden sich in seiner Schrift über Indien. Nach ihm haben die Spuren von Offenbarung und von dem, was Wesen der Religion ist, in den katholischen Traditionen

und Gebräuchen sich reiner erhalten, und die Begründung einer bessern höhern Religion scheint ihm als Ziel des jetzigen Ganges der Philosophie vorzuschweben. Meiner Meinung nach keine unrichtige Idee, aber eine völlig chimärische Hoffnung."

Kaum war Schlegel einige Tage abgereist, als die kölner Zeitung die Nachricht von seinem Uebertritt brachte. Kleine Ungenauigkeiten in den Nebensachen gaben ihm Gelegenheit, die Nachricht zu dementiren; er ließ sogar drohen, wegen Verletzung des Beichtgeheimnisses Klage zu erheben. Reinhard schrieb 4. Mai an Goethe: „Da ich den weiten Umfang kannte, den er sonst dem Wort Religion gab, so war mir nicht in den Sinn gekommen, daß er es für sich auf den Katholicismus einengen würde. Die zweideutige Rolle hat er unter solchen Umständen mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe; es lag nur an uns, aus seinen Aeußerungen die Consequenz zu ziehn. Daß der paradoxale, zum Ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe strebende Mensch die katholische Religion vorziehn könnte, schien uns sehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht." Goethe begriff nun erst, warum bei jener Recension „manches so übermäßig in's Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit jeder Zeile wurde klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich in Leben und Weisheit der Inder den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt sah.".

Aus Weimar ging Fr. Schlegel nach Dresden, wo A. Müller, sein Schüler, noch immer fortfuhr, durch seine Paradoxien den Freund in Prag bald abzustoßen bald anzuziehn; Goethe reiste gleichzeitig nach Karlsbad ab, wo er die Herzogin von Kurland, den Prinzen von Gotha und W. v. Schütz traf, auch Gentz in Teplitz besuchte. 28. Mai kam Fr. v. Staël auf der Rückreise aus Wien, begleitet von A. W. Schlegel und Sismondi, in Teplitz mit Gentz zusammen. Dieser fand A. W. Schlegel „sehr verändert, sehr cultivirt, gesellig, gesprächig, gewandt;" „die Staël hat mich entzückt, ich sage es Ihnen gerade heraus. Eine solche Universalität und Tiefe des Geistes, mit einer solchen Leichtigkeit, Gewandtheit, Gutmüthigkeit und Gracie der Conversation habe ich in der Welt nicht gefunden." Gentz begleitete sie bis in die Nähe von Dresden, und „ließ sich" (Tagebuch) „von ihren geistreichen Schmeicheleien, die zuletzt einen wirklich leidenschaftlichen Charakter annahmen und ihrer beiden Begleiter Eifersucht rege machten, in hohem Grade berauschen." Zu A. Müller, den sie 31. Mai in Dresden aufsuchte, sagte sie, Gentz sei der interessanteste Mann Deutschlands. „Sie ist mir eine bedeutende Erscheinung. Da ist wirklich südlicher Tumult des Bluts,

Geistesbeweglichkeit und Sicherheit vor allem Altwerden: dies ehre ich. Man müßte wenig von Ton, Blick und Empfindung verstehn, um nicht zu fühlen, wie ihre Natur, welches das Schönste ist, vom eigentlichen Leben erweicht und vom Leiden durchschmolzen ist: dies liebe ich. Könnte ich ihr einiges von ihrer beständigen Selbstzeugenschaft nehmen, so würde ich auch sagen, sie wäre weiblich."

So trafen sich nun die beiden Schlegel in Dresden; Tieck war nicht anwesend: er hielt sich in Berlin auf, wo er an dem Philosophen Solger einen Geistesverwandten und bald einen Vertrauten fand, der die romantische Ironie in ein System brachte.

12. bis 23. Juni war Frau v. Staël mit A. W. Schlegel in Weimar. „Man kann nicht anspruchloser, unbefangener, genügsamer, mit einem Wort liebenswürdiger sein als sie," schreibt der alte Wieland. „Diese Frau kann alles sein was sie will. Wie sie schreibt, so spricht sie; und wenn sie nicht so unsäglich schnell spräche, daß ein armer Allemand der unsäglichsten Aufmerksamkeit ungeachtet ein Viertel von ihrer Conversation verlöre, so möchte man sie Tage lang reden hören. Alle ihre Geisteskräfte wirken fast immer zugleich mit einer unbegreiflichen Lebhaftigkeit, und sind alle in einem hohen Grade gebildet. Sie ist nichts weniger als schön, ihre Augen abgerechnet; und dennoch ist über diese plumpe Person eine gewisse französische Grazie ausgegossen, die ihre Wirkung nicht leicht verfehlt; und da sie ebensoviel Feuer und Leidenschaft als Witz und Geist und dazu ein sehr angenehmes Organ besitzt, so ist sie in Momenten zum Bezaubern. — A. W. Schlegel scheint auf ihre Urtheile über die deutsche Literatur wenig oder keinen Einfluß gehabt zu haben. Desto stärker soll die Gewalt ihres Genius über den seinigen gewesen sein." Von Weimar gingen sie nach Coppet.

Gegen Tieck und Schleiermacher sprach sich Fr. Schlegel, der noch in Dresden zurückblieb, über seinen Uebertritt scheu und zweideutig aus; er sei zur Unzeit öffentlich geworden. „Doch bin ich nun schon so lange gewohnt, von meinen edlen Landsmännern verkannt und gemißhandelt zu werden, daß ich mich endlich wohl darein ergeben kann. Nur werde ich dadurch vielleicht eher, als gut und mir lieb ist, zur Ausstellung meiner Philosophie und meiner theologischen Ansichten fortgetrieben werden." Der erste Versuch der Art war eine Kritik der neuen Schriften Fichte's in den Heidelb. J. — Fichte hatte in den „Reden" ernster und tiefer als sonst die Bedeutung der Reformation hervorgehoben. „Luther ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das Letzte in die Wage, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt

haben, sie hätte nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehn sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies ist nur ein Beleg von deutschem Ernst und deutschem Gemüth." — Fr. Schlegel rühmt Fichte's populäre Beredsamkeit, die freilich oft in Declamation ausarte; er erkennt sein Verdienst, die in der Denkart des Zeitalters begründete empirische Beschränktheit bis auf die Wurzel zerstört zu haben, er zeigt aber zugleich, daß Fichte trotz seines zur Schau getragenen Hasses gegen das Zeitalter in den letzten Gründen seines Denkens mit dem Zeitalter Hand in Hand gehe. Die große Majorität des Zeitalters sieht in der Kunst nichts weiter als die Darstellung des vernünftigen und sittlichen Lebens; sie hält die Natur für todten Stoff, Mittel und Werkzeug der durch die Vernunft gegebenen Zwecke; denjenigen Staat für den ausgebildetsten, wo die Durchdringung aller Bürger durch den Staat, der Gebrauch und die Hinlenkung aller Kräfte auf den einen Zweck desselben, am weitesten gediehen ist; in der Geschichte endlich sieht sie nichts Anderes als eine symmetrische Folge stufenmäßiger Vernunftentwickelungen, in deren Reihe sogar das Christenthum leicht als vernünftig anerkannt, und ihm seine Stelle angewiesen werden kann. Fichte hat Recht mit seiner Ansicht, daß die pantheistische Philosophie zu nichts Höherm als einer blos ästhetischen Religion führen könne, weil die Grundidee des Pantheismus nur in der Welt der Erscheinung und Phantasie giltig und anwendbar sei. Der Eifer, mit dem er in seinen neuern Schriften für das Christenthum eintritt, ist nichts Gemachtes noch Willkürliches. Man darf die Construction vom ewigen Sein als erstes Princip und der Offenbarung derselben in der Form des Bewußtseins u. s. w. nur in Beziehung auf das Christenthum und dessen Geschichte in's Auge fassen, so wird man leicht gewahr, daß eben dies die Meinung sei, welche dem Arianismus zu Grunde liegt. Jeder, der die ersten Principien so faßt, wird die Grundlehre des Christenthums, die Lehre von der Dreieinigkeit, auch nur gerade so wie die Arianer gelten lassen, sie ebenso auslegen oder umdeuten. Wäre die Fichte'sche Ansicht des Christenthums (vom Normalvolk, von Melchisedek, Johannes u. s. w.) auch nur eine Theorie derjenigen Denkart, die man gewöhnlich mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet, so würde ihr der Ruhm bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben. Der Standpunkt der moralischen Genialität wie der der negativen Gesetzmäßigkeit sind wohl nur die beiden Hauptformen der Irreligion, zwischen denen das Zeitalter der Anarchie hin- und herschwankt. Das Suchen nach einer höhern Ansicht und die Erhebung dazu beruht in

jedem Individuum wie im ganzen Zeitalter auf diesen beiden Formen, je nachdem man das Mangelhafte der einen einsehend, zu der andern übergeht, zwischen beiden irgend eine Vermittelung und Ausgleichung sucht, oder endlich sich von beiden zu befreien weiß. Auch Fichte ist trotz seines vermessenen Dogmatismus nur ein Suchender."

Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu" erschien seit 2. J.; Fr. Schlegel trat Juni 1808 in den Heidelb. J. nicht blos für das Werk, das er mit überschwenglichem Lob bedachte, sondern für die Sache in die Schranken. „Wenn etwas das Mißtrauen zu rechtfertigen scheinen kann, das wohlmeinende Protestanten gegen diejenigen äußern, welche die katholische Ansicht des Christenthums für sich erwählen, so ist es Folgendes. Sowie in unserm Zeitalter die Religion fast immer nur aus dem politischen, höchstens aus einem ästhetischen Standpunkt betrachtet wird, so haben sich auch unberufene Lobredner gefunden, welche die katholische Religion wegen ihrer politischen Zweckmäßigkeit oder von Seiten der ästhetischen Schönheit angepriesen haben. Obgleich für das Wesentliche einer Religion nicht unwichtig sein möchte, ob sie des Ausdrucks liebevoller Schönheit fähig und empfänglich sei, oder ob sie in finstrer Majestät und einsam leerer Geistigkeit hause; so entsteht doch natürlicherweise ein gerechtes Mißtrauen gegen denjenigen, welcher in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens durch den Zauber der Phantasie, durch den Reiz der Schönheit sich bestimmen lassen wollte." „Es ist einleuchtend, daß diese Frage nicht anders als auf dem Wege ruhiger Forschung entschieden werden kann." „Es ist keineswegs unsre Absicht, die Kritik als oberste Richterin in Sachen der Religion aufzustellen, vielmehr erkennen wir gern die Grenze an, wo alle Kritik aufhört, und nichts ferner entscheiden kann als die innere Stimme, die freie Wahl des Gefühls." — „Der Grundsatz, es sei nicht anständig, seine väterliche Religion zu verlassen, beruht auf einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen die Religion, welche doch mit einer vermeinten Kenntniß derselben verbunden ist: alle Religionen seien als blos äußerliche Formen im Grunde gleich gut, indem es einzig auf das innere Gefühl ankomme. Wenn sie sich aber auch nur zu dem ersten Grad aller lebendigen Erkenntniß, der Erkenntniß des Guten und Bösen erhoben hätten, so würden sie nicht länger als eins betrachten, was doch grundverschieden ist, und erkennen, daß es nur zwei Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form durch ihr Wesen bestimmt ist, und die falsche, welche in immer andern Formen wieder erscheint; oder vielmehr weil diese falsche Religion eigentlich keine ist, nur eine ewig wahre." — „Die Philosophie des Spinoza ist mit dem Christenthum durchaus nicht vereinbar, denn der Begriff des lebendigen Gottes ist nicht der jenes todten Gottwesens. Die Aristotelische

Philosophie mag in Rücksicht der Wissenschaftlichkeit viel Lob verdienen, mit dem Christenthum stimmt sie auch nicht sonderlich, weil sie sich gar nicht bis zu der Region desselben erhebt. Unter allen Philosophien stimmt die Platonische mit dem Christenthum am besten überein, und wenn wir sie von der einen Seite als den letzten herrlichen Widerschein der ältesten orientalischen Philosophie verehren, so kann man sie von der andern als die schöne Morgenröthe der christlichen Philosophie betrachten, als ein verbindendes Mittelglied zweier Welten der geistigen Bildung." — Das Christenthum selbst ist nicht eine neue Religion, sondern die uralte, von welcher sich Spuren in sämmtlichen orientalischen Religionssystemen vorfinden sollen. —

„Ich bin begierig," schreibt Gries 5. Juli an Paulus, „wie man diese erzkatholische Recension eines erzkatholischen Buchs, die unter den Auspicien einer protestantischen Facultät erscheint, aufnehmen wird. Ich mag nicht aus der Schule schwatzen; Sie werden ohnehin erkennen, welche Partei sie eingeschwärzt hat. Heiliger Nicolai! heiliger Biester! wieviel Jesuiten hat eure Nase noch unausgespürt gelassen!"

In der That stimmte diese einseitige Apologie des Katholicismus nicht mit den heidelberger Principien, und als die folgenden Bände Stolberg's erschienen, ergänzte Marheineke die Einseitigkeit Fr. Schlegel's. Er spricht über beide höflich, aber mit Ironie. „Der Charakter des Stolberg'schen Werks ist Frömmigkeit und eine so gediegene Gottseligkeit, daß ihr zur Noth alles Uebrige, selbst Wissenschaft und Kritik leicht zum Opfer geweiht wird. Diese Innigkeit des religiösen Empfindens, dieser in jeglicher Anschauung zum Himmel gerichtete Blick, diese schöne fruchtbare und tiefe, auch aus dem Kleinsten kräftige Nahrung saugende Bekanntschaft mit der heiligen Schrift scheint uns der höchste Charakter dieses Werks zu sein." Daneben aber findet man eine ganz unglaubliche Unkritik und einen kleinlichen pfäffischen Haß, nicht blos gegen den Protestantismus, sondern gegen jede Art der freien Forschung. — Schlegel ferner trotz seines Protestes gegen die blos ästhetische Auffassung der Religionen bleibe doch in dieser befangen. „So lange des Wesens Göttlichkeit dem Christen genügt, bedarf er keiner sinnlichen Form. Erst wenn der Geist erkaltet, wirft sich das Bedürfniß nach außen, und begehrt für den Sinn die Anschauung des Wesens ganz und gar in einer verkörperten Form. Der Zeitpunkt also, in welchem das Bedürfniß gefühlt wird, die Form einer Religion zu versinnlichen, ist der Zeitpunkt der Irreligiosität." Die angeblichen Mängel in der Form des Protestantismus sind gerade seine Vorzüge. In andrer Beziehung tritt Marheineke auf die Seite Schlegel's. Freilich habe die Reflexionstheologie ein gewisses Verdienst: „ist sie doch, um bildlich zu reden, das alte Testament der neuern Zeit, der Judaismus im Christenthum. Hat sie sich nicht durch

eine dürre Wüste geschleppt, bis sie endlich in ihrem gelobten Lande, in dem engen Raum des Begriffs sich ansiedelte? Hat sie nicht hier die Herrschaft, nicht des dreieinigen Gottes, sondern des Einigen aufgerichtet, und alles unterworfen dem kategorischen Imperativ?" Mit Recht schildere Schlegel die Dreieinigkeit als Geheimniß der ewigen Liebe ab. Dieser echt religiöse und christliche Standpunkt gewährt die schöne Aussicht in die nahe Zukunft, daß man bald und allgemein das Höchste der Religion auch als das Fruchtbarste für die praktische Theologie erkennen und bearbeiten wird."

In dem Gefühl, wie sehr Deutschland unter der Glaubenstrennung gelitten, wiegte man sich wieder gern im Gedanken einer Union der beiden Kirchen. Von einer solchen erwartet der berühmte Historiker Planck, 58 J., in den „Worten des Friedens an die katholische Kirche" nicht viel Gutes: „Ein mißlungner Versuch dieser Art muß immer auf diejenigen, mit denen er angestellt wird, und auf diejenigen, denen er fehlschlägt, eine erbitternde Wirkung haben". Wenn es irgendwo damit gelänge, so würde es blos dem Umstand zu danken sein, weil das jetzige Geschlecht theils keinen Muth mehr hat, für seine Ueberzeugung zu sterben, theils keine Ueberzeugung, für die es sterben könnte; aber das neue Geschlecht, das unter dem Druck aufwüchse, würde zuverläsſig durch den Druck selbst den einen und den andern wieder erlangen. Wenn also die natürliche Folge solcher Versuche ist, daß die Gegensätze schärfer hervortreten, so ist zugleich ein tieferes Eingehn auf den Inhalt der Lehren damit verbunden, aus dem sich ergeben wird, wie viel beide Kirchen mit einander gemein haben." In der Entwickelung dieses Gemeinsamen geht Planck zu weit, indem er die schärfsten Punkte abschleift: er hofft sogar auf eine äußerliche partielle Gemeinsamkeit der beiden Kirchen und empfiehlt bis dahin liebevolle Schonung.

Im Gegentheil findet Marheineke den größten Vortheil dieser Unionsversuche darin, daß die Bekenntnisse sich wieder scharf sondern. Aus dem Indifferentismus hervorgegangen, haben sie gerade die Wirkung, das stagnirende religiöse Leben in Fluß zu bringen. „Nur dadurch offenbart sich die Einheit, daß sie im Gegensatz erscheint; daher ist alles Leben eine beständige Trennung und Sehnsucht nach Wiedervereinigung zugleich: so wie die Einheit in ihren Gegensätzen sich ausbreitet, so strebt die Trennung zugleich ewig zurück in die Einheit, aus der sie erwachsen ist, gleich wie der magnetische Gegensatz zweier Pole." „Der Protestantismus hat in ganz Europa Bildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefördert; dagegen ist der Katholicismus mehr auf das äußere Leben angewiesen, auf daß er im Reich der Schönheit herrsche. Sein Cultus besteht noch jetzt als ein Reich schöner Formen, in welchem er seiner ungekränkten Existenz ebenso sicher sein kann als der Protestantismus in seiner

Wissenschaft. Sowie das ewige Wesen des Christenthums durchdrang zur Erscheinung, sich darstellend in der Form einer sichtbaren Kirche, trat es zugleich in zwei Gegensätzen hervor, von denen der eine den andern nothwendig constituirte. Der eine erhob die Form des Christenthums zu seinem Wesen und breitete sich schwelgend in der Cultusfülle aus; der andere nahm sich das Wesen zu seiner Form, einfach und zurückgezogen in sich verbleibend. Jener nahm von jenem Punkt aus seine nothwendige Richtung in's Aeußerliche und bildete das übersinnliche Christenthum symbolisch und im Realen ab, als sichtbare Kirche; dieser, der Idee getreu, kannte keine andere Form, das Wesen des Christenthums zu offenbaren, als die Lehre, und verblieb daher, doctrinell und ideell, im Uebersinnlichen selbst als unsichtbare Kirche. Jetzt kann keine Kirche mehr ernsthaft daran denken, die andere zu sich herüberzuziehn; Proselyten finden sich nur unter eigenthümlich organisirten Naturen. — Im Gegensatz zu der gemeinen Annahme wird jede der beiden Kirchen um so vollkommener sein, je mehr sie ihren eigenthümlichen innern Charakter in ihrer äußern Darstellung erscheinen läßt. Möge der Katholicismus in seinen Cultus immer mehr Gleichförmiges und Erhebendes bringen, in seine Verfassung immer mehr Subordination und Harmonie, in sein Kirchenrecht immer mehr Würde und gediegene Festigkeit. Dagegen verrathen die unter den Protestanten so oft wiederholten Klagen über die Nacktheit ihrer Cultusformen, über den gänzlichen Mangel an Pracht des Gottesdienstes eine verkehrte Ansicht des Protestantismus. Durch Poesie und Kunst hilft man demjenigen nicht auf, was einmal verfallen ist, der gesunde Protestantismus verschmäht solche von außen an ihn angesetzte Stützen. Was dem Wesen des Katholicismus gemäß bei diesem die Handlung im Sinnlichen ist, soll beim Protestantismus die Handlung im Geistigen, d. h. die Lehre sein."

Fr. Schlegel's Uebertritt hatte doch einen häßlicheren Anstrich als der Stolberg's. Hier war es die starke Ueberzeugung eines confusen Kopfs und mit den schwersten Opfern verknüpft; in Schlegel's Gemüth spielten die verschiedenartigsten Motive durch einander, und er war nicht Manns genug, sie zu unterscheiden. Er vermißte das sinnliche Moment des Gottesdienstes; er fühlte die Unfähigkeit, eine neue Religion zu machen, wie er sich zuerst vorgenommen hatte, und sehnte sich daher nach einer recht handfesten Autorität; er hatte sich durch Witz, Paradoxie und Polemik so in seine Ideen hineingeredet, daß er zuletzt mitunter selbst glaubte, er sei von Herzen Katholik; er brauchte endlich Geld und eine Stelle. Alle diese Motive spielten durch einander, den Ausschlag gab das letzte, und nun hatte er nicht einmal den Muth der vollen Offenheit.

In Wien fand er nicht sofort die gewünschte Anstellung. Er schreibt

17. Aug. 1808 an Sulpiz: „L. Tieck ist jetzt bei uns. Ein wenig gebeugt und herabgesunken ist er wohl, doch könnte er sich wieder heben, und ist oftmals ganz und gar der Alte; nur eigentlich zu sehr: zu wenig hat das neue Große ihn ergriffen, er steht noch ganz auf der alten Stelle, aber immer ist es eine Freude, ihn da zu sehn, da er derselben so ganz Meister ist." — Tieck ging nach München, zu Jacobi und Schelling; in derselben Zeit erhielten Schubert und Kanne durch Schelling's Einfluß Anstellungen in Nürnberg; auch Hegel und Paulus wurden dahin berufen (Nov. 1808), der erste als Gymnasialdirector, der zweite als Oberschulrath. Ueber Hegel schreibt Schelling: „Ein solches reines Exemplar innerlicher und äußerlicher Prosa muß in unsern überpoetischen Zeiten heilig gehalten werden. Uns alle wandelt da und dort eine Sentimentalität an; dagegen ist ein solcher verneinender Geist ein trefflicher Corrector." Das ganze bayrische Staatswesen wurde durch den Minister Montgelas nach französischem Muster modernisirt.

Z. Werner hatte nach Vollendung des „Attila" Mai 1808 Berlin verlassen, und ging den Rhein entlang nach Süden, überall in maurerischen Geschäften. In Darmstadt ließ er sich von Stark, in Karlsruhe von Jung-Stilling prophetische Worte sagen; in Heidelberg (6.—13. Juli) verkehrte er mit Marheineke und Arnim. „Mir kommt es vor," schreibt H. Voß, „als ob er sich auf Mystik und Religion nur wie auf eine Hantierung gelegt habe ... Gewiß hat die Natur ihn eher zu einem Lustspieldichter bestimmt als zu einem frommen Menschen. Diese Frömmigkeit steckt nicht im Gemüth, sondern ist eine poetische Coquetterie mit Gott, Maria und den Wunden Jesu, und dem heiligen allegorischen Karfunkelstein. Sonst halte ich ihn für einen guten Menschen; nur unerträglich war mir, daß er von Haus zu Haus ging und declamirte. Er biegt und schmiegt sich wie kein Weltmann, und ist mit Eitelkeit angefüllt wie kein Dichter. Die Manier, mit der er unserer guten Mlle. Rudolphi die Hand küßte, wäre eine Scene für Chodowiecki oder Hogarth gewesen."

Am züricher See hatte Jean Paul's alte Geliebte, Emilie v. Berlepsch, jetzt Frau Harms, ein Landgut; dort besuchte sie Z. Werner 28. Juli 1808. Auf dem Rigi traf er den Kronprinz Ludwig von Bayern, 22 J. alt; sie machten Sonette auf einander, der Prinz stellte ihn 17. Aug. in Interlaken der Frau v. Staël vor; dann ein kurzer Ausflug nach Italien; 21. Sept. war er wieder bei Emilien. Seine Tagebücher wimmeln von Zoten und von religiösen Verzückungen. — Z. W. 12. Oct. „Versuchter Angriff auf die Tugend der hübschen spanischen Wirthin, welche Bestie mich auf die unverschämteste Weise mystifiirt." „Die Pissevache schien mir ein ebenso treffendes Bild von der christlichen Kirche als der Staub-

bach eins vom Sacrament des Torus." 13. Oct. Wallfahrt nach dem heiligen Felsen Meillerie. „Ich bete ein inbrünstiges Vaterunser, und empfehle Gott und dem heiligen Rousseau alle meine Anliegen im kurzen thränenvollen Gebet." Nachdem er Pestalozzi aufgesucht, kam er 14. Oct. in Coppet bei Fr. v. Staël an.

Wenige Wochen vorher war Oehlenschläger aus Paris dort eingetroffen. Er arbeitete jetzt an einer Künstlertragödie „Correggio", die eigentlich ganz außerhalb seines Gebiets lag: es waren Einflüsse des Sternbald. Sein Feld war das nordische Heldenthum, die Form seines Schaffens ist am meisten mit Fouqué verwandt, die poetische Sprache, die von den Dänen sehr gerühmt wird, läßt sich in der Uebersetzung nicht wiedererkennen. Außerdem waren in Coppet A. W. Schlegel, B. Constant, Sismondi, Bonstetten, Henriette Mendelssohn; später kam der Bildhauer Tieck. Die Gespräche betrafen fast durchweg die Religion, und man lauschte den Einfällen des deutschen Mystikers mit einer Andacht, die etwas unendlich Komisches hat. Für das Trauerspiel „Die heilige Kunigunde", das er unter der Feder hatte, zog er A. W. Schlegel's historische Kenntniß zu Rath. — 26. Oct. „Weitläufiges Gespräch mit Schlegel über die Ansicht des Universums und der Natur als lebend, über die größere Annäherung des Pflanzenreichs zur Göttlichkeit als des Thierreichs, worin der Teufel, insofern ihm bei der Schöpfung Macht gegeben, productiv, im Gegentheil bei dem Mineralreich nur erstarrend wirkt. Daß die Thiere die Träume, die Menschen aber die Gedanken der Natur oder der Erde sind, durch welche sie, die unstreitig auch im Anfang besser war, mit dem Menschen gefallen und dessen durch Christum vollzogener Versöhnung theilhaftig geworden ist, allmälig sich wieder zu Gott erheben will; und daß, wenn alle Menschen irreligiös werden sollten, das unfehlbar den jüngsten Tag nach sich ziehen würde. Daß die Erde ein freies Leben hat, daß die Gestirne mit Spontaneïtät, wie beim Monde (der als die Wohnung des Todes und der Verdammten zu betrachten), auf die Erde wirken, und daß die Berechnungen der Astronomen über ihren Lauf, da ihr inneres Leben nicht zu berechnen ist, so wenig gegen ihre Freiheit, als die auch zu berechnenden Pulsschläge des Menschen gegen dessen Freiheit beweisen. Daß der Mensch, je länger er existirt hat, sich je mehr von Gott dem Licht entfernt und in die ihrerseits auch dicker werdende Materie eingehüllt hat, beweisen theils die jetzt mangelnden Geistererscheinungen, theils daß die alten Astronomen die Trabanten des Jupiter mit unbewaffneten Augen sehn konnten. Daß das System, welches die Bewegung der Erde um die Sonne lehrt, der Kunst ebenso wie dem Christenthum schädlich, da es Zweifel gegen die Erlösung der andern Weltkörper erweckt, daß es dem Pythagoras schon bekannt,

aber der nachtheiligen Wirkung auf's Volk wegen weislich als Geheimniß behandelt worden, und daß, da es jetzt einmal nicht zu entkräften, das Christenthum aus tiefern Gründen zu predigen und nicht aus so engen Schranken zu beweisen sei, als von Stolberg, der sich über die mosaische Schöpfungsgeschichte abängstigt, die ebensogut Allegorie sein könne. Daß ich endlich nothwendig den St. Martin lesen müsse, der tiefe durch Jacob Böhme erleuchtete Einsichten habe." Es ist schwer zu sagen, ob der nüchterne Schlegel mehr den Sohn des Thals oder sich selbst zum Narren hatte; die Vorlesungen von 1802 bleiben immer verdächtig. — Werner declamirte viel aus dem Faust, B. Constant las seine Uebersetzung des Wallenstein. — 3. Nov. kam Werner zu Frau v. Staël, Abschied zu nehmen. „Diese große und seltene Frau, die mich die ganze Zeit mit unendlicher Güte und Theilnahme behandelt hatte, ist in äußerster Rührung. Ich lasse einige Worte über das Prophetische ihres gestrigen Schauspiels fallen" (sie hatte die Sunamith gespielt), „kniee vor ihr nieder, alles in tiefster Rührung, wir trennen uns beide in Thränen, und ich muß sagen, dies Weib ist in ihrer Art einzig, und würde ein Rüstzeug, wenn die Gnade ihr Herz ergriffe. Gang zu B. Constant. Wir, die wir uns nie genähert, sind beide beim Abschied bis zu Thränen gerührt, ich empfehle ihm, die Religion in Frankreich auszubreiten, er sagt: was ist mit diesem Volk zu machen! Ich sage zu ihm: verlassen Sie die arme Frau, die Staël nicht! Er verspricht es mit Hand und Mund." Werner ging nach Paris, wo er aber nur kurze Zeit blieb; 3. Dec. 1808 war er wieder in Weimar.

Die Französirung Westdeutschlands schritt immer fort. „Nur muthig die Hand an's Werk, mein theuerster Johannes! In Vereinigung mit den besten Köpfen, ein Mittelpunkt der europäischen Cultur, vorbereitend eine universelle Aussöhnung der Gemüther; kein bloßer Rheinbund mehr, ein europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, Römer, das Alte und Neue, Shakspeare, Homer, Calderon, Cervantes, Molière sich wechselseitig ausgesöhnt, zu einer universellen Menschenbildung die Hand bieten — dies, nur dies sind Ideen, deren Ausführung eines Johannes Müller würdig ist. Der Barbarei die Cultur der Europäer, die Nachkommen Hutten's, Cid's und Bayard's den Kameelknechten und nomadischen Horden entgegensetzend, und wo er auf einen Rest von Barbarei stößt, ihn unerbittlich vertilgend — so werde ich Sie enden sehn." — So der würdige Falck aus Weimar 3. März 1808 an J. Müller.

Als Generaldirector der westfälischen Universitäten mußte J. Müller 14. Mai seinen König in Göttingen, Helmstädt, Halle herumführen: überall erfolgten asiatische Huldigungen. J. Müller lebte in dem für einen Historiker unbegreiflichen Wahn, Westfalen sei ein deutscher Staat, und die Regierung

werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als für das Aufblühn der deutschen Wissenschaft zu sorgen. Der Regierung kam es aber darauf an, Rekruten und Geld zu erpressen. Es ist nicht zu leugnen, daß Müller viel Unheil verhütet hat; er war unverdrossen, seine Collegen und Vorgesetzten über das Wesen der deutschen Lehrfreiheit in's Klare zu setzen. Aber meist begegnete man seinen Vorstellungen mit kalter Verachtung; man verhehlte ihm nicht, daß seine Geltung in Deutschland völlig aufgehört habe; daß es seine Pflicht sei, die französischen Interessen wahrzunehmen; er begegnete diesen Zumuthungen nicht mit männlicher Entschiedenheit, er klagte, daß man ihn allmählich mit Nadelstichen tödte und flehte gewissermaßen um Erbarmen. „Es kommt so viel zusammen, daß das Maß zuweilen überläuft; die Anmaßungen der Präfecte, welchen unbegreiflicherweise ursprünglich die Aufsicht über die Studien in den Departements aufgetragen wurde, und welche nun fortfahren, hinter meinem Rücken zu operiren; die Unordnung, welche zum Theil artificiell ist, indem der Stand der Sache manchmal verhehlt wird. Aus diesem allem entsteht so viel Aerger, daß ich mehrmals gedacht habe, meine Stelle niederzulegen: das Eine hält mich ab, daß ich fürchte, sie komme in der That in unrechte Hände." — „Das Peinliche Ihrer Lage," schreibt 27. Juni der alte Heyne, „sah und dachte ich mir längst; Sie sind Märtyrer der guten Studien, aber wir sind nun einmal für die Hefe der Zeiten aufbehalten. Zu verhindern, daß nicht alles noch schlimmer oder ganz schlecht wird, ist für diese Zeiten ein großes Verdienst."

21. Aug. hatte J. Müller den westfälischen „Reichstag" zu schließen: „Celui devant qui le monde se tait, parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde, voyant dans la Germanie l'avantgarde et le rempart de l'Ouest et du Sud, se sentant supérieur aux idées vulgaires, a voulu consolider l'Allemagne. Il lui a donné ses lois, ses armes, ses grandes leçons; de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère." — Die Stände, indem sie die Fundirung der Schuld genehmigten: „vous avez donné la première et la plus forte preuve que vous vous sentez Westphaliens, que vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. — Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire, si l'esprit public, fils de l'antique probité, après un essor aussi subit et aussi élevé, se fixa à jamais dans son caractère. Un roi, une loi, un trésor, une dette, un intérêt, sans parler de l'origine et des destinées communes, ne sont-ils pas les gages impérissables d'un esprit public! Le roi le veut, la loi l'ordonne: vous serez une nation! — Après les

huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée, qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et après les mille ans d'obéissance à la longue hiérarchie de seigneurs spirituels et temporels, il est venu un temps nouveau et un autre Charlemagne, qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs."

Während der Unglückliche, halb aus Furcht, halb in schmählicher Selbsttäuschung so radotirte, schienen für Deutschland neue Hoffnungen zu erwachen. Napoleon hatte im Frühling das Attentat gegen Spanien verübt, ein allgemeiner Aufstand war ausgebrochen, und man sah voraus, daß er genöthigt sein würde, persönlich hinzugehn. Von Oestreich erwartete man trotz der sehr lahmen Haltung des Cabinets einen neuen Krieg; Napoleon sprach schon 15. Aug. gegen Metternich in grober Form seine Befürchtungen aus. Um sich freie Hand zu sichern, beschied er den Kaiser Alexander zu einem Congreß nach Erfurt, das Werk von Tilsit fortzusetzen In Preußen stieg die Erregung gegen die Franzosen. Der Tugendbund erhielt 30. Juni die königliche Genehmigung. In einer Denkschrift vom 11. Aug. drang der Freiherr v. Stein, nur das eine große Ziel, die Vertreibung der Franzosen, im Auge, auf eine entschlossene Politik; man müsse sich mit Oestreich und England heimlich in Verbindung setzen, den Krieg in der Stille vorbereiten, die Leitung des Volksgeists in die Hand nehmen und eine Volkserhebung organisiren; die Künste der Diplomatie reichten in einer so furchtbaren Krisis nicht mehr aus; alle sonstigen Bedenken müßten schweigen. Zu diesem Zweck entschloß er sich zu Reformen in liberalem Sinn, denen er eigentlich nicht hold war. Scharrhorst, Gneisenau, Grolmann standen ihm treulich zur Seite; mit äußerster Erbitterung kämpfte die feudale Partei gegen ihn. Der König konnte sich nicht entschließen. Die ganze Existenz des Staats stand auf dem Spiel, und gegen die Absichten des wiener Cabinets hatte man gerechtes Mißtrauen. Die leise Aufforderung, dem Rheinbund beizutreten, wurde rasch und ernst zurückgewiesen, aber Partei zu nehmen schien bedenklich. 25. Aug. kam Schleiermacher, der sich eben mit der jungen Witwe seines Freundes v. Willich verlobt hatte, nach Königsberg, um für die Gutgesinnten in Berlin einen Halt zu gewinnen. 8. Sept. veröffentlichte der Moniteur mit höhnischen Bemerkungen ein aufgefangenes Schreiben des Frh. v. Stein, das dessen Absichten ziemlich deutlich enthüllte. Kaiser Alexander, der auf dem Wege nach Erfurt 18. Sept. durch Königsberg kam, rieth zur Mäßigung; Stein bot seine Entlassung an, die aber abgelehnt wurde.

27. Sept. kam Alexander in Weimar an, gleichzeitig Napoleon in Erfurt; der Congreß begann. Goethe, eben aus Karlsbad zurückgekehrt,

mußte dem Hof nach Erfurt folgen. 2. Oct. ließ Napoleon ihn kommen; gleichzeitig verhandelte er mit Daru über Contributionsangelegenheiten. Die stattliche Figur des Dichters imponirte dem Kaiser, und er verhehlte das nicht. Daru erwähnte die Uebersetzung des Mahomet, Napoleon erklärte das Stück für schlecht, es sei unschicklich, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache; er forderte Goethe auf, ein Stück zur Verherrlichung Cäsars zu schreiben. Er hatte viel im Werther gelesen, und tadelte darin die Vermischung der Motive des Ehrgeizes und der Liebe; von einem solchen Mann eine Kritik vernommen zu haben, blieb für Goethe zeitlebens eine schmeichelhafte Erinnerung. Napoleon verwarf die Schicksalstragödie, die einer dunklern Zeit angehöre; jetzt sei die Politik das Schicksal. Dann nahm er Goethe bei Seite, und fragte ihn über seine Verhältnisse zum fürstlichen Hause aus. „Ich antwortete auf eine natürliche Weise; er schien zufrieden, und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiednere Art, als ich mich hatte ausdrücken können." In einem spätern Gespräch forderte Napoleon ihn dringend auf, nach Paris zu kommen: „Sie werden da eine größere Weltanschauung gewinnen, und ungeheure Stoffe für Ihre dichterischen Schöpfungen finden." Goethe hat sich die Sache vielfach im Kopf herumgehn lassen.

„6. Oct.," schreibt der alte Wieland an seine fürstliche Freundin, „kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang alles drunter und drüber ging. Der französische Kaiser hatte seine Comédiens von Erfurt kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner folgte la mort de César von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball." Wieland wollte sich nicht zeigen, aber er wurde gefordert. „Nun war kein andrer Rath, als ungepudert und in Tuchstiefeln im Tanzsaal zu erscheinen. Napoleon sagte mir sehr leutselig das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zum Trotz ein schlichter alter Mann war, und da er einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern und anspruchlosern Menschensohn gesehn; er unterhielt sich wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen, anderthalb Stunden lang. . . Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger Orateur bin, so war es glücklich, daß er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast ganz allein auf sich nahm." — Napoleon erklärte, Cäsar würde der größte Kopf der Weltge-

schichte gewesen sein, wenn er nicht einen einzigen, aber unverzeihlichen Fehler gemacht hätte; und als Wieland darüber nachdachte: „Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen!" Ueber römische Kriegskunst und Politik sprach er sich sehr lobend aus; desto geringschätziger über die Griechen. „Aus diesem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, was kann da herauskommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf's Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus." In der Poesie schätzte er nur das Starke, Erhabene, Pathetische, und meinte, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich: „wobei er," setzt Wieland hinzu, „freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab." Einmal fragte ihn Wieland, warum er den von ihm restaurirten Cultus nicht dem Geist der Zeit mehr angepaßt habe? Napoleon lachte: „Ja mein lieber Wieland! für Philosophen ist er auch nicht gemacht! Die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinem Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen." Bei der Gelegenheit sprach er Zweifel an der historischen Existenz Christi aus. — „Meine Fürstin," so schließt Wieland's Bericht, „erräth ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltnen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Licht gesehn zu haben." Die Herzogin Luise, die ihm sehr gefiel, forderte Napoleon einmal auf, zu trinken, er möchte sie gern etwas bespitzt sehn: „Wenn er uns nur nicht alle mitnimmt, um in seinen Balleten zu figuriren!" schreibt Frl. v. Knebel.

Dann ging der Zug wieder nach Erfurt, auch Wieland wurde 9. Oct. dahin beschieden. Er kam zu Napoleon's Frühstück; 3 St. mußte man antichambriren: „ein Paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andern. Die immer artigen Franzosen empressirten sich, ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiel." Endlich öffnet sich die Thür, und man sieht Napoleon frühstücken. „Hastiger kann wohl kein gätulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuner verzehren. Der Kaiser, der ganz andere Dinge im Kopf zu haben und nicht bei sonderlicher Laune zu sein schien, adressirte bald an diesen bald an jenen eine kurze unbedeutende Frage; sein Bruder war unter den Umstehenden: il avait l'air de ne pas s'amuser infiniment de rôle qu'il jouait." — Alexander fand seine Erwartungen nicht ganz befriedigt, doch wurde der Vertrag 12. Oct. unterzeichnet; 14. Oct. ging der Congreß auseinander Goethe und Wieland erhielten die Ehrenlegion.

Während der Congreß in Erfurt tagte, kamen Schleiermacher,

Steffens, Reimer, v. Lützow und andere Patrioten in Dessau zusammen, um sich über die Organisation des öffentlichen Geistes zu verständigen. Es knüpfte sich daran eine Reihe kleiner Verschwörungen, die keinen besondern Zweck, aber den gefährlichen Reiz des Geheimnisses hatten. Einer dieser Verschworenen schließt seinen Bericht an Stein, 28. Oct.: „Die Stimmung der Nation ist jetzt so, daß ich gewiß bin, daß wir uns allein retten könnten; aber alle Maßregeln müssen schnell und mit Energie ergriffen werden. Der Himmel gebe, daß man den Zeitpunkt nicht vorüberläßt; jede Spannung erzeugt Erschlaffung, und diese wird auch auf die gegenwärtige Stimmung der Nation folgen, wenn sie den Glauben verliert."

Steffens macht dabei eine sehr feine Bemerkung. „Der Franzose wird, wenn man ihn für solche Zwecke in Bewegung setzt, durch keine tiefern Zweifel gestört; das Ziel, das ihm eben vorschwebt, ist ihm alles, und jedes Mittel steht ihm zu Gebot. Der Deutsche kann die Lebensmomente so isolirt nicht ergreifen; mannigfaltige Zweifel quälen ihn, und der günstige Augenblick ist verschwunden, bevor er zu irgend einem Entschluß gekommen ist. Nur eine tiefere Gesinnung, die das ganze Leben in seinem Innersten bewegt, bildet den scheinbar verhüllten Mittelpunkt der innigsten Vereinigung."

In Königsberg nahm die Loyalität etwas romantische Formen an; die Frauen spielten eine sehr wichtige Rolle. Der Königin Luise wurden Huldigungen zu Theil, die an den alten Madonnencultus erinnerten. „Die Heilige, die Herz und Seele sanft beweget, in neuen Flammen zu erglühn!" „Jede lebendige Kraft weihen wir dir!" Neben ihr standen die Prinzessinnen Wilhelm und Radziwil; Frau v. Krüdener, jetzt 42 J. alt, ehemals Jean Paul's Vertraute, die noch vor 6 J. als gefeierte Weltdame die „Valerie" geschrieben, jetzt aber als vollendete Fromme für innere Mission wirkte; die schon geschilderte schöne Seele Elisabeth v. Stägemann; eine Witwe Elisabeth Barclay, deren Mann sich erschossen; der letztern weihte der 10 J. jüngere Ref. v. Schenkendorf, 24 J. alt, seine zarten Huldigungen. „Ein großer Harm befiel dies weiche, dies milde, zarte, himmelwärts gewandte, unerschöpfte, reiche, von mir erkannte heil'ge Herz." Sie war eine leidenschaftliche Anhängerin der Krüdener. Der junge Dichter hatte um sich einen „Blumenkranz des baltischen Meeres" versammelt, in dem neben Edelleuten auch Juden, Schauspieler und andre Künstler zugelassen wurden; sie lebten in Tieck, Jacob Böhme und Zach. Werner, und besangen „Marie die süße Königin." Schenkendorf hatte schon 1803 für die Erhaltung der Marienburg geeifert; Juni 1807 hatte er eine Zeitschrift „Vesta" begründet, und der Königin gewidmet: „dem schönen Genius, welcher im weiblichen Gewande



die fürstlichen Gemüther zum heiligen Kampf belebt." „Männernacken war gebogen, stolzgewappnet Frauenbrust."

Frhr. v. Stein erhielt 24. Nov. auf Grund eines Napoleonischen Bulletins die ihm mehrfach verweigerte Entlassung, vorher hatte er das von Schön verfaßte „politische Testament" unterzeichnet. „Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken; denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art kommt die Verwaltung in Uebereinstimmung mit dem Culturzustand der Nation ... Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten angemessene Theilnahme an der Regierung, indem dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand Gelegenheit geboten wird, zum Besten der Verwaltung davon Gebrauch zu machen, und indem neu angeordnete Stände allein oder gemeinschaftlich mit Staatsdienern zugezogen werden." — Aber nicht Schön, sondern der schwächliche Altenstein wurde sein Nachfolger.

16. Dec. kam aus Madrid ein Decret, welches „le nommé Stein, der Unruhen zu erregen suche", für einen Feind Frankreichs und des Rheinbunds erklärte, und ihn überall, wo man ihn träfe, zu verhaften befahl. Stein eilte über Berlin nach Prag, wo er täglich mit Gentz zusammenkam. Der „Zustand des Brütens und der Erwartung", wie Schleiermacher sich ausdrückt, lastete schwer auf Deutschland.

W. v. Humboldt, der Oct. 1808 zum Besuch nach Deutschland gekommen war, erhielt 6. Jan. 1809 in Erfurt die Aufforderung, preußischer Cultusminister zu werden; er folgte dem Ruf und ging nach Berlin.

17. Jan. 1809 reiste Napoleon von Valladolid ab, 22. war er in Paris. 24. Febr. wurde Gentz nach Wien entboten, wo Hofer und der Herzog von Braunschweig schon ihre Instructionen empfangen hatten. 11. März wurde ein Aufruf an die östreichische Landwehr erlassen: „keiner von euch will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen; dieser feste Entschluß verbürgt den Sieg." Die schlechten Finanzen verzögerten die Bewegung, 27. März unterzeichnete der Kaiser eine Declaration, in welcher die Beschwerden gegen Frankreich specificirt waren; 2 T. darauf wurde Fr. Schlegel als Hofsecretär angestellt, 9. April brach der Aufstand in Tyrol los. — Frhr. v. Aretin in München veröffentlichte eine Anklage gegen die „Fremden" — Jacobi, Jacobs, Niethammer, Schlichtegroll, Feuerbach, Thiersch u. s. w. — die mit Oestreich gegen Frankreich und Bayern conspiriren sollten. 15. April wurde das von Gentz verfaßte östreichische Kriegsmanifest veröffentlicht.

17. April kam Napoleon bei Donauwerth an: die deutschen Rheinbundtruppen fühlten sich sehr geschmeichelt, unter dem berühmten Feldherrn zu

dienen; 20. 21. warf er die Oestreicher bei Abensberg und Eckmühl. 23. scheiterte Dörnberg's Versuch, den König Jerome in seiner Hauptstadt gefangen zu nehmen; 28. rückte Schill aus Berlin aus, um auf eigne Hand Krieg gegen Napoleon zu führen.

Ein Zeugniß der damaligen Stimmung ist Kleist's „Hermannschlacht". Das lichtscheue Treiben der Tugendbündler betrachtete der Dichter mit Verachtung. „Die schreiben, Deutschland zu befreien, mit Chiffern, schicken, mit Gefahr des Lebens, einander Boten, die die Römer hängen, versammeln sich um Zwielicht, essen, trinken, und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen." „Meinst du, die ließen sich bewegen, auf meinem Flug mir munter nachzuschwingen? Die Hoffnung, morgen stirbt Augustus! lockt sie, bedeckt mit Schmach und Schande, von einer Woche in die andere." — Jetzt zeigen die Spanier, wie man es machen müsse: die eignen Dörfer und Städte verheert, die Feinde wie wilde Thiere gehetzt, kein menschliches Band, kein Wort, kein Eid ihnen gegenüber heilig! — Konnte Kleist die rettende That nicht selber thun, so mußte er wenigstens den Retter sich ausmalen: in dessen Seele jedes Gefühl erstickt war, als Haß gegen die Franken! — Wenn man menschlich wahr und stark empfindet, wird man allen Zeiten gerecht; die Hermannsschlacht giebt keine antiquarische Ausbeute, man könnte mit Aenderung der Namen das Ganze in die Gegenwart verlegen, und doch verstößt das Stück in keiner Weise gegen das deutsche Alterthum. — Das Undramatische des Stoffs hat Kleist dadurch überwunden, daß er die Kälte der Entschlossenheit aus der Wuth des Hasses herleitet. Hermann kennt das Gefühl; menschlich schöne Seiten in der Persönlichkeit der Feinde rufen einen Funken in seiner Seele wach, aber er flucht ihnen desto mehr, weil sie sein Gefühl zu verwirren drohen; den Römer, der kein persönlicher Schurke ist, haßt er doppelt. Er will unverstanden bleiben, um souverän zu sein: seinen Landsleuten kommt es nur auf Erhaltung des Landes an, ihm auf die Freiheit; um das träge Blut der Deutschen zum Haß gegen Rom anzustacheln, läßt er durch seine eignen Leute Greuelthaten begehn, er täuscht und betrügt seine Werkzeuge — wenn auch mit schwerem Herzen. Dieser Idealismus des Zorns versöhnt uns mit seiner Staatsklugheit; sein dämonischer Haß entfaltet die innern Bewegungen einer groß angelegten Natur. Die Wildheit, mit der er sein eignes Gefühl bekämpft, die plötzlichen Ausbrüche einer lange verhaltenen Leidenschaft, die sich wie ein Bergstrom ergießt, selbst die tödliche Ironie, mit der er seinen vertrauenden Feinden ebenso begegnet wie den Gleichgesinnten, die an die Höhe seines Hasses nicht hinaufreichen: das alles erregt unser unmittelbares Mitgefühl, und in dem Augenblick, wo er während des Bardengesangs sein Herz zusammenrafft, werden wir tragisch erschüttert. Die Scenen, wo Thusnelda

sich aus ihrer Gefühlsverwirrung durch die „zottelschwarze Bärin von Cheruska" befreit, wo der Leichnam des geschändeten Mädchens zerstückelt wird, wo Hermann mit seinen Verbündeten um die Ehre kämpft, den Varus zu erlegen, gehören in dieses Nachtgemälde, das doch im Ganzen einen schauerlichen Eindruck macht, und uns Gott danken läßt, daß nicht auf diese spanische, sondern auf deutsche Weise der spätere Befreiungskrieg vor sich ging.

Noch schrieb er an dem Stück, als die östreichischen Rüstungen begannen. Jetzt wurde die unhistorische Versöhnung zwischen Marbod und Hermann ein dringender Warnungsruf an Preußen; jetzt bekam der Bannfluch gegen die Rheinbundfürsten, die sich auf das Staatsrecht beriefen, eine tiefere Bedeutung. „Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich, du bist im Stand' und treibst mich in die Enge, fragst, wo und wann Germanien gewesen? ob in dem Mond und zu der Riesen Zeiten? und was der Witz sonst an die Hand dir giebt. Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du mich schnell begreifen, wie ich es gemeint: führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!" In der Hoffnung einer allgemeinen Erhebung Deutschlands schrieb er die feurige Marseillaise: Germania an ihre Kinder. „Schäumt," ruft er dem Volke zu, „ein uferloses Meer, über diese Franken her! Alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß! welchen Rab' und Fuchs verschmähten, gebet ihn den Fischen preis! Dämmt den Rhein mit ihren Leichen! laßt, gestäuft von ihrem Bein, schäumend um die Pfalz ihn weichen, und ihn dann die Grenze sein! — Eine Lustjagd, wenn die Schützen auf der Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn todt! das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht."

Mit Dahlmann, der, 24 J. alt, nach Dresden gekommen war, Vorlesungen über griechische Geschichte zu halten („man wußte in dieser Napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen!"), reiste Kleist 29. April mit einem östreichischen Paß aus Dresden ab, um sich dem Kriegsschauplatz zu nähern. „Was ich eigentlich in diesem Lande thun werde," schreibt er 3. Mai aus Teplitz, „das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben." Die Bezahlung seiner Schulden empfiehlt er Ulriken. Sie kommen nach Prag, wo sie Pfuel, Knesebeck und andere preußische Officiere treffen.

13. Mai rückten die Franzosen in Wien ein. Kaiser Franz schwankte zwischen verschiedenen Rathgebern, in den maßgebenden Kreisen traute keiner dem andern. Erzherzog Karl dachte nur an die Ehre, sich mit Napoleon zu schlagen. Er besiegte ihn wirklich bei Aspern 21. 22. Mai, aber sein Heer war sehr angegriffen, und er unterließ, den Sieg zu verfolgen. Kleist fand sich auf dem Schlachtfeld ein; die östreichischen Officiere, denen er von Begeisterung sprach, hielten ihn für einen Thoren.

31. Mai fiel Schill in Stralsund; gegen seine Anhänger begannen grausame Verfolgungen; doch ließen sich verwegene Abentheurer von einzelnen Versuchen nicht abschrecken.

5.—6. Juli siegte Napoleon bei Wagram; aber die Oestreicher zogen sich geordnet zurück; 12. Juli wurde Waffenstillstand geschlossen. „Diese Ereignisse," schreibt Kleist aus Prag, „vernichten meine ganze Thätigkeit. Ich habe ein paar Manuscripte zu verkaufen; doch das eine wird wegen seiner Beziehung auf die Zeit schwerlich einen Verleger, das andre, weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz das ganze Geschäft des Dichters ist mir gelegt, denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in dieser Alternative. Was ich ergreifen werde, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein."

Glücklicher als Schill, konnte sich der Herzog von Braunschweig mit seiner Freischaar nach Helgoland retten, von wo er sich 10. Aug. nach England einschiffte. Die Tyroler trieben die Feinde 14. Aug. von Neuem heraus; der östreichische Hof übte an dem treuen Volk schmählichen Verrath. In Pesth fanden sich 16. Aug. alle möglichen Auswanderer zusammen: Gentz, Fr. Schlegel, der preußische Oberst Knesebeck; 12. Aug. wurden die Friedensunterhandlungen eröffnet.

„Nur zu wahr ist alles geworden," schreibt Dorothea 23. Aug. aus Wien an Sulpiz, „was ich immer geahnet habe, was zu ahnen ihr und Friedrich mir zur Unthat anrechnetet, und was ich endlich aus Mißtrauen gegen mich selbst und im Vertrauen eurer bessern Einsicht verwarf ... Auch hier ward, wie im Hamlet, eine That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Die zögernde Natur des Helden versäumt den Moment, und zieht Welten mit in ihr Verderben! Zum ersten Mal empfinde ich eine große Traurigkeit darüber, nicht mehr jung zu sein, um einen andern Welttheil mit meinen Angehörigen zu suchen. Meine Kinder werden es thun, und sie werden das Grab ihrer Mutter in einer Einöde, von raubenden Barbaren besucht, unbesucht zurücklassen."

12. Oct. machte ein Jüngling in Schönbrunn den Versuch, Napoleon zu ermorden. — Kleist trug sich mit demselben Gedanken. 14. Oct. wurde der Friede zu Wien unterzeichnet: Oestreich hatte stark eingebüßt, der Rheinbund war beträchtlich vergrößert. Napoleon hatte zu Metternich von seinem Plan gesprochen, Indien zu erobern. Gentz äußerte: que nous avons peut-être à nous reprocher d'avoir toujours envisagé cet homme sous un point de vue trop tragique, que nous aurions mieux fait dans plusieurs occasions, en fixant plutôt nos regards sur ce qu'il y a en lui de l'ar-

lequin politique; que Bonaparte est l'homme du moment, que tout ce qui est plan organisé, système profond, ensemble dans les vues et dans les desseins, est beaucoup plus loin de cet homme, que nous avons bien voulu le croire.

Wieland, der eine Tochter verloren hatte, schreibt 3. Mai an seine fürstliche Freundin: „Ein Großes tragen die allgemeinen Trübsale der Zeit dazu bei, uns unsere eignen vergessen zu machen. Wie wäre es möglich, daß ein Deutscher dem blutströmenden Kampf um Leben und Tod, um Existenz und Vernichtung kalt und untheilnehmend zusehn könnte! Die angestammte Verfassung zertrümmert! Die Deutschen nicht länger ein Volk, nur noch Sprachgenossen! und ach! wie lang wird uns auch nur dieses Band zusammenhalten! Vielleicht daß diese Sprache in 100 J. eine todte, oder doch ein so jämmerliches Kauderwelsch sein wird, daß kein honetter Mensch sie mehr reden noch schreiben mag! .. Aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet, ist das ewige Wehklagen ein offenbarer Beweis, daß es denen, die sich wie Kinder unter der Ruthe durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen suchen, am Glauben an Gott und an sich selbst fehlen muß." — Er war eben, 76 J. alt, in die Loge aufgenommen, die in Weimar noch immer eine Rolle spielte.

Noch vor Abschluß des Friedens hatte J. Müller's Geschick sich vollendet. „Es geht oft hart," schrieb er 3. Nov. an Heyne, „und wenn ich meiner jugendlichen Vorsätze, Pläne, Hoffnungen gedenke, bricht mir das Herz." — „Ich hegte immer die Hoffnung, durch die Aufopferung meiner selbst etwas Gutes für die Wissenschaft zu wirken; sie verläßt mich mehr als je, Sie sehn mich vielleicht bald ohne Gehalt, ohne Vermögen, verschuldet, meinem Gefühl alles aufopfern." — „Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann; es hält aber sehr schwer. Die Erinnerung voriger Zeit, wo ich in der Freiheit oder unter gütigen Fürsten in Ruhe die Geschichte schrieb, erregt in mir gewöhnlich — Neigung zu Thränen." — „Wie bedauere ich Sie," antwortete Heyne, „daß Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehn als ich!" — Er irrte in dieser Voraussetzung: Müller starb schon 29. Mai 1809, 57 J. alt, im vollsten Sinn des Worts vor Kummer und Verdruß über seine Lage. Er hinterließ der Nation die Frucht seiner grenzenlosen Lecture, die „24 Bücher allgemeiner Geschichte", die nach seiner Absicht den „Inductionsbeweis des Zusammenhangs der Weltgeschichte unter sich und mit einem Plan des Welturhebers" sein sollte; sehr ungleich ausgeführt, eine Mosaikarbeit aus den Quellen; aber von genialen Ideen durchflochten, und oft überraschend durch die Weite der Perspectiven. Es ist schon einiges daraus mitgetheilt, hier noch seine Auffassung vom Uebergang des Alterthums in die neue Zeit.

„Es war ein fast übermenschliches Werk, dem Römersinn ein ganz neues

Gepräge, und allen Völkern Roms jenen zur Erhaltung ihres Gemeinwesens nöthigen einen Charakter zu ertheilen. Daher fanden die Barbaren nur Sittenlosigkeit auf der einen, wehrlose Rechtschaffenheit auf der andern Seite. Die Stoiker hätten besser gethan, die Leidenschaften leiten als sie tilgen zu wollen; Stagnation ist der Tod, und eben daß der kolossale Körper des römischen Reichs keine Seele mehr hatte, war der Grund seiner Auflösung. Indem die stoische Moral Vorschriften gab, die den meisten Menschen zu hoch sind, veranlaßte sie einerseits viel Heuchelei, andererseits, daß mancher an der Möglichkeit einer solche Reinheit erfordernden Tugend verzweifelte. Die damaligen Schriftsteller erheben sich nicht mehr zu der Größe der Alten. Man bemerkt den Unterschied von Früchten, welche ein vortrefflicher Boden erzeugt, und solchen, die aus Treibhäusern kommen. Der vornehmste Originalschriftsteller dieser Zeiten ist Lucian. Keiner der Alten verstand wie er, in allem das Lächerliche aufzufinden und mit reizender Einfalt so darzustellen, daß man eine Vertheidigung dawider nicht lesen möchte. . . . Da wurde die alte Religion unzureichend, auch dem gemeinen Mann Schrecken oder Trost zu ertheilen. Durch Veränderungen der Sprachen, Zeiten und Sitten wurden die uralten Symbole verdunkelt, Bilder und Sachen verwechselt. Die Unwissenheit ist absprechend; der verstandvolle Stoiker, der witzige Schüler Epikur's, der scharfsinnige Akademiker erblickten nur Thorheit in dem Volksglauben. Die Naturkenner traten ihnen bei. Das Weltall ist dem Plinius Gott, Gott alles, in allem, über alles; und vergeblich ihn zu erforschen. So dachten alle, die lieber sich den Zeiten fügen, als wider sie kämpfen wollten. So wurden die menschlichen Dinge den Stoikern gleichgiltig, weil sie nichts fürchteten und nichts leidenschaftlich wünschten; den Epikureern, die Lebensmühe mit Mitleid sahen und möglichst wenig von derselben übernahmen. So litt auf beiden Seiten die Kraft, und das gemeine Wohl wurde von beiden ohne gehörigen Eifer betrieben. Das Volk, von den alten Göttern abgewandt, für die hohen Tugenden der Stoa zu natürlich, nicht fein genug für Epikur, war trostlos und sah sich nach fremden Göttern um. Die Aegypter setzten den vornehmen und gemeinen Pöbel in Erstaunen; man glaubte ihnen; es war angenommen, daß man nicht fordern dürfe sie zu begreifen. In den irreligiösen Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten. Die sittenlosen Römer waren die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch der Seele läßt, sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt. Bei dieser Stimmung der Gemüther, da die Welt ohne Götter war, trug sich zu, daß einige gemeine, unaufgeklärte, nicht eben heldenmüthige Männer von dem verachtetsten Volk im römischen Reich eine Religion gründeten, welcher alle vorigen

Ideen, Vorurtheile und Gesetze weichen mußten. . . . . Jesus' Lehre war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer eingegrabene: daß Er sei, und alles dergestalt regiere, daß niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreit werde. Den wichtigen Punkt fügte Jesus hinzu: daß jene, der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Alterthums lange nachgesehenen Priestergebräuche, deren Unwerth schon David und Jesaias gefühlt, nun aufzuhören, und auf keinem andern Weg, als dem der Humanität, welche er lehre und übe, das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei. Er führte weder eine Priesterschaft noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eignes Angedenken mit dem Genuß der unentbehrlichsten Lebensmittel. Nur die allerältesten Wahrheiten, deren Idee, da unsre Organisation ihre Ergründung nicht so, wie der sinnlichen Dinge gestattet, allerdings Gott seinem Geschöpf eingepflanzt haben mochte, erneuerte und reinigte er so, wie es nie von irgend einem Menschen auf eine so allgemein anwendbare Weise geschehn ist. Je mehr die echte Gestalt seines Werks, von Entstellungen unglücklicher Zeiten geläutert, erscheint, um so mehr dringt die Blüte seiner Humanität in die Grundfesten der Gesellschaft; und nachdem wie der Stifter so die Lehren durch die Priesterschaft lange äußerst gelitten und mißhandelt worden, scheint jede Entwicklung des Sinns für das Gute und Schöne, und jeder große Fortschritt in der Philosophie neue Gefühle und Aufschlüsse über den Gesichtspunkt und Werth seines Werks zu geben. — Anstatt viel zu fragen, wer Jesus gewesen, war die größere Angelegenheit der ersten Christen, was zu thun sei, um das Glück in jener Welt gewiß zu finden, welches im römischen Reich nie seltner war als eben in dem ersten, dritten und den spätern Jahrhunderten. Die meisten waren unwissend, leichtgläubig, wenn eine Sache erbaulich war, meist sehr schlechte Scribenten: edel aber ihre Moral.*) Auch das trug zu der

*) „Die Benutzung der Kirchenväter für die Geschichte," heißt es an einem andern Ort, „ist eine nicht leichte Sache. Die schlechte Schreibart der meisten, ihre Mißbegriffe machen dem Christenthum Ehre: diese guten Männer haben einen so hohen Lehrbegriff nicht erdacht; nicht sie haben über die griechische und römische Religion gesiegt." — „Eins, was mir oft Räthsel war, wie die besten Kaiser haben Verfolger der Christen sein können, verstehe ich nun recht gut: ich würde es wohl auch gewesen sein. Denn ich sehe, daß man von Ergreifung der Massen für das gemeine Wesen, daß man selbst von Civilisation gar nichts hören wollte, überhaupt kommt doch auch gar kein Wort von einiger Theilnahme am Schicksal dieser Welt vor. Das qualificirte nun freilich besser zu Bürgern einer andern. Was für Folgen mußte diese Denkungsart, je allgemeiner sie würde, haben? Ich merke wohl, wozu die Vorsehung dieses benutzte, aber daß ein Regent es mißbilligen mußte, ist natürlich."

schnellen Ausbreitung bei, daß die Grundlehren des Christenthums eine Art Appellation an den gemeinen Menschensinn waren, der schlafende Gefühle zum Leben, mangelhafte und entstellte Begriffe zur Vollkommenheit rief, indeß in ihm vieles war, das eine den Wünschen und Meinungen des Zeitalters nicht ungünstige Deutung zuließ. — Nicht lange darauf entstanden nichtswürdige Streitfragen über das Verhältniß Jesu zum ewigen Vater, wovor er selber gewarnt. Aus diesen bildete sich ein sogenanntes System, wodurch der Glaube, an eine unendliche Menge Observanzen und Subtilitäten gefordert und ein Joch wurde. Jedoch wie keine Weltbegebenheit ohne zweckmäßiges Verhältniß zum Ganzen bleibt, so trug sich zu, daß ohne Wissen der Urheber auch die Hierarchie eine Zeit lang zum öffentlichen Besten wirkte. Als die wilden Krieger aus Norden das unaufhaltbar fallende Reich zerstörten, würde Europa geworden sein, was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht jene ein in voller Kraft aufsprossender Größe stehendes, durch Heiligkeit imponirendes Corps im römischen Reich angetroffen hätten, welches auf ihre rohen Geister freilich nicht mit Liebeslehren wirken konnte, aber mit der Zuchtruthe des Kirchenbanns, dem Teufel und den Schrecknissen des höllischen Feuers unsre erschrocknen Väter im Zaum zu halten wußte. Hierdurch gelehriger, wurden sie reinerm Licht, wozu die Geistlichkeit aus dem Alterthum den Zunder hinübergerettet hatte, zuletzt empfänglich; durch eine Form von Religion fähig, nach und nach die Religion selber zu erkennen, und mittels dieser Erziehung endlich den Alten gleich zu werden, ja in vielem sich über sie emporzuschwingen. — Das Christenthum, wie es 326, 381, 431, 451, 453 geworden, war dem Orient unbrauchbarer als der Islam, welcher billig herrscht, bis in dem denkenden Europa das zur wahren Reife gediehen, was denselben verdrängen oder eben auch läutern wird. Der Koran ist mir in mancher Rücksicht lieber als die Schultheologie, welche damals die griechische Kirche schon so sehr verunstaltete, und hob mir den oft drückenden Zweifel, wie Gott habe können den Orient diesem Glauben überlassen; dieser Glaube ist für ihn gemacht, und war vielleicht das einzige Mittel, wodurch die Wiederkehr des Polytheismus in jenen Ländern verhindert werden konnte." Den Einfluß der Araber auf die wiederauflebenden Wissenschaften findet er eher nachtheilig. „Die Araber brachten unsern Vätern Autoren, die weder sie noch diese verstanden. Die Gelehrsamkeit wurde ein Wortprunk. Das Anstaunen des Aristoteles war ein Joch mehr für den durch Mißverstand der Bibel gebeugten Geist." — „Soll ich die einfachen Sitten Karl's des Großen und die Pracht des Fürsten von tausend und einer Nacht, die Festigkeit der fränkischen Krieger und das Feuer der Araber, unser langsames Hervorschreiten aus der Barbarei, und die plötzliche Erscheinung eines Glaubens, eines Weltreichs, einer neuen Cultur

bei den Arabern vergleichen: es wäre die Parallele des Verstandes mit dem Gefühl und der Einbildung; und man sähe hier den Schwung von Menschen, die eine Vorstellung über die scheinbare Grenze der Möglichkeit erhöht, eben dieses Feuer sich nach und nach mindern, von Zeit zu Zeit neu emporleuchten, endlich in alte Trägheit verloren; dort langsamere Entwickelung der Vernunft, standhaft in ihrer Thätigkeit, hunderterlei Irrthümer und Leidenschaften versuchen, sich nach und nach stärken, zuletzt eine Lichtmasse bilden, welche zugleich die Kraft großer Dinge und kalte Berechnung des Thunlichen zuläßt. — Die Morgenländer blieben sich gleich; man sah Dynastien sich so schnell wie jene des Nebukadnezar oder Cyrus bilden, und ebenso leicht sich schwächen, auflösen, zerfallen. In den Abendländern zeigte sich nach langen stürmischen Bewegungen, wie nach und nach ein Volk die Gewalt des andern beschränkte und sie einander nöthigten, durch Landbau und Handel zu suchen, was ihre Väter dem Schwert schuldig waren. Hieraus entstand nicht allein Civilisation, sondern auch bei den durch unsre Väter in Banden der Leibeigenschaft gehaltenen Menschen Selbstgefühl und Muth für Freiheit; es erhoben sich einige zur Betrachtung der Natur, Prüfung des Glaubens und Auseinandersetzung der Menschenrechte. — Vom Ost, wo man wärmer fühlt und die Einbildung sich höher schwingt, waren alle Religionsformen gekommen; diese anschaulichen, sinnlichen Vorstellungen erhielten im Abendland eine speculative Gestalt. Im Orient waren Gesetzgeber und Helden durch sie begünstigt worden; bei uns wirkten sie auf Cultur und Ordnung. In Europa war mehr Kunst und Beharrlichkeit in Planen; im Orient eine augenblicklich alles umwerfende Kraft. Dadurch blieb dauerhafte Oberhand uns; und je gesitteter und aufgeklärter ein europäisches Reich, um so mächtiger wurde es."

„Es ist ein höchst dankenswerthes Buch," schreibt Goethe an Reinhard. „Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen ... Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine recht wohl ausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen ... Mir, auf meiner einsamen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkt keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt; wo er nicht mehr hinreicht, wird das Werk unzulänglich, und man weiß nicht, was der Verfasser will."

Was J. Möser vom Geschichtschreiber verlangte und zum Theil leistete, was Niebuhr 2 J. nach Müller's Tod in größerm Stil wieder aufnahm, besaß Müller fast gar nicht: die Fähigkeit, sich aus einzelnen Notizen durch Analogie mit bekannten Größen der modernen Staatsverwaltung und des mo-

dernen Rechts mit Hülfe einer geschäftigen und geschulten Phantasie ein Bild der sittlichen Zustände auch derjenigen Kreise zu entwerfen, die nicht unmittelbar in die Action eingriffen, der stillen, unscheinbaren Kräfte im Volk. Er hörte nicht das Gras wachsen. Talent und Neigung bestimmte ihn zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Thatsachen: er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch ein umfassendes Studium der Quellen ein anziehendes Bild der Ereignisse und Helden herzustellen und einen mächtigen moralischen Eindruck auf die Seele hervorzubringen. Darin theilte er den Standpunkt der gleichzeitigen Dichter. Daher sein dreifacher Haß gegen die Revolution, die altehrwürdige Zustände über den Haufen warf und durch ihre Gährung das Zustandekommen eines neuen bildlich darzustellenden Zustandes verhinderte; gegen die Metaphysik, welche die Begriffe spaltete und durch die Flüssigkeit derselben auch die Thatsachen zu verschlingen drohte, ja die sich wohl gar anmaßte, gleich der Revolution die Geschichte aus dem Begriff heraus zu construiren; endlich gegen die historische Kritik, welche die Ehrfurcht vor den Helden und Schriftstellern der Vorzeit so freventlich verletzte, daß sie dieselben endlich als Mythen, als Collectivbegriffe darstellte: gleichviel ob dieser Zersetzungsproceß an Homer, an Lykurg, an Christus, an Tell ausgeübt wurde, das Bild und der rührende Eindruck wurde ihm verwirrt, und er haßte das Scheidewasser, auch wo er seine Wirkung nicht aufheben konnte. „Unser Zeitalter der Abnahme und Auflösung meint mit dem Lämpchen der höhern Kritik einige eingeschobene Steinchen zu entdecken, und schabt an dem Moos des Alterthums, auf daß es nicht mehr so ehrfurchtgebietend erscheine: aber lange werden diese gelehrten Arbeiten bei den Büchertrödlern modern, wenn noch Jesajas Himmel und Erde aufrufen, und der Donner seiner Rede Himmel und Erde bewegen wird. Das hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edeln uns abgeschwatzt worden, und niemand mehr wußte was er wollte."

Müller's Geschick war ein tragisches. Freilich kann sein letzter Abfall niemand wundern, der seine frühere Art zu sein und zu empfinden aufmerksam beobachtet. Und doch spielt in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle. Es war ein Zufall, daß Müller nach der Schlacht bei Jena keine Postpferde fand, die ihn nach Königsberg brachten: wäre das geschehn, so wäre vielleicht sein Abfall verhindert worden, er hätte bei der neugegründeten Universität Berlin unter den ersten Gelehrten der deutschen Nation eine seiner würdige Stelle gefunden, ja er wäre vielleicht unter allen der populärste geworden, denn dieser seltene Umfang des Wissens, diese liebenswürdige Empfänglichkeit für jung aufstrebende Talente, diese mächtige und zeitgemäße Beredsamkeit wurden durch einen fest gegründeten Namen getragen; man hätte

nach den Befreiungskriegen Müller als den Propheten verehrt, und erst nach langen Jahren hätten scharfsichtige Kritiker die Flecken dieses Sonnenkörpers entdeckt. Die Vorsehung wollte es anders, sie leitete es so, daß die letzte That des Lebens dem Charakter angemessen war, und ließ sogleich eine furchtbare erschütternde Nemesis darauf eintreten; sie handelte gleichsam mit der innern Nothwendigkeit einer tragischen Dichtung. Wir verehren ihren Sinn und ihre Folgerichtigkeit, aber wir können uns dabei eines schmerzlichen Gefühls doch nicht erwehren.

Der erste, der in höflichen Formen moralisch den Stab über ihn brach, war sein Freund und Schüler Woltmann, der wahrlich keinen Grund hatte, auf Charakterstärke zu pochen. Nachdem er lange Napoleon's und des Rheinbundes leidenschaftlicher Apostel gewesen, wandelte er sich plötzlich. In der Geschichte des westfälischen Friedens (1809) ist er ganz Ghibellin. „Es war eine würdige Absicht des Hauses Habsburg, das Volk der Deutschen wieder zu einem festen Ganzen zu vereinigen, und die souveräne Mittelmacht wiederum abzubrechen. .. Nimmermehr soll vergessen werden, daß die Nachkommen Rudolf's von Habsburg, so oft als Tyrannen verschrien, weil der Fürsten Mittelmacht und die evangelische Religion wider ihre Macht sich erheben wollten, häufig dargethan haben, wie ihr kaiserlicher Sinn Deutschlands Ehre und Wohl wahrhaftig liebte und noch an eine deutsche Nation glaubte, als dieselbe politisch nicht mehr war." Trotzdem will er keinen Theil an dem Hinneigen zur katholischen Kirche nehmen, welches hie und da bei den bisherigen Anhängern des Protestantismus stattgefunden. Er glaubt, daß die protestantische Kirche immer nur ein Bruchstück sei und bleiben müsse, daß aber nur durch ihre Opposition die römisch-katholische vor dem völligen Verderben bewahrt worden wäre; daß die Einheit der christlichen Kirche nicht mehr fern, aber nur dann wünschenswerth sei, wenn allenhalben in der Christenheit wahrhaftige Nationen dastehn, und jeder Rest der Feudalität auf immer vertilgt sei. Darauf habe die französische Revolution segensreich hingewirkt, und namentlich Napoleon mit eiserner Consequenz Nationalmassen geschaffen. „Erbarmungswürdig," so schließt sein Werk, „sind in unsern Tagen solche, die das neue französische System nicht begreifen und es hassen, und die wesentliche Deutschheit nicht kennen und nicht lieben."

In den „Elementen der Staatskunst" kämpfte Ad. Müller, der, 30 J. alt, sich in Berlin mehr und mehr den Feudalen anschloß, gegen A. Smith, gegen die Analyse überhaupt, in demselben Sinn, wie man Newton in der Physik bekämpfte. Einiger Grund zur Opposition war vorhanden. Adam Smith hatte sich so sehr in die wirthschaftlichen Elemente und Kräfte versenkt, daß ihm darüber die sittliche Aufgabe des Gemeinwesens und der Werth der

nicht producirenden Classen entging. Der Arbeiter wird von ihm nur als eine ökonomische Kraft in Erwägung gezogen, das Gemeinwesen nur als eine Summe von Individuen. In der Ueberzeugung, daß der Privategoismus, wenn er in allen frei walte und wirke, von selbst in der besten Weise das Gemeinwohl verwirkliche, verlangte er Aufhebung aller überflüssigen staatlichen Bande. Für Adam Müller hat der Einzelne seine Existenz nur im unlöslichen Verband mit dem Gemeinwesen; der Mensch existirt ihm nur als Bürger. Er findet in den politischen Einrichtungen des Mittelalters den Begriff der wahren Freiheit und Individualität verwirklicht. Indem er den relativen Werth des Systems für England gelten läßt, verlangt er für den Continent ein neues System, welches statt des Tauschwerths der Güter den nationalen Charakter desselben in's Auge fasse, an Stelle der einzelnen Production die harmonische Fortbildung der nationalen Bedürfnisse setze und neben der Theilung der Arbeit ihre nationale Concentration, neben dem physischen Capital das geistige berücksichtige. Die Aufgabe der Gegenwart sei, das natürliche Gleichgewicht der gesonderten Stände wiederherzustellen und jeden in seine alten Rechte wieder einzusetzen. „Die Revolutionen unseres Jahrhunderts haben uns den politischen Leichnam kennen gelehrt und dadurch die Wissenschaft von dem Irrthum abgeleitet, den Leichnam mit dem lebendigen Leibe zu verwechseln. Glaube niemand, daß er den Leib begriffen habe, weil er die Anatomie gelernt, oder daß er den Staat verstanden, weil er in der politischen Section die Elemente des Staats unterschieden. Unter dem Messer des Anatomen entweicht das wahre Lebensgeheimniß, das geistige Band, wodurch alle Organe ihren Werth und ihre Bedeutung erhalten. — Ein strenges Privateigenthum von Grund und Boden, von der Nahrungsquelle, auf die nicht blos der vorübergehende Inhaber, sondern das ganze menschliche Geschlecht angewiesen ist, ist so unmöglich als unrechtlich. Der Bodenbesitz ist ein göttliches Amt. Es ist nothwendig, daß das Grundeigenthum, das heißt die bestehende Verbindung des Menschen und des Bodens bleibe. Dies aber ist nur möglich dadurch, daß der mit dem Grund und Boden eigenthümlich verbundene Mensch und seine Arbeit auch den bleibenden Charakter dieses Grundeigenthums annehme, und daß Willkür und veränderlicher Sinn, selbst Witz, Verstand und Geschicklichkeit, im Gebiet der eigentlichen Industrie mit Nutzen zu verwenden, im Gebiet der Landwirthschaft dem großen Zweck der Erhaltung einer bestehenden Verbindung nachgesetzt werden. Die ewige Ordnung der Dinge erfordert ein dienstbares und Unterthänigkeitsverhältniß im Ackerbau, und der unselige Irrthum, daß eine blos industrielle Bewirthschaftung des Bodens möglich, und das ganze Dienst- und Unterthänigkeitswesen beim Landbau in ein Arbeits- und Lohnwesen zu verwandeln sei, hat, außer

der revolutionären Richtung des Zeitgeistes überhaupt, nur darin seinen Grund, daß die Herren und Eigenthümer des Bodens vergessen haben, wie vor allen Dingen und vor allen ihren Unterthanen sie selbst durch Gottes ewige und schlechthin unabänderliche Anordnung glebae adscripti, Unterthänige und Diener seien, und es Hochverrath sei, über ein Gut, dem sie als bloße Beamte und Stellvertreter zu dienen berufen sind, nach Willkür zu verfügen." — Mit großem Behagen spricht A. Müller den Satz aus: „Freiheit ist ein thierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und geadelt wird." In dem Ueberwiegen der bürgerlichen Verfassung findet er das reine Princip der Revolution, denn sie betrachte den Staat nur als ein Industriegeschäft. Bürgerliche Thätigkeit, Industrie, Gewerbe, freier Handel u. s. w., dürfe erst in zweiter Linie stehen; als materielle Grundlage des Staats bleibt der feudalistisch geregelte Landbau mit großem befestigten Grundbesitz und Leibeigenschaft, das zünftige Gewerk und der in Innungen und Gilden geschlossene Binnenhandel, mit Zwecken der städtischen Erhaltung.

Wie die Staatswissenschaft, so ging auch die Theologie in sich. Nach Daub's „Vorlesungen über die christliche Dogmatik" (1809) ist die Religion nicht durch menschlichen Witz erfunden, überhaupt nicht entstanden; sondern ewig wie Gott selbst geht sie aus Gott hervor als sein Wissen von sich selbst. Sie scheint im Menschen zu entstehn: eigentlich aber entsteht der Mensch für sie; nicht sie erzeugt sich aus ihm, sondern er wird in sie hinein geboren. Da die göttliche Offenbarung an sich für alle Zeiten und Orte dieselbe ist (in dieser Hinsicht sind alle Religionen offenbart): so können die Unterschiede einer Religion von der andern nur in dem verschiedenen Charakter der Völker und Zeitalter gegründet sein, durch welche als mehr oder minder getrübte Medien der Strahl jener göttlichen Offenbarung hindurchgehn muß. Hat ein Volk oder eine Zeit besondere Empfänglichkeit und ausgezeichnetes Geschick für das Schöne und Erhabene, so werden sie ihr Ahnen und Erkennen des Göttlichen am liebsten in mythologische Gewänder hüllen; wo der Sinn für Wahrheit vorherrscht, da entsteht die symbolische, wo für das Gute und Sittliche, eine gnomologische Form. Unter den verschiedenen Religionen ist die christliche, der beiden letzten Formen sich fast ausschließlich bedienend, ohne die Urreligion selbst zu sein, doch diejenige, welche dieser am nächsten kommt und sie nach Inhalt und Form, man kann sagen auf absolute Weise, in sich darstellt. — Den Mittelpunkt der Untersuchungen bildet die Dreieinigkeit, ein Dogma, welches, durch die ausschließlich praktische Richtung der kritischen Philosophie als gleichgiltig beiseite gestellt, der grübelnden Speculation ein höchst ergiebiges Feld schien, da bereits aus dem Begriff des absoluten Wesens

sich etwas deduciren läßt, was ungefähr der Dreieinigkeit des Katechismus entspricht. Gott ist zunächst der Ewige, Unveränderliche, der in unendlicher Vollkommenheit bei sich selbst bleibt und keines andern Wesens bedarf. Zugleich muß er aber ein bestimmtes Verhältniß zur Endlichkeit haben, dem Geschöpf seiner Liebe, und um der Liebe willen in der That eines andern bedürftig sein: das sind zwei Wesensbestimmungen, die sich widersprechen und die doch beide gleich nothwendig zum Begriff Gottes gehören. Es liegt nahe, eine dritte hinzuzufügen, die Rückkehr aus der Verendlichung zu sich selbst. In solchen Deductionen bleibt immer ein fühlbarer Uebelstand: die Kirche verlegt Offenbarung und Menschwerdung Gottes, Sündenfall und Erlösung in eine bestimmte Zeit, und daraus läßt sich kein speculativer Begriff herleiten. Daub hilft sich so, daß nicht die Menschwerdung selbst, sondern nur das Bewußtsein der ewigen Menschwerdung einer bestimmten Zeit angehört. Der Abfall des Endlichen von Gott wird nicht ohne Weiteres auf den Begriff der Endlichkeit zurückgeführt. Richtig zwar ist der Mensch schon sofern er der Erscheinungswelt angehört: aber böse wird er erst, wenn er als dieses erscheinende Einzelwesen etwas für sich sein will; nicht die Selbstheit, sondern die Selbstsucht ist Sünde. Daher die Versöhnung für den Menschen nicht, wie für die Naturdinge, das natürliche Sterben ist, als die Auflösung der Individualität in das allgemeine Leben, sondern das geistige Absterben der Eigenheit und sich Hingeben an das göttliche Leben. Wie für die Welt nur der Tod der wahre Erlöser ist, so für den Menschen die Religion, welche ihn über die Anhänglichkeit an sich und an die Welt erhebt.

In engem Zusammenhang mit diesem Buch stehn Schelling's „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“. Schelling bekennt sich als Spinozisten, insofern der Spinozismus als untergeordnetes Moment in seinem System aufbewahrt sei. „Der Fehler liegt keineswegs darin, daß Spinoza die Dinge in Gott setzt, sondern darin, daß es Dinge sind. Er behandelt auch den Willen als eine Sache, und beweist dann sehr natürlich, daß er in jedem Fall des Wirkens durch eine andre Sache bestimmt sein müsse, die wieder durch eine andre bestimmt ist, und so fort in's Unendliche. Daher die Leblosigkeit seines Systems, die Gemüthlosigkeit der Form, die Dürftigkeit der Begriffe und Ausdrücke, das unerbittlich Herbe der Bestimmungen, das sich mit der abstracten Betrachtungsweise vortrefflich verträgt; daher auch ganz folgerichtig seine mechanische Naturansicht.“ Die Naturphilosophie dagegen suche die gemeine Physik zu vergeistigen; in der Freiheit finde sie den letzten Act, wodurch sich die ganze Natur in Empfindung, in Intelligenz, endlich in Willen verkläre. „Es giebt in höchster In-

stanz gar kein andres Sein als Wollen. Wollen ist Ursein, und auf dieses allein passen die Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden." Die Schule Kant's hat den freien Willen auf eine rohe Weise der Natur gegenübergestellt und sie gewissermaßen vernichtet. „Mit solchen abgezogenen Begriffen von Gott, wie sie die neuere Philosophie aus Fürsorge, Gott ja recht weit von aller Natur zu entfernen, immer wieder hervorbringt, läßt sich nichts ausrichten. Gott ist etwas Realeres als eine bloße moralische Weltordnung. Der Idealismus, wenn er nicht einen lebendigen Realismus zur Basis erhält, wird ein ebenso leeres und abgezogenes System, als das Leibnitzische oder irgend ein andres dogmatisches. Die ganze Philosophie seit Descartes hat diesen gemeinschaftlichen Mangel, daß die Natur für sie nicht vorhanden ist, und daß es ihr am lebendigen Grunde fehlt." — Wenn Gott den Grund seiner Existenz in sich selber hat, so muß die Philosophie diesen Grund von seiner Existenz, seine Natur von seinem Wesen unterscheiden und beides gewissermaßen entgegensetzen. — Die weitere Ausführung wird durchaus poetisirend; man sieht das Studium der Kirchenväter, des Jakob Böhme und andrer Mystiker. „In dem göttlichen Verstand ist ein System; aber Gott selbst ist kein System, sondern ein Leben, und darin liegt die Antwort auf die Frage wegen der Möglichkeit des Bösen in Bezug auf Gott Alle Existenz fordert eine Bedingung, damit sie wirkliche, nämlich persönliche. Existenz werde. Auch Gottes Existenz könnte ohne eine solche nicht persönlich sein, nur daß er diese Bedingung in sich, nicht außer sich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er sonst sich selbst aufheben müßte; er kann sie nur durch Liebe bewältigen und sich zu seiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu sich machte, sich mit ihr als eins und zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die Bedingung nie in seine Gewalt, ob er gleich im Bösen danach strebt; sie ist eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige. Dies ist die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit; und wenn auch in Gott eine wenigstens beziehungsweise unabhängige Bedingung ist, so ist in ihm selber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, sondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleier der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörliche Melancholie alles Lebens." — Gott hat sich zuerst nur nach seiner Natur, nicht nach seinem Willen bewegt. „Die uralte Zeit fängt mit dem goldnen Weltalter an, von welchem dem jetzigen Menschengeschlecht nur in der Sage die schwache Erinnerung geblieben, einer Zeit seliger Unentschiedenheit, wo weder Gutes noch Böses war. Dann folgte die Zeit der waltenden

Götter und Heroen, oder der Allmacht der Natur, in welcher der Grund zeigte, was er für sich vermöge. Damals kam den Menschen Verstand und Weisheit allein aus der Tiefe; die Macht erdentquollener Orakel leitete und bildete ihr Leben; alle göttlichen Kräfte des Grundes herrschten auf der Erde und saßen als mächtige Fürsten auf sichern Thronen. Es erschien die Zeit der höchsten Verherrlichung der Natur in der sichtbaren Schönheit der Götter und allem Glanz der Kunst und sinnreicher Wissenschaft, bis das im Grunde wirkende Princip endlich als welterobernbes Princip hervortrat, sich alles zu unterwerfen und ein festes und dauerndes Weltreich zu gründen. Weil aber das Wesen des Grundes für sich nie die wahre und vollkommne Einheit erzeugen kann, so kommt die Zeit, wo alle diese Herrlichkeit sich auflöst, und wie durch schreckliche Krankheit der schöne Leib der bisherigen Welt zerfällt, endlich das Chaos wieder eintritt. Schon zuvor, und ehe noch der gänzliche Zerfall da ist, nehmen die in jenem Ganzen waltenden Mächte die Natur böser Geister an, wie die nämlichen Kräfte, die zur Zeit der Gesundheit wohlthätige Schutzgeister des Lebens waren, bei herannahender Auflösung bösartiger und giftiger Natur werden: der Glaube an Götter verschwindet, und eine falsche Magie strebt die entfliehenden zurückzurufen, die bösen Geister zu besänftigen. Immer bestimmter zeigt sich das Anziehen des Grundes, der, das kommende Licht vorempfindend, schon zum voraus alle Kräfte aus der Unentschiedenheit setzt, um ihm in vollem Widerstreit zu begegnen. Wie das Gewitter mittelbar durch die Sonne, unmittelbar aber durch eine gegenwirkende Kraft der Erde erregt wird, so der Geist des Bösen durch die Annäherung des Guten. Daher erst mit der entschiednen Hervortretung des Guten auch das Böse ganz entschieden und als dieses hervortritt (nicht als entstünde es erst, sondern weil nun erst der Gegensatz gegeben ist, in dem es allein ganz und als solches erscheinen kann); wie hinwiederum eben der Moment, wo die Erde zum zweiten Mal wüst und leer wird, der Moment der Geburt des höhern Lichts des Geistes wird, das von Anbeginn in der Welt war, aber unbegriffen von der für sich wirkenden Finsterniß, und in annoch verschlossener Offenbarung; und zwar erscheint es, um dem persönlichen und geistigen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher, menschlicher Gestalt, und als Mittler, um den Rapport der Schöpfung mit Gott auf der höchsten Stufe wiederherzustellen. Denn nur Persönliches kann Persönliches heilen, und Gott muß Mensch werden, damit der Mensch wieder zu Gott komme. Mit der hergestellten Beziehung des Grundes auf Gott ist erst die Möglichkeit der Heilung wiedergegeben. Ihr Anfang ist ein Zustand des Hellsehens, der durch göttliches Verhängniß auf einzelne Menschen fällt, eine Zeit der Zeichen und Wunder, in welcher göttliche Kräfte den überall hervortretenden

dämonischen, die besänftigende Einheit der Vertheilung der Kräfte entgegenwirkt. Endlich erfolgt die Krisis in der turba gentium, die den Grund der alten Welt überströmen, wie einst die Wasser des Anfangs die Schöpfungen der Urzeit wieder bedeckten, um eine zweite Schöpfung möglich zu machen, — eine neue Scheidung der Völker und Zungen, ein neues Reich, in welchem das lebendige Wort als ein festes und beständiges Centrum im Kampf gegen das Chaos eintritt, und ein erklärter, bis zum Ende der jetzigen Zeit fortdauernder Streit des Guten und des Bösen anfängt, in welchem eben Gott als Geist, d. h. actu wirklich sich offenbart."

Fr. Schlegel in Wien, überzeugt, Schelling habe das Buch auf ihn gemünzt, schreibt an Sulpiz: „Ich bitte Sie um verdoppelte Behutsamkeit in Rücksicht auf das anvertraute kostbare Gut meiner Philosophie. Zwar was die Kritik der Systeme oder Moral betrifft, so ist dabei keine Gefahr, und können richtige Grundsätze und gute Gesinnungen nicht genug verbreitet werden. Anders mit den Ideen über die Natur und ihr Verhältniß zur Gottheit: dies sind doch nur Geheimnisse der höhern Poesie, welche den Menschenkindern zu wissen nicht vonnöthen sind. . . . Mir ist es eigentlich sehr lieb, daß die sämmtlichen Herrn Zwerge sich förmlich gegen mich erklären, die Täuschung hat lange genug gedauert. Noch mehr freut es mich, daß sie sich nun ganz zum Pantheismus bekennen; bisher war es mit dem Pantheismus in Deutschland wie ehedem mit dem Judesein in Portugal, ein offenbar Geheimniß, in dem jeder fast befangen war. . . Ich glaube gern, daß der liebe Gott auch das Böse hervorzubringen hinreichenden Gleichmuth und allerlei Gelüste in sich spüren möchte, wenn er so universell wäre wie Görres und so grämlich wie Arnim; ich fürchte aber sehr, daß er viel einseitiger sein mag, als die herrlichen Herrn denken. . . Ich denke mir die Zeit nicht sehr entfernt, wo ich die sämmtlichen Insecten des Tags einmal zum Gegenstand eines rhetorischen Feuerrades machen werde; ich sammle nur noch. . . Daß Daub noch am duldsamsten gegen meinen Antipantheismus ist, wundert mich fast, da er sonst von der Drehwuth nicht wenig befallen schien."

„Es ist nicht die Aufgabe der Zeit," schreibt Fichte an einen ehemaligen Schüler, „einzelne große tiefeingreifende Gedanken und Ahnungen zu haben, dergleichen ich jenen Männern gar nicht absprechе, sondern Freiheit bis zur besonnenen Kunst, Klarheit, feste und unveränderliche wissenschaftliche Form, das ist die Aufgabe der Zeit. In dieser Beziehung erkenne ich Schelling und seine Schule recht eigentlich für das böse Princip. Für ihn ist die Wissenschaftslehre, Kant, Leibnitz sogar vergeblich da; er führt in die Finsterniß und Verworrenheit Spinoza's zurück. Dabei die allgemeine erbarmungswürdige Ohnmacht des Mannes in dialektischer Kunst; ihm ist nie wohl, als

wenn er rhapsodisch phantasiren kann. — Man glaube nicht, daß es aus Mangel an Vertheidigungsmitteln geschieht, daß ich zu feinem Unwesen stillschweige. Es geschieht in der That aus Nichtachtung desselben, so wie des Zeitalters, das sich durch einen solchen irre machen läßt."

„Nur durch das Werden zu einem Willen," schreibt er an Jacobi, „wird das Ich real: ohne dies ist es gar nicht, weder frei, noch nothwendig, sondern eben nichts. — Ueber dies unser wahres Wesen kann uns keine factische Selbstbeobachtung Aufschluß geben, denn gegeben werden wir uns in diesem Zustand nie: wir können uns dazu nur machen."

9.

Die Metamorphosen der Gesellschaft.

„Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, dazu ward der Freund berufen, schaute von den vielen Stufen unsers Pyramidenlebens viel umher, und nicht vergebens." So charakterisirt Goethe 9 J. später seine poetische Richtung im Allgemeinen.

Während des karlsbader Aufenthalts 1807 entstanden die Novellen: „St. Joseph", „Die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von 50 J.", sämmtlich bestimmt, in den Rahmen der „Wanderjahre" verwebt zu werden; dazu kamen später „Die wunderlichen Nachbarskinder" und „Das nußbraune Mädchen". Das Vorbild des Cervantes ist in allen sichtbar; es handelt sich um leicht hingeworfne, eigenartige, oft wunderliche Charakterbilder, die nicht psychologisch erläutert, sondern der Neugier als Problem hingestellt werden. In derselben Zeit und in demselben Geist sind „die Wahlverwandtschaften" entworfen. Aber der Stoff wuchs dem Dichter über den Kopf, aus der Novelle wurde ein Roman. 28. April 1809 las er ein gut Stück in Weimar vor: „er hat uns," schreibt Frl. v. Knebel, „aus dem bösen Weltgetümmel ganz in seinen Zauberkreis gezogen, und uns Geist und Sinne auf das lieblichste gefesselt. Jedes Detail ist zugleich mit so lebhaften Farben und so äußerst delicat ausgemalt, daß man das Meisterstück nicht genug bewundern kann." Um das Werk rasch zu vollenden, legte er seine „Geschichte der Farbenlehre" bei Seite; 3. Oct. erschien der Roman. „Niemand verkennt darin eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen

fürchtet." Durch die Vollendung des Werks hatte er sich befreit, „ohne daß jedoch die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren wollen." Er liebte Ottilie, d. h. Minna Herzlieb, und hatte Christiane geheirathet.

„Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgiltig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren... Alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehn, wie man auch in ungeheuern Fällen, wo alles auf dem Spiel steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre." — Solche Betrachtungen verrathen ein sehr beklommenes Herz: es ist die Frage, ob die Wertherstimmung tragischer war.

Nicht blos der Stoff der Wahlverwandtschaften erinnert an Werther: auch die Form, während an den Meister kein Anklang sich findet. Der Meister fließt in behaglicher epischer Breite dahin, der Schluß ist mehr zufällig, Personen und Ereignisse drängen sich in äußerer, sinnlicher Klarheit auf: Werther und die Wahlverwandtschaften sind ganz auf's Innere gerichtet, und der Zug ist dramatisch. In beiden zwei stark markirte Theile; im ersten allmäliges Aufkeimen der Leidenschaft bis zum Höhepunkt, dann Versuch der Trennung; im zweiten ein stark retardirendes Moment, bis die Trennung sich als unmöglich erweist und die Katastrophe in ungestümer Hast eintritt. In beiden Romanen spielt die Natur, die Landschaft mit, die im Meister nicht einmal im Hintergrund sich zeigt; freilich ist die ländliche Gegend von Garbenheim traulicher als der anspruchsvolle Park des fränkischen Edelmanns, dafür hat es etwas sehr Reizendes, wie vor unsern Augen der Park entsteht, in die Handlung hineinwächst, sich mit ihr vermischt. Das Gespinnst der unfertigen Zustände, das gleich zu Anfang Unheil ahnen läßt, knüpft sich so überall an ein sinnliches Zeichen.

Freilich wie der Park zur freien Gegend, so verhält sich die Stimmung der Wahlverwandtschaften zu der des Werther. Hier kommt alles wie von selbst, dort nimmt man in jeder Verknüpfung die Hand des Meisters wahr, der fein und absichtsvoll gruppirt; zu sehr nimmt man sie wahr. Im Werther gießt ein edel angelegter aber sehr unfertiger Jüngling, der von der Welt noch nichts gesehn hat, in Briefen seine Empfindungen und Ideale aus: in den Wahlverwandtschaften schiebt ein reifer Mann in höherm Alter seine Weltbetrachtungen und Maximen, die eine feine, eindringende, reiche, scharfe und kalte Beobachtung der Wirklichkeit voraussetzen, dem Tagebuch eines jungen Mädchens unter. Der „rothe Faden" der Empfindung zeigt sich wohl, aber die greisenhaften Reflexionen sind daran nur aufgefädelt, sie hängen innerlich nicht damit zusammen. Der Dichter des Werther ist mit seinem Hel-

den eins, es kommt ihm darauf an, sein Herz aufzuschließen; der Dichter der Wahlverwandtschaften will das Gesetz des Lebens ergründen, und thut seinen Figuren, indem er ihnen sein Wissen leiht, nicht selten Gewalt an.

Indem der Dichter in diesem farbenreichen Spiel unser Gemüth nur auf der Oberfläche zu berühren scheint, wird unser Inneres umstrickt, ja wie von einer magischen Kraft befangen. Goethe hat ein wunderbares Auge für die feinsten Züge der gegenständlichen Welt, und ein Gemüth, das in schnellen und schönen Schwingungen augenblicklich den Ton, der ihm entgegenklingt, zu einer ahnungsvollen Harmonie erweitert: aber diese unaufgelösten Tonfolgen verketten sich nicht zu einem überwältigenden Schluß. Das Reich des Zufalls ist allwaltend; Andeutungen und Vorzeichen umstricken das Leben, aber man beachtet sie nicht, und wo man sie einmal festhält, erweisen sie sich als trügerisch. In diesem finstern Spiel des Schicksals klingt Charlottens Lebensmaxime durch: „es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt; vergebens daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehn, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so geht es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen."

In einer einfachen Novelle würde man an dieser mangelhaften Lösung kein Arg haben, und als Novelle waren die Wahlverwandtschaften ursprünglich angelegt. Aber sie sind aus diesem Rahmen herausgetreten, sie haben sich nicht nur zu einem Roman erweitert, sie haben einen lehrhaften Charakter angenommen. Was uns immer wieder, trotz alles Sträubens, zu diesem merkwürdigen Buch zieht, ist der Schatz von Lebensweisheit, der darin aufgespeichert ist. Im Einzelnen stets belehrt, erquickt, erbaut, drängt sich doch immer die Frage auf, was sagt das Ganze? Denn es scheint in der Absicht des Dichters selbst zu liegen, daß die einzelnen Geschichten nicht für sich selbst dasein, daß sie auf eine höhere Tendenz deuten sollen. In diesem Sinne erinnert das Buch an den Woldemar, es hätte gleich diesem „eine Seltsamkeit aus der Naturgeschichte" benannt werden können.

Woldemar dreht sich um die Natur der Freundschaft, die Wahlverwandtschaften um die Natur der Ehe. Was ist sie? was soll sie sein? — Mittler und der Baron vertreten die beiden entgegengesetzten Ansichten: jener will die Ehe, und zwar jede, unauflöslich; dieser will sie nur auf Kündigung geschlossen. Beide führen sehr gute Gründe für ihre Sache an; der Gesetzgeber könnte daraus manches lernen, der Richter weiß nichts damit zu machen. Mittler sieht in dem Leben eine Reihe von Pflichterfüllungen, der Baron eine Reihe von Genüssen. Das Gespräch wird nicht zu Ende geführt; welcher Seite neigt sich der Dichter zu?

Traut man seinem eignen Ausspruch, so wollte er die Heiligkeit der

Ehe vertreten; und in der That endigt im Roman der Versuch, die Ehe zu lösen, tragisch; der Versuch wird als eine Schuld dargestellt. Der unbefangene Leser empfängt den entgegengesetzten Eindruck: er bedauert den tragischen Schluß, er empfindet ihn aber nicht als nothwendig; diese Ehe wenigstens hätte ohne allen Schaden gelöst werden können, es war für alle betheiligten Personen das Heilsamste, und ein Aergerniß wäre auch nicht gegeben, denn in der Gesellschaft, wie sie hier erscheint, ist man an dergleichen völlig gewöhnt. Die Unbequemlichkeiten, die damit verbunden sind, entscheiden nichts. — Aber vielleicht wollte Goethe sagen: eine Gesellschaft, die so beschaffen ist, daß man ohne große Unbequemlichkeit sich der feierlich übernommenen Pflicht entledigen kann, taugt nicht: — und dann würde man ihm beipflichten. Die Gesellschaft, die er schildert, taugt wirklich nicht viel. Der Architekt, der Gehülfe, der Engländer sind nur Staffagen für Ottilie; der Hauptmann hat ebensowenig Physiognomie als Namen: als er seinen Rang verändert, weiß man ihn kaum mehr zu unterscheiden. Luciane, in der wohl Bettine stark durchklingt, ist sehr artig gezeichnet, kann sich aber mit Philinen und ähnlichen Figuren nicht messen. — Ueber Eduard täuscht sich der Dichter so wenig, daß er ihm bei seinem ersten Auftreten das Gepräge des ewig Unfertigen aufdrückt. Er ist im Alter Woldemars, ein hoher Dreißiger, „in den Jahren, wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird". — Werther dachte anders! — „Sich etwas zu versagen, war er nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend." „Er hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten." Er mag mit Bauern und Bürgern nichts zu thun haben, wenn er ihnen nicht geradezu befehlen kann. Wenn seine Gattin sich über sein schlechtes Flötenspiel moquirt, „fühlt er sich von allen Pflichten freigesprochen". „Man sagt, ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein, aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann: ich will den sehn, der mich im Talent des Liebens übertrifft."

Die Schuld, die Eduard begeht, beschönigt der Dichter nicht im mindesten. „Er war gewarnt, doppelt gewarnt; aber diese sonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich."

Als Solger den Charakter Eduards verurtheilte, sagte Goethe zu Ecker-

mann: „ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viel Wahrheit: man findet in den höhern Ständen viel solcher Leute, bei denen der Eigensinn an Stelle des Charakters tritt."

Dagegen scheint er sich in seinem Urtheil über Charlotte zu täuschen. Charlotte redet sehr klug, sie ist wohlmeinend und thut nichts geradezu Schlechtes; aber was man von ihr sieht, ist nicht sehr erbaulich. Es fehlt ihr die Würde; sie ist als Mutter nichts werth, die Art, wie sie von Lucianen das Haus umwerfen läßt, ist außer dem Spaß; nichts als Hausfrau: kaum ist Ottilie im Hause, so überläßt sie dieser die Zügel, ja selbst das neue Kind; sie ist nicht so heftig wie Eduard, aber was sie thut, sind auch bloße Liebhabereien. Sie hat sich, wie Eduard, ohne Anstand an einen reichen Alten vergeben lassen; ihre Liebe zu Eduard ist nicht weit her, der erste beste Hausfreund verführt sie durch den Reiz der Neuheit, und sie hat dabei eine Art der Pedanterie, die auch den ruhigsten Ehemann toll machen könnte. „Laß mich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, weil sie zu wirken berufen sind; die Weiber mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, weil ihr Schicksal an diesen Zusammenhang geknüpft und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird." Und so kommt sie bei jeder Kleinigkeit auf den Spruch: „das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten." Was soll der lebhafte Eduard mit ihr anfangen! sie hat sich an sich selbst versündigt, als sie ihn heirathete, denn sie mußte ihn kennen.

In Kleinigkeiten zu umständlich, nimmt sie es in ernsten Dingen wieder zu leicht: „immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, wird es ihr nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem gewünschten Gleichgewicht zu nähern;" die Art, wie sie geschehene Dinge geschehn sein läßt, ist nicht blos altklug, sie ist auch etwas oberflächlich. Sie täuscht sich über sich selbst und die Andern, wenn sie wähnt, „in einen frühern beschränkten Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder in's Enge treiben." Sie versteht nicht recht zu gewinnen, nicht recht zu entbehren; ihr Leiden würde rührender sein, wenn die Entsagung sie mehr kostete. Es ist schön, daß trotz aller Kränkungen kein Haß in ihr aufkommt, aber es liegt auch im Temperament.

Wie in Correggio's heiliger Nacht geht alles Licht, welches auf diese wunderliche Gruppe fällt, von einer reizenden Figur aus. „Wenn der Smaragd dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den

äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehn; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung." Man kann nicht schöner den Zauber wiedergeben, den Ottiliens Erscheinung auf das Gemüth ausübt. Wenn Minna Herzlieb die Farben lieh, so lag der Typus selbst in Goethe's Seele: es ist wieder Mignon, die verschleierte aber innerlich heiß erregte Natur. Wie bei Mignon das Zucken des Mundes, so nimmt bei Ottilie die ablehnende Handbewegung ein; über jede ihrer Bewegungen ist der Hauch der Anmuth ergossen, man sieht sie. Die kleinsten unscheinbarsten Züge dienen dazu, dieser reizenden Gestalt Farbe zu leihen, und sie standen alle dem Dichter zu Gebot, dem sich wie keinem die Natur in ihrer ganzen Fülle zu Füßen geworfen hatte. Am rührendsten ist sie in ihrem stillen Leiden, der schärfsten Prüfung der Schönheit: wie sie einsam in der Kapelle sitzt, „und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich verschwinden sollte;" — das vergißt sich nicht wieder.

Aber dieser Eindruck geht nur aus der Erscheinung hervor; trotz der zahlreichen Tagebuchblätter bleibt ihr inneres Wesen verschlossen, verschlossener als irgend eine weibliche Figur Heinrich's von Kleist. Der Dichter hat nicht nöthig, viel Worte zu machen, um das Innere zu öffnen; aber die entscheidenden Motive muß er zeigen. Gerade bei dem wichtigsten Motiv bleibt der Dichter die Auskunft schuldig.

Ottilie begeht eine Schuld; sie empfindet sie später sehr tief, tiefer als nöthig; aber wie geht es zu, daß sie es nicht v o r h e r empfindet? Es ist das nicht eine moralische, sondern eine rein psychologische Frage. Wie ist es möglich, daß eine so wohl geschaffene und so wohl erzogene Seele, wie es Ottilie sein soll, nicht empfindet, daß sie durch die Art ihres Benehmens gegen Eduard ein Unrecht an Charlotte, ihrer Wohlthäterin begeht? Es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn die Leidenschaft stärker gewesen wäre als das Gewissen, aber wie begreift sich dies Verstummen des Gewissens? Ottilie ist kein Backfisch mehr, sie reflectirt viel und geübt, sie macht sich Grundsätze; wie ist es nun möglich, daß sie, ganz abgesehn vom sechsten Gebot, nicht weiß, wenn sie jemand Unrecht thut? Ueber das Institut der Ehe, welches nicht der Natur sondern der Sitte seinen Ursprung verdankt, mag man sophistisiren so viel man will: sollte aber in einer normal angelegten Seele jener sichere Instinct schweigen, so stände es schlimm mit aller Ethik.

Nun tritt die Katastrophe ein, der Tod des Kindes. — Sie hat sich früher über ihr Verhalten zu Charlotte Gesetze gebildet: „Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, i c h h a b e s o g a r

das Gefühl derselben verloren ... Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin ... Ich will es büßen; auch diesmal habe ich mir meine Bahn vorgezeichnet." — Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß „fühlt sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks." — Die Rücksichtnahme auf andere weist sie hart von sich: „das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren; wer mich liebt, hat nicht viel Besseres zu erwarten." — Sie knüpft ihren Entschluß an ein Symbol; zufällige Umstände zerreißen dies Symbol. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von Außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden." Sie stirbt den Hungertod: aus einem gemischten Motiv; das Gefühl der Schuld drückt sie nieder, aber ebenso die Nothwendigkeit, ihren Geliebten zu entbehren. — Mit ihren Gebeinen geschehen Wunder, zunächst im Glauben der Menge, aber doch so, daß der Dichter diesen Glauben zu theilen scheint; liebestrunken betet er sie an, sie ist seine Heilige. — So wird das Individuellste und Subjectivste als das Ideale dargestellt, während nach einem andern schönen Spruch des Dichters nur das, was die Menschen vereinigt, heilig ist, nicht was sie trennt.

„Dieses liebliche Wesen," schreibt ihm Reinhard, „steht unter einer Art Naturnothwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückstoßen. Sie existirt so zu sagen in einem beständigen Zustand der Magnetisation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden ist volles, helles Bewußtsein; sie handelt und empfindet, sie lebt und stirbt so und nicht anders, weil sie nicht anders kann."

Es zeigen sich in dem Leben Ottiliens die seltsamsten physikalischen Erscheinungen; ihre Nerven stehn mit Metallen und Steinen in Rapport, und es hat den Anschein, als ob dieser Naturzusammenhang auch ihr geistiges Leben erklären solle. Erklärt wird nun freilich nichts dadurch, das Dunkel wird nur gesteigert. Ueberhaupt ist der Schleier naturphilosophischer Abstractionen, der sich über die Handlung breitet, so hübsch er sich ausnimmt, nicht gerade geeignet, der Lösung des Problems näher zu führen. Der Titel, die hervorragende Stellung, die dem Gespräch über chemische Affinitäten gegeben ist, die beständige Aufmerksamkeit auf körperliche Zustände: das alles führt auf den Verdacht, der Dichter wolle eine Folge sittlicher Acte als einen Naturproceß behandeln: nicht als ob Natur die Einheit von Geist und Körper wäre, sondern im gewöhnlichen Sinn, da die Natur dem Geist gegenübersteht. Der Verdacht ist zwar unbegründet, die Ereignisse würden gerade so eintreten auch ohne Rhabdomantie und Magnetismus, aber schon der Schein verwirrt.

Die damalige Poesie zeigt überhaupt das Streben, in der Analyse des Geistes auf die letzten Gründe einzugehn: so wird nicht allein durch Bloßlegung der Organe oft ein peinlicher Eindruck hervorgebracht, sondern sie unternimmt etwas, dem sie nicht gewachsen ist. Dieses Streben culminirt in der seltsamen Umarmung Charlottens und Eduards. In der Physiologie der Ehe kreuzen sich drei Momente: die Sinnlichkeit im Allgemeinen, getragen durch die Phantasie; die individuelle Liebe; und die sittliche Beziehung von Mensch zu Mensch, getragen durch die Idee der Pflicht. Die sonderbare Art, wie diese Momente sich reiben, würde einem Franzosen willkommenen Stoff zu einer frivolen Behandlung geben, und es ist nicht zu leugnen, etwas Komisches liegt darin. Gleichwohl weiß Goethe durch den tiefen Ernst, mit dem er es erzählt („Die Sonne schien über ein Verbrechen zu leuchten!"), einen gewissen Schauer zu erregen.

Die Heiligkeit der Ehe will mit sittlichen, der Zeit und ihrer Culturentwickelung angehörigen Maßstäben gemessen sein. Die Figuren der Wahlverwandtschaften sind nicht geeignet, das Problem zu vertiefen. Ein Charakter bildet sich „im Strom der Welt", d. h. in der Theilnahme und Hingebung an das allgemeine Leben. Diese Bildung haben die Charaktere der Wahlverwandtschaften nie durchgemacht: daher kommt es, daß sie in ihrer Leidenschaft wie in ihrer Entsagung gleich kraftlos sind, daß jedes Lebensmotiv, welches nicht etwa aus einem Naturproceß hervorgeht, in Reflexionen zerbröckelt. Man lebt nur dem matten Genuß; von Pflichten wird geredet, aber ohne Zusammenhang, weil die bestehenden Zustände keine bestimmte Pflicht vorzeichnen. Alle diese Personen haben nichts eigentlich zu thun, keine höhern Zwecke; sie jagen fieberhaft nach Zeitvertreib, weil die Langeweile auf ihnen lastet; sie haben keine Ahnung davon, daß sie Glieder eines größern Ganzen sind. Die Familie ist aufgelöst, der Staat existirt nicht. Wie seltsam sticht gegen den glühenden Patriotismus der damaligen Zeit der Entschluß Eduards ab, in einen beliebigen Krieg zu gehn! „In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe." Die Zeit dachte anders.

„Wir spielen mit Ahnungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher." Die Stelle hat noch einen andern Sinn, als den Goethe hineinlegt.

Wilhelm Meister schildert die sittliche Atmosphäre Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts auf das getreueste. Der deutsche Geist hatte sich von

den nationalen Ueberlieferungen losgerissen, die Religion hatte aufgehört, der Kern eines wirklichen Organismus zu sein, der Staat und alles, was damit zusammenhing, war in Verachtung; die Lebenskunst ging nur auf das Privatleben; man strebte nach universeller Bildung und einer günstigen, heitern und gesicherten Existenz in den Privatverhältnissen, wobei freilich der Staat als Polizeianstalt unentbehrlich war. Wer sich der Religion hingab, that es auf ästhetisch-pietistische Weise, wie die schöne Seele. Eine Gemeinschaft der Kirche gab es so wenig wie eine Gemeinschaft des Staats; das öffentliche Unglück suchte man so leicht als möglich zu ertragen, oder man fühlte es vielmehr gar nicht, sofern es nicht störend in die bequeme Behaglichkeit des Privatlebens eingriff. Nun war aber in den dreizehn Jahren, die dazwischenliegen, ein großer Umschwung eingetreten, ein furchtbares Unglück hatte sich über Deutschland ausgebreitet und das Gefühl desselben zitterte in jedem Herzen nach. Von diesem Gefühl ist in den Wahlverwandtschaften keine Spur.

Die Aufnahme des Romans war eine sehr verschiedene. W. v. Humboldt (23. Dec. 1809) findet darin „eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Herzählung des äußern Lebens, der Parkanlagen" u. s. w. „Dann kommen die großen Evenements, wie der Tod des Kindes, so plötzlich und unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, was nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreißt, ohne wieder durch Versetzung in's Unendliche zu beruhigen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten und gehn doch nicht recht in's Idealische über. Es sollte mich nicht wundern, wenn manche die Wahlverwandtschaften unmoralisch finden. Demungeachtet wird man das Ganze immer mit Interesse wieder lesen, es ist vorzüglich eine unglaublich wahre Naturschilderung darin." — „Man sieht," schreibt Raumer, „nicht das wahrhaft Incommensurable, das in menschlichen Verhältnissen bisweilen collidirend hervortritt, sondern statt dieser aus den Tiefen unserer Natur hervorbrechenden, das Leben auseinandertreibenden Kräfte, eine äußerliche Wahlverwandtschaft, die sich mit etwas mehr Salzen oder Säuren willkürlich umstellen ließe."

Wieland, im äußersten Verdruß, sagte: „das ist ein Buch für die jetzige Generation, die vor lauter ästhetischer und moralisch sein sollender Schwärmerei und Raffinerie allen Sinn für Wahr, Schön und Gut verloren zu haben scheint!" — Passow: „Dieser Schatz von Verstand und Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendgluth! Goethe fängt an zu unvergänglicher apollinischer Jugend zurückzukehren." Und in einer Stimmung, die an die Aufnahme des Werther erinnert, die Jen. L.-Z.: „Von dem Augenblick, wo Ottilie anfängt sich die Nahrungsmittel zu entziehn, erscheint sie als ein überirdisch Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den

Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt!"

„Man kann nicht leugnen," schreibt Frau v. Staël, „qu'il y a dans ce livre une profonde connaissance du coeur humain, mais une connaissance décourageante. La vie y est réprésentée comme une chose assez indifférente, de quelque manière qu'on la passe: triste quand on l'approfondit, assez agréable quand on l'esquive, susceptible de maladies morales qu'il faut guérir si l'on peut, et dont il faut mourir si l'on n'en peut guérir. Les passions existent, les vertus existent; il y a des gens qui assurent qu'il faut combattre les unes par les autres; il y en a d'autres qui prétendent que cela ne se peut pas: voyez et jugez, semble dire l'écrivain qui raconte, avec impartialité les arguments que le sort peut donner pour et contre chaque manière de voir . . . Ce qui manque surtout à ce roman, c'est un sentiment religieux ferme et positif: les principaux personnages sont plus accessibles à la superstition qu'à la croyance, et l'on sent que dans leur coeur la religion comme l'amour n'est que l'effet des circonstances et pourrait varier avec elles."

„Comme on se fait toujours la poétique de son talent, Goethe soutient à présent qu'il faut que l'auteur soit calme, alors même qu'il compose un ouvrage passionné, et que l'artiste doit conserver son sang-froid pour agir plus fortement sur l'imagination de ses lecteurs: peut-être n'aurait-il pas en cette opinion dans sa première jeunesse; peut-être alors etait-il possédé par son génie, au lieu d'en être le maître; peut-être sentait-il alors que le sublime et le divin étant momentanés dans le coeur de l'homme, le poëte est inférieur à l'inspiration qui l'anime, et ne peut la juger sans la perdre."

Der Hof der geistreichen Frau in Coppet war noch immer glänzend besucht. A. W. Schlegel, der auch Tieck einlud, schreibt ihm 4. April 1809 über die alten berliner Freunde: „Es kann mir gleichgiltig sein, was sie in ihrer armseligen und dunkeln Existenz über mich ausbrüten; nur bedauert man seine verlorne Auslage an redlichen Gesinnungen. Schütz ist ein Fratz geworden, die wahnwitzige Eitelkeit richtet solche Menschen zu Grunde. Mit Fichte ist es aus: was ist lächerlicher, ja lästerlicher, als seine Einbildung, das Christenthum wieder herstellen zu wollen, und seit dem Evangelisten Johannes der erste zu sein, der es versteht? Man ist versucht, ihm seine Reden an die Deutschen als Muth anzurechnen: allein es ist eine solche Mischung von Zaghaftigkeit, Unwissenheit der Geschichte und Unvernunft darin, daß man sich darüber noch am bittersten betrüben möchte, daß wir keine bessern Propheten

haben. Der einzige dankbare Schüler, den ich gehabt, ist Fouqué." — Seine ehemalige Frau, Schelling's Gattin, starb Sept. 1809.

1. Mai verließ Oehlenschläger Coppet und ging nach Italien, von wo er Nov. 1809 den „Correggio" nach Weimar brachte, der ihm die völlige Ungunst Goethe's zuzog: der schwächlichen Kunstschwärmerei war dieser satt. — Z. Werner hatte anfangs (Dec. 1808) mit seinen mystischen Karfunkelsonetten bei Goethe und seinen Untergebenen wiederum großen Beifall gefunden. Aber einmal machte er es doch zu arg. Steffens war — um die Weihnachtszeit — gerade aus Halle herübergekommen. Werner las ein Gedicht vor, in welchem er den Mond mit einer Hostie verglich. Da entbrannte der Zorn des alten Titanen, Werner war zerschmettert, ganz Weimar zitterte. „Ich glaubte mich an den Hof Ludwig's 14. versetzt," erzählt Steffens. Passow, damals Lehrer in Weimar, schreibt: „Werner hat mir entsetzlich mißfallen, weil er überall gefallen wollte. Es hing von jedem ab, ob er ihn frivol bis zur tiefsten Gemeinheit, oder andächtig bis zur modernsten Sublimation haben wollte."

4. Juni 1809 reiste Z. Werner aus Weimar ab. „Rührender Abschied von Goethe; in seinem großen, göttlichen Auge sagt eine stille Thräne und ein Händedruck mir ohne Worte Versöhnnng." Er reiste an den thüringer Höfen herum, besuchte 28. Juni Köln, wo ihn Sulpiz in die Mysterien der alten Kunst einweihte, und kam 12. Juli wieder in Coppet an. Dort blieb er 4 Monate, und vollendete die „heilige Kunigunde" und den „24. Februar", den er mit A. W. Schlegel zusammen aufführte. Das Stück wurde auch in Weimar gegeben, und erregte bei der guten Gesellschaft ein behagliches Grauen. In der That hat es einen starken Realismus; die Symbolik ist vermieden, der Dichter schildert Zustände und Charaktere, die er beherrscht; der wüste alte Soldat und seine schreckhafte Frau sind nicht bloße Gliederpuppen der Abstraction. Man hat es seines prädestinirten Datums und Mordmessers wegen mit Unrecht für die Mutter der Schicksaltragödien gehalten: Tieck's Karl von Berneck, vor 15. J. geschrieben, war vergessen, und der Dichter der Braut von Messina sollte nicht als Romantiker gelten. In Italien, wohin er Nov. 1809 abging, vollendete Werner die „heilige Kunigunde". — Zwischen Kaiser Heinrich 2. und dem Markgrafen Harduin entbrennt ein Krieg, die Kaiserin, angeregt durch das Beispiel der Judith, beschließt ihn zu endigen. Sie begiebt sich heimlich in das Lager Harduin's, aber nicht, um ihn erst zu verführen und dann zu ermorden, sondern, wie es einer Heiligen ziemt, ihn durch Ueberredung vom Bösen abzulenken. Es gelingt ihr, Harduin entsagt seinen Ansprüchen, aber sie muß schwören, diese Unterredung niemand zu offenbaren. Da sie sich nun über ihre heimliche Ab-

wesenheit nicht ausweisen kann, und in eine seltsame Liebesekstase gegen einen jungen Ritter Florestan ausbricht, wird sie vor ein Gottesgericht beschieden. Florestan tritt als ihr Ritter auf, besiegt den Gegner, stirbt aber selbst im Kampf. Jenes Liebesentzücken war ein mystisches, der Kaiser und die Kaiserin leben keusch zusammen, sie hat aber eine heimliche Sehnsucht nach Kindern. In einer ihrer ekstatischen Unterredungen mit dem lieben Gott wird ihr offenbart, daß Florestan eigentlich ein Sohn ihres Geistes sei, in der Wirklichkeit ist er ein Sohn Harduin's, er hat aber längst die Kaiserin in Träumen mit heiliger Brunst geliebt. Zuletzt geht das alles so bunt durch einander, daß man die geistigen und leiblichen Geschlechtsregister nicht mehr unterscheidet. Man hat ein Gefühl wie der verwunschne Prinz, der nicht weiß, ob er die Schusterseele in einem Prinzenleib oder die Prinzenseele in einem Schusterleib ist. Der Hauptinhalt des Stücks sind die mystischen Entzückungen der heiligen Kunigunde und ihr Schauen Gottes. Dieser Zustand, in welchem sie sich schließlich in der Regel, wie Papst Leo, auf die Zehen erhebt, wird unter anderm auf einer Seite in den Parenthesen folgendermaßen geschildert: „Schmerzhaft und ermattet; in einem etwas gedämpften geheimnißvollen, wie eine anhebende Gemüthsverwirrung bezeichnenden Tone; verfällt in starres Nachdenken; wie sich etwas ermunternd, aber sehr verwirrt; wieder starr nachdenkend vor sich hinblickend; wie ganz mit ihren Gedanken abwesend, wie sich besinnend, aber immer sehr erschöpft und zerstreut in immer gespannter Ekstase; ihr starrer Blick und ihre Bewegung geht in eine stille, aber wie wilde Freudigkeit über; mit entzücktem Blick und freudiger Angst, in immer steigender schwärmerischer Begeisterung; in süßestem Entzücken, aber mit ganz verwirrten Blicken und Mienen; im höchsten Grade des süßen Wahnsinns" u. s. w.

In Berlin stand Fichte noch immer im Mittelpunkt der Gesellschaft; Rahel, Fouqué und seine Frau, die Schlaberndorf drängten sich an ihn. — Schleiermacher, in allen Dingen mit ihm uneins, hielt Vorlesungen über christliche Glaubenslehre und Ethik; der Briefwechsel mit seiner Braut gab ihm viel Gelegenheit, den empirischen Schatz seines ethischen Bewußtseins zu mehren. „O wie wollen wir immer unsere frommen Ahnungen mit einander theilen, und am wenigsten soll ein heiliger Augenblick, deß der eine sich erfreut, jemals verloren sein für den andern!" Mai 1809 heirathete er, 40 J. alt. — F. A. Wolf fühlte sich trotz der ansehnlichen Stellung, die er bekleidete, immer malcontenter; er machte Freunden und Gönnern böse Tage, namentlich dem Leiter des Unterrichtswesens, W. v. Humboldt, der doch mit wahrer Freundschaft für ihn sorgte. — Clem. Brentano spielte in der berliner Gesellschaft seines sprudelnden Witzes wegen keine geringe Rolle; er schrieb einen Romanzencyklus, die „Erfindung des Rosenkranzes", für den

er von Runge „Hieroglyphen" wünschte. Auch seine Schwester Bettine fand sich ein; mit Arnim, Fouqué, A. v. Marwitz, Ad. Müller wurde viel verkehrt. Juli 1809 kam Justinus Kerner aus Schwaben, durch Varnhagen an Rahel empfohlen; dann W. Grimm, der sich eines Herzübels wegen 1. J. in Halle aufgehalten und sich mit Steffens sehr verständigt hatte: er übersetzte die dänischen Kiämpe-Wiser. Oct. 1809 kam Chamisso, Nov. 1809 H. v. Kleist aus Oestreich, dessen letzte Hoffnungen gescheitert schienen.

23. Dec. 1809 kehrte der preußische Hof aus Königsberg nach Berlin zurück. „Was blickst du doch zu Boden schweigend nieder?" so singt Kleist den König an. „Blick auf, o Herr! . . Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt: ihm ist die Schaar der Götter zugefallen, jedoch den Menschen hast du wohlgefallen."

„Die Gesellschaft," erzählt Henriette Herz, „bildete sich von neuem. An die Stelle jener glänzenden, halb übermüthigen, halb sentimentalen, halb leichtsinnigen, halb über jede ihrer eignen Stimmungen, sowie über die ihrer schönen und geistreichen Freundinnen grübelnden Militairs traten ernste, kenntnißreiche, denkende Krieger; Beamte à la Gentz machten weniger geistreichen aber um so gesinnungstüchtigern Platz; auch die Frauen fingen an, den frühern Esprit mit Gesinnung zu vertauschen, und bemerkten, daß sie dadurch nicht an Geltung verloren; ästhetische Genüsse wurden heitere, anregende, erhebende Begleiter der Gesellschaft, ohne wie früher die Herrschaft zu behaupten, und zuletzt leitete meist alle Conversation auf die Wiederherstellung des Vaterlands, auf die geistige und sittliche Regeneration des Volks."

Auch für Kleist schien eine neue Hoffnung aufzublühen. Er durfte 10. März 1810 der Königin Luise zu ihrem Geburtstag ein Sonett vorlesen, das sie zu Thränen rührte; gleichzeitig wurde sein „Prinz von Homburg" auf dem Privattheater des Fürsten Radzivil aufgeführt. Das Stück ist, was Ton und Costüm betrifft, nicht nur das schönste, was Kleist geschrieben, es tritt darin den besten Leistungen von Goethe und Schiller ebenbürtig an die Seite. Die Kehrseite seines dämonischen Hasses gegen die Eroberer, die Liebe zum Vaterlande, entfaltet sich in einer wunderbaren Schönheit. Keine Spur von der phrasenhaften Deutschthümelei damaliger Barden; das preußische Soldatenkind weiß besser, wo das lebendige Vaterland zu finden ist. Figuren wie der Kurfürst, Kottwitz, Hohenzollern, das alles spricht, und erregt das „liebe heimathliche Gefühl", das Solger so schön als das Charakteristische des Stücks bezeichnete.

Der Conflict zwischen der natürlichen Empfindung und der abstracten Pflicht ist das Lieblingsthema der damaligen Dramatiker aus der Schule

Schiller's; das wirkliche Leben nährte dies Problem des Verstandes. Die Befriedigung in der Natur, wie sie von Goethe und seiner Schule gepredigt wurde, reichte nicht mehr aus, wo die furchtbare Noth des Vaterlandes eine gewaltsame Erhebung der Seele, ein Heraustreten aus den hergebrachten Empfindungen erheischte. Das Leben hatte einen neuen Inhalt gewonnen. Man kehrte zu den römischen Legenden zurück, zu Brutus und Manlius, die um des Vaterlands willen ihre Söhne hinrichten lassen; das Vaterland in seiner Bedrängniß durfte von seinen Helden ähnliche Opfer, ähnliche Selbstverleugnung erwarten. Wo Sitte und Vorschrift des Alltaglebens nicht ausreichte, mußte der Mann in seinen eignen Busen greifen, den heilbringenden Entschluß zu finden. Alle Welt jauchzte dem Unternehmen Schill's und Dörnberg's zu, und doch mußte man sich sagen, daß Schill dem Gesetz gegenüber ein Verbrecher war. Wie war es nun, wenn Schill gesiegt hätte? sollte das Gesetz in der Weise des Alterthums auch an dem Befreier des Vaterlands gehandhabt werden? — Der republikanische Dictator, der wider das Gesetz bewaffnet in die Volksversammlung gekommen, vollzieht die Strafe an sich selbst; in einer Monarchie ist es anders. Schon die Verschwornen unter Brutus bemerkten: leges rem surdam, inexorabilem esse; regem hominem esse: esse gratiae locum, esse beneficio; et irasci et ignoscere posse. Zudem denkt der Deutsche anders als der Römer. „Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen und sieht, mit Kreid' auf Leinewand verzeichnet, sich schon auf dem curul'schen Stuhle sitzen, die schwed'schen Fahnen in dem Vordergrund und auf dem Tisch die märk'schen Kriegsartikel. Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn, der unter'm Beil des Henkers ihn bewundre. Ein deutsches Herz von altem Schrot und Korn bin ich gewohnt an Edelmuth und Liebe, und wenn er mir in diesem Augenblick wie die Antike starr entgegenkommt, thut er mir leid und ich muß ihn bedauern." — Und so empfindet das ganze Heer: in dem echten Kriegerstaat ist die Disciplin nicht das Letzte. Das Heer ist so wenig eine leblose Maschine wie ein zügelloser Haufe, und die freie Heldenthat hat ihr Recht, sobald sie ihre Schranken anerkennt. Der alte Kottwitz, der wohl Subordination versteht, weiß auch ihre Grenze scharf hervorzuheben: „die schlechte kurzsicht'ge Staatskunst, die, um eines Falls, da die Empfindung sich verderblich zeigt, zehn andere vergißt, da die Empfindung einzig retten kann!" „Gesetzt, um dieses unberufnen Siegs brächst du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich, ich träfe morgen, gleichfalls unberufen, den Sieg wo irgend . . .: bei Gott, ein Schelm doch müßt' ich sein, wenn ich des Prinzen That nicht munter wiederholte. Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand: Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! so sagt' ich: das wußt ich, Herr; da nimm ihn hin!" — So sagte 2 J. später General York.

Eine Versöhnung muß gefunden werden können zwischen diesen zwei gleichberechtigten Momenten eines lebendigen Ganzen: der Ordnung, die auf das Ganze sieht, dem freien Entschluß, der den einzelnen Fall entscheidet. Leider hat Kleist die Lösung nicht gefunden, er hat das ernste Problem in das Gebiet der Komödie und des Intriguenstücks hinübergespielt. Der Prinz ist nicht der leidenschaftliche Held, der im Gefühl des augenblicklich Zweckmäßigen die allgemeine Ordnung aus den Fugen reißt, sondern ein somnambuler Träumer, der pflichtvergessen den Schlachtplan überhört, und statt ihn sich nachträglich mittheilen zu lassen, in der Aufregung wie ein Kind handelt. Das Schlachtfeld ist kein Tummelplatz für sehnsuchtskranke Gemüther; das Uebermaß des kriegerischen Feuers kann Entschuldigung finden, die leere Träumerei eines verliebten Nachtwandlers nicht. Cassation hätte er unter allen Umständen verdient. Wie ein trotziges Kind, das das Vergebliche seines Trotzes erkennt, verzweifelt er dann, und seine sittliche Läuterung ist mehr gedacht als empfunden. Ebenso tritt ihm das Recht und die Ordnung nicht, wie es sich ziemte, als Zorn und Leidenschaft entgegen, sondern als wohlwollende weise Vorsehung, die droht, um zu erziehen, zuletzt gar spielt und tändelt. Das übrigens höchst anmuthige Mondscheinbild der Ouverture und des Schlusses tritt aus dem Rahmen des Stücks heraus, wie so oft bei Kleist.

Kleist hatte auf das Stück seine letzte Hoffnung gebaut: es mißfiel; die preußischen Officiere konnten die greuliche Scene der Todesfurcht, in der sich der Prinz zu den Füßen seiner Geliebten windet, nicht ertragen. Und historisch hatten sie recht: ob es überhaupt menschlich ist, so zu empfinden, wie Kleist seinen Prinzen empfinden läßt, ist einerlei: der märkische Officier konnte sich so nicht geberden. Wenn über diesem Fehler die hohe poetische Schönheit des Ganzen übersehn wurde, so ist die Nachwelt ihr gerecht geworden.

In diesen Tagen dichtete Kleist das „letzte Lied". Aufgethürmt am Horizont, lauert das Verderben auf die Welt; die alten Staaten werden zertrümmert, wo früher das Leben jauchzte, ist es lautlos wie in der Unterwelt. Ein unheimliches Geschlecht, nicht des Lebens, nicht des Todes Art, spielt mit der Dichtung; das alte Lied, „bei dessen Klang empor in's Reich der Sonnen von allen Banden frei die Seele strebt," es verstummt. „Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten, der Töne ganze Macht lockt er hervor; er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten — und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr! Und wie er flatternd das Panier der Zeiten sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor, schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden, und legt die Leier thränend aus den Händen." — —

„Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben; aber

es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tiefern Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird wie nach einem Erdbeben in der ganzen Erde, während die Vulkane und entsetzlichen Ruinen eine neue Frische emporheben! und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein, mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und gerade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend." Das schreibt in jenen Tagen Rahel in ihr Tagebuch. — Man grübelte vielfach über die Natur dieser Uebergangsperiode. Knebel meint: „wir leben zu viel in Gesellschaften, daher wir auch meist immer zerstreut und gleichsam außer uns sind. Bei den Alten war es nicht so. Die Frauen waren mehr auf ihr häusliches Wesen beschränkt, und ihre Gesellschaften mochten wohl, wie ihre Feste und Schauspiele, nur etwas Seltenes sein. Dergleichen fast tägliche Besuche wie unsere Theegesellschaften wären ihnen gewiß etwas Gemeines und unter ihrer Würde gewesen. Wie soll sich ein Charakter bilden, wenn er täglich nur zu sinnen hat, wie er etwa eine langweilige Unterhaltung noch mit einer geringfügigen Erzählung oder Neuigkeit zu unterstützen hat? Daher die Nothwendigkeit des öftern Reisens, damit man nur wieder etwas neuen Stoff sammele." — Endlich sein Freund und Zögling Passow: „Die Form des Staats hat den ersteu und größten Einfluß auf die Bildung, und da ist freilich klar, daß eine Verfassung, die wie die bisherige deutsche allem bürgerlichen Gemeinsinn geradezu entgegenarbeitete, und mit aller Gewalt auf das Vereinzeln hinzielte, keine gleich verbreitete wissenschaftliche und ästhetische Cultur aufkommen lassen konnte. Nun ist nur die Frage, ob dieser Strom in seinem Lauf wieder umkehren kann, eine neue Richtung glücklicher zu verfolgen, oder ob man ihn so lange muß fortfluthen lassen, wie er begonnen hat, bis einmal eine ungeheure Naturumwälzung den alten Zustand gänzlich vernichtet."

„Die schönsten Zeiten," schreibt Steffens, „sind ohne Zweifel die, in welchen die verworrne Fülle der äußern Bewegung in allen Richtungen, die mit einander ringenden Gedanken in der Philosophie, die mit einander kämpfenden Ereignisse im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Gestalten in der Kunst, in sich und unter einander Ruhe und bestimmte Gestaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geschichtlicher Proceß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es sind nicht die unbedeutendsten Naturen, die von einer solchen Verwirrung ergriffen werden. — Unsere Sprache hat zuerst durch Goethe ihre wunderbaren Schätze eröffnet; sie ist bestimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die That sich aussprechen will, sicherer,

wo eine Gestalt erscheint, geistig reicher, wo ungewöhnliche Ereignisse dargestellt werden sollen. Zeiten der Geschichte in ihrer wildesten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umrissen treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerste des Gemüths sich reicher aufzuschließen vermag, weil Natur und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebnen, Ueberlieferten, und das Ueberschwenglichste des Geahnten und zu Erreichenden sich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber dieser erwachte Sinn vermag sich nicht zu bändigen. Zuerst entsteht ein wüstes Gewühl von wilden Ereignissen, ein Knäuel widerwärtig verschlungener Personen, die alle Ruhe der Entwicklung zerstören, und bei dem unmöglichen Bestreben, dem, was erst werden soll, Umrisse und Gestaltung zu geben, jede gegebene Gestalt vernichten. So verworrene Massen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft in einander verschlungen ist, können nur gewaltsam auseinandergehalten werden. Gleich fliegenden Wolken, die sich aus allen Gegenden zusammenziehn oder aus einem düstern Mittelpunkt zerfließen, wechselnd mit einem trüben Sonnenblick, der schnell verschwindet, können diese Massen nur durch die grellsten Cotraste auseinandergehalten werden, und Thaten, Ereignisse und Gestalten treten bizarr hervor aus den verschiedensten Gegenden mit den fremdartigsten Entschlüssen, in Ereignisse, die nirgend vorbereitet sind, hineingerissen, die immer nur ein rohes, an Entsetzen grenzendes Erstaunen erregen, und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung, aber nie Theilnahme erwecken."

Als einen Typus dieses Uebergangs hebt er Arnim hervor. „Seine Schriften scheinen alle ein Gespräch einzuleiten, welches, noch immer unverständlich, sich im Fortgang mehr zusammenraffen mußte, um auf irgend eine Weise lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Interesse zu fesseln. Denn er rang danach, das Undarstellbare darzustellen. Es schien ihm ein Bedürfniß, was in bestimmter Form als Gedanke, Gestalt, That oder Ereigniß hervortrat, so lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überschwenglichem Gefühl, die That in verworrenem Entschluß, die Gestalt in formlosem Leben, das Ereigniß in seiner eignen dunkeln Zukunft zerrann, so daß ein Chaos von Gefühlen, Entschlüssen, unsichern Gestalten und verworren in einander verflochtenen Ereignissen sich mischten, die zuletzt in einen gemeinschaftlichen Hauch sich verloren, in welchem sich das anfänglich Unterscheidbare kaum mehr erkennen ließ."

Was Arnim über die Gährung der Zeit empfand und wahrnahm, hat er April 1810 in dem Roman zusammengedrängt: „**Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein**". Ein deutscher Minister von großer Bildung und wenig Charakter fällt in Ungnade und

geht, um seinen Gläubigern zu entfliehn, nach Indien, indem er seine Familie in Armuth zurückläßt. Die Familie stirbt aus bis auf zwei Mädchen, die in dem alten verfallnen Schloß fortleben. Es ist reizend geschildert, wie das Unkraut die Werke der Kunst überwuchert, wie Gassenjungen sich in den verwilderten Baumgängen herumtreiben, die ehemals der Aufenthalt der feinsten Welt gewesen, und einer umgestürzten Venus mit Nesseln den marmornen Hintern geiseln. In diesem Zustand werden die beiden Mädchen von einem jungen Grafen gesehn. Er verliebt sich in Dolores, die leichtfertige kleine Kokette, und heirathet sie, während die andre Schwester Clelia die Gemahlin eines sicilianischen Herzogs wird. Graf Karl ist das Ideal des Dichters, christlich fromm und dichterisch kühn, göttlich hart und von liebevollem Erbarmen, mädchenhaft schüchtern und männlich besonnen. Als Jüngling war er mit den revolutionären Gedanken der Zeit erfüllt; die Art, wie er davon zurückgeführt wird, verräth eine tiefe, überraschend wahre Auffassung der Revolution. Ein frecher Mensch, der unter dem Namen des häßlichen Barons auftritt, hat ihm eine schwere Beleidigung zugefügt. „Viel hundertmal hatte der Graf demonstrirt, daß der Zweikampf nur zwischen gewissen Ständen eingeführt, eine elende Taschenspielerei mit der Ehre sei, während ihn zahlreiche Classen des Volks für etwas Schädliches halten; da sei keine allgemein geglaubte Ehrenreinigung dabei, und in seinem unbestimmten Verhältniß zu den Landesgesetzen und Sitten, die ihn bald geboten, bald verboten, stelle er ein trauriges Zeichen jener Unbestimmtheit aller Einrichtungen dar, die gerade so wesentliche, edelste, höchste Beziehungen im Volke, wie die Ehre, ohne allgemein durchgeführte Gesinnungen willkürlich mißhandelten, brauchten und unterdrückten. Das war seine Betrachtung. Aber mit dem Augenblick der Leidenschaft faßte ihn die gewohnte Gesinnung seines Standes. Der Baron war längst über dergleichen Verhältnisse hinaus, er lachte den Grafen an, ob er ihn denn für wahnsinnig halte, sich auf so etwas einzulassen; er dictirte in großer Ruhe eine so beschämende Abbitte, daß der Graf, der von dem Muth des Barons manche Proben wußte, über eine Natur staunte, die aus dem ganzen Ehrenkreise seiner Zeit, seines Volks ohne große Begebenheiten, blos durch sich selbst herausgerissen worden; mit Schrecken dachte er, daß eine Revolution nothwendig gerade solche Menschen an ihrer Spitze tragen müsse, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gährenden Moste der Zeit getränkt hatte, verschwand vor seinen Augen in Einem bedeutenden Augenblick: nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich." — Neben jenem Cyniker führt der Dichter eine Reihe von Charakterbildern ein, in denen sich die Hohlheit und Lügenhaftigkeit des Zeitalters ausprägt: der Dichter Waller, einer von jenen unglücklichen Genies,



deren Leben sich im Anempfinden fremder Begeisterung ausgiebt, die, weil sie jede Empfindung in ein Gedicht umwandeln, sich wie Nachtwandler in einer dichterischen Traumwelt bewegen, aber durch die Fäden, welche diese Traumwelt mit der sittlichen Welt verbinden, mit verhängnißvoller Unsittlichkeit in das Reich der Wirklichkeit übergreifen. Auch diese an sich sehr fein ausgedachte Figur ist durch mystische Aeußerlichkeiten entstellt. Seine Gedichte sind durch einen sonderbaren Zufall in einen Kirchthurmknopf eingemauert und er ist untröstlich über ihren Verlust, bis er sie sich endlich von seinem clairvoyanten Sohn von da aus vorlesen und wieder dictiren läßt. Die interessanteste Erfindung ist jener sicilianische Herzog, der Gemahl der frommen Clelia. Hochgebildet und mit den feinsten Empfindungen ausgestattet, wendet er seine Gaben nur zur Lüge an. Er hat die Kunst, alle Seelen zu durchschauen und in seine Gewalt zu bringen. Ein routinirter Weltmann, der die ausgedehntesten Studien gemacht, um schrankenlos genießen zu können, die physische Lust wie den höchsten geistigen Reiz, tritt er in entgegengesetzten Masken auf, bald als Diplomat, bald als Gelehrter, bald als Schwarzkünstler. Die Rollen, die er spielt, gehören gewissermaßen zu seinem Wesen: er empfindet in dem Augenblick wirklich, wo er die Empfindung spielt. Dieser Herzog, der sich unter einem fremden Namen bei seinem Schwager Karl eingeführt hat, verführt die schöne Dolores dadurch, daß er sich ihr als eine Art Messias darstellt. Nachher reist er ab und Dolores entdeckt im Schlaf ihre Schuld ihrem Gemahl. In seinem Gram des Lebens überdrüßig, giebt er ihr ein geladnes Gewehr in die Hand, das sie ohne Absicht auf ihn abdrückt. Er fällt zur Erde, aber stirbt nicht daran, und die schreckliche Folge macht in ihr das Gefühl ihrer Schuld lebendig. Beide Gatten treten getrennt von einander eine Wallfahrt an, um zu büßen, und finden sich dann unter dem Schutz eines Muttergottesbildes zusammen, durch welches sie versöhnt werden. — Die Begebenheiten sind lose aneinandergefädelt. Eine Figur nach der andern tritt auf, um irgendwelche Reflexion einzuleiten, und verschwindet alsbald; die Handlung stockt auf einmal, um durch allerhand Nebengeschichten unterbrochen zu werden. Die Hauptsachen werden mehr angedeutet als ausgesprochen. Mitten in einer Scene, die mit der scharfen Zeichnung und dem farbenreichen Humor der niederländischen Schule ausgeführt ist, umspannt plötzlich das Grau einer nebelhaften Allegorie den Horizont, und dieselben Figuren, die wir eben lebensfrisch neben uns gesehen, mit denen wir uns unterhalten, uns verständigt, verwandeln sich in Abstractionen oder Gespenster. Von der einen Seite spielt die dunkle physikalische Macht, von der andern das unheimliche Licht der übernatürlichen Welt in die Realität des Menschenlebens hinein, und durch diese falsche Beleuchtung wird das Wirkliche selber sich unverständlich und unheimlich.

Der Schluß übersteigt allen Glauben. — Jener Minister, von dessen feiger Flucht wir zu Anfang des Romans gehört hatten, kehrt aus Indien als Nabob zurück, mit einem indischen Weibe. Er findet sein Schloß festlich erleuchtet, seine zurückgelassene Gemahlin empfängt ihn an der Schwelle mit ihren Kindern, und da er seiner neuen Heirath wegen etwas in Verlegenheit geräth, so beruhigt sie ihn, erzählt ihm, sie habe das Gleiche gethan, und stellt ihm eben jenen sicilianischen Herzog als ihren neuen Gemahl vor. Man behandelt sich gegenseitig sehr höflich, obgleich in der Art und Weise doch etwas Besonderes ist. Der Herzog beeilt sich, der schönen Tochter Hindostans die Cour zu machen, und reussirt. — Auf den Leser macht die ganze Geschichte den Eindruck als ob er im Fiebertraum wäre. Die Gemahlin des Ministers ist lange vor Anfang des Romans gestorben, der Herzog, der nicht mit ihr, sondern mit ihrer Tochter vermählt war, ist gleichfalls todt; das Schloß ist viele Jahre hindurch unbewohnt und verfallen, und die Anverwandten, die wir plötzlich darin treffen, wissen wir in weit entlegenen Landen. Dem Minister fängt die Sache an unheimlich zu werden: es wird ihm endlich klar, daß er es mit Gespenstern zu thun hat, und er reist heimlich ab, ohne sich etwas merken zu lassen. Mit dem Schlag Eins verschwindet der Spuk, das Schloß wird von dem aufgeregten Landvolk an allen vier Ecken angezündet.

„Manchmal," schreibt Goethe, „machen sie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung."

Schwer wurde es auch dem stärksten Kopf, sich in dem schnellen Wirbel der Zeit zu orientiren, wo das Unglaublichste geschah. 15. Dec. 1809 ließ sich Napoleon von Josephine scheiden. Zuerst handelte es sich um eine russische Heirath, aber der Hof von St. Petersburg sträubte sich; desto gefügiger zeigte man sich in Wien. Die Geldnoth wuchs hier in's Kolossale; das Patent vom 26. Febr., welches den Banquerout so gut wie erklärte, half nur für Augenblicke; Gentz und die übrigen Publicisten quälten sich an der Aufgabe ab, zu erweisen, Papier sei so gut wie Geld. März 1810 wurde Stadion entlassen, Metternich, und mit ihm die französische Partei, kam an seine Stelle. 2. April fand die Vermählung Napoleon's mit Maria Luise statt.

In dieser Zeit hielt Fr. Schlegel seine „Vorlesungen über neuere Geschichte", welche die bisher herrschende Ansicht völlig auf den Kopf stellen sollten. „Es war mir doch im Anfang etwas bang, da ich an 20 Herzoginnen und

Fürstinnen auf der Liste hatte. Ich hatte 162 Subscribenten: unter denen, die nie fehlten, war auch der Bruder des Königs von Würtemberg und die junge Fürstin Lichtenstein." 30. Mai wurden die Vorlesungen geschlossen: die darin gepredigte franzosenfeindliche Legitimität nahm sich wunderlich neben jener französischen Heirath aus! — Die deutsche Geschichte wahrhaft zu begreifen, fehlte es Schlegel an allem Verständniß des Volks; für das Städtewesen, die Hansa, die Entwickelung des Handwerks, die Reformation u. s. w. war er blind. Er suchte frischweg das deutsche Wesen im Kaiserthum, in der Kirche und im Adel, hauptsächlich aber im Gegensatz gegen die französische Bildung. Frankreich hatte theils durch seine Eroberungspläne, theils durch seine Aufklärung und seine Revolution den deutschen Organismus verrückt; mithin wurde als deutsch alles Antifranzösische verherrlicht, und was in irgend einer Beziehung zu Frankreich stand, als undeutsch gebrandmarkt. Daher die Lobpreisungen von Männern wie Karl 5., Philipp 2., Alba, Ferdinand 2. u. s. w., daher die Anklagen gegen Moritz von Sachsen, Heinrich 4. von Frankreich, Gustav Adolf und Friedrich 2. von Preußen, den „Erbfeind". Indem Schlegel einen Gesichtspunkt, der für die augenblickliche Auffassung der politischen Verhältnisse, wenn er mit Maß und Vernunft behandelt wäre, ersprießlich hätte werden können, der ganzen Geschichte aufzwängte, arbeitete er seinem eignen Zweck entgegen: denn es wurde nicht eine Verherrlichung der Gesammtheit und Fülle des deutschen Lebens, sondern die Verherrlichung einer Partei. In Preußen suchten damals die Vertreter der nationalen Ideen das Volk zu gewinnen, indem sie eine freiere Bewegung des Staatslebens verhießen und zum Theil auch anbahnten. Der östreichische Publicist thut das Gegentheil. Alle Staatsverfassungen, die auf irgend eine Weise dem französischen Liberalismus Zugeständnisse machen, werden als Verkehrungen des göttlichen und natürlichen Rechts verworfen. Als Ideal des Staats wird eine Mischung der mittelalterlichen Feudalität und des Ritterthums mit dem monarchisch aristokratischen Prunkwesen des französischen Hofs unter Ludwig 14. aufgestellt. Schlegel sprach sich für Stände aus, die aber wesentlich nur aus dem hohen Adel und der Geistlichkeit bestehn und den Glanz des Hofs erhöhen sollten. Der Staat sollte wieder der Kirche unterworfen werden, das Rechtswesen sich in die patriarchalischen Verhältnisse des Mittelalters zerspalten. Das väterliche Regiment des Adels auf dem Lande, die Wiederherstellung des Zunftwesens in den Städten sollte dem Staat eine Dauerhaftigkeit und Gliederung wiedergeben, die ihm durch die liberalen Doctrinen geraubt war.

Verwandt, und doch wieder stark entgegengesetzt dieser politischen Romantik war die germanistische Richtung der Grimm, Arnim u. s. w. Ihre Sym-

pathie beschränkte sich nicht auf das Ritterthum und die Geistlichkeit, sie suchte jedem Stand gerecht zu werden, aber jeder Stand sollte eine geschlossene Einheit bilden. Neben den ritterlichen Adel traten die Zünfte mit ihren ehrsamen Sitten, ihren barocken Symbolen und Gebräuchen, aber auch der Bauer, selbst der Vagabund und Zigeuner; jeder Stand, der etwas Originelles hatte, wie fratzenhaft er sich geberden mochte, wurde gerechtfertigt. Mit besonderer Begeisterung behandelte man den Studenten, und zwar den historischen Studenten, der sich raufte, in Völlerei lebte, den Bürger und Bauer mißhandelte und in einem zwecklos träumerischen Maskenspiel sein Leben hinbrachte; den Handwerksburschen auf der Wanderschaft, der in allen Schenken ein frisches Lied sang; den Lanzknecht, der sein Leben für Geld verkaufte, aber tapfer dreinschlug. Dagegen verabscheute man die moderne Gleichberechtigung, Gewerbefreiheit u. s. w., die um der Zweckmäßigkeit willen das Originelle aufgab. In dieser Vorliebe für Originalität begegnen sich die seltsamsten Widersprüche, Derbheit und Delicatesse der Empfindung, possenhafte Naivetät und mystische Ueberschwenglichkeit, roher Instinct und symbolische Reflexion, Heidenthum und Theologie, Keuschheit und Zote. Dem farblosen, undeutschen Idealismus setzte man das Princip des Grotesken entgegen; die eckigen, ungelenken, aber in ihrer Naivetät zuweilen sehr anmuthigen Formen des deutschen Meistergesangs, des Fastnachtsspiels, des Ammenmährchens und Volksliedes; der einförmigen Schönheitslinie der Antike gothische Schnörkel und Arabesken. Der ermüdete Weltbürger ging in die Werkstätten, die Hütten des Volks, lauschte auf seine Gespräche, seine Mährchen, seine Gewohnheiten; der ungewohnte Anblick überraschte und rührte ihn. Wenn im frühern Lehrbuch der Aesthetik das Schöne als nicht wirklich und das Wirkliche als nicht schön aufgefaßt war, so behauptete man jetzt, alles Wirkliche, d. h. alles in der zufälligen Erfahrung Wahrgenommene sei schön, oder gar, nur das sei schön, was den gewöhnlichen Begriffen von Schönheit widerspreche. Früher hatte man für gut nur das gelten lassen, was mit dem Katechismus übereinstimmte: jetzt wurde nur das Individuelle, das dem Gesetz Widersprechende, oder wenigstens aus dem Gesetz nicht Herzuleitende als berechtigt erachtet. Früher hatte man nur klare und durchsichtige Gedanken in das Reich der Begriffe aufgenommen: jetzt verachtete man jeden Gedanken, der nicht etwas Unauflösliches enthielt, als flach und trivial. — So ist dies Streben des Realismus, trotz seines scheinbaren Widerspruchs, mit jenem Supranaturalismus der Kunst verwandt, der statt der Buchstabenschrift Hieroglyphen anwendet. Es ist unglaublich, bis zu welcher Consequenz der Satz der Identitätsphilosophie: das Wirkliche ist das Vernünftige, getrieben werden kann: — das Sonderbare ist das Normale, das Zufällige ist das Nothwendige, das Unbedeutende ist das Be-

deutende, das Wunderbare ist das Gewöhnliche, das Lächerliche ist das Erhabene, das Unmögliche ist das Wirkliche.

Um diese Zeit war mit Savignys Bettina Brentano in Wien, „die sich wunderbar auszeichnen soll durch gen Himmel geschlagene Augen und altdeutsche oder flandrische Tracht.“ 5. Juni folgte Arnim, durch A. Müller empfohlen. Brentano ging nach Prag, wo seine Familie ein Gut hatte.

Ungern sah Fr. Schlegel den Versuch seines Freundes Boisserée, sich „dem heidnischen alten Herrn“ zu nähern. Auch Goethe war erst bedenklich. „Wie Sie selbst am besten fühlen,“ schreibt er 22. April an Reinhard, „müßte ein Schüler von Fr. Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besondrer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Erbauliches aus der Zusammenkunft entstehn sollte.“ Doch nahm er die ihm zugesandten Zeichnungen vom kölner Dom wohlwollend auf.

Goethe war in einer eignen Laune. „Wir haben,“ schreibt er an Frau v. Schiller, „getrieben, was gethan sein mußte, und weiter keine Freude daran gehabt, als daß es gethan war. So gingen die schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern. Dabei zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publicum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lang in den Strudel wirft, bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt. — Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! — Das ist denn doch ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien muß.“ Einer von diesen wilden Versuchen ist noch vorhanden; er ist in seiner Art reizend. Auch das gesellige Lied, welches jeden Dichter ausschließt, „der das Aechzen und das Krächzen nicht vorher hat abgethan“, ist aus dieser Zeit.

16. Mai ging Goethe nach Karlsbad: dort und in Teplitz fanden sich Fichte, F. A. Wolf, Körner, Elise v. d. Recke, Marianne v. Eybenberg, Zelter, Gentz, A. v. Marwitz u. s. w.; auch Seume, der wunderliche Fußreisende, der 13. Juni, 47 J. alt, in Teplitz starb. Goethe legte der jungen schönen Kaiserin von Oestreich fast ausschweifende Huldigungen zu Füßen; für Gentz wurde die Prinzessin Solms „die Sonne, nach der seine Blicke sich kehrten“. „Das Wohlwollen, womit sie meine aufrichtigen Huldigungen belohnte, rechne ich mir als eine der schönsten Decorationen meines Lebens an.“

19. Juli starb die Königin von Preußen, 34 J. alt: eine aufrichtige Trauer ging durch die ganze Nation. Altenstein hatte sich immer unfähiger erwiesen, er erhielt endlich 6. Juni seine Entlassung, und Hardenberg

wurde Staatskanzler, gegen den sich sofort eine heftige Opposition von Schön und Niebuhr richtete. W. v. Humboldt, der schon früher um seinen Abschied eingekommen war, erhielt 14. Juni die Ernennung zum Gesandten in Wien, wohin er im Herbst abging. Gentz sah ihn seit 10 J. zum ersten Male: „ich fand ihn," schreibt er Rahel, „durchaus nicht verändert; ebenso klug, ebenso amusant, ebenso dämonisch als sonst. Sie haben mir meine Intimität mit ihm als eine Art crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement eingeflößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark." — Ueber Goethe: „es stecken in ihm zwei Menschen. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter — dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab ich ihn ertragen gelernt; jedoch blos — es schmerzt mich, mit diesem Geständniß herauszugehn — weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus."

Sept. 1810 zeigte sich L. Tieck — der Sulpiz in Baden-Baden besucht hatte — in Jena. „Ich glaube," schreibt Knebel, „wenn Wieland auf dem Rade läge, so wäre er noch geistreicher und amusanter, als dieser Herr es während der ganzen Abendgesellschaft war. Diese Männer geben sich jetzt eine Würde, die unglaublich ist." Böttiger meldete, Tieck sei katholisch geworden: „um endlich," setzt Jean Paul an Jacobi hinzu, „das zu sein, was du von einem Dichter so sehr forderst. Nachdem Tieck und Schlegel lange genug aus poetischem Schein und Spaß vor der h. Maria gekniet, haben sie sie zuletzt in prosaischem Ernst angebetet, wie Lügner am Ende sich selber glauben." — Sein Hauptquartier hatte Tieck in Ziebingen; seine Anhänger waren auch in Süddeutschland zahlreich, darunter das Theater in Bamberg unter Holbein und T. A. Hoffmann, das in erkünstelter katholisirender Begeisterung Calderonische Stücke aufführte. Von den alten Freunden in Jena war der excentrische Ritter 23. Jan., 33 J. alt, gestorben; Runge, ebenfalls 33 J., starb 19. Dec. in Hamburg, bis an sein Ende treulich von Luise Reichardt gepflegt, die immer mehr barmherzige Schwester wurde.

Um A. W. Schlegel, der sich mit seiner Beschützerin in Paris aufhielt (43 J.), sammelte sich eine ganze Colonie: Helmine v. Chezy, 27 J., schon zum zweiten Mal geschieden; Chamisso aus Berlin, 8. Febr., 29 J., Uhland, 20. Mai, 23 J., eben Dr. jur., der in Paris das französische

Recht studirte, daneben aber in alten Handschriften wühlte; **Varnhagen**, 29 J., der schweigsame Philolog **Imman. Bekker** aus Berlin, 25 J.; sie hielten alle sehr zusammen. Als **Fr. v. Staël** (44 J.) Paris verlassen mußte, 18. Juni, fand sich ein Theil der Gesellschaft an ihrem Hofe in Chaumont zusammen. „Der zierliche **A. W. Schlegel**," schreibt Chamisso an Fouqué, „erweist uns wahre Freundschaft ... Seine abgeglätteten Formen haben mich zur ausgelassensten Freiheit begeistert ... Er meinte, er werde wohl fortan noch deutsch dichten, aber in Prosa solle man doch trachten allgemein verständlich zu sein, und warum sollte man da nicht die französische Sprache gebrauchen. Er ist Meister des Stils in dieser canaillösen Sprache. Uebrigens ist er dick und fett, und speist nur bei Véry ... Sein Unwille gegen die Schlegelianer ist jetzt auf's höchste gestiegen, und ich muß lachen, daß er doch seinen Namen zu dem Unfug hergeben muß."

Gefärbt von diesem Unmuth ist eine Anzeige des Ariost, die **A. W. Schlegel** in jenen Tagen in die Heidelb. J. schickte. Er fordert den Leser auf, Ariost's Klage über den Verfall des Ritterthums mit Burke's Briefen über die französische Revolution zu vergleichen: man werde finden, daß von den beiden nicht der phantastische Romanzist, sondern der politische Redner der wahrhaft von Ideen begeisterte Dichter sei. „Was ist dem Geist Homer's fremder als der Scherz, womit Ariost seine geflissenen Uebertreibungen sogleich wieder vernichtet? Homer's Dichtung ist bescheiden entfaltende Beseelung einer heilig geachteten Sage; die des Ariost steigert durch selbstbewußte Willkür, was sie schon als willkürlich ersonnen betrachtet." Die Einbildungskraft sei nicht die hervorstechendste Eigenschaft Ariost's. „Gewöhnlich glaubt man, diese Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt; allein dergleichen läßt sich gar wohl mit dem Verstande aus dem Vorrath der Beobachtungen zusammensetzen." Er vergleicht Ariost mit einem mehr gelehrten als gefühlvollen Virtuosen, der in einer glücklichen Eingebung auf seinem Lieblingsinstrument phantasirt: „er setzt durch seine gewagten Gänge in Erstaunen; er verstrickt sich geflissentlich in Labyrinthe von Tönen überrascht in jedem Augenblick die Hörer, und überbietet sich selbst durch den unerschöpflichen Reichthum von Auflösungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm seine zur Fertigkeit gewordene Wissenschaft des Contrapunkts wie von selbst an die Hand giebt. Allein so sehr er sich auch bemüht, am Schluß das bisher Zerstreute und Zerstreuende zu sammeln, so gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulassen, und hierin sind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen."

„In dieser alten Burg," schreibt Chamisso aus Chaumont 1. Aug. „hausen denn die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, kühle, schwerfällige A. W. Schlegel; die dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmuthiger Bewegung; der fromme Montmorency, die schöne Récamier . . . . und ich, nach Zauberers Sitte, rändere diese Geisterschaar nach Herzenslust ein, worüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden. — Die Staël hat mehr Lebensgefühl als A. W. Schlegel, ob sie sich auch weniger als er auf Anatomie versteht . . . Sie ist kein gemeines Weib. Sie hat Geradheit und Enthusiasmus, sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen; und aus Paris vertrieben, ist sie eben aus der Welt verbannt. Trotz meiner Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich gesucht und erkannt, sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen. Schlegel ist eitel, aber uneigennützig und bieder. Er liebt eifersüchtig, drohend, gebietend; wird nur mit der größten Freundschaft und Hochachtung erwiedert. — Man hat häufig explications; der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hier zu Lande eifersüchtiger als Liebe."

Um diese Zeit vollendete Frau v. Staël ihr Werk über Deutschland, für uns von der größten Wichtigkeit, weil uns zum ersten Mal von fremder Hand ein Spiegel vorgehalten wurde. Freilich war es zunächst für die Franzosen berechnet, deren einseitige Geistesrichtung durch die Achtung vor einer bisher fast unbekannten und doch großartigen Nationalentwickelung erzogen werden sollte, und in dieser Beziehung hat man es nicht ohne Grund mit Tacitus' Germania verglichen. „Nous n'en sommes pas, j'imagine, à vouloir élever autour de la France littéraire la grande muraille de la Chine, pour empêcher les idées du dehors d'y pénétrer." (Die Stelle wurde von der Censur gestrichen.) „La stérilité dont notre littérature est menacée, ferait croire que l'esprit français lui-même a besoin d'être renouvelé par une sève plus vigoureuse . . . . Le bon goût en littérature est, à quelques égards, comme l'ordre sous le despotisme, il importe d'examiner à quel prix on l'achète."

Um nun den Contrast recht malerisch zu machen, wird Deutschland tief romantisch gefärbt: die Landschaften sind von dichten Wäldern bedeckt, gothische Thürme, Burgen, Hexen und Gespenster zeigen sich im Uebermaß: „les poêles, la bière et la fumée de tabac forment autour du peuple une sorte d'atmosphère lourde et chaude dont il n'aiment pas à sortir. Cette atmosphère nuit à l'activité." Aber was sie wirklich gesehn, hat sie recht gut gesehn.

Als Hauptvorzug der Deutschen rühmt sie ihre innere Wahrheitsliebe;

es ist gegen ihre Natur, was sie denken, ihren Plänen dienstbar zu machen. Aber diese Wahrheitsliebe verkümmert unter der Vereinzelung. Die Zersplitterung Deutschlands, „funeste à sa force politique, était cependant très-favorable aux essais de tout genre que pouvaient tenter le génie et l'imagination. Il y avait une sorte d'anarchie douce et paisible, qui permettait à chaque homme le développement entier de sa manière de voir individuelle. Comme il n'existe point de capitale, l'esprit de société exerce peu de pouvoir; l'empire du goût et l'arme du ridicule sont sans influence. La plupart des écrivains et des penseurs travaillent dans la solitude, ou seulement entourés d'un petit cercle qu'ils dominent; ils se laissent aller, chacun séparément, à tout ce que leur inspire une imagination sans contrainte: et si l'on peut apercevoir quelques traces de l'ascendant de la mode en Allemagne, c'est par le désir que chacun éprouve de se montrer tout-à-fait différent des autres." Dadurch wird nicht blos das Gemeingefühl der Nation beeinträchtigt, sondern auch die Thatkraft, weil man nie das Gefühl hat, zu einem großen Ganzen zu gehören, und sich selber mißtraut, sobald es zu handeln gilt. „Les hommes éclairés de l'Allemagne se disputent avec vivacité le domaine des spéculations, et ne souffrent dans ce genre aucune entrave; mais ils abandonnent assez volontiers aux puissants de la terre tout le réel de la vie. Ce réel, si dédaigné par eux, trouve pourtant des acquéreurs, qui portent ensuite le trouble et la gêne dans l'empire même de l'imagination. (Gestrichen!) L'esprit des Allemands et leur caractère paraissent n'avoir aucune communication ensemble: l'un ne peut souffrir de bornes, l'autre se soumet à tous les jougs; l'un est très-entreprenant, l'autre très-timide. L'étendue des connaissances dans les temps modernes ne fait qu'affaiblir le caractère, quand il n'est pas fortifié par l'habitude des affaires et l'exercice de la volonté. Tout voir et tout comprendre, est une grande raison d'incertitude; et l'énergie de l'action ne se développe que dans ces contrées libres et puissants, où les sentimens patriotiques sont dans l'âme comme le sang dans les veines."

Das Gefühl der Deutschen, wahr und ehrlich an sich, verkümmert unter der Kleinheit der Verhältnisse. In den kleinen Städten (wozu denn doch auch Weimar gehört) „l'esprit des hommes se rétrécit; on y vit tellement en présence les uns des autres, qu'on est oppressé par ses semblables: ce n'est plus cette opinion à distance, qui vous anime, et retentit de loin comme le bruit de la gloire: c'est un examen minutieux de toutes les actions de votre vie, une observation de chaque détail, qui rend incapable de comprendre l'ensemble de votre caractère; et plus on a d'in-

dépendance et d'élévation, moins on peut respirer à travers tous ces petits barreaux.“ Und noch schlimmer erscheint diese Kleinstädterei, da sie von keinen festen sittlichen Verhältnissen getragen wird. Am meisten befremdet die Leichtigkeit der Scheidungen: „On change aussi paisiblement d'époux que s'il s'y agissait d'arranger les incidents d'un drame ... et comme il y a chez les Allemands plus d'imagination que de vraie passion, les évènemens les plus bizarres s'y passent avec une tranquillité singulière. C'est ainsi que les moeurs et le caractère perdent toute consistance; l'esprit paradoxal ébranle les institutions les plus sacrées.“

Da in England die sittlichen Verhältnisse geordnet sind, „leur poésie se sent de la délicatesse et de la fixité de ces affections: les Allemands, plus indépendants en tout parce qu'ils sont moins libres, peignent les sentimens comme les idées, à travers des nuages; on dirait que l'univers vacille devant leurs yeux, et l'incertitude même de leurs regards multiplie les objets dont leur talent peut se servir.“ Die deutschen Moralisten malen die Gesellschaft mit einer gewissen Unkenntniß, die anfangs anzieht, bald aber einförmig wird. Der entscheidende Zug der deutschen Literatur „est de rapporter tout à l'existence intérieure; et comme c'est là le mystère de mystères, une curiosité sans bornes s'y attache. Une délicatesse exagérée, ou plutôt une façon bizarre de concevoir le coeur humain, peut intéresser en théorie, mais non quand on la met en action, et qu'on en veut faire ainsi quelque chose de réel.“

„L'extrême susceptibilité du caractère des Allemands est une des grandes causes de l'importance qu'ils attachent aux moindres nuances du sentiment, et cette susceptibilité tient souvent à la vérité des affections. Toutefois il faut se garder de ces codes de sentimens si subtils et si nuancés, que beaucoup d'écrivains allemands ont multipliés de tant de manières, et dont leurs romans sont remplis. Les Allemands ne sont pas toujours parfaitement naturels. Certains de leur loyauté, de leur sincérité dans tous les rapports réels de la vie, ils sont tentés de regarder l'affectation du beau comme un culte envers le bon, et de ce genre des exagérations ils gâtent tout. De là cet enthousiasme obligé pour la lune, les forêts, la campagne et la solitude; de là ces maux de nerfs, ces sons de voix maniérés, ces regards qui veulent être vus, tout cet appareil enfin de la sensibilité, que dédaignent les âmes fortes et sincères.“ Am meisten komisch sind die schönen Seelen, die kaum mehr im Stande sind, ein wahres Wort zu sagen. — „Les nations ardentes ne parlent de la sensibilité qu' avec terreur; les nations paisibles et rêveuses croient pouvoir l'encourager sans crainte. Au reste l'on n'a

peut-être jamais écrit sur ce sujet avec une vérité parfaite, car chacun veut se faire honneur de ce qu'il éprouve ou de ce qu'il inspire. Les femmes cherchent à s'arranger comme un roman et les hommes comme une histoire; mais le coeur humain est encore bien loin d'être pénétré dans ses relations les plus intimes."

Die Deutschen könnten auch von den Franzosen noch manches lernen: „à se montrer moins irritables dans les petites circonstances, afin de réserver tout leur force pour les grandes; ils devraient aussi, lorsqu'ils sont capables du dévouement entier de leur vie. ne pas la rattraper en détail par une sorte de personnalité minutieuse que ne se permettrait pas le véritable égoisme."

Was Frau v. Staël über die neuen Systeme der Philosophie sagt, ist nicht weit her; desto aufmerksamer muß man sie hören, wenn sie über ihren Einfluß auf die Gesellschaft, auf die Conversation, auf das Leben spricht. — Die Franzosen fragen bei jedem philosophischen Satz: wie kann man ihn praktisch anwenden? Aber es ist mit der Philosophie wie mit einem rafaëlischen Gemälde: „elle est la beauté de la pensée, elle atteste la dignité de l'homme qui peut s'occuper de l'éternel et de l'invisible, quoique tout ce qu'il y a de grossier dans sa nature l'en éloigne." Das hochmüthige 18. Jahrhundert wollte durch das Raisonnement alle Perspectiven der Einbildungskraft, allen Glauben des Herzens zerstören; man erröthete über jene Seite des Gemüths, die schwach und unverständig schien: „mais ils sont arrivés ces hommes qui, à force de penser, ont trouvé la théorie de toutes les impressions naturelles, et, loin de vouloir les étouffer, ils nous ont fait découvrir la noble source dont elles sortent. Les moralistes allemands ont relevé le sentiment et l'enthousiasme des dédains d'une raison tyrannique, qui mettait sur le lit de Procruste l'homme et la nature, à fin d'en retrancher ce que la philosophie matérialiste ne pouvait comprendre." Wie zeigt sich diese neue Fülle der Anschauungen schon im Gespräch! „Il circule en Allemagne une telle quantité d'idées neuves, qu'un étranger pourrait très-bien prendre pour un génie supérieur celui qui ne ferait que répéter ces idées."

Freilich zeigen die Anhänger der neuen Philosophie für diejenigen, die sie nicht verstehen, eine Verachtung, die um so unbilliger scheint, da sie nicht eben die Gabe besitzen, sich verständlich zu machen. „Ils s'attaquent les uns les autres avec amertume, et l'on dirait, à les entendre, qu'un degré de plus en fait d'abstraction ou de profondeur donne le droit de traiter en esprit vulgaire et borné quiconque ne voudrait pas ou ne pourrait pas y atteindre. Les Allemands recherchent le vrai consciencieusement;

mais ils ont un esprit de secte très-ardent en faveur de la doctrine qu'ils adoptent." Aber auch das hat sein Gutes. „Les nouveaux philosophes, en élevaut leur style et leurs conceptions à une grande hauteur, ont habilement flatté l'amour-propre de leurs adeptes, et l'on doit les louer de cet art innocent: car les Allemands ont besoin de dédaigner pour devenir les plus forts; il y a trop de bonhommie dans leur caractère comme dans leur esprit."

„Il semblerait qu'un système de philosophie qui attribue à ce qui dépend de nous, à notre volonté, une action toute-puissante, devrait fortifier le caractère et le rendre indépendant des circonstances extérieures; mais nulle théorie abstraite n'est assez efficace pour donner à une nation de l'énergie. Nul individu n'arrive, ni par la philosophie spéculative, ni par la connaissauce des affaires seulement, à toute la dignité du caractère de l'homme; et les institutions politiques et religienses ont seules l'avantage de fonder dans les nations une morale publique, qui donne aux sentimens exaltés l'occasion de se développer dans la pratique de la vie. — Les Allemands sont vertueux, intègres comme hommes privés, comme pères de famille, comme administrateurs; mais leur empressement complaisant pour le pouvoir fait de la peine. La sagacité de l'esprit philosophique leur a seulement appris à connaître en toutes circonstances la cause et les conséquences de ce qui arrive, et il leur semble que, dès qu'ils ont trouvé une théorie pour un fait, il est justifié. — Les spéculations philosophiques ne conviennent qu' à un petit nombre de penseurs, et loin qu'elles servent à lier ensemble une nation, elles mettent trop de distance entre les ignorants et les hommes éclairés. Il y a en Allemagne trop d'idées neuves et pas assez d'idées communes en circulation. Les pensées et les intérêts qui réunissent les hommes entr' eux, doivent être d'une nature simple et d'une vérité frappante. Lorsqu'on fait intervenir la métaphysique dans les affaires, elle sert à tout confondre pour tout excuser, et l'on prépare ainsi des brouillards pour asile à sa conscience."

Mehr noch als die Wärme für die deutsche Literatur und die englische Verfassung mißfiel den regierenden Kreisen der Seitenblick auf die Unterdrückung alles Individualismus in Frankreich. „Oh France!" heißt es am Schluß, „terre de gloire et d'amour! si l'enthousiasme un jour s'éteignait sur votre sol, si le calcul disposait de tout, et que le raisonnement seul inspirât même le mépris des périls, à quoi vous serviraient votre beau ciel, vos esprits si brillans, votre nature si féconde? Une intelligence

active, nne impétnosité savante vous rendraient les maîtres du monde: mais vons n'y laisseriez qne la trace des torrents de sable, terribles comme les flots, arides comme le désert."

Das Buch war, nach einer Menge von Censurstrichen, in 10,000 Ex. gedruckt, als der Polizeiminister plötzlich die ganze Auflage einstampfen ließ nnd Fr. v. Staël die Weisung gab, Paris binnen 24 St. zu verlassen. Auf ihre Bitte um Auskunft erwiderte er 3. Oct. 1810: „Votre exil est une conséquence naturelle de la marche que vous suivez constamment depuis plusieurs années. Votre onvrage n'est point français. Il m'a paru qne l'air de ce pays-ci ne vous convenait point, et nous n'en sommes pas encore reduits à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez." Dabei immer höflich: „Je suis aux regrets, Madame, que vons m'ayez contraint de commencer ma correspondance avec Vous par une mesure de riguenr; il m'aurait été plus agréable de n'avoir qn' à Vons offre des témoignages de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Madame, Votre très-humble et très-obéissant serviteur." Sie ging nach Coppet, wo ihr untersagt wurde, sich über eine Meile im Umkreis zu entfernen.

„Die Zeit," schreibt der alte Wieland, „hat eine abschreckende Physiognomie. Nicht zufrieden, uns dermaßen zusammengeschnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß rühren können, macht man uns auch noch zur Pflicht, keinen vernehmbaren Laut von uns zu geben, und alles was geschieht, wie sehr sich unser Innerstes empört, entweder stillschweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wohlgethan anzupreisen. Ich gestehe, das geht über mein Vermögen. Was wir erleben, ist unglaublich, aber wir sind noch lange nicht am Ende. So bleibt kein anderes Rettungsmittel für Menschen von Gefühl, als sich von der großen Masse der Nation möglichst loszuwinden, und unsere Theilnahme auf die kleine Zahl derjenigen einzuschränken, die unsern Herzen die nächsten sind."

Das System roher Gewaltthätigkeit lastete immer schwerer auf Deutschland: 13. Dec. wurden wiederum 600 □M. deutschen Gebiets Frankreich einverleibt. In Preußen suchte man sich wenigstens geistig gegen diesen Druck zusammenzuraffen. 3. Aug. 1810 wurde die neue Universität Berlin eingeweiht, 15. Oct. die Vorlesungen eröffnet. Es war eine stattliche Gesellschaft, die süddeutschen Universitäten hatten ihre besten Kräfte hergeben müssen. Die erste Rectorwahl traf Fichte, 48 J. Neben ihm standen Hufeland 48 J., Schleiermacher 42 J., v. Savigny 31 J., Marheineke (eben war seine „christliche Symbolik" erschienen) 30 J., de Wette 30 J., Solger 30 J., v. d. Hagen 30 J., Eichhorn 29. J., Böckh 25 J.; dazu in

andern Stellungen: A. v. Humboldt 41 J., Bernhardi 41 J., Woltmann 40 J., Süvern 35 J., Niebuhr 34 J., Ad. Müller 31 J., Arnim 29 J., F. v. Raumer 29 J. Jahn, 32 J., der eben sein buntscheckiges Buch vom „deutschen Volksthum" veröffentlicht, schlug seinen Turnplatz in der Hasenhaide auf, und verkündete sein Ideal eichelfressender Germanen in altdeutschen Röcken, aber mit Vossischem Nationalismus ausgestattet.

Im Uebrigen wollten sich die auseinandergerissenen Glieder des Staats noch nicht recht zusammenfügen. Die neue Ordnung der Finanzen, 27. Oct., in der Grundsteuerfrage ziemlich durchgreifend, erregte die leidenschaftliche Opposition der Privilegirten. Zum Wortführer derselben gab sich Ad. Müller her. Die Verbindung mit diesem Mann wurde für Kleist verhängnißvoll. Er gab Oct. 1810 ein kleines Journal „Abendblätter" heraus, für welches er auf die Unterstützung des Staatskanzlers rechnete; diese wurde ihm versagt und das Blatt mußte Dec. 1810 eingehn.

In den Erzählungen, die Kleist damals, zum Theil in den Abendblättern, veröffentlichte, ist noch immer die alte dämonische Kraft des Dichters, aber man wird ihrer wenig froh. Die schönste ist „das Erdbeben von Chili", ein wildes glühendes Gemälde der tropischen Natur; das Entsetzen vor dem Dämon, der die Erde erschüttert, wird weit überboten durch das Entsetzen vor dem menschlichen Fanatismus, der jenen überdauert. In den stillern Scenen ist ein wunderbarer Schmelz. — In den andern Novellen ist die Herzensirrung in's Fried- und Hoffnungslose gesteigert. Im „Zweikampf" spricht das Gottesurtheil gegen die Unschuldige; in der Raserei glaubt sie sich schuldig. In der „Verlobung von St. Domingo" findet die wilde Mulattin in der Umarmung des Fremden eine neue Seele: dasselbe Motiv, welches in derselben Zeit Fouqué, nach einer Anleitung von Paracelsus, in der gefeierten „Undine" behandelt; die letztere ist eine zierliche Arbeit, nicht frei von Manier, und ohne eine Spur jener Tiefe, mit der sich Kleist an die geschlechtlichen Mysterien wagt. — „Der Findling" und „die heilige Cäcilie" sind nur gräßlich; das „Bettelweib von Locarno" hätte von Tieck sein können, der damals „Liebeszauber", „Pokal" und „die Elfen" für den „Phantasus" dichtete: die alte ganz in's Unheimliche getriebene Art des „Runenbergs".

An diese Dichtungen reiht sich Arnim's „die schöne Isabella von Aegypten, Kaiser Karl's 5. erste Jugendliebe". Bei Eröffnung der Scene sehn wir die junge Zigeunerin Isabella unter dem Galgen, wie sie eine Alraunwurzel ausgräbt, als eben ihr Vater, der gehängte Zigeunerkönig, mit der Krone auf dem Haupt, auf dem vorüberfließenden Strom nach Aegypten schwimmt. Als die Wurzel ausgerissen wird, hört man einen unendlich klagenden, herzzerreißenden Ton, der das Mädchen tödten würde, wenn sie

sich nicht die Ohren verstopft hielte. Der Alraun ist eine Art lebendiges, aber sehr häßliches Wesen, welches von der schönen Isabella mütterlich geliebt und gehegt wird. Sie setzt ihm eine Hagebutte als Mund ein, die sie aus übergroßer Zärtlichkeit schief küßt: ein paar Wachholderbeeren als Augen und zum Ueberfluß noch ein drittes in den Rücken, mit welchem er in den Seelen der Menschen liest, bis man es ihm endlich eindrückt. Isabella ist ein naives Kind, die in ihrer Unschuld den Erzherzog Karl bittet, sie doch mit einem Kinde zu beschenken, welches Gesuch er auch erfüllt. Sie versteht mit ihrer lustigen Koketterie den strengen Erzieher Karl's, den nachmaligen Papst Hadrian, so zu bethören, daß er die Augen zudrückt: dabei muß auch jenes Alräunchen eine Rolle spielen. Dies kleine Männchen ist boshaft und eitel. Er nennt sich Cornelius Nepos und will Feldmarschall, wenigstens Corporal werden. Mit geheimem Verdruß erinnert er sich an die frühere Zeit seines Lebens, wo er unter dem Galgen mit gemeinem Volk, mit Ameisen und ähnlichem Ungeziefer Bekanntschaft machen müssen. Wilhelm von Oranien stellt ihm für Geld und gute Worte die schriftliche Bescheinigung aus, er sei kein Gespenst, er sei vielmehr im Kriege sehr gut zu gebrauchen, da man ihn den Soldaten in die Tasche stecken könne. Der schlaue Chievres, Karl's Erzieher, macht ihn zum Finanzminister, weil er als Wünschelruthe verborgene Schätze zu entdecken weiß, und läßt ihm Isabella zur linken Hand antrauen. Der arme Cornelius nimmt aber ein böses Ende. Statt der wirklichen Isabella wird ihm ein Golem in die Hände gespielt, eine Lehmfigur, die durch Hexerei Leben und Verstand erhält, und als diese durch neue Hexerei wieder in Staub verwandelt ist, verfällt das Männchen in Verzweiflung und läßt sich vom Teufel zerreißen. Neben diesem Alräunchen spielt die Hauptrolle ein „todter Bärenhäuter", das Gespenst eines Geizhalses, der neben seinem Schatz begraben liegt, und der durch seinen fortlebenden Geiz, als dieser Schatz gehoben wird, sich angetrieben fühlt, ihm zu folgen und bei dem neuen Besitzer in Dienst zu gehn. Er erhält täglich einen bedeutenden Lohn, und hofft dadurch seinen Schatz allmählich wieder zu erwerben. Obgleich Gespenst, hat er einen starken Appetit, und dadurch wächst ihm immer neues Fleisch an. In diesem neuen Fleisch liegt zugleich menschliche Gutmüthigkeit, und während er als Gespenst dem gemeinsten Egoismus folgt, läßt er sich als Halblebendiger von natürlichen Gefühlen bestimmen. Isabella führt endlich ihr Volk, die Zigeuner, nach Aegypten zurück und wird als Herzogin anerkannt. Sie stirbt in demselben Jahre mit ihrem alten Liebhaber Karl 5., nachdem sie vorher ein Todtengericht über sich hat halten lassen. —

Am tollsten machte es Arnim in „Halle und Jerusalem" (Cardenio), einer halb tragischen und mystischen Studentenschnurre, die in der ganzen Lite-

ratur nur noch etwa in den „Blättern aus dem Tagebuch der Ahnfrau" ihres Gleichen hat. Dieses Capriccio, sowie Brentano's „der Philister in, vor und nach der Geschichte"; Justinus Kerner's „Reiseschatten" und Kanne's „Blepsidemos oder Comoedia humana" erschienen gleichzeitig; Knebel schreibt: „es sind jetzt soviel ganz verrückte Bücherschreiber; alle wollen etwas Außerordentliches sagen. Goethe seufzt darüber und sagt, ihr Talent bestehe in der Verrücktheit, und wenn man ihnen diese nähme, so bleibe ihnen fast nichts übrig."

Die poetische Beschäftigung in Weimar war wieder sehr in's Conventionelle und Akademische gerathen: freilich war es eine neue Convenienz, Calderon war der mustergiltige Dichter. Der „standhafte Prinz" wurde 30. Jan. 1811 aufgeführt; J. Schulze wies nach, die Tragödie sei das größte Kunstwerk des Christenthums. „Das Leben ein Traum", „Zenobia" u. s. w. folgten; auch die Mantel- und Degenstücke wurden vorgesucht, und man gewöhnte sich wieder, das Charakteristische völlig der Intrigue zu opfern. Von Beobachtung des wirklichen Lebens war keine Rede mehr, arglos ließ man die spanischen Sitten durchklingen, die auf's seltsamste gegen die deutsche Natur abstachen. Das spanische Versmaß klang noch steifer als der alte Alexandriner. Donna Diana, als brillantes Costumstück, ging über alle Theater; junge Poeten, wie Körner und Müllner, hielten sich immer halb an Schiller, halb an Calderon; selbst Shakespeare wurde opernhaft zugestutzt, wie Goethe's Bearbeitung des Romeo als abschreckendes Beispiel zeigt. Gut ausgestattete Künstlerinnen wie die Händel-Schütz legten sich hauptsächlich auf Attituden.

Arnim, der eine sehr reiche Erbschaft gemacht, hatte sich 4. Dec. 1810 in Berlin mit Bettina Brentano verlobt; Febr. 1811 sollte die Hochzeit sein, aber sie hatten das Aufgebot vergessen. April 1811 stellten sie sich in Weimar Goethe vor, Arnim 30, Bettina 26 J. alt. Goethe erzählt in den „Annalen": „ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilung erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung," d. h., es erfolgte damals ein Bruch: wie die Fama erzählt, weil Bettina einmal Frau v. Goethe eine „tollgewordene Blutwurst" schalt. Für den Anfang seiner Selbstbiographie hatte Bettina dem Dichter Material geliefert.

Als Knebel 6. April 1811 Weimar besuchte, fand er Goethe „um vieles mehr gemildert, und untheilnehmender der Sachen, die von Außen kommen. Er sagte, wir müssen anfangen, alt zu werden." In seiner Selbstbiographie war er bis zum 20. J. gekommen. „Er sagte mir, daß er sich nie



in seinem Leben eines zufälligen Glücks habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe."

In denselben Tagen brachte ein durchreisender Künstler aus Rom die Nachricht von Z. Werner's Uebertritt zur katholischen Kirche. Schon als er zuerst, 9. Dec. 1809, in der Peterskirche betete — die er, charakteristisch genug! für ein Symbol der altkatholischen Kirche ansah — will er einen bestimmten Ruf des Herrn vernommen haben: „aber ich Verächtlicher bin zu stumpf, um Entsagung zu leisten; das Gute, das ich will, das thue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Gott stehe mir Elendem bei, und verachte mich nicht so tief, als ich mich selbst zu verachten gezwungen bin!" Der Uebertritt erfolgte 19. April 1811: in welcher Gemüthsbeschaffenheit er diesen Schritt that, zeigt sein Tagebuch 5. Mai. Er ist in Neapel und es soll eben das Blut des h. Januar in Fluß gebracht werden. „Ich betete in der unbeschreiblichsten Angst meines Herzens, daß das Wunder geschehen möge; umsonst. Endlich, fast einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tieferer Inbrunst: Gott! wenn ich durch deinen Geist getrieben an diesem Gründonnerstag den größten und entscheidendsten Schritt meines Lebens that, wenn wirklich dieser Glaube der alleinseligmachende ist, so gieb mir durch Flüssigwerdung des Bluts deines Heiligen ein untrügliches Zeichen, und ende die Angst und Zweifel meiner Seele! Kaum hatte ich das gebetet, so — Dank sei dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade! — so in demselben Augenblick fast schrien Priester und Volk auf: das Blut fließt! Jubelnd fing die Musik an, alles jauchzte vor Freuden, und ich war außer mir vor Entzücken: ich werde diesen Moment des Wunders, womit mich Gott begnadigte, nie vergessen!" — An Knebel schrieb er, sein Gemüth, das sich seither in beständiger Unruhe und Pein gefunden, sei nun völlig geheilt. Aus den mitgeschickten Sonetten schloß Knebel: „sein neuer Glaube hat ihn eben nicht zum größern Poeten gemacht, man fühlt sogar ein inneres Abfallen des Gemüths."

Der „Klosterbruder" übte gerade damals unter den deutschen Künstlern in Rom eine große Wirkung. 1810 traf Overbeck aus Lübeck dort ein, der Sohn des Dichters, 21 J.; von inniger Religiosität, wählte er nur christliche Stoffe, und verabscheute die Mythologie als Abgötterei. Mit ihm kam eine ganze Schaar gleichgesinnter Freunde, darunter Schadow aus Berlin, 21 J. Mai 1813 wurde Overbeck katholisch, seinem Beispiel folgten mehrere. Thorvaldsen, 40 J., seit 13 J. in Rom, hielt sich mehr an die Schule von Carstens; ihm war die Religion nur Stoff für die Phantasie. 1811 arbeitete er im Auftrag Napoleon's an einem seiner berühmtesten Werke, dem Alexanderfest. Herbst 1811 folgte Cornelius aus Düsseldorf, 25 J.

geborner Katholik; er hatte seit 3 J. in Frankfurt a. M. jene Zeichnungen zu Shakespeare und zu Goethe's Faust entworfen, die in gewissem Sinn der Kunst eine neue, großartig dichterische Sprache schufen. Es folgten die Zeichnungen zum Nibelungenlied und zu Dante. Er war mit Sulpiz Boisserée befreundet, der, mit seinen Abbildungen des kölner Doms und mit den Zeichnungen von Cornelius ausgestattet, sich 3. Mai 1811 bei Goethe einfand.

„Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich . . . Ich sprach kurz von der Schönheit des Doms . . . er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf. . . Ich war so bestimmt und frei wie möglich, und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit. . . Die Erwähnung der persönlichen Verhältnisse machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger. . ." Den folgenden Mittag wurden die Zeichnungen von Cornelius zum Faust und zu den Nibelungen vorgelegt: „Je weiter wir in's Essen und Trinken kamen, desto mehr thaute er auf. Im Saal hingen Runge's Arabesken, symbolische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: da sehn Sie einmal, was das für Zeug ist! zum Rasendwerden, schön und toll zugleich. Ich antwortete: ganz wie die Beethoven'sche Musik, wie unsre ganze Zeit. Freilich, sagte er, das will alles umfassen, und verliert sich darüber immer in's Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen; da sehn Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin; es ist nicht anders möglich, was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade." — Sulpiz erklärte, er sei über manches mit Schlegel uneins gewesen, der bei seinem regen, eifrigen Sinn für das Bessere gerade da, wo es vergraben und verkannt ist, nie der Sünde einer augenblicklichen Einseitigkeit entgehn könne. Goethe schalt die Schlegel unredlich; sie hätten ihn, den einzigen von den Alten, mehr aus Klugheit als aus Achtung, noch bestehn lassen, alles sei Absicht. Im besten Fall müsse man von Fr. Schlegel sagen: wer zu viel unternimmt, muß am Ende ein Schelm werden, mag er sonst so redlich sein als er will.

Nun begann das ernsthafte Studium der mitgebrachten Kunstblätter. „Ich gewann hauptsächlich dadurch, daß ich rein die Sache wirken ließ. Ja was Teufel! äußerte sich Goethe, man weiß da, woran man sich zu halten hat! Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedne Freude, einen der ersten

Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehn, wodurch er an sich selber untreu geworden war. Ich sprach, wie meine Stimmung mir es eingab, ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kund geben, denn der Alte wurde ganz gerührt, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen." — „Mit tüchtigen Menschen," schreibt Goethe 13. Mai, im Begriff, nach Karlsbad abzureisen, „fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meist die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. . . Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe. Das will ich noch hinzufügen, daß er mir auch als Katholik sehr wohlgefallen hat, ja ich hätte gewünscht, noch genauer einzusehn, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen."

In Heidelberg äußerte Daub gegen Bertram, es habe Goethe doch immer der Ernst des Glaubens gefehlt. Zu dieser Denkart gehöre Resignation, die aber der alte Herr nie besessen und nie geachtet, da er, wie die Zeit, von der er nie sich losgesagt, alles menschliche Thun nur nach der Fülle genialer Kraft und Productivität gemessen, auch selbst in Kunst und Wissenschaft jedes Erzeugniß hingestellt habe wie eine neue Schöpfung, über der kein andrer Geist walte als der eigne, der von Innen heraus selbst erzeugend und belebend wirke, der daher auch keinem andern Zweck huldige, keine andern Gesetze kenne, als jene der freien Thätigkeit des Genies. — „Daub," erwiedert Sulpiz, „hat den rechten Fleck getroffen. Das Heidenthum, dem sich der Alte mit Leib und Seele ergeben, ist das, was ihn unglücklich macht. Er ist zu tief und gemüthvoll, um nicht eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen, und ich kann mir denken, daß ihm ein verständiger, billiger Umgang, der ihm durch die Geschichte der Völker sowohl als des menschlichen Lebens überhaupt die würdige, wahre Ansicht des Christenthums eröffnete, sehr trostreich werden könnte, denn er hat Sinn für die Geschichte auch in höherer Bedeutung. Auf dem Punkt, wo wir stehn, ist ja die Geschichte das Einzige für uns alle, wodurch wir uns zurechtfinden können: alt, geschwätzig, vielwissend, wie eben das Geschlecht nun geworden, so daß wir als Burschen von 20 J. mehr Zeugs im Kopf haben als in andern Zeiten ein Greis von 60 J. — Goethe mahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung zum Grübeln überschlägt. Daher das böse Wühlen in den Eingeweiden des menschlichen Herzens in den Wahlverwandtschaften."

„Ich habe," schreibt Bertram, „von Goethe zwei Ansichten. Die erste ist aus den Römischen Elegien abstrahirt, wo für den edlern Sinn die ganze Materia peccans gemeiner weltlicher Denkart sich offenbart. Die zweite zeigt sich am schönsten in der Freundschaft mit Schiller und im Prolog zum Faust. Frage dich selbst, ob dieser Mann, der mit der höhern Empfänglichkeit für geistige Wechselwirkung unter dem chaotischen Vernichten und Wiedergebären der Zeit einsam dasteht, nicht das bessere Streben der Jugend freudig anerkennen wird, wenn es ihm die neu errungene Ansicht versöhnend und vermittelnd entgegenbringt, offen und frei, wie die Redlichkeit der Gesinnung es erheischt, aber ohne herben Widerspruch, wie die Achtung für den seltnen Genius es fordert. Daß der, welcher am mächtigsten auf seine Zeit gewirkt, in dem verödeten Gebiet der Poesie die Keime neuen Lebens aufgeregt und in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten entwickelt hat, für das Bessere, was die Zeit in ihrem Fortschritt wirklich zu Tage gefördert, nicht ganz unempfänglich geblieben, das hat er oft durch Wort und That bewiesen; seine kalte, vornehme Zurückhaltung mögen die ihm wenigstens nicht verargen, die vom revolutionären Schwindelgeist ergriffen, den Widerspruch schonungslos auf die Spitze trieben, und als die Verkündiger des neuen Evangeliums die Richterstühle über Israel für sich einzig in Anspruch zu nehmen bemüht waren. Was hat denn der Alte für Wahl gehabt? stupide Bewunderer, Narren und Extravaganten. Es ist ein natürliches Bedürfniß jedes schöpferischen Geistes, seine Denkart in den kommenden Geschlechtern fortleben zu sehn, das Alter blüht so gern in der Jugend wieder auf; es liegt auf den letzten Augenblicken des Scheidens guter Menschen von diesem Leben oft eine Innigkeit und Kraft, die mit dem reinen Enthusiasmus der Jugendjahre zu wetteifern im Stande ist: wie die Sonne bei ihrem Auf- und Untergehn in der höchsten Gluth von Liebe strahlt, so erscheint mir der Alte."

Sulpiz an Goethe: „Gerade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höhern geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, gerade dieser treue, ruhige Sinn für menschliches Maß und Wahrheit: das ist es, woraus mir trotz dem ungeheuren Abstand ein freundschaftliches Verhältniß mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Thuns und Treibens wie ein edler Wein wirken, und Ihnen eben dadurch zum Wohlgefallen gedeihn muß. Es mag sich selber entschuldigen, daß ich mich so frei erkläre: meine Natur ist einmal so geartet, daß ich, wovon das Herz mir voll ist, nicht lassen kann."

In Karlsbad wurde Goethe genöthigt, sich wieder einmal um Politik

zu kümmern. Febr. 1811 hatte Hardenberg Notabeln nach Berlin berufen, die nothwendige Reform des Staatslebens vorzubereiten; die Opposition der Feudalen wurde so wüthend, daß ihre Führer, Finkenstein und der ältere Marwitz, nach Spandau geschickt werden mußten. In der auswärtigen Politik schwankte er; schon sah man dem russischen Kriege entgegen, Hardenberg ließ Ende März in Paris ein enges Bündniß anbieten, zugleich unterhandelte Scharnhorst in St. Petersburg. Ad. Müller, jetzt ganz im Dienst der Feudalen, fand seine Stellung in Berlin unhaltbar; er siedelte Mai 1811 nach Wien über, wo man eben den förmlichen Banquerout erklärt hatte, und vom Publicisten den Nachweis verlangte, Papier sei Geld. Gentz brachte ihm ein Publicum für seine Vorlesungen zu Stande, fand aber doch, er müsse historischer und concreter werden. „Sie sind ein Idealist, und machen, und dichten, und construiren eine Welt, die außer Ihnen schlechthin nicht zu finden ist." „Bei Ihrer weltumfassenden Toleranz fürchte ich immer, daß wenn es so fortgeht, am Ende nichts mehr bleibt, das eigentlich gehaßt oder auch nur rechtschaffen verachtet werden dürfte. Hiermit geht mir das Leben aus." „Ihnen ist es ein Spiel, Burke, Plato, Schelling, Novalis, den Apoll von Belvedere, die Planeten, Gott und den Gegensatz in einem Moment so zu amalgamiren, daß mir der Kopf schwindelt. Sie sind ein Dichter, nur die Imagination ist es, die mir in Ihnen dies ganze seltsame Spiel erklärt." Auch Wiesel war da; mit Fr. Schlegel, W. v. Humboldt, Hormayr, Collin, wurde viel verkehrt.

Goethe kehrte schon Ende Juli nach Weimar zurück; dort besuchte ihn Steffens, der durch einen Ruf nach Breslau aus der Last der Verschwörungen, in die man ihn verwickelt hatte, befreit wurde. Kaum war er fort, so wurde eine ganze Zahl seiner politischen Freunde in Halle verhaftet. „Goethe, 62 J. alt, schien durch seine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung seines gewaltigen Daseins in einen mächtigen Moment zusammenzufassen. Die bevorstehende Trennung erschütterte mich, aber der ernsthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war stumm, ich verneigte mich und verließ ihn."

Auch Rahel hatte Goethe in Teplitz getroffen; sie war heimlich schon mit dem jungen Varnhagen verlobt, schien aber mehr Interesse für den jungen Marwitz zu haben, mit dem sie in Dresden und Berlin viel zusammen war. Sein Leben wurde durch eine quälende Leidenschaft verwüstet, die auch Schleiermacher's sittliche Grundsätze auf die Probe zu stellen drohte. „Elend leben," schreibt Marwitz 2. Juni an Rahel, „will und kann ich nicht, der Augenblick, in dem Herzensfülle und Geisteslebendigkeit mich für immer verlassen, ist für mich der, où la vie est un opprobre

et la mort un devoir!" „Machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer. Untergehn kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unverständige, gemein grausame Art endigen, das kann ich nicht, und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zustand. Indem ich dies schreibe, wird es mir klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, so wie die Seele erstorben und er eben dadurch entheiligt ist, und wie es blos ein Glück dieser Zeiten ist, daß andere äußerlich anständigere Wege offen stehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grausamen." — Marwitz wartete auf diesen „äußerlich anständigeren Weg;" er starb den Heldentod im Freiheitskriege, während Kleist durch die Ungeduld, mit der er den Faden abschnitt, das höchste Glück verscherzte, das er sich geträumt, noch mit dem letzten Athemzug die aufgehende Sonne seines Vaterlandes zu segnen.

Dem armen Kleist war alles mißglückt. „Das Leben, das ich seit A. Müller's Abreise führe, ist gar zu öde und traurig! Ich bin fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden was Ihnen lieb und werth ist in Ihr Zimmer herbei: diesen Trost muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist als ob diese in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit meiner Phantasie im Augenblick der Thätigkeit selbst Fesseln anlegte. Ich kann, von zu vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen. Der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung, mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen lebendigen Gegenwart möchte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand, der anders hierüber denkt, kommt mir ganz unverständlich vor; er muß Erfahrungen gewonnen haben ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht. Das Leben mit seinen zudringlichen, immer wiederkehrenden Ansprüchen reißt zwei Gemüther schon im Augenblick der Berührung so vielfach auseinander, um wie viel mehr, wenn sie getrennt sind. An ein Näherrücken ist gar nicht zu denken; und alles, was man gewinnen kann, ist, daß man auf dem Punkt bleibt, wo man steht. Und dann der Trost in verstimmten und trübseligen Augenblicken, deren es heut zu Tage so viel giebt, fällt ganz

und gar weg." — „Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht harmonisch auflösen würde. In diesem Fall würde ich die Kunst auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühsten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind." — „Ich will einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lectüre oder im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrühsten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbar herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Käthchen ist voll Spuren davon. Es war vom Anfang eine ganz vortreffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooß des menschlichen Gemüths hervorgeht, es auch nothwendig der ganzen Menschheit angehöre."

Einige Zeit darauf, wahrscheinlich in Frankfurt, schrieb er an Ulrike: „Die Absicht, in der ich hierher kam, war ... mir Geld zu verschaffen ... Da du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diesen Gedanken völlig auf, ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, blos auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen." — Der Zettel sagt, daß seine letzte Stütze wankte. Einer von jenen Zufällen, denen Kleist stets so viel Macht über seine Seele gab, beschleunigte den Ausgang. — Durch A. Müller war Kleist mit Frau Henriette Vogel bekannt geworden, die an derselben Hypochondrie litt; sie

betrachtete den Todesgedanken als eine Würze des geschmacklosen Lebens. Einmal fragte sie ihn, ob er sich noch des Wortes erinnere, welches sie ihm abgenommen, ihr jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war: er sei jeder Zeit bereit. „Wohlan! so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt; — allein ..." „Ich werde es thun, fiel ihr Kleist in das Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält!" — In dem Motiv war es noch der Kleist von 1801. — Ein kalter Lebensüberdruß hatte sich seiner bemächtigt, und das Schicksal gab ihm die traurige Gelegenheit, eine That der Verzweiflung als Lösung einer Ehrenschuld sich auszumalen.

20. Nov. 1811 kam Kleist mit Henriette aus Berlin in einem Wagen am Krug zum Stimming an, am Ufer des Wansee's, eine Meile vor Potsdam. Sie machten einen Spaziergang am See. Man hörte zwei Schüsse fallen, und fand beide todt. Im Zimmer fand man ein versiegeltes Packet, und darin folgenden Brief an Adam Müllers Frau.

„Der Himmel weiß, meine liebe Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen uns bewegen, in dieser Stunde, da unsre Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben. — Leben Sie wohl und sein Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir unsrerseits wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir mit langen Flügeln an den Schultern umherwandeln werden." Und an Ulrike: „Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Brief an die Kleist enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden

nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß."

Ein Freund meldete 26. Nov. an, daß die beiden „gemeinschaftlich diese Welt verlassen, aus einem Verlangen nach einer bessern." Er versprach ausführlichere Mittheilung, und bat bis dahin, „zwei Wesen nicht lieblos zu verdammen, welche die Liebe und Reinheit selbst waren. Es ist von einer That die Rede, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehn haben, und von zwei Menschen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden können." — Rahel schrieb 23. Dec. an Marwitz: „Es läßt sich, wo das Leben aus ist, niemals etwas darüber sagen; von Kleist befremdete mich die That nicht, er war wahrhaft und litt viel .... Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich ihm nur zerstört zeigen können .... Wer verließe nicht das abgetragene incorrigible Leben, wenn er die dunkeln Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loszulösen vom Wünschenswerthen, das thut der Weltgang schon."

Wenige Wochen nach diesem unglücklichen Ereigniß schrieb Uhland an seinen hypochondrischen Freund Just. Kerner: „Glaube nicht, daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich um Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will ... Was kann dich so tief niedergeschlagen haben, als Poesie und Liebe? Auf einmal aber sprichst und dichtest du wieder von alten und neuen Bildern, die in dir aufsteigen in Goldglanz und Rosenhelle. So gebiert die Poesie den Schmerz, und der Schmerz wieder die Poesie. Nein, laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten."

Uhland war März 1811 aus Frankreich nach Tübingen zurückgekehrt; zuletzt hatte er noch mit Begeisterung den straßburger Münster betrachtet. Er rühmt an Imm. Bekker die feierliche Beleuchtung der dunkelblauen und dunkelrothen Fenster. „Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis. Gemalte Fenster sind einer christlichen Kirche wesentlich: die Stätte ist nicht geschlossen, so lange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, so lange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann." Das Bild ist von Be-

deutung für den Gegensatz der romantischen und der rationalistischen Auffassung Gottes, den springenden Punkt in der Philosophie wie in der Dichtung der Zeit.

Jacobi, 68 J. alt, der auf dringendes Bitten 23. Sept. 1811 seine Entlassung mit vollem Gehalt erhielt, veröffentlichte gleich darauf die lange vorbereitete Schrift „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung". In diesem „philosophischen Testament" bekannte er sich zum Glauben an einen über der Natur stehenden Gott, und beschuldigte die Naturphilosophie, die viel schlimmer sei als Fichte's System, den Unterschied zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Gott und Natur aufzuheben: sie suche mit den Worten Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Gut und Böse, nur zu täuschen; sie wolle nichts wissen von dem wahren Gott, scheue sich aber, ihn zu leugnen mit den Lippen. „Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur eine ununterbrochene Kette von wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart. Ein freies ursprüngliches Beginnen ist das in ihr und aus ihr durchaus Unmögliche. Willenlos wirkt sie und rathschlaget nicht; auch schafft sie nicht, sondern verwandelt bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbst; nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt: die Tugend, das Unsterbliche. — Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geist sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr unüberwindliche Macht entgegenstellt, sie bekämpft, überwältigt, beherrscht. Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht lebendig glaubt, so glaubt er auch an Gott; er fühlt, er erfährt ihn." — „Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabner denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit." — „Christenthum in dieser Reinheit aufgefaßt, ist allein Religion; außer ihm ist nur Atheismus oder Götzendienst."

„Ich halte aufrichtigen Frieden mit dem sich selbst erkennenden, den Freiheitsbegriff als vernunftwidrig ohne Vorbehalt verwerfenden reinen Spinozismus. Dieser, wenn er, einhellig mit sich selbst, unerschrocken folgen läßt, was folgen muß, ist innerhalb seiner Grenze unüberwindlich. — Ich führe Krieg nur mit dem, sich für das was er ist, nicht aufrichtig bekennenden, Nothwendigkeit und Freiheit in eins zusammenmischenden Fatalismus, der von übernatürlichen Dingen wissen will, ja von einem Gott, gnädig und erbarmend wie der Gott der Christen. Wider diesen unrechtlich übergreifenden trete ich dem rechtlichen Spinozismus als Bundesgenosse bei. So nahm

Lessing die alte harte, aber consequente Orthodoxie in Schutz gegen eine sehr geschmeidige aber durchaus inconsequente neue. — Man will den Spinazismus verklären; man hat ihn nur getrübt; und während die Schriften jenes folgerechten Denkens nach immer jedem wahlgeschaffenen Verstand eine kräftige Nahrung darbieten, geben die neuern aus ihm geschöpften Werke, voll Schwindel und Bethörung, statt der Lehre nur Geschwätz: der ehrwürdige Vater sitzt verkindischt da und erzählt Mährchen."

Schelling antwartete 13. Dec. 1811 in dem „Denkmal der Schrift von Göttlichen Dingen". „Das sind die traurigsten Gottesgelehrten, die Gott van der Natur trennen. Gerade durch einen solchen Deïsmus wird die Quelle eines wissenschaftlichen Atheismus affen erhalten, der Achtung verdient und gewinnt, weil er im Grund nur für das Interesse der Wissenschaft streitet. Der Deismus schwebt ohne den Naturalismus völlig im Leeren. Unablösbar vom Sehnen und Fühlen des Individuums, muß dieses Wesen, für welches schon der Begriff zu kräftig, zu abjectiv ist, vor aller Luft der Wissenschaft bewahrt werden, aus zarter Sargfalt, sie möchte es verwehn. Das Gold göttlicher Erkenntniß wird nicht auf dem nassen Wege thatloser Thränen und müßigen Sehnens gefunden, nur im Feuer des Geistes wird es gewonnen." — Keine Beschimpfung hatte Schelling seinem Gegner erspart, dessen Werk er als eine literarische Schandthat bezeichnete. Goethe hatte es ziemlich ruhig aufgenommen: „freilich trete Jacobi der lieben Natur etwas zu nahe, allein das verarge er ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genammen, müsse Jacobi's Gott sich immermehr von der Welt absondern, wie der seinige sich immermehr in sie verschlinge." Nachdem er aber Schelling gelesen, schrieb er 8. April 1812 an Knebel; „daß es mit Jacabi so enden müsse, habe ich lange varausgesehn, und habe unter seinem beengten und doch immerfart regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kapse will, daß Geist und Materie, Gedanke und Ausdehnung die nathwendigen Dappelingredienzien des Universums sind, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehn, daß wir Menschen einseitig verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren blos dahin gerichtet sein soll, von unsrer Seite her in die andere einzudringen, und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kammen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider die Falge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz betrifft, so sage ich nur sa viel. Wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bäsen, ja, wenn er unbedingt ist,

zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei. Ich mag die Mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen, und jetzo werde ich mich's freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt." — Ruhiger an Jacobi selbst: „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin, und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdrängen will. Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger, lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Endlich in den Annalen: „Wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehe: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angeborenen Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehn unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geist nach von dem edelsten Mann, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdruß nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr."

Wenn man in der Hegel'schen Zeit auf diejenigen Philosophen den größten Werth legte, welche den reichsten „speculativen Inhalt" entwickelten, so wird sich jetzt dies Urtheil einigermaßen modificiren: man wird darnach fragen, ob dieser Inhalt ihnen eigen gehörte, ob er lebendig war; ob er das Leben der Zeit ergriff und demnach auch fortdauerndes Leben behauptet. Schelling hat einen außerordentlichen Reichthum an speculativen Ideen, oder unhöflicher, an geistreichen, halb poetischen, halb prosaischen Einfällen. Dagegen ist Jacobi äußerst arm; den „speculativen Inhalt" seiner acht Bände könnte man bequem auf einen Bogen bringen. Aber jene Ideen über den „Grund" in Gott, der zugleich „Abgrund" und „Ungrund" und „Urgrund" ist, und ähnliche Dinge wird man heute mit derselben Andacht betrachten, wie etwa die Werke von Jacob Böhme, und bedauern, daß Schelling sie nicht zu Hexametern oder

Stanzen ausgearbeitet hat. Individuelles Leben ist in ihm nicht vorhanden, die Wissenschaft wird von ihm nicht bereichert, und er speculirt nicht aus dem innern Drang heraus, sich über Gedanken, die ihn quälen, die ihn erdrücken, Luft und Licht zu verschaffen, sondern weil der Geschmack der Zeit zur Speculation trieb. Jacobi dagegen sehn wir mit dem ganzen Herzen, mit allen Kräften seiner Natur, so groß oder so klein sie war, bei seinem Denken thätig, und bei seinem innigen Zusammenhang mit den meisten hervorragenden Geistern seiner Zeit, bei seinem unermüdlichen Eifer, sich ihnen verständlich zu machen, bei seinem unleugbaren Scharfsinn und der zuweilen glänzenden Beredsamkeit gewinnen wir aus ihm — zwar nicht eine Aufklärung über die Fragen, die uns beschäftigen wie ihn, aber eine Verständigung für eine sehr wichtige Seite des Zeitalters. Indem der Frager uns seine eigene Gemüthsstimmung verständlich macht, tritt uns die Frage selbst in ein helleres Licht, die nicht von ihm allein, sondern von einem großen Theil der redlich Suchenden an Himmel und Erde gerichtet wurde. — Eine Antwort auf seine Frage hat er freilich nie gefunden. Kurz vor seinem Tode unterhielt er sich mit einem Geistlichen: „ich habe mich mit ihm so tief es nur gehn wollte eingelassen, um von ihm zu erfahren, wie man es angreifen müsse, um mit ihm gleichgläubig zu werden. Er sah wohl, daß weder Eigendünkel noch Eitelkeit mir im Wege standen, um nicht gern mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives, historisches wie das seine zu vertauschen, und begriff nicht, daß es gleichwohl nicht geschehe. Am Ende blieb ihm nichts übrig, als sich persönlich in die feste Burg des individuellen Gefühls und der individuellen Erfahrung zurückzuziehn und mich draußen zu lassen. — Ungefähr dasselbe ist mir mit allen historisch Gläubigen, die ich über diesen Gegenstand philosophisch auszuforschen Gelegenheit fand, begegnet. — Ich bin mit ihm darüber einig, daß, wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse: wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht. — Du siehst, lieber Reinhold, daß ich noch immer derselbe bin: durchaus ein Heide mit dem Verstand, mit dem ganzen Gemüth ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie mich gemeinschaftlich trügen; sondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt zugleich unaufhörlich mich das andere."

Weniger leidenschaftlich, aber doch ungefähr in dem nämlichen Sinn, schreibt Goethe: „Ich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und eines so entschieden als das

andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen." —

Wenn auf ihrem eigentlichen Gebiet die Naturphilosophie schon im Zurückweichen war, so beginnt jetzt erst ihr entscheidender Einfluß auf die philologischen Studien. Die romantische Schule hatte das Aufblühen der Kunst von einer neuen Mythologie abhängig gemacht, die allen Religionen, Völkern und Zeiten gerecht werden sollte; sie mußte versuchen, was die Wissenschaft auf dem mythologischen Gebiet festgestellt, den neuen Ideen anzupassen. Da nun die weltbeherrschenden Religionen sämmtlich dem Orient entsprungen waren, da man in Indien einen reichen Schatz mythischer Gebilde entdeckte, so lag es nahe, die Quelle aller Mythologie im Orient zu suchen, und in den bekannten mythischen Geschichten das Dunkle und Verborgene, das anscheinend der Vorzeit und dem Orient Entlehnte mit besondrer Hochachtung zu durchforschen. Man suchte in den heitern Bildern der griechischen Volkssage die symbolische Seite auf und verwandte die Erfahrungen der modernen Dämonologie zur Ausmalung der alten Mysterien. Dieses mystische Moment war im Alterthum wirklich vorhanden, nur wurde die Perspective verwirrt, indem man es in den Vordergrund treten ließ und die rohen Grundstoffe der griechischen Bildung, welche der classische Geist nicht vollständig zu überwinden vermochte, als das Höchste der griechischen Bildung auffaßte. Die Naturphilosophie machte die Entdeckung, daß die Götter- und Heldengeschichten der griechischen Mythologie nichts Anderes wären, als Gleichnisse astronomischer und physikalischer Wahrheiten. Die Griechen hätten dieselben aus Aegypten und Indien entlehnt, aber der leichtere Sinn des Volks hätte die Bedeutung vergessen, und die altägyptische Weisheit hätte sich nur in den Mysterien erhalten, einer esoterischen Religionsform nach Art des Freimaurerordens, in der die Priesterschaften der Indier und Aegypter sich fortgepflanzt. Die Pelasger waren die Träger der tiefsinnigen Urreligion, die auf Indien und Aegypten hinwies; die Hellenen die frivolen Neuerer, die im Drang ihres bewegten Heldenthums der Geheimlehren nicht achteten. Nach Wolf sind die Homerischen Dichtungen wie die spätere Plastik Ausflüsse des griechischen Volksgeistes, der durch das Organ verschiedner Künstler sein religiöses Bewußtsein entwickelt und fixirt hat. Jene Gesänge erschienen als Wahrheit, was in einer naiven Zeit dadurch keineswegs aufgehoben wird, daß der Dichter seinen Gegenstand ausführlicher behandelt, in lebendigern Farben darstellt, den Göttern und Menschen lange Reden in den Mund legt, weil in einer naiven Zeit der Unterschied zwischen Dichtung und actenmäßiger Prosa noch gar nicht

besteht. Der Dichter erschien als ein Seher, in dessen gewaltig concentrirtem Gemüth die gegenständliche Welt ihr wahres Abbild fand, nicht nach künstlich ausgearbeiteten Perspectiven, sondern in unmittelbarster zutrauensvoller Anschauung. Nach der neuen Auffassung dagegen waren Ilias und Odyssee Dichtungen im strengsten Sinne des Worts, d. h. bewußte Erfindungen zu künstlerischem Zweck, zum Theil mit Nichtachtung, zum Theil in offenem Widerspruch gegen die herrschende Religion. Die echte Ueberlieferung findet sich, wenn auch verstümmelt, nur in Hesiod. Bei dem Fall der Königsgeschlechter, als Griechenland durch Revolutionen erschüttert wurde, sank auch die Herrschaft der Priester, welche bis dahin die theologische Dichtung gepflegt. Darauf bildete sich zu Homer's Zeiten eine derbe weltliche Poesie aus, die Priester wurden von den Laiensängern angefeindet und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Homer kümmerte sich nicht um ihre Weisheit, er machte aus den tiefsinnigen Symbolen inhaltlose Thatsachen und flocht nur hin und wieder doppelsinnige Hindeutungen ein. Das natursymbolische Element der Religion, ungeschickt dem ägyptischen Göttersystem nachgebildet, erscheint als das ursprüngliche und wesentlich griechische, das heroische und epische Moment dagegen als das künstlich gemachte. —

Das erste Buch, in dem diese Ansicht mit herber Paradoxie ausgesprochen wurde, war Creuzer's „Dionysus" 1809. „Die Untersuchung führte den Verfasser in den Mittelpunkt der gesammten Mythologie, da kein Mythus des Alterthums so beziehungsreich, keiner so fruchtbar gewesen für die Kunst, keiner zu so vielen Theorien und Dogmen Anlaß und Inhalt geliefert hat. Unter den Zeugnissen der Griechen sind diejenigen die sichersten, die sozusagen willenlos und ohne Vorsatz reden. Alter heiliger Dienst und was dieser zu seinem Ausdruck braucht, Bildnerei und Gebet nebst Satzung und Formel müssen als Quell und Anlaß des spätern Mythus in diesen letztern erst den Schlüssel geben. Demzufolge hält sich der Verfasser, mit vorläufiger Beiseitsetzung aller Streitfragen, z. B. ob die Griechen ihren Dionysos aus Aegypten und Indien hergeholt oder dorthin gebracht haben, zunächst einzig und allein an die stummen Zeugnisse erweislich alter Bilder." — In der That beginnt die Untersuchung mit den Symbolen des Stiers und Bechers, aber in demselben Augenblick sind wir wieder bei den Alexandrinern, und erfahren, „daß der Begriff des feuchten, schöpferischen und befeuchtenden Elements mit dem Begriff des Stiers und Bechers zusammengeknüpft war", und daß „besonders in der Weltbildung der Becher bedeutend wird". Unmittelbar darauf tritt uns Mithra und die Astronomie entgegen, und „die Erörterung der noch unbeantworteten Cardinalfragen führt den Verfasser nach Aegypten, denn dorthin versetzt eine orientalische Nachricht den Ursprung des schöpferischen

Weltbechers. Um also über den alten Stier- und Kelchgott Bacchos das Nöthige auszumitteln, muß der griechische Dionysos auf geraume Zeit ganz vergessen werden." Eine Stelle des Herodot, verglichen mit der Bibel und selbst dem Firdusi führt uns auf die unglückseligen Kabiren, „unter denen man sich Himmel und Erde unter verschiednen klimatischen und localen Bestimmungen dachte", bis wir endlich beim Ei der Leda ankommen, d. h. beim großen Weltei. — Gleich darauf erschien sein Hauptwerk: „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen", 4 Bände, 1810—12. In allen einzelnen Mythen und Mysterien sucht Creuzer Beziehungen zu astronomischen und physikalischen Kenntnissen; er macht auf die Verwandtschaft der verschiedenen Sagen und Götter, auf ihr Ineinanderfließen aufmerksam, um in den sämmtlichen Religionsformen der alten Welt jene Identität herzustellen, die der Pantheismus im Reich der Natur finden wollte. Gewisse Grundbegriffe müssen sich in jeder Religion antreffen. Diese Abstractionen werden an sichtbare Erscheinungen der Natur angeknüpft, und der Umlauf der Sonne und Gestirne, die Jahreszeiten u. s. w. werden benutzt, jene Abstractionen zu symbolisiren. Aehnliche Voraussetzungen bringen ähnliche Erscheinungen hervor, auf dem Olymp wie auf dem Blocksberg, und so ziehn sich gewisse allgemeine mythische Gedanken durch die Poesie aller Völker. Aber es ist nicht viel gewonnen, wenn man dieser äußern Aehnlichkeit wegen Wischnu, Bacchus, Herkules, Odin und den hörnernen Siegfried identificirt und sie zu Jahresgottheiten macht. In der abstracten Auffassung der verwandten Seiten ging die concrete Vorstellung der Gegenstände völlig verloren; die Götterwelt tauchte sich in's Chaos. Daher die Herabsetzung des griechischen Alterthums, das man nicht tief und religiös genug fand; die Vorliebe für Aegypten und Indien, für den Naturcultus der alten Germanen und für die stumpfsinnigen Mysterien der Etrusker.

Der Inhalt der Symbolik wie Creuzer's enge Verbindung mit Fr. Schlegel und Görres gab zu herben Beschuldigungen Anlaß. „Ich war darauf gefaßt, daß meine Symbolik bei derjenigen Partei eine sehr unwillkommene Erscheinung sein werde, die darauf ausgeht, nur immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geschichte und religiöses Bewußtsein als ewig und unwandelbar festhalten, in eine unsichere Fluctuation zu versetzen, damit sie über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihrer Selbstsucht aufbauen könnten. Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civilisation der Völker und der ganze Inbegriff der edelsten Güter, deren sich jetzt die fortgeschrittene Menschheit erfreut, nur auf dem Grund und Boden des religiösen Bewußtseins erwachsen und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit einem Wort, wie alle ethische und poli-

tische Sittigung des Menschengeschlechts nur durch priesterliche Institutionen vererbt und veredelt worden." „Da ich im Plato, Plutarch und Athenäus sehr überraschende Aufschlüsse über einen Culturzustand der frühern Vorwelt fand, die mit der Bibel und den neuern orientalischen Forschungen im innigsten Zusammenhang erschienen, so wurde ich noch mehr über die geistlose Art empört, mit der Meiners u. a. die Religionen behandelten, nach Analogie der Cook'schen Reiseberichte, als habe überall die Menschheit mit der Brutalität angefangen. Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit dieser Ansichten die Augen, ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; und da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtschreiber im 5. Jahrhundert vor Christi als allgemein bekannt seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bildersprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen wie zum andern redeten, und daß die unverwerflichsten Fragmente der ältern griechischen Philosophen bildlichen und symbolischen Charakter hatten, so ergab sich das Resultat: Allegorie und Bildersprache sei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientalischen und griechischen Vorwelt gewesen. Die Mythen und Sagen der einzelnen Stämme sind nur unwesentliche Varietäten und Mundarten einer ursprünglichen allgemeinen Muttersprache d. h. der orientalisch bildlichen." — „Mir sind Mythen als ewig perennirende Pflanzen erschienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der sie wartet und zu einem Kranze flicht. In diesem Gefühl habe ich meine mythologischen Vorlesungen jedes Jahr ganz neu geben müssen. Wenn auch die Hauptgrundsätze dieselben blieben, so gab es doch in der Darstellungsweise nichts Stationäres, sondern der mythologische Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt und auf eine andre Weise wieder beseelt werden, wobei der geistige Blick bald heller, bald trüber und die Auffassungsweise und Stimmung mehr oder minder günstig waren. — Ist nun jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum, so haben ihn die edelsten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert. — Das Hauptgeschäft, welches den Mythologen macht, beruht nicht auf der geschichtlichen Kritik, die freilich unerläßlich ist, sondern auf einer Apperception, die man weder lehren noch ersitzen kann, sondern die von einem geistigen Organismus bedingt ist, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter schafft." —

Eine entgegengesetzte Tendenz verfolgte Niebuhr's „Römische Geschichte", die gleichzeitig mit der „Symbolik", 1811—1812 erschien. Niebuhr war 34 J. alt, 2 J. älter als Savigny und Ad. Müller, seit 1806

im preußischen Finanzdepartement. Sohn des berühmten Reisenden, hatte er sich jung mit Innigkeit in die Sitten seiner dithmarschischen Heimath eingelebt; in Göttingen studirte er die Rechte, seine Kenntnisse in der Volkswirthschaft vervollständigte er in Edinburgh. Schon im 23. J. war er über 20 Sprachen Herr, seine Kenntniß in allen Hilfswissenschaften der Geschichte und Staatswissenschaft war tief und umfassend. Mit Ernst hatte er die Kantische Philosophie sich angeeignet und den ihm angebornen sittlichen Charakter sowie die ihm eigne Kühnheit in der Durchforschung des Ueberlieferten durch sie bestärkt. Schon als 18j. Jüngling sprach er sich gegen die Revolution aus, für die damals noch alles schwärmte: mit einer Heftigkeit, die doch auch mit seinem galligen Temperament zusammenhing.

Der Zweck seines Werks war zunächst ein kritischer: der Nachweis, daß, was Livius von den ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte erzählt, nicht Geschichte ist; daß mit dem gallischen Brand die historischen Urkunden verloren gingen. Beaufort hatte im vorigen Jahrhundert denselben Versuch gemacht; mit Recht aber knüpft man die große, für alle Zeiten festgestellte Entdeckung an Niebuhr's Namen. Nicht blos der Scharfsinn der Untersuchung, es ist das tiefere Motiv des Ganzen, das diesem Vorzug die Berechtigung giebt: er machte nicht blos ein ganz neues Bild der römischen Geschichte, sondern der Geschichte überhaupt, zum Gemeingut der Wissenschaft. Für die frühere Auffassung der römischen Geschichte waren die Quellen Livius und Plutarch, vorzugsweise die symbolischen Anekdoten von dem Geist des Volks, die keineswegs die Unbefangenheit rein und unverfälscht überlieferter Mythen hatten, sondern durch die Rhetorik eines spätern Zeitalters ausgeschmückt waren. Aus den Geschichten von Regulus, Coriolan, Fabricius, Brutus, Cincinnatus setzte man ein Bild des römischen Lebens zusammen, welches in den Schulen als Ideal aufgestellt wurde, und von dem man keinen Anstand nahm, Wünsche und Forderungen für das gegenwärtige Staatsleben herzuleiten. Nun trat jene Reaction in unsrer Bildung ein, welche aus einem freiern Studium der griechischen Kunst hervorging. Wenn sich die Humanitätsbildung mit ihrem neugewonnenen Ideal wieder zur Betrachtung der römischen Geschichte zurückwandte, so faßte sie jene wohlbekannten mythischen Anekdoten in einem ganz andern Licht als früher. Denn der Grundzug, der sich in ihnen ausspricht, die Verleugnung des sittlichen Instincts zu Gunsten einer Abstraction, mußte in einer Zeit, wo man die Individualität, den Instinct und die Natur auf den Altar hob, als eine Versündigung am heiligen Geist der Menschheit jedes fühlende Herz beleidigen. Diese Stimmung gegen das römische Wesen ist der Grundton der philosophischen Geschichtschreiber. Am lautesten wurde er zuerst von Herder angeschlagen, der in der ganzen römischen Geschichte einen Abfall

von der Natur sah. Zuletzt betrachtete man die Römer als ein zusammengelaufenes Räubervolk, wie es die Sage von seinem Ursprung beschreibt.

Niebuhr erkannte die hohe Kraft des römischen Organismus; er sah, daß es allen Analogien der Geschichte und allen Begriffen eines Causalnexus widersprach, sich ein vollkommenes, durch und durch consequentes und dem concreten Leben aller Zeiten entsprechendes Rechtssystem in einem Volk entstanden zu denken, welches ohne alle sittliche Traditionen aus einer Sammlung von Uebelthätern aller möglichen Stämme hervorgegangen sein sollte. Nicht die einzelnen Widersprüche in den Thatsachen waren für ihn entscheidend, sondern der große Widerspruch zwischen der Natur der Dinge und dem Inhalt der Ueberlieferung.

Von dieser aprioristischen Anschauung ging Niebuhr aus; sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit gaben ihm die Mittel an die Hand, dieselbe in ein bestimmtes Verhältniß zu den Ueberlieferungen zu bringen. Er glaubte hinter der gräcisirenden Handschrift des Livius u. s. w. zwei halberloschene echte Quellen zu entdecken: einmal die Ritualien, Formeln und Observanzen, die in der eigenthümlichen Rechtsentwickelung Roms eine noch größere Bedeutung hatten als in England; sodann alte historische Volkslieder, in denen das ganze römische Alterthum aufbewahrt sein sollte. In Bezug auf das erste hat er Großes und Bleibendes geleistet, die zweite Hypothese ist von neuern Forschern nicht angenommen.

Niebuhr's ganze Art zu sein steht im Gegensatz zu dem früher herrschenden classischen Idealismus, wie er sich am schroffsten in Goethe's und Humboldt's italienischen Briefen ausprägt: das Interesse an der sittlichen Volkskraft überwog bei weitem das ästhetische Interesse. Von den ältern Schriftstellern lehnt er sich am meisten an J. Möser; mit den gleichzeitigen Forschungen von Savigny und Grimm geht er Hand in Hand; sie sind die eigentlichen Gründer der historischen Schule, welche die Individualitäten den stetig fortwirkenden geschichtlichen Mächten unterwarf, und dem Nationalleben zu Gute kommen ließ, was sie den begünstigten Persönlichkeiten entzog. Die große Entdeckung der Volksseele wurde gemacht. Unbewußt hatte F. A. Wolff, indem er die homerischen Gesänge als Naturproduct des schaffenden Volksgeistes begriff, zu dieser Bewegung den Anstoß gegeben: Lykurg und Solon fielen mit Numa; in Sprache, Rechtsschöpfung, Staatenbildung, wo man früher nur eine Reihe einzelner Willensacte gesucht, erkannte man nun die Continuität einer bleibenden Naturkraft.

Der schärfste und bitterste seiner Kritiker, A. W. Schlegel, sagt von ihm: „Niebuhr's Gelehrsamkeit ist umfassend und aus den Quellen geschöpft; der Gang seiner scharfsinnigen Untersuchungen ist immer anziehend, wiewohl

zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorsicht allseitiger Erwägung gemäßigt; seine Urtheile sind eindringend, seine Ansichten eigenthümlich. Ueberall offenbart sich eine ernste und männliche Gesinnung, reger Eifer für Recht und weise geordnete Freiheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was sich auf die Verbesserung des geselligen Zustands bezieht." — Sein wunderbares Gedächtniß befähigte ihn, in jedem Augenblick alle Hilfsquellen seines reichen Wissens zusammenzubringen. Jedes Fragment eines verloren gegangenen Annalisten, aufbewahrt durch irgend einen unbekannten Grammatiker, war ihm fertig zur Hand, wenn er es brauchte, und wurde mit einem unvergleichlichen Scharfsinn an der passenden Stelle angewendet. Er war keineswegs ein Buchgelehrter, dessen Kenntniß von Personen und Zuständen sich auf todte Actenstücke beschränkte: seine Bekanntschaft mit den modernen Verfassungen und mit ihrer praktischen Bedeutung setzte ihn in Stand, die Einrichtungen des alten Rom durch Analogien zu erläutern, die er bald aus dem modernen England, bald aus den mittelalterlichen Sitten seiner dithmarsischen Heimath entnahm. Aber dieselbe Gewalt der Imagination, welche ihn befähigte, den Gegenstand seiner Studien in so kräftigen Strichen in seinem Innern auszumalen und die Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, verleitete ihn zuweilen, die Schöpfungen seiner Phantasie für Wirklichkeit anzusehn. Nicht selten baute er auf seine alten Quellen einen Bau, den sie nicht tragen konnten, oder setzte ihr Zeugniß geradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie seiner Zeichnung störte. Er sah das Bild, das er entworfen, so klar vor sich, daß er es für bösen Willen nahm, wenn man es nicht gleichfalls sah. Selbst die Stärke seines eisernen Gedächtnisses verleitete ihn zuweilen, demselben über die Grenzen des Möglichen hinaus zu vertrauen. Noch häufiger legte er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf irgend eine dunkle Stelle oder fragmentarische Notiz, die von frühern Schriftstellern übersehn war und die doch der allgemein angenommenen bestimmtern und breitern Erzählung widersprach. Die öftere Umarbeitung seines Werks zeigt, daß ihm selber die Einzelheiten seiner Construction nicht feststanden. Aber die Art seiner Forschung hat der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter gegeben, und seinem Einfluß hat sich niemand entziehn können, auch seine Gegner nicht, denn sie kämpfen mit Waffen, die sie ihm abgeborgt.

Wenn A. W. Schlegel sich gegen die neue Wissenschaft spröde verhielt, so ging Fr. Schlegel mit desto größerem Eifer darauf ein. Noch immer war sein Gemüth im Schwanken: bald wollte er nur noch Poetisches liefern, bald eine Philosophie des Lebens erfinden, im Gegensatz zu der herrschenden todten. Seine kritische Thätigkeit dachte er aufzugeben: „Sie wissen," schreibt

Dorothea an Sulpiz, „daß ihm seine Arbeiten keineswegs leicht werden, daß jede, anscheinend noch so geringe, seine ganze Kraft erfordert, weil er sie mit seiner ganzen Kraft umfaßt.“ Gleichwohl ließ er sich wieder auf ein Journal ein, das „Museum“, in welches u. a. sein Bruder seine Arbeit über die Nibelungen, W. v. Humboldt die ersten Gedanken zu seiner Sprachphilosophie lieferte. Jacobi wurde von Fr. Schlegel sehr höflich behandelt: „Die andern philosophischen Thiere und Unthiere werden nun nach der Reihe folgen; Schelling bin ich es lange schuldig; der große Schleiermacher, Verfasser des calvinischen Krippenspiels, der verächtlichen Religion und ähnlicher, soll zuletzt daran kommen.“ (8. Jan. 1812.)

In den „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur“, die er in demselben Jahr in Wien hielt, trägt er Wolf's Hypothese über die Entstehung des Homer, Niebuhr's Hypothese über die römischen Volkslieder, Grimm's Hypothese über die altheidnische Basis der deutschen Volksdichtung und Aehnliches im Ton einer einfachen Erzählung wie eine ausgemachte Sache vor. Er zeigt, daß die Dichtkunst aus dem nationalen und religiösen Boden erwachsen müsse; er betrachtet die Literatur im Zusammenhang mit der übrigen Culturentwickelung. Zwar werden Religion, Wissenschaft, Politik, Architektur bunt durch einander geworfen, und der neugewonnene Gesichtspunkt mehr künstlerisch als wissenschaftlich verwerthet; allein spätere Culturhistoriker, die gewissenhafter an's Werk gehn, werden immer dieser Schrift ihre erste Anregung verdanken. — Die Darstellung der griechischen Poesie sieht im Einzelnen mitunter so aus, als sei sie aus dem ältern Buch abgeschrieben; die Tendenz ist aber die entgegengesetzte. Er stellt die Grundlage des griechischen Empfindens, die Religion, als eine unrichtige dar, und findet in der gesammten griechischen Poesie einen durchklingenden Schmerz, die Klage über den Verlust einer bessern Menschheit, eines bessern Göttergeschlechts. Diesen Schmerz sucht er im Aeschylus, im Thucydides, im Aristophanes nachzuweisen, im Pythagoreischen Bunde und in den Mysterien. Der leichtfertigen attischen Poesie stellt er die tiefere dorische gegenüber (Pindar). Sokrates habe das Leben überhaupt, wie viel mehr in dem damaligen Zustand der Welt, als ein Gefängniß der Seele betrachtet, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, geheilt und befreit zu werden. Des Aristoteles Philosophie sei unbefriedigender als Plato's, weil er die höhere Quelle der Erkenntniß verschmähte, und sich mit seinem Verstand nur im Endlichen bewegte. Die Römer kommen weit besser weg als sonst, da sie, unpoetisch in allem Uebrigen, doch von einer großen poetischen Idee getragen wurden: der Idee von Rom. Er macht darauf aufmerksam, die Periode, wo die verschiednen orientalischen Denkarten in Europa

eindrangen und mit einander kämpften, von Hadrian bis Justinian, schärfer in's Auge zu fassen, so unerfreulich sie für den Kunstfreund ist. „Es giebt Epochen, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwickelung gelangt auch in Stil und Kunst, und weit vorragt über sein Zeitalter; andere, wo jede einzelne Kraft im Geist des Ganzen verschwindet und in dem Kampf der Entwickelung der allgemeinen Denkart. Eine Geschichte der Literatur muß beiden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwickelung und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen." — Die Kraft und Schönheit der germanischen Heldensage wird warm vertreten. „Für die romanisch redenden Länder mußte eine Art chaotischer Zwischenzeit entstehn, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateinischen Ursprung sich ganz lostrennen und sich wieder zu einer eigenthümlichen und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte." In der durch orientalische Einwirkung veränderten Gemüthsrichtung der Deutschen vergißt Schlegel sein leitendes Princip. Während er die wahrhaft nationale Erhebung der Araber im Islam mit einem völlig unhistorischen Verdammungsurtheil abfertigt, überschätzt er den wohlthätigen Einfluß der orientalischen Phantasie auf die germanische Dichtkunst bei weitem. In seiner Begeisterung für die Poesie des Mittelalters macht er keinen Unterschied zwischen der naturwüchsigen Poesie des Volks und den künstlichen Erfindungen der ritterlichen Sänger. Er sucht für den Dichter der Nibelungen nach einem berühmten Namen, und glaubt ihn im Ofterdingen gefunden zu haben: wie willkommen wäre bei seinem leitenden Princip die spätere Entdeckung Grimm's und Lachmanns gewesen! — Bei seiner Darstellung der mittelalterlichen Poesie verläßt ihn die Idee der Nationalität völlig, er wittert überall Symbole und Mysterien, er beschäftigt sich mit den Geheimnissen der Tempelherrn, er sucht nach einer Wahlverwandtschaft zwischen den Deutschen und Persern, zuletzt findet er die Blüte der Symbolik in der gothischen Baukunst. Die großen Baugesellschaften haben nach ihm nicht blos Steine über einander häufen wollen, sondern Gedanken darin ausdrücken. „Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst. Alle Baukunst muß symbolisch sein. Was am nächsten liegt, ist der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich. Der Altar wurde gegen Aufgang der Sonne errichtet; drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit; der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe; die Gestalt des Kreuzes war schon früh in der christlichen Kirche gesucht worden. Die Grundfigur

aller Zierathen ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens." Die Einfälle sind artig, allein sie berühren die Hauptsache nicht. Schlegel hätte nachweisen sollen, daß die gothische Baukunst national war, durch das Klima, das Baumaterial, die bestimmten Zwecke bedingt; daß sie durch eine organische Entwickelung die höchste künstlerische Vollendung erreichte; daß die Kirchen, Burgen rc. nicht vereinzelt standen, sondern dem Charakter der Städte, der Landschaften, des ganzen Volkslebens entsprachen. Auffallend ist die veränderte Ansicht von der eigentlich romantischen Poesie. Schlegel merkt diesmal, namentlich bei den Italienern, die geheime Frivolität heraus. Er findet es anstößig, die Religion zum Gegenstand der Dichtung zu machen; er tadelt an Dante den ghibellinischen Trotz, die grausame Härte des Gemüths; er tadelt bei den Epikern die durchgehende Persiflage und die Nachahmung der Antike, ganz wie vor 2 J. sein Bruder den Ariost behandelt. Sein Liebling ist diesmal Camoëns, wegen seines nationalen Gehalts. Der Stolz seiner Nation, nicht nur Berichterstatter, sondern Theilnehmer ihrer kriegerischen Thaten, hatte Camoëns mit bittern Schicksalen zu kämpfen gehabt und nahm um so mehr das Mitgefühl der Nachwelt in Anspruch, da er für sie das einzige Zeugniß der schnell vergangenen portugiesischen Größe war. Auf dies Stoffliche legt Fr. Schlegel allein Gewicht, und läßt die seltsame Verwirrung der Form ganz aus den Augen. Das Kreuz in Indien aufzupflanzen und den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit über die Welt zu führen, wird mehrmals als Zweck des Zuges hervorgehoben. Aber unter allen Muhamedanern, die das Kreuz hassen, intriguirt keiner so lebhaft gegen die Christen als Gott Bacchus, den es wurmt, daß seine indischen Heldenthaten durch dies Volk von Emporkömmlingen verdunkelt werden sollen, und Vasco da Gama wendet sich in Gefahren mit seinem brünstigen Gebet an eine Macht, zu deren Ruhm er nach jenem Lande gesandt sei: nicht etwa die Jungfrau Maria, sondern Cythere, die schöne Göttin, die sich sofort mit ihrem ganzen Liebreiz ausrüstet, die ganze sinnliche Fülle ihrer schönen Glieder entwickelt, um sich bei dem König des Himmels einzuschmeicheln und ihn für ihre Schützlinge zu gewinnen. Bei Camoëns entzündet sich die Gluth der Poesie und der Liebe nicht an den christlichen Ideen, die er geschäftsmäßig abmacht, nicht an den Heldenthaten seines Volks, die er sehr unhistorisch erzählt, sondern an den lebensvollen mythologischen Gebilden, die ihm aus den Werken der alten Dichter

zauberisch entgegenlachten. Das Zeitalter war ein Zeitalter der Widersprüche; der Drang der Umstände trieb es in den katholischen Fanatismus, aber sein Herz weilte in den lichten Höhen des Olymp bei den freundlichen Göttergestalten, mit denen die Phantasie ein freies Spiel treiben konnte. An dieser absoluten Trennung der sinnlichen Lust und des heimlich begehrenden Herzens von den finstern Schreckgestalten des Glaubens hat der bekehrte Romantiker kein Arg; das heidnische Element der Renaissance entgeht ihm völlig. Auch Machiavelli's Fürsten erklärt er nach Fichte's Anleitung als einen Ausfluß des zur Verzweiflung getriebenen Nationalgefühls. Er declamirt gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers. Von einer empörenden Frivolität ist seine Darstellung der Reformation. „Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, wie eine Trennung von Körper und Seele sein, und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen." Wahrscheinlich hat das vornehme Publicum bei dieser Stelle lebhaft geklatscht; nicht minder bei der Erklärung, daß Luther's Leben ihm jenes Mitgefühl erregt habe, „welches wir immer empfinden, wenn wir sehn, wie eine große, erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben neigt". — Auf dies vornehme Publicum war es auch berechnet, wenn Schlegel zum Urtheil über diese große Katastrophe jene kleinen Motive anwandte, die ungefähr darauf herauskommen, ob die Geschichte niedlich aussah oder nicht, während die Hauptsache ganz unberücksichtigt bleibt: daß eine große und edle Natur, was sie als Lüge empfindet, auch als Lüge aussprechen muß, so sehr es dem eignen Gefühl widerstrebt. — Um die Anklage gegen die Reformation, sie habe die freie Entwickelung der Kunst hintertrieben, zuzugeben, müßte man sich auch zu den weitern Folgerungen bekennen, daß Rafael, Michel Angelo und Albrecht Dürer u. s. w. die Verderber der Kunst gewesen seien, weil sie dieselbe zu freien Schöpfungen leiteten und das Handwerksmäßige der Tradition brachen. — Schlegel klagt, die Reformation habe mit dem alten Glauben auch viele damit zusammenhängende bildliche Vorstellungen, Symbole und Sagen unterdrückt; sie habe die künstlerische, die literarische und politische Entwicklung Deutschlands unterbrochen. Allerdings mußte Luther zur Befreiung des deutschen Geistes von dem römischen Joch die Theologie heraufbeschwören, und dieses theologische Interesse hat zwei Jahrhunderte hindurch alle Säfte der Nation so eingesogen, daß dadurch eine Stockung in dem natürlichen Kreislauf des Lebens eintrat. Ob nun die nothwendige Revolution im 16. Jahrhundert auch auf einem andern Wege

hätte eintreten können, ohne Mitwirkung jener finstern Theologie, die wenigstens für eine Zeit lang alle Freude an den bunten Erscheinungen des Lebens verbannte — wer wollte das entscheiden? — Aber darum handelt es sich nicht. Es gilt in unsern Tagen keineswegs eine Wahl zwischen dem Protestantismus und der Kirche des Mittelalters, sondern zwischen der protestantischen und jesuitischen Theologie. In der Klage über den Verfall des Romantischen wird Schlegel zuweilen drollig. Er schüttelt den Kopf über die Astrologie. „Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob sie an und für sich ganz regellos, unzusammenhängend und unbegreiflich wären, sondern weil sie allerdings einer höhern und verborgenern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt leugnen zu wollen u. s. w." — Er findet, daß Jakob Böhme nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein großer Dichter gewesen sei, und stellt ihn über Dante, Milton und Klopstock. Die französische Poesie wird getadelt, aber nicht mit der alten Heftigkeit, Racine sogar sehr gelobt. Die Geschichte der Philosophie hat ein trostloses Ansehn. „Die ältere Philosophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen und den lebendigen Pulsschlag in dem ewigen Meere der Liebe u. s. w." Spinoza erhält einige aufmunternde Lobsprüche, doch wird die irreligiöse und unsittliche Richtung seiner Philosophie sanft getadelt. Cartesius wird strenger behandelt. Schlegel bedauert, daß Lessing sich nicht mehr mit Philosophie beschäftigt habe, wozu er, abgesehn von seiner Neigung zur orientalischen Schwärmerei, im Ganzen ein gutes Talent gehabt. Als Kunstrichter habe er mehr schädlich als nützlich gewirkt. „Das Größte, was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst streitend und für sich leer und ohne Inhalt sei, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiet derselben giltig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen also nicht möglich sei. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sei, statt der Vernunft auch hier im Gebiet der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweite, ordnende und dienende Stelle anzuweisen, stellte er sie, obwohl unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron u. s. w." — Fichte muß sich mit einer kümmerlichen Existenz neben Kotzebue und Jean Paul als ein Symptom von den Unarten des Zeitalters begnügen. Daß Schiller ein unbefriedigter Skeptiker genannt wird, kann nicht wunder nehmen; auffallender ist der Ton, in welchem von Goethe gesprochen wird. Durch das ganze Buch ziehn sich versteckte Seitenhiebe auf die Werke des Dichters. Zuletzt wird zwar seine Kunstvollendung gelobt, aber hinzugesetzt: „In Rücksicht auf die Denkart, wie sie

sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden. Es wird unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinstrebenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkt fehlt." Der einzige Weg, auf welchem die Zeit wieder ihr Heil finden kann, ist die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche. „In einfacher Würde und mit der schönsten Klarheit hat Stolberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht blos seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geist und seinem Talent eine höhere Entwickelung und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und ich hoffe, die Rückkehr soll ganz allgemein stattfinden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dolmetscherin derselben wird betrachten dürfen."

Als Juni 1827 Eckstein's „Katholik" unter den berühmten Convertiten auch A. W. Schlegel anführte, und gleichzeitig Voß ihn anklagte, an einem Geheimbund zur Wiedereinführung des Katholicismus theilgenommen zu haben, legte er 1828 ein feierliches Glaubensbekenntniß ab. „Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters und so vieler Vorfahren, welche seit mehr als 200 J. Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbnißstätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren so heldenmüthig wiedererrungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhms, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich bewährt haben. Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden, und alle Versuche, den mit dem Mark wissenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die verlegnen Windeln einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich sein. Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner frühern Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen wie jener Römer zu antworten: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Es sollte mir leid thun, wenn mannigfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geistes,

ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiednen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen frühern Schriften hie und da Unreifes, Uebertriebenes und Einseitiges findet, dem werde ich bereitwillig beitreten." — Den Uebertritt seines Bruders motivirt er nicht ohne Scharfsinn, nicht ohne Bitterkeit. „Die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihre daher entspringenden Neigungen sind sehr mannigfaltig, nach ihrer individuellen Richtung kann diese oder jene Form des Christenthums eine stärkere Anziehungskraft ausüben; es kommt noch in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen Entgegengesetzte eben durch seine Neuheit um so stärker wirkt. In den Drangsalen des Lebens glaubt wohl ein geängstetes Herz in einem neuen Gelübde Trost und Halt zu finden. Wer nahe daran ist, in den Wellen unterzugehn, ergreift wohl auch einen brüchigen Ast als den Anker seiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsstimmung hingerissen hat, das will man bei einer ruhigern Verfassung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit sich selbst in offenkundigen Widerspruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hause vielleicht nie in vollem Ernst gesucht hatte, das ist eine andre Frage. Schon die äußere Stellung des Neubekehrten ist zweifelhaft. Man ist begierig zu sehn, ob unzweideutige Beweise einer neuen Heiligung zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Resultat wird wohl sein, daß alles beim Alten bleibt, sowohl in Bezug auf die guten Eigenschaften als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Nehmen wir an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, z. B. als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neuangeworbenen Soldaten für die römische Kirche gegen uns in's Feld. Wir werden vielleicht etwas Neues vernehmen, und etwas sehr Ersprießliches. Etwas Neues: weil es gar wohl sein könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl sie den Lehrsätzen der katholischen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer frühern bei uns empfangenen Geistesbildung einen eigenthümlichen Gesichtspunkt dafür hätten, daß sie gewisse Folgerungen dreist ausprächen, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern beiseite schöben und in den Schatten stellten; und daß sie uns dadurch eine verstärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth der Reformation gäben. Etwas sehr Ersprießliches: wenn sich ergeben sollte, daß die zur römischen Kirche übergetretenen Schriftsteller, wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn sie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung eingebüßt haben und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menschheit theuer ist,

wird durch diese Erscheinung am nachdrücklichsten von der Nachfolge abgeschreckt werden. — Am schlimmsten sind diejenigen, welche mit ihrer Polemik nicht offen hervortreten. Sie schreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegende Gegenstände: über die Zeitereignisse; über den Geist des Zeitalters; über alte und neue Weltgeschichte; über Philosophie und Literatur. Sie geben sich das Ansehn, als ob sie freie philosophische und historische Forschungen anstellten, gleichwohl sind sie nur die Waffenträger einer auf diesem Gebiet ganz ungiltigen geistlichen Autorität. Das Verfahren dabei ist folgendes: Anfangs tritt man leise mit conciliatorischen Filzsohlen auf: wenn dies ungerügt und vielleicht von arglosen Lesern unbemerkt durchgegangen ist, dann wird man dreister; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigstens an dieser Seite der bewohnten Welt längst abgethan waren; man stellt sie hin, als ob sie sich von selbst verständen und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verschweigt man als gänzlich ungeschehn, oder man erwähnt sie aus der Ferne als Verirrungen des menschlichen Verstandes, jedoch klüglich, ohne sich in irgendeine Erörterung einzulassen."

Noch später, in einer Novelle, geht L. Tieck, im Sinn von „Ernst und Falk", auf die Sache ein. Er wendet sich an einen Künstler, der im Begriff ist, katholisch zu werden, verweist ihn an das Beispiel des Ritters von der traurigen Gestalt, und warnt ihn, der aufgeregten Phantasie zu trauen. „Don Quixote, so treu, edel und herzhaft er ist, nimmt sich etwas vor, das, obgleich es schön und herrlich ist, er auszuführen keine Mittel besitzt. Die Phantasie des ebenso braven als poetischen Manchaners ist durch jene Bücher verschoben, die schon längst der Poesie ebensosehr wie der Wahrheit abgesagt hatten. Was noch in ihnen poetisch war, durfte der ehrsame Herr Don Quixote wohl in einem feinen Sinne bewahren, ja sich zu jener adeligen Tugend seines eingebildeten Ritters hinanerziehn, wenn er nicht darauf ausgegangen wäre, diese Fabelwelt in der wirklichen aufzusuchen und in diesem von Mond und Sonne zugleich beschienenen Gemälde den Mittelpunkt und die Hauptfigur selbst zu formiren. Er war im Recht, wenn er, manchen seiner Zeitgenossen entgegen, die Lichtseite und die Poesie jener entschwundnen Zeit und Sitte würdigte, wenn er sich selbst als Dichterfreund an dem ganz Thörichten und Phantastischen seiner Bücher ergötzte. Nun aber zog er aus, alles das, was ihm begeisternd vorschwebte, selbst zu erleben: jenes unsichtbare Wunder, welches ihn reizte, wollte er mit seinen körperlichen Händen erfassen und als einen Besitz sich aneignen. — In einem Gebirgsrand verirrt sich ein Jüngling, der in der Aufgeklärtheit seiner Zeit erzogen, aber dabei schwär-

merisch verliebt ist, in der Einsamkeit des Waldgebirgs. Unvermuthet trifft er auf einen Einsiedler. Ueber den Beruf der Einsiedler, über die Wunder der Kirche, über die Legende und alles, was sich in diesem Kreise bewegt, verwundert sich der Jüngling und kann es nicht unterlassen, auf seine Weise zu spotten. Wie? ruft der Greis, du bist in Liebe entzündet und kannst doch kein Wunder fassen? Ist die Blume, welche dein Mädchen berührt, die Locke, die sie dir geschenkt hat, nicht Reliquie? empfindest, siehst du an ihnen nicht Licht und Weihe, die kein andrer Gegenstand dir bietet? und doch verkennst du in der Geschichte der Vorzeit den Ausdruck dieser Liebe, in den seltsamen Entzückungen begeisterter Gemüther, blos weil sie diese Sehnsucht und Herzenstrunkenheit nicht auf ein Weib hingelenkt haben? — Der Jüngling wird nachdenkend und besucht den Alten, so oft er die Stunde erübrigen kann. Dieser erzählt ihm jene wundersamen Legenden von Einsiedlern, Jungfrauen, Männern und Kirchenältesten, die ihr ganzes Gemüth der Beschauung des Himmlischen, der Entfaltung jener geheimnißvollen Liebe widmeten. Nach einigen Monaten erklärt der Jüngling, er sei entschlossen in den Schoos der alten Kirche zurückzukehren. „Nein, ruft der Greis, verwechsele nicht diese unsichtbare Liebe mit den Zufällen der Wirklichkeit. Du würdest, anstatt des Göttlichen, nur die Schwachheit unsrer Priester kennen lernen. Wozu, daß du deine innern Entzückungen, die im Geheimniß deiner Brust Wahrheit und Bedeutung haben, in die kalte Wirklichkeit verpflanzen willst, an welcher sie erstarren und verwelken müssen? Das erste Wahrnehmen, der Blick der Begeisterung, die Aufregung der Liebe findet immer und trinkt den reinen Brunnquell des Lebens; aber nun will der Mensch im Schauen das Wahre noch wahrer machen, der Eigensinn der Consequenz bemächtigt sich des Gefühls und spinnt aus dem Wahren eine Fabel heraus, die dann oft mit den Wahngeburten der Irrenhäusler in ziemlich naher Verbindung steht." — Nun klingt das sehr aufgeklärt, und der Dichter kann nach Herzenslust in dem Gebiet der Poesie seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, ohne fürchten zu müssen, mit der Bildung seiner Zeit in Conflict zu gerathen. Aber das Princip ist falsch, ja das πρῶτον ψεῦδος der Romantik. Die poetischen Ideale und die sittlichen Ideale der Wirklichkeit dürfen nicht von einander getrennt werden. Man ist in der romantischen und in der jungdeutschen Zeit nicht müde geworden, gegen die Idee von der moralischen Bedeutung der Poesie zu Felde zu ziehn, als ob man darunter ein einseitiges Moralisiren und Predigen zu verstehn habe. Es heißt aber nichts Anderes, als daß man in der Poesie dasselbe lieben und bewundern soll, was man in der Wirklichkeit liebt und bewundert. Daß Tieck und A. W. Schlegel sich durch ihre

artistische Vorliebe für den Katholicismus nicht verleiten ließen, dem Beispiel Fr. Schlegel's zu folgen und im Schoos der alleinseligmachenden Kirche ebenso das Heil für ihr Gemüth zu suchen, wie in den Lobliedern auf die Jungfrau Maria die Befriedigung ihrer Phantasie, macht ihrem Verstand mehr Ehre als ihrem Gemüth. Eine Poesie, die sich für Gegenstände erwärmt und begeistert, von denen sie bei ruhiger Ueberlegung sagen muß, daß sie diese Wärme und Begeisterung nicht verdienen, ist verwerflich; sie verwirrt die Begriffe und Empfindungen des Volks, und hat in sich selbst nur ein scheinbares Leben, da die bewußte Illusion nie im Stande ist, lebendige Götter- und Heldengestalten, ergreifende Leidenschaften und ein erschütterndes Schicksal künstlerisch zu erzeugen. Der Dichter muß an seinen Stoff und an dessen sittlichen Inhalt glauben, d. h. er muß ihn bereits in seiner Seele vorfinden: das Lebenselement seiner Fabelwelt muß auch das seinige sein, und das Gewissen seiner Charaktere muß an dem seinigen den Regulator haben. —

„Die jetzige Jugend," heißt es in der neuen Ausgabe des Lovell, „überkommt das Schönste der Kunst und Poesie, das Tiefsinnigste der Philosophie im Frieden und ohne Kampf: mag sie sich nun hüten, daß diese Bequemlichkeit nicht Nachbeterei und Phrasenspiel veranlasse; mögen sich jüngere Autoren davor wahren, daß man ihren Schriften nicht Mangel an Selbstthätigkeit anmerke. Alles Errungene, Selbsterlebte hat Leben; was wir als Erbtheil empfangen, besitzen wir oft nur zum Schein." Indem Tieck das schrieb (1812), sorgte er in den physiognomielosen ästhetischen Gesprächen des „Phantasius", diese Bequemlichkeit und Nachbeterei des Publicums zu fördern: das ästhetische Urtheil geht völlig in Toaste über, an denen jeder romantische Glaubensbruder den andern erkennt; noch bequemer machte es Franz Horn, der Vertreter der Schule in Berlin, den angehenden Aesthetikern. Mehr und mehr wurden Tieck und seine Anhänger Lobredner der vergangnen Zeit; von dem jungen Nachwuchs, der die Almanache füllte, die Uhland, Kerner, Eichendorf, Fouqué, wollte man nicht viel wissen, und über Uhland's: „Singe wem Gesang gegeben!" hätte der alternde Dichter den Kopf geschüttelt. Dagegen hätte er gern das Dornröschen der deutschen Poesie unterschrieben, das Uhland durch Goethe's Kuß erlösen läßt.

Einen ganz andern Blick in den Gang der deutschen Literatur gewährt „Dichtung und Wahrheit". Die Hauptzüge unserer Entwickelung von 1763 bis 1775 hat Goethe (Oct. 1812) in einer Weise festgestellt, die wohl noch Ergänzung aber keine wesentliche Aenderung erträgt. Von der Gluth seiner eignen Jugend freilich ahnt man wenig in diesen Erinnerungen, selbst die holden Liebesgeschichten haben etwas von der Farbe des Epimetheus. — Eine seltsame Episode ist die apologetische Darstellung des Katholicismus. „Der pro-

testantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Consequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte, daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern. In sittlichen und religiösen Dingen ebensowohl als in physischen und bürgerlichen mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreif thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken. Der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl: denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. Ein solches Sacrament dürfte aber nicht allein stehn; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sacramentale Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußern Kirche als vollkommen eins anzusehn, als das große allgemeine Sacrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt." — Es werden nun die einzelnen Sacramente der katholischen Kirche ausgelegt und ihr Zusammenhang nachgewiesen; so geistvoll, wie es nur von einem Protestanten geschehn kann. „Alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andre Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehn, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit dies aber ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. In der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehn, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andre Thätigkeit dabei nöthig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für canonisch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgiltige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?"

„Die wunderschöne Darstellung der Sacramente," schreibt ihm Sulpiz

aus Heidelberg, 20. Dec. 1812, „erregt allgemeine Bewunderung; obgleich die Vorsteher beider Lehren manches umzuändern haben, so ist jeder hingerissen von der tiefen Einsicht und dem schönen Gefühl, welches zu Grunde liegt. Die Geistreichen unter den Ungläubigen denken immer einen versteckten Schalk zu ertappen; sollten sie darin vielleicht hier und da nicht ganz irren, so vergessen sie doch, daß der Schalk nur da ist, um die Großmuth des Herrn zu bezeugen, der mit so viel andern Geschöpfen auch ihn hat entstehn lassen. — Diese Bekenntnisse sind recht erwünscht in einer Zeit, wo jeder in seinen Busen greift nach dem, was einzig Bestand hat über Wechsel und Wandel. Es kann nichts lehrreicher sein, da Sie uns früher immer nur die Wahrheit in der Hülle der Schönheit vorgeführt, als daß Sie ihr zur Seite nun auch die ernste, nackte Wahrheit aufdecken. Denn sie allein haben die Gabe, sebst das Geheimnißvollste zur allgemeinen Betrachtung zu bringen. Eben dieser empfängliche, herzliche Sinn für die ganze Sie umgebende Welt macht Ihr Leben in Hinsicht der Bildung, der Sitten und Denkart seiner Zeit recht eigentlich zum wahrsagenden Spiegel derselben. Er gleicht einem klaren tiefen Strom, den wir allwärts, wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen sehn von der Landschaft, von den Menschen, ihrem Treiben und seinem Verkehr mit ihnen, während er uns in seinen stillen Thälern, von dunkeln Felsen eingeschlossen oder vom gestirnten Himmel umwölbt, seine eignen Geheimnisse kundgiebt."

Uebereinstimmend sagt Goethe selbst: „Von dem Standpunkt aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meinestheils war bemüht, durch Studien, eigne Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andre zu; das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen."

Mit besonderer Freude ging er auf die Versuche der germanistischen Schule ein, das Volk mit sich selber bekannt zu machen. Dahin gehörte die Herausgabe der Ammenmährchen. In der Vorrede zu den „altdeutschen Heldenliedern" sagt W. Grimm: „In den Mährchen ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen



Höhlen, im tiefen Meer, und den Kindern noch gezeigt wird. Diese Mährchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigne Lieblichkeit hat, und einem jeden, der sie in der Kindheit gehört, eine heitere Erinnerung durch's ganze Leben auf den Weg giebt, sondern auch, weil sie zu unserer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehre Jahrhunderte unter dem Volk gelebt." „Es ist höchste Zeit geworden, sie zu retten, damit sie nicht in der Unruhe unsrer Tage auf immer verstummen." Schon seit Jahren hatte er dafür gesammelt, 1812 besuchte ihn Arnim in Cassel, und nöthigte ihn, was er bis jetzt im Pult hatte, herauszugeben; die Kindermährchen wurden Bettinen gewidmet. Der Ton der Erzählung ist, ganz im Gegensatz zu Tieck, schlicht und treuherzig, aber doch gegen die Weise der Ammen sehr veredelt, wie Uhland in seinen Romanzen den Ton des Volkslieds veredelt hatte: beide gehören zu den schönsten Gaben der Romantik, und Rothkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen u. s. w. sind die liebsten Bilder des Volks. Die historische Strenge in den Lesarten so wie die mythologische Auslegung gehören einer spätern Bearbeitung an.

Wenn Grimm's Mährchen sich an die echte Kindheit wandten, so verrieth der Enthusiasmus, mit dem die feine Welt Nov. 1812 Fouqué's „Zauberring" verschlang wieviel Kindliches oder Kindisches von der wühlenden Reflexion noch unangetastet geblieben war. In den stofflichen Sympathien schließt sich Fouqué den ältern Romantikern an: aber daß er eben nur stofflich ist, und für freie Bildung nicht das mindeste Interesse zeigt, scheidet ihn von ihnen. Es ist eine Mischung von Treuherzigkeit und Geziertheit, die ebenso an Cramer und Vulpius wie an Amadis und die Scudery erinnert. Die Helden sind so ganz Don Quixote, daß kein Cervantes, kein Probstein mit den sieben Ehrenpunkten sie überbieten könnte. Keine Spur von historischer Farbe, wie sie W. Scott so glücklich zu treffen wußte, alle Empfindung, alle Handlung ist conventionell, aus alten Ritterbüchern künstlich zusammengesetzt. Uebrigens ist der Rahmen des Bildes und die ganze Composition allerliebst: Der alte Hugur hat die ganze Welt durchstreift, überall Heldenthaten verübt und Bastarde hinterlassen; in den Figuren seiner natürlichen Söhne treten nun sämmtliche Nationen mit ihren angeblichen Sitten auf den Schauplatz. Auch seine beiden Weibertypen, die rehäugige Bescheidenheit auf dem Söller und die stolzblickende Amazone hoch zu Roß, sind hübsch ausgemalt; in spätern Fortsetzungen, wie Thiodolf der Isländer, Sinbad u. s. w. ist das Ganze schon mehr in's Breite und Manierirte getrieben. — Tieck tadelte das Buch; Fr. Schlegel erklärte es, wohl halb ironisch, für den besten Roman seit Cervantes; Cl. Brentano rühmt mit Recht die ungemein scharfe und bestimmte Zeichnung: „Ich las

ohne Anstrengung und gern ... auf eine sehr angenehme, gesellige, malerische Weise wie von einer edlen, interessanten Procession umwandelt. Ich mußte das große Talent unserer combinirenden, symbolisirenden, formellen Zeit bewundern, welche im Leben und der Kunst den ungeheuren Schatz des Vergangenen zu heben und zu ordnen und sich an den poetisch wissenschaftlich zusammengestellten Familien des irdischen Geschichtsparadieses zu erbauen bestimmt zu sein scheint ... Um so mehr mich Haltung, Zeichnung, Farbe und ruhige Besonnenheit fesselten, so blieb mir doch als Bild des Totaleindrucks: eine untergegangene Welt. Ein Chor in der Kirche, ein Altar im Chor, ein Sacramenthäuslein auf dem Altar, eine Monstranz im Sacramenthäuslein; aber statt dem Abendmahl in der Monstranz ein Ring, und in dem Ring ein Loch, zu welchen mir alles wie die Maschen einer sich selbst aufziehenden künstlichen Stickerei hinauszurinnen schien." —

„Es klingt wie Jammer aus der Ferne, es klingt wie tiefer Schmerzenslaut; es ist ein Weh, doch hört man's gerne, und hegt's wie eine kranke Braut. Ach Gott! wer hätt' es nicht verstanden, in dem ein christlich Herze schlägt! Hört ihr den Frevel in den Landen, da sie den Herrn in's Grab gelegt? ... Wir wären lange schon gekommen, wir meinten's längst im Sinne gut; doch fehlt' es an Panier den Frommen, und blöd' und einzeln, schwieg der Muth. Nun tönt ein freud'ger Sang von allen, steigt zuversichtlich himmelwärts: Panier, Panier! wir sehn dich wallen, bist König Richard Löwenherz."

In dem Liede ist wohl noch etwas Anderes gemeint, als die Kreuzfahrt. Auch in dem gleichzeitigen „Sängers Fluch" hat Uhland — der den Zauberring sehr bewunderte, und auf den Fouqué's Lyrik einen großen Einfluß übte — Napoleon im Auge gehabt: ihm galt die Warnung: „umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms!" den Hallen seines Reichs das Prophetenwort, daß nur „scheuer Sklaventritt" in ihnen sich hören sollte, „bis euch in Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!" — Und die Zeit der Erfüllung war näher, als man zu hoffen wagte. —

„Die Gährung," schreibt König Jerome Dec. 1811 an seinen kaiserlichen Bruder, „ist auf dem höchsten Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen. Die mächtige Ursache dieser Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Classen, der Ueberbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten."

Der russische Feldzug war beschlossen. 29. Febr. 1812 schloß Frankreich mit Preußen, 14. März mit Oestreich ein Bündniß. Gneisenau, Scharnhorst u. A. verließen den preußischen Staatsdienst. Fichte, der den Geist der Studirenden durch strenge Zucht bilden wollte, und darüber mit seinen Amtsgenossen, namentlich Schleiermacher, in den schlechtesten Verhältnissen stand, reichte 14. Febr. das Gesuch ein, des Rectorats enthoben zu werden; es wurde angenommen, „da er ohnehin wegen seiner Reden bei den französischen Behörden übel notirt sei!"

9. Mai reiste Napoleon aus Paris ab; in Dresden erfolgte die Huldigung seiner sämmtlichen Vasallen: es war der glänzendste Tag des großen Weltreichs; schon träumte er davon, über Moskau nach Indien zu ziehn.

23. Mai reiste Frau v. Staël — heimlich mit einem gewissen Rocca vermählt — aus Coppet mit A. W. Schlegel nach Rußland ab. Auf der Durchreise in Wien, 6. Juni, sprach sie Gentz, Ad. Müller, Fr. Schlegel. Ihr Hausfreund Chamisso, der sich jetzt auf Botanik gelegt, kam Sept. 1812 zu den alten Freunden in Berlin: Fouqué, Varnhagen, Gr. Löben: dort dichtete er das hübsche Mährchen vom Schlemihl, der seinen Schatten an den Teufel verkauft hat, und nun, um dem übeln Gerede zu entgehn, auf Siebenmeilenstiefel die Welt durchstreift.

Goethe war seit dem Frühling in Karlsbad, wo er Beethoven kennen lernte, damals 41. J., auf der höchsten Höhe seines Schaffens, leider schon taub. „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch freilich weder für sich noch für Andere genußreicher macht." Mitte Juli begrüßte Goethe im Namen der karlsbader Bürgerschaft die Kaiserin Marie Luise als „Vermittlerin nach Götterart"; er hoffte als Resultat des russischen Kriegs den allgemeinen Frieden, d. h. einen europäischen Bundesstaat unter Napoleons Schutz. „Das Kleinliche ist alles weggenommen!"

Frh. v. Stein, mit Arndt am russischen Hofe, trug durch sein entschlossenes Wesen nicht wenig dazu bei, den Kaiser Alexander zu ermuthigen. 28. Juni war die große Armee in Wilna, 14. Sept. in Moskau, 18. Oct. begann der Rückzug, 28. Nov. war die Schlacht an der Beresina, 30. Dec. hatte York die Kühnheit, die Convention von Tauroggen abzuschließen.

„Wir können uns jetzt alle," schreibt Goethe 14. Nov. an Reinhard, „als Strandbewohner ansehn und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. In einem so ungeheuren, unübersehbaren Unglück fühlen wir denn freilich, wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können."

„Rüttelt nur an euren Ketten!“ sagte er zu den Freunden; der Mann ist euch zu stark!

Noch bevor es zum Kriege kam, verlor er einen seiner ältesten Freunde. 21. Jan. 1813 starb Wieland, 79 J. alt. Die ironische Laune verließ ihn keinen Augenblick, so daß seine Enkelinnen meist immer lachen mußten. Er schien, seines Zustands wohl bewußt, ihn spielend vergessen zu wollen. Den Tag vor seinem Tode perorirte er noch das To be or not to be! und sagte, beides sei ihm nun gleich; die Götter seien etwas grob gegen die Menschen, aber die Menschen seien vernünftig genug, um es ertragen zu lernen. Die letzte Nacht, da er nicht schlafen konnte, verlangte er, die Aufwärterin solle ihm etwas erzählen: — „hat Sie denn keine Großmutter gehabt, die ihr Mährchen erzählt hätte?“ — Morgens wollte er heimlich aufstehn, und rief der hemmenden Aufwärterin zu: „Sie hindert mich allezeit, wenn ich etwas unternehmen will!“ — Zuletzt schlief er ganz sanft ein. — Goethe, der sein Andenken hoch in Ehren hält, schreibt an Reinhard: „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird?“

25. Jan. 1813 verlegte der König, um Freiheit des Entschlusses zu gewinnen, seine Residenz nach Breslau: York's Schritt hatte er hart gemißbilligt, aber dem allgemeinen Drängen des Volks konnte er nicht widerstehn; 9. Febr. erfolgte das Aufgebot der Freiwilligen; neben einander schlugen in Breslau Steffens und Jahn ihre Werbeplätze auf. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! wer legt die Hände noch feig' in den Schooß! Pfui über dich Buben hinter dem Ofen, unter den Schranzen und unter den Zofen! Bist ein ehrlos erbärmlicher Wicht, ein deutsches Mädchen küßt dich nicht, und deutscher Wein erfreut dich nicht.“ So Theodor Körner, Schiller's Jünger.

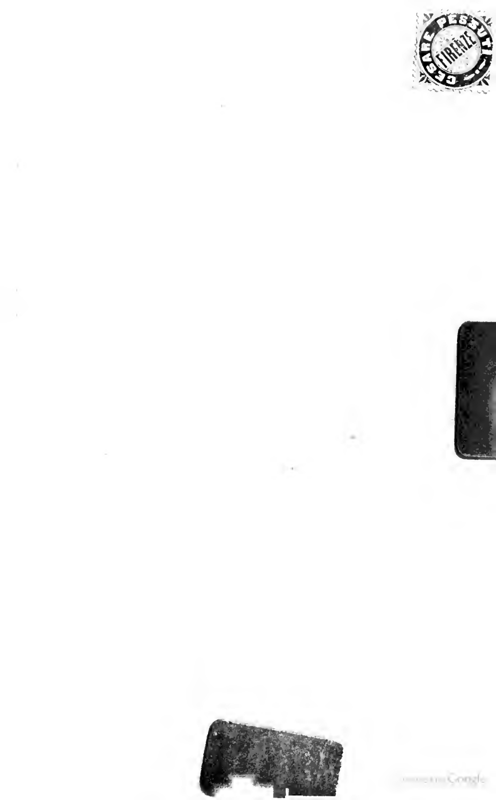
Es wurde Ernst. 2. Mai wurde bei Lützen geschlagen. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte, drum gab er ihm den kühnen Muth, den Zorn der freien Rede, daß er bestände bis auf's Blut, bis in den Tod die Fehde. Laßt brausen, was nur brausen kann, in hellen lichten Flammen! Ihr Deutschen alle, Mann für Mann, für's Vaterland zusammen! und hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände, und rufet alle, Mann für Mann: die Knechtschaft hat ein Ende!“



Druck von Hüthel & Legler in Leipzig



Druck von Hübel & Legler in Leipzig.


CESARE PESSUTI
FIRENZE

